Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußischen Prinzessinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schwester Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Bayreuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.

Der Inhalt der hier abgedruckten Memoiren bedarf keiner Vorrede — es möchte selbst überflüssig seyn, über ihre Authenticität ein Wort zu verlieren, da das Gepräge der Wahrheit in derselben nicht zu verkennen ist, inzwischen, um jeden Zweifel zu entwaffnen, bin ich bereit, das französische Original, das ich einer besondern Huld verdanke, jeden, der die Handschrift der geistreichen Fürstinn kennt, einsehen zu lassen.

Es ist zu bedauren, daß ein Theil des Manuscripts durch einen unglücklichen Zufall abhanden ge-

kommen iſt, ich wollte inzwiſchen von dem, was ich erhielt, auch kein Wort zurück behalten, daher das abgebrochene Ende. —

Wegen einiger Stellen, die in den Noten nach einer andern Abſchrift gegeben ſind, muß ich bemerken, daß ſich dieſe beim Original-Manuſcript von einer andern Handſchrift beigeſchrieben fanden.

Cotta.

Nach den Hinsterben meiner Aeltermutter Sophie Charlotte von Hannover, Königinn von Preußen, dachte König Friedrich der Erste, mein Aeltervater, darauf, seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen, zu verheirathen. Seine Absicht war auf die Prinzessinn Ulrike von Schweden, die Schwester Karl des Zwölften, gerichtet; dem zu Folge schickte er den nachmaligen Feldmarschall, Grafen von Finkenstein, nach Stockholm, um über diese Heirath zu unterhandeln. Der Kronprinz, welcher aber die Prinzessinn von Hannover, sein Geschwisterkind, schon gesehen, und sich in sie verliebt hatte, wußte den Grafen Finkenstein so gut zu unterrichten, daß dieser nicht allein eine sehr wenig vortheilhafte Beschreibung von der Prinzessinn von Schweden machte, sondern auch von ihr versicherte, daß ihr ihre Gesundheit keine Hoffnung gäbe, Mutter zu werden: da nun der König sehnlich wünschte, sich in seiner Nachkommenschaft wieder aufleben zu sehen, entsagte er der Verbindung mit Schweden, und gab zu der Heirath seines Sohnes mit der Prinzessinn von Hannover, Tochter des Churfürsten Georg, nachmaligen Königs von Engelland, seine Einwilligung. Diese Ehe ward gegen das Ende des Jahres 1706 vollzogen, und gab meinem Großvater Gelegenheit, seine ganze Prachtliebe zu zeigen. Wie man mir sagte, soll es nie etwas Schöneres und Glänzenderes gegeben haben, wie die damaligen Feste. Für die Kronprinzessinn war aber bei allem diesem das Angenehmste, daß mein Großvater sie sehr lieb gewann, und ihr bei allen Gelegenheiten Achtung bewieß; doch

eben dieses ward ihr eine Quelle des Kummers, denn der Kronprinz faßte so eine heftige Eifersucht gegen seinen eigenen Vater, daß er seine Frau ziemlich hart darüber behandelte. Ein Sohn, von welchem die Prinzessinn entbunden ward, stellte den Frieden zwischen den beiden Eheleuten wieder her. Mein Großvater gab dem Neugebohrnen den Titel eines Prinzen von Oranien; nicht als hätte er ihn vor schöner gehalten, als den von Preußen oder Brandenburg, sondern weil er ihm dadurch die Erbfolge des Hauses Oranien zusichern wollte, auf welches er von seiner Mutter *) her, der Churfürstinn Sophie Louise, Ansprüche hatte. **)

Die Freude über die Geburt des jungen Prinzen dauerte nicht lange, da er nach neun Monaten starb. Sein Tod war meinem Großvater um so empfindlicher, da die Kronprinzessin keine Zeichen einer neuen Schwangerschaft merken ließ. Da er leidenschaftlich wünschte, die Krone, welche er in sein Haus gebracht hatte, auf seine Nachkommenschaft übergehen zu sehen,

*) Die erste Gemahlinn Friedrich Wilhelms, meines Urgroßvaters, der große Churfürst genannt.

**) Folgendes liest man über diese Heirath in einer andern Handschrift:

Die Hochzeit des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessinn von Hannover hatte im Jahr 1706 statt. Der König Friedrich der Erste hatte seinem Sohn zwischen drei Prinzessinnen die Wahl gelassen, zwischen der von Schweden, der Schwester Karls des Zwölften: der von Oranien, Nichte des Fürsten von Anhalt, und der von Zeitz. Der Prinz von Anhalt, welchen der Kronprinz von jeher sehr herzlich liebte, hatte sich geschmeichelt, seine Wahl würde auf seine Nichte fallen; da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen sah, fiel seine ganze Rache auf die Kronprinzessinn, und zog ihr den grausamen Verdruß zu, der nachmals über sie erging.

dachte er darauf, ſich zu verheirathen. Seine Miniſter ſchlugen ihm verſchiedene Prinzeſſinnen vor, aus denen er Sophie Luiſe von Mecklenburg-Schwerin auswählte. Dieſe dritte Heirath ſchlug aber nicht zu ſeiner Zufriedenheit aus; wie man mir ſagte, begann die Uneinigkeit zwiſchen beiden Gatten ſchon den Tag nach der Hochzeit; da aber alles dieſes vor meiner Geburt geſchehen iſt, halte ich mich nicht dabei auf, ich werde hinlänglich zu thun haben, mich deſſen, was zu meiner Zeit geſchehen iſt, zu erinnern. Hier beginnen nun meine eigenen Angelegenheiten.

Denſelben Tag, wie die neue Königinn ihren Einzug in Berlin hielt, erklärte die Kronprinzeſſinn, daß ſie ſeit vier Monaten ſchwanger ſey. Die Freude war allgemein. Alle Welt verſprach ſich einen Prinzen, und wer ſichs hätte beigehen laſſen, ein Mädchen anzukündigen, würde einen ſchlechten Willkommen gefunden haben. Das war dennoch der Fall, und mir wars beſtimmt, ihnen ihren Freudenwein zu verwäſſern. Ich ward den dritten Julius 1709 zu Berlin geboren. Die Könige von Dänemark und Polen *) die bei meinem Großvater zum Beſuch waren, wurden meine Taufzeugen, ſo daß ſich bei meiner Taufe, die mit Pomp und Pracht vollzogen ward, drei Könige und eine Königinn zugegen befanden; aber das Sonderbarſte beſtand darinn, daß die drei Fürſten Friedrich hieſſen, und ſich zu drei verſchiednen Religionen bekannten. Ihrer Gegenwart verdankte ich die ſchönſten Prophezeihungen, man verſprach mir ſo viele Kronen, wie Könige bei meiner Taufe geweſen wären, ja ein

*) Eine andere Handſchrift ſezt hinzu:

Um den Allianztraktat gegen Carl den Zwölften, König von Schweden, zu ſchlieſſen, ſeinen Unternehmungen ein Ziel zu ſetzen, und die Ruhe in Polen wieder herzuſtellen.

gewisser hessischer Edelmann, Nemens Weßenbach, trieb die Thorheit so weit, mich mit dem Kinde Jesu, und die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande zu vergleichen, die gekommen wären, es anzubeten. So ungereimt diese Vergleichung war, machte der Einfall bei meinem Großvater doch so großes Glück, daß er dem, der ihn gehabt hatte, ein Geschenk von tausend Dukaten reichen ließ.

Von allen den schönen Dingen, welche man mir damals wahrsagte, ist nichts eingetroffen. Wäre man dabei stehen geblieben, mir zu sagen, daß ich mit meinem Schicksal zufrieden seyn würde, so hätte man die Wahrheit gesagt, denn ich bin es würklich, und würde meine Lage nicht gegen alle Kronen der Welt vertauschen. Noch vergaß ich, zu sagen, daß ich die Namen Friederike Sophie Wilhelmine erhielt. Hätte man mich zu Rathe gezogen, so würde ich Charlotte genannt worden seyn; so hieß die Königinn, meine Großmutter, von dieser hörte ich so viel Gutes, sie ist noch von allen, die sie kannten, so sehr geliebt, daß ich ihr gern in allen, auch den geringsten Dingen, gleichen möchte.

Hätte man nun gleich einen Prinzen lieber gehabt, wie mich, so gewann mich doch mein Großvater herzlich lieb, und sorgte sehr für meine Erziehung. Mit achtzehn Monaten schwatzte ich schon recht artig, und war viel entwickelter, wie es Kinder in diesem Alter gewöhnlich sind; mit zwei Jahren ging ich ganz allein, und trieb tausend Possen, die meine Eltern belustigten; kurz, ich war ihr, und des ganzen Hofes Abgott.

Im Jahre 1710 kam die Kronprinzessinn mit einem Prinzen nieder, der einige Monate nach seiner Gyburt wieder starb.

Eine vierte Schwangerschaft gab im Jahre 1712

einem Prinzen das Leben, der den Namen Friedrich erhielt. Dieſes iſt der Bruder, der mit mir erzogen ward, den mir tauſend Urſachen theuer machen, und den ich den Troſt habe, von ganz Europa bewundert zu ſehen. Frau von Ronnie, die Gemahlinn des grand Maitre de la garderobe, erhielt die Oberaufſicht über unſre Erziehung. Frau von Rocoule, die meinen Vater ſchon erzogen hatte, ward ſeine Hofmeiſterinn, und mich übergab die Kronprinzeſſinn einer gewiſſen Léti; Frau von Kielmannsegge, nachmals unter dem Namen von Lady Arlington bekannt, in die meine Mutter damals viel Vertrauen ſezte, ſie alſo ſehr fähig hielt, mir eine Hofmeiſterinn zu wählen, hatte ihr dieſe Perſon empfohlen. Es iſt nöthig, ihr Bild zu entwerfen. Sie war eine Tochter des Gregori Léte, des verlaufnen Mönchs, der ſich nach Holland geflüchtet hatte, von wo man ihn aus einer Menge Schriften kennt, die ihn das Elend herauszugeben trieb. Er war nicht im Stande geweſen, ſeiner Tochter eine Erziehung zu geben, ſo daß ſie nicht mehr Höflichkeit hatte, als man den Holländern gewöhnlich beimißt. Ihr Karakter war aus allen Fehlern, die man den Italiänern vorwirft, zuſammengeſezt; ſie hatte Feinheit des Geiſtes, Kenntniſſe, und eine groſſe Leichtigkeit des Ausdrucks; ſie war zornmüthig, rachſüchtig und verbuhlt; alle dieſe Fehler verbarg ſie aber unter dem Schleier einer anſcheinenden Frömmigkeit, mit der ſie die, welche keine Gelegenheit hatten, ſie näher zu ſehen, hinterging. Dieſes Mädchen wurde alſo gewählt, mein Gemüthe zu bilden. Glücklicherweiſe waren meine guten Anlagen kräftiger, als ihr böſes Beiſpiel.

Im Jenner des Jahres 1713 ward Friedrich der Erſte, mein Groſvater, gefährlich krank. Sein ſehr geſchwächter Körper machte die Aerzte bald an ſeinem

Leben verzweifeln; dennoch lebte er noch bis zum fünf und zwanzigsten Februar, wo er Nachmittags mit eben so viel Standhaftigkeit als Ergebung verschied. Ich erinnere mich, daß er meinen Bruder und mich den Tag vor seinem Tod zu sich kommen ließ, und uns segnete. Seine Unterthanen beweinten ihn sehr, er war auch wirklich großmüthig und prächtig, und verdient keinen Vorwurf, als daß er seinen Ministern zu vielen Einfluß gestattete. Die Pracht seines Begräbnisses will ich mit Stillschweigen übergehen.

Sechs Monate blieb der Hof noch auf dem alten Fuße, dann ward er völlig umgeändert. Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, alles war Offizier oder Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur übrig. General Major Grumkow kam an die Spitze der Geschäffte, und theilte mit dem Fürsten von Anhalt das ganze Vertrauen des jungen Königs. Um aber alles dieses verständlich zu machen, muß ich den Karakter des Königs und seiner beiden Günstlinge darstellen.

Die Erziehung dieses Prinzen war dem Grafen Alexander von Dohna anvertraut gewesen, er hatte sie sehr vernachlässigt, und ihm durch den ungeheuern Geiz, der ihn selbst besaß, eine große Liebe zum Gelde eingeflößt. Von Jugend an hatte der Prinz das Kriegswesen geliebt; er hatte ein erhabenes Genie, war der größten Dinge fähig, einen durchdringenden Geist, eine leichte Fassungsgabe, kurz alles, was einen grossen Mann bilden kann. Alle diese schönen Eigenschaften wurden durch ein zu lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn nur zu oft zu dem größten Jähzorn hinriß, verdunkelt. Bei wenigem Mitleid hörte er meistens nur die strengste Gerechtigkeit, und zog sie der Güte vor. Dieses abgerechnet, sah man ihn nie einen Menschen verlassen, dem er einmal seine Gunst

geschenkt hatte, und ungeachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen die Armen; die verschiednen wohlthätigen Stiftungen, die er in seinem Reiche gemacht hat, können dieses beweisen. Er liebte weder das Gepränge, noch den Luxus; sein Hofmeister hätte sich bemüht, ihm einen sehr schlechten Begriff von dem andern Geschlechte beizubringen, weshalb er nicht nur sehr eifersüchtig auf die Königinn war, sondern auch gegen seine Töchter zu vieler Härte verleitet wurde.

Der Fürst von Anhalt konnte unter die größten Heerführer seines Zeitalters gerechnet werden; zu einer vollkommenen Kriegserfahrung gesellte er einen sehr ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein rohes Wesen flößte Furcht ein, und sein Karakter rechtfertigte seine Physiognomie. Ein unermeßlicher Ehrgeiz machte ihn für die Erlangung seines Endzweckes zu jedem Verbrechen fähig. Ein unversöhnlicher Feind, war er hingegen treuer Freund seiner Anhänger, und seine Feindschaft traf niemals einen andern, als den, von welchem er sich beleidigt glaubte, ja man hat ihn sogar verschiedne Male den Verwandten derer, die ihm am meisten widerstrebt hatten, Beweise von Großmuth geben sehen.

Grumkow, der nachmals Feldmarschall ward, konnte für einen der geschicktesten Minister, die man seit langer Zeit gesehen hatte, gelten. Ein schmiegsamer Geist, eine reizende Unterhaltung, lebhafte, geistreiche Antworten machten ihn eben so angenehm in der Gesellschaft. Diese ganze schöne Außenseite verhüllte ein falsches selbstsüchtiges, verrätherisches Herz. Sein Betragen widerlegte keine dieser Eigenschaften, es war eben so ausschweifend als ärgerlich.

Zween Karaktere wie die, welche ich so eben geschildert habe, waren wohl fähig, einen jungen Fürsten zu verderben, und einen Staat umzustürzen. Wei-

de waren innige Freunde; ihr Plan war seit langer Zeit, den König zu regieren, und mit der Zeit eine Königinn zu haben, die ganz von ihnen abhinge. Da die Heirath des Kronprinzen mit der hannöverischen Prinzeß diesen Plan aber völlig zerstörte, blieb ihnen nichts übrig, als das Ehepaar zu entzweien, und so dem Vertrauen zuvorzukommen, welches der Kronprinz in seine Gemahlinn setzen könnte. Zu diesem Zweck hatten sie allen seinen Leidenschaften geschmeichelt, hatten ihn in ihre Ausschweifungen hineingezogen, und seine Eifersucht gegen die Kronprinzessinn aufgeregt. Ihr Betragen blieb sich nach der Thronbesteigung des Prinzen gleich; sie zogen der Königinn unaufhörlich Verdruß zu, dem sie zu widerstehen, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen wird, wirklich ihrer ganzen Tugend bedurfte. Doch jezt will ich zu einem weniger unangenehmen Gegenstande übergehen.

Die Königinn Anna von Engelland starb ein Jahr nach Friedrich dem Ersten, und mein mütterlicher Aeltervater, der Churfürst von Hannover, bestieg nach ihr den Thron. Er eilte schnell in sein Königreich, wo er gekrönt wurde; der Churprinz nahm den Titel eines Prinzen von Wallis, und der Prinz Friedrich, sein Sohn, den eines Herzogs von Gloceſter an. In eben diesem Jahre gab mir die Königinn eine Schwester, die man Friederike Louise nannte. Ich will diese Begebenheiten schnell abthun; da ich mir vorsezte, die Geschichte meines eignen Lebens zu schreiben, halte ich mich nur bei solchen Dingen auf, die auf mich Bezug haben.

Mein Bruder, der durch meines Vaters Thronbesteigung Kronprinz geworden war, hatte eine sehr schwache Gesundheit, die in Verbindung mit seiner mürrischen, schwermüthigen Gemüthsstimmung täglich für ihn fürchten machte. Der Fürst von Anhalt

und Grumkow waren vielleicht die einzigen, die seinen Tod wünschten, denn sie hofften, daß der Markgraf von Schwedt, erster Prinz vom Geblüte, und durch seine Mutter des Fürsten von Anhalt Neffe, dadurch zum Throne gelangen könnte. *) Sie wollten mich mit diesem Prinzen verheirathen, damit die Allodialgüter, welche Kunkel-Lehn waren, nicht aus der Familie kämen. Sie stellten dem Könige die Sache vor, und bewiesen ihm, daß die gesunde Politik diese Heirath fordre, sowohl um die Allodien zu erhalten, als um sich dadurch den Markgrafen auf immer zu verbinden. Diese Reden wurden anfänglich von Herrn von Grumkow nur geschickt hingeworfen, nach und nach breitete man sich in ihren rohen Gelagen weitläuftiger darüber aus, man gab dem Dinge ein so schönes Ansehen, daß der König dem Prinzen von Anhalt sein Wort gab, unser beider Neigung frühzeitig

*) Der Churfürst Friedrich Wilhelm, mein Urgroßvater, hatte zwei Gemahlinnen; die Prinzessinn von Oranien, seine erste Frau, gebahr ihm Friedrich den Ersten, und den Prinzen Louis, der eine Prinzessinn Radzivil heirathete, von der er keine Kinder hatte. Die zweite Gemahlinn Friedrich Wilhelms war Sophie Dorothea Prinzessinn von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg. Sie gab ihm vier Prinzen, und zwei Prinzessinnen; einer der Söhne: Carl starb in Italien, von den drei andern: Philipp, Albert und Ludwig heirathete der älteste eine Prinzessinn von Dessau, die Schwester des Fürsten von Anhalt. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn; der Markgraf Friedrich, der älteste dieser beiden Söhne war also der erste Prinz vom Geblüte und diesem zu Folge wahrscheinlicher Erbe der Krone und der Churwürde, im Fall, daß der König ohne Hinterlassung männlicher Erben mit Tode abging.

einander günstig zu stimmen, weshalb er auch wirklich dem Markgrafen befahl, mir regelmäßig seine Aufwartung zu machen.

Dieser Prinz war im Jahre 1700 gebohren, also neun Jahr älter wie ich. Ich war damals nicht in dem Alter, wo man liebt oder haßt, sey es also angeborne Abneigung oder kindischer Eigensinn, genug daß ich ihn nicht leiden konnte. Die Lei, welche von dem Prinzen von Anhalt und Grumkow gewonnen wär. hörte indessen nicht auf, ihn herauszustreichen, und wenn ich mir beikommen ließ, ihn einmal rauh zu behandeln, oder kindischer Weise einen Possen zu spielen, so war des Schmälens darüber kein Ende. Die Königinn, meine Mutter, blieb einige Zeit über alle diese Anschläge in völliger Unwissenheit, und ließ es sich nicht einfallen, daß alle die Besuche, die mir der Markgraf machte, eine andre Absicht hätten, als mir Höflichkeit zu erzeigen. Endlich entdeckte ihr der König, wovon die Rede sey, und sprach von meiner Heirath mit dem Markgrafen wie von einer völlig entschiednen Sache. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Königinn; von da an beschloß sie, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu verheirathen, denn sie sah wohl, daß der wenige Einfluß, den sie auf das Gemüth des Königs hatte, ihr vollends sollte entzogen werden. Des Königs Gesundheit ward sehr wankend, Nervenkoliken machten oft für sein Leben fürchten; bis dahin hatte sie sich geschmeichelt, im Fall seines Todes die Vormundschaft über meinen Bruder und die Regentschaft über den Staat zu erhalten. Nun sah sie durch meine Heirath ihre Feinde viel mächtiger werden, und konnte also nicht hoffen, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen; da sie aber wußte, daß der Prinz von Anhalt und Grumkow der größten Verbrechen fähig wären, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, mußte

ſie im Gegentheil alles für meinen Bruder fürchten. Wären aber auch alle dieſe Beſorgniſſe eitel geweſen, ſo konnte ſie doch kein Glück für mich hoffen, denn der Markgraf von Schwedt war ein würdiger Neffe des Fürſten von Anhalt, ſeine niedrigen Neigungen, ſeine Vorliebe fürs Böſe, ſeine Grauſamkeit und Rohheit ließen ſchon jetzt in ihm einen zweiten Nero erblicken.

Ganz anders war es, wenn ich den Herzog von Glocester heirathete. Die Verbindung mit Engelland war eine mächtige Stütze für meine Mutter, und eine viel ſchicklichere Verſorgung für mich. Lebhaft widerſetzte ſich alſo dieſe Fürſtinn meiner Heirath mit dem Markgrafen von Schwedt; aber weder ihre Thränen und Klagen, noch die Urſachen, die ſie anführte, vermogten etwas über den einmal ſchon gewonnenen Geiſt des Königs; ihr blieb keine andre Hoffnung, als daß meine große Jugend dieſe Verbindung noch ſehr weit hinausſchieben müßte.

Gröſſere Geſchäfte zogen jezt eine Zeit lang des Königs Aufmerkſamkeit an. Er unternahm im Jahre 1715 den Krieg gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, und die Königinn, obſchon ſie ſchwanger war, folgte ihrem Gemahl zu der Armee, die nach Pommern aufbrach. Nachdem ein Corps von Sachſen, und der König von Dännemark ſich mit meinem Vater vereinigt hatten, belagerten dieſe beiden Fürſten Stralſund, wo Karl eingeſchloſſen war. Der Erfolg dieſer Campagne, die außer meinem Geſichtskreis liegt, iſt aller Welt bekannt; ſie war für meinen Vater und ſeine Verbündeten gleich rühmlich.

Während der Abweſenheit der Königinn war ich der Sorgfalt der Letl, und der Kronprinz der Frau von Rocoule anvertraut. Die Letl gab ſich viele Mühe, mich zu unterrichten; ſie lehrte mich die Anfangsgründe der Geſchichte und Erdbeſchreibung, ich las

fließend, und schrieb ziemlich gut für mein Alter. Da ich während der Abwesenheit der Königinn viele Menschen sah, entwickelte ich mich, und lernte einigen Anstand, so daß die Königinn bei ihrer Rückkehr über meine kleine Person entzückt war. Meine Freude, sie wieder zu sehen, und die Liebkosungen, die sie mir machte, verursachten mir eine so große Gemüthsbewegung, daß ich einige Stunden darauf einen heftigen Blutsturz bekam, den man nur mit vieler Mühe stillen konnte, er kehrte aber am andern Tage mit verdoppelter Heftigkeit zurück, so daß die Aerzte an meinem Leben verzweifelten. Dennoch entriß man mich dieser Gefahr, allein die große Schwäche, die der Zufall zurückließ, nöthigte mich, mehrere Wochen lang das Bette zu hüten. Kaum war ich wieder hergestellt, als die Königinn die außerordentliche Leichtigkeit, die ich zum Lernen hatte, benutzen wollte; sie gab mir also verschiedene Lehrmeister, unter andern auch den berühmten La Crepe, der wegen seinen Kenntnissen der orientalischen Sprachen, und sowohl der heiligen, als profanen Alterthümer einen großen Ruf erworben hat. Diese Lehrer lößten sich einander bei mir ab, und beschäftigten mich den ganzen Tag so unausgesetzt, daß mir nur wenig Zeit zu einer Erholung übrig blieb.

An dem Berliner Hofe sah man nur Offiziers, dennoch wär er sehr zahlreich, wegen der Menge von Fremden, die von allen Orten herbeikamen. Während des Königs Abwesenheit war alle Abende Appartement bei meiner Mutter. Dieser Fürst war meistens in dem nur wenige Meilen von Berlin entlegenen Potsdamm, wo er wie ein bloßer Edelmann lebte, sein Tisch war einfach, nur mit dem Nothwendigen bedient. Seine Hauptbeschäftigung war die Bildung eines Regiments, das er schon unter Friedrich dem Ersten angefangen hatte; Nachmittags ging er auf die Jagd, Abends

rauchte er mit seinen Offiziers und Günstlingen — dieses nannte man die Tabagie, und wenn er in Berlin war, fand keine groſse Veränderung seiner Zeiteintheilung statt.

Damals befanden sich in Berlin viele schwedische Offiziere, die bei der Einnahme von Stralsund zu Kriegsgefangenen gemacht waren. Einer von ihnen, Namens Croom, hatte sich in der ganzen Stadt durch seine vorgebliche Kenntnisse der Sterndeuterey bekannt gemacht. Die mehrsten Menschen sind abergläubig, und hängen solchen Narrentheidungen gerne an; obschon ich nicht in diesem Fall bin, kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine ziemlich sonderbare Thatsache zu erzählen, die ich für eine bloſse Wirkung des Zufalls halte. Die Königinn, neugierig, diesen sonderbaren Menschen zu sehen, lieſs ihn kommen, sie reichte ihm ihre Hand zur Untersuchung, worauf er ihr vorhersagte: sie würde von einer Prinzessinn entbunden werden, welches auch wirklich zwei Monate darauf im März des Jahres 1716 geschah. Dem Prinzen, meinem Bruder, wahrsagte er viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend, aber in reifern Jahren sollte er Kaiser werden, und einer der gröſsten Prinzen Europas seyn. Meine Hand versprach nicht so viel Glück, wie die meines Bruders; anfangs rief der Astrolog: er habe nie eine so unglückbringende gesehen, mein ganzes Leben würde ein Gewebe von Unfällen seyn, einige gute Zwischenräume würden immer von neuen Stürmen abgekürzt werden, drei groſse Parthien würden sich mir antragen, aber er zweifelte, ob eine davon annehmlich gefunden werden würde. Er meinte damit Frankreich, England und Polen. — Die Folge dieser Blätter wird zeigen, daſs sich der Mensch nicht allezeit geirrt hat.

Eine von der Königinn Hofdamen, mit Namen Wagnitz, wollte sich auch wahrsagen lassen. Er gab

ihr den Bescheid: daß sie noch vor Ende eines Jahres vom Hofe gejagt werden würde. Wie Frau von Blaspiel, die Günstlinginn der Königinn ihr Schicksal wissen wollte, antwortete er: ihr Unglück wird dem der Fräulein von Wagnitz nahe auf dem Fuße folgen, und ihr Abschied vom Hofe eben so unangenehm seyn, wie jener ihrer. Alles dieses ging kurze Zeit darauf in Erfüllung, und da die Abenthäuer der Wagnitz in der Folge mit meiner Geschichte in Verbindung sind, kann ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Ihre Mutter, die Frau von Wagnitz, war Hofmeisterinn der Markgräfinn Albert, der Tante des Königs. Sie war die allerintriguanteste Frau am Hofe; obschon weit in die Jahre, hatte sie doch noch Liebhaber und ihre Gunstbezeugungen, und die ihrer drei Töchter, — alle drei schön wie die Engel — gehörten den Meistbietenden, oder dienten, die Geheimnisse des Cabinets zu gewinnen, die sie hernach an die fremden Gesandten verkauften. Alle diese Ränke und Laster wußte sie durch eine scheinbare Gottesfurcht zu bemänteln, so daß man sie für die Tugend selbst gehalten hätte; ihr gütevolles Wesen entzückte alle Welt, und gewann ihr alle, die ihren Karakter nicht näher erforschen konnten. Alle ihre Absichten gingen darauf aus, eine ihrer Töchter bei Hof anzubringen, wo sie hoffte, sie zu des Königs Maitresse zu machen; dazu wählte sie die schönste der Dreien, und die Königinn ernannte sie zu ihrer Hofdame. Nach diesem ersten Schritt thaten Mutter und Tochter alles Mögliche, um ihren Zweck zu erlangen; als erstes Mittel suchten sie die Gunst der Königinn zu gewinnen, nachher bemühten sie sich um die Freundschaft aller derer, welche den König zunächst umgaben.

Unter diesen war Crayp, der Sohn eines pommerschen Kriegsraths; seine Umstände waren so schlecht,

daß er, wie es ihm nicht gelang, einen elenden Posten von fünfzehn Thalern monatlich zu erhalten, sich ins Waſſer ſtürzen wollte. Endlich ward er Auditor von des Königs Regimente, und verſöhnte ſich dergeſtalt mit dem Glücke, daß er Oberintendant der Finanzen und endlich gar Staatsminiſter geworden war. Dieſes war einer von denen, welchen die Wagnitz am meiſten ſchmeichelte. Mit einer niedrigen Seele, die ſeinen Urſprung nicht verleugnete, hatte er die Gunſt des Königs in ſo einem Grade gewonnen, daß er ſogar Einfluß über ſeinen Geiſt hatte. Zu jener Zeit war er mit dem Fürſten von Anhalt und Grumkow in entſchiedner Feindſchaft. Ein jeder von dieſen drei Menſchen wollte allein regieren, und in Abſicht auf Laſter und ſchlechtes Betragen wäre die Wahl zwiſchen ihnen ſchwer geweſen. Graup errieth bald der Wagnitz ihren Plan, und beſchloß, ihn zum Vortheil ſeiner Angelegenheiten und ſeines Vergnügens zu benutzen. Dem zu Folge bot er ihr an, ſie unter der Bedingung zur Sultaninn zu erheben, daß ſie ihre Gunſtbezeugungen mit ihm theile. Es ward ihm alles zugeſtanden, und er ſezte ſeiner Seits alles in Bewegung, um den König von ſeiner Gemahlinn abwendig zu machen, und ihm eine Neigung gegen die Wagnitz einzuflößen. Aber alles war vergeblich, der König liebte die Weiber nicht, und ſezte ſeine Ehre darein, in dieſem Punkt den Vorſchriften des Evangeliums zu folgen. Sein Grundſaz war: daß man nur Todtſünden vermeiden müßte, die erlaßlichen Sünden könnte man ſchon verſöhnen.

Es dauerte nicht lange, ſo wurden Grumkow und der Prinz von Anhalt ſeine Abſichten gewahr; ſie hätten dem Könige nun wohl eine Maitreſſe gegönnt, ſie ſollte aber aus ihrer Hand kommen; daher beſchloſſen ſie, die Wagnitz zu entfernen, und

wo möglich den Craup zu stürzen. Das Mädchen hatte bei einem sehr beschränkten Verstand eine unerträgliche Unverschämtheit, ihr stak nichts Geringeres im Kopf, als Königinn zu werden. Ihr Herz war so schwarz wie ihre Augen, sie hatte eine wahre Schlangenzunge, und zerriß unbarmherzig die redlichsten Leute am Hofe, gegen die sie Feindschaft ankündigte, und sie durch Hülfe ihres unwürdigen Liebhabers in das gröste Unglück brachte. Die häufigen Besuche, die ihr Craup machte, flößten Grumkow den Verdacht ein, daß ein Liebesverständniß zwischen ihnen statt fände. Um sich darüber Licht zu verschaffen, ließ er einen Küchenjungen die Rolle eines Gespenstes übernehmen, damit er aber von allem Verdacht, der Anstifter dieser Comödie zu seyn, frei bliebe, mußte sie während des Feldzugs, wo er der Belagerung von Stralsund beiwohnte, gespielt werden. In einer Nacht, wo es schon gegen den Morgen zu gieng, hörte man ein gräuliches Geräusch und Gepolter in dem Schlosse; ich selbst ward davon aufgeweckt. Anfangs glaubte man, daß es brennte, bis wir bald zu unserm großen Erstaunen erfuhren, daß der Lärm von einem Gespenst herrühre, das im Schlosse umhergehe. Es war verschiedne Male vor unsern Zimmern, und denen der Hofdamen der Königinn, welche ganz nahe dabei waren, vorbeigegangen. Die Schildwachen hatten voll Schrecken davon laufen wollen, sie sagten: es sey der grose höllische Satan, der Luzifer, den die Hexenmeister, die Schweden hergeschickt hätten, den Kronprinzen umzubringen. Vergeblich suchte der wachthabende Offizier, die Leute zu beruhigen, was er auch sagte, so konnte er keinen bewegen, den Satan aufzusuchen. So kam er also selbst, mich und meinen Bruder in Sicherheit zu bringen. Den folgenden Tag war die ganze Stadt in Unruhe; die Vernünftigsten fürchteten, daß es wirk-

lich ein Anſchlag der Schweden ſey, die unter dem Schuz dieſes Geſpenſtes Feuer im Schloß anlegen konnten, um uns zu entführen. Die furchtſamen Davonläufer wurden alſo ſtrenge beſtraft, die Wachen verdoppelt, und alle Vorſicht genommen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dem unerachtet ſezte das Geſpenſt ſeinen Umgang fort, und ward erſt in der dritten Nacht ergriffen. Man befragte es, aber die dazu beſtellten Perſonen, die gewonnen waren, und Grumkow ſelbſt, machten ihre Sache ſo gut, daß der Küchenjunge ſtatt aller Strafe verurtheilt wurde, drei Tage auf dem hölzernen Pferde zu ſizen, und damit ward die Geſchichte unterdrückt, Grumkow aber entdekte die ganze Intrigue der Wagnitz, und erfuhr, daß Cramp oft die Nacht bei ihr zubrachte; er beſuch ihre Kammerfrau, die ihm geſtand, ihre Herrſchaft habe ſchon einmal eine zu frühe Niederkunft gemacht, und ſey wieder ſchwanger. Das alles ward dem Könige hinterbracht. Die Königinn ward eben wieder guter Hofnung; ihr Gemahl befahl ihr, der Wagnitz den Abſchied zu geben, er erzählte ihr zugleich alle ihre Intriguen, und die Mühe, die ſie angewendet hätte, um ſeine Maitreſſe zu werden. Meine Mutter hatte eine groſſe Schwäche für dieſes Mädchen; ſie ſuchte den König von dieſem ſtrengen Verfahren abzuwenden, es war aber vergebens, kaum konnte ſie erhalten, daß er der Wagnitz drei Monate vergönnte, um ihren Abſchied zu fordern, und ſo den Hof noch mit Ehren zu verlaſſen. Der Königinn war die Aufführung dieſes Mädchens nicht unbekannt, ſie hatte ſie zum Theil mit eignen Augen geſehen. Wenn der König abweſend war, mußte ihr Cramp ſeine Briefe gewöhnlich in ihre eignen Hände übergeben. Eines Tages, wie er eines ſolchen Auftrags zu Folge gekommen war, trat die Königinn früher, wie er es erwartete, in das Zimmer,

worinn er sich befand, und überraschte ihn, wie er Fräulein von Wagnitz zärtlich umarmt hielt. Ich war der Königinn nachgefolgt, und war Zeuge dieses schönen Auftritts, der ihr eine so heftige Gemüthsbewegung zuzog, daß die Damen, zu denen wir zurükgiengen, meinten: die Königinn befinde sich nicht wohl. Ich rief aber sogleich: es fehlt ihr gar nichts, Mama hat nur gesehn, daß der Crauz die Wagnitz umarmt hat. Aber das zog mir eine derbe Predigt zu, und ich wurde mit der Ruthe bedroht, wenn ich es noch einmal wiederholen würde.

Diese schlechte Aufführung hatte der Wagnitz bei der Königinn bis jezt keinesweges geschadet; es war also sehr empfindlich, ihr den Befehl des Königes ankündigen zu müssen. Sie ließ sie kommen, sezte ihr auseinander, was ihr der König in Rücksicht ihrer gesagt hatte, und schloß mit der Ermahnung, sich in seinen Willen zu fügen. „Ich werde in drei Monaten niederkommen, sezte sie hinzu; das ist der Termin Ihres Abschiedes. Wenn mir der Himmel einen Sohn giebt, so soll es meine erste Sorge seyn, für Sie um Gnade zu bitten." Die Wagnitz, statt die Güte der Königinn durch Ehrerbietung und Dankbarkeit zu erwiedern, gerieth in eine solche abscheuliche Wuth, daß sie ganz schwarz wurde. Sie vergaß sich so weit, der Königinn und ihrem Kinde zu fluchen. „Ich wünsche, sagte sie, daß der Teufel Ihr Kind hohle, und daß ihr beide verplatzt. Möge die Rache des Himmels Sie und Ihre Kinder treffen; an Ihnen kann ich mich nicht rächen, aber an den Menschen, die Ihnen am liebsten sind, will ich Sie verfolgen. Ich habe eine feste Stütze, die mich Ihnen zum Troz am Hofe halten soll, und muß ich ihn verlassen, so soll die Blaspiel das erste Opfer seyn, das ich meiner Rache bringt." Ihre Wuth und Raserey stieg so hoch, daß sie

von fürchterlichen Zuckungen befallen ward. Frau von Roeoule, die diesem schönen Auftritte beigewohnt hatte, führte die Königinn fort, und, ungeachtet der heftigen Bewegung, die ihr dieser unverschämte Anfall verursacht hatte, bestand sie darauf, in der Hoffnung, noch alles wieder ins Gleiß bringen zu können, dem Könige alles zu verschweigen. Allein drei Tage darauf brachte man dem Könige eine Art von Satyre, die man angeschlagen gefunden hatte. Sie enthielt blutige Ausfälle gegen ihn und seine Gemahlinn. Er zeigte sie Grumkow, der bald nachher entdekte, daß sie von der Wagnitz verfaßt worden sey. Er benachrichtigte den König davon, erzählte ihm nicht allein das zügellose Leben der Mutter und der Tochter, sondern auch verschiedne Staatsintriguen, in welche diese Frau sich mischte, wie sie mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg genau verbunden sey, und ihm Kabinetsgeheimnisse zutrage, die sie von ihren Liebhabern, Creaturen, die meistens in den Geschäften, oder um die Person des Königs zu thun hatten, erfahren. Indem Grumkow diese Umstände, aneinander setzte, suchte er vorzüglich Cramp verdächtig zu machen, und ihn in den Untergang dieser Weiber zu verwikeln. Aber es gelang ihm nicht, der war, wie man es nennt, ein Plusmacher, den der König nicht entbehren konnte. Sein ganzer Zorn fiel also auf die beiden Wagnitz, die aufs Schimpflichste vom Hofe verjagt wurden.

Die Königinn kam drei Monate darauf mit einem Prinzen nieder, dessen Geburt das ganze Land mit Freude erfüllte; man nannte ihn Wilhelm, und er starb im Jahre 1719 an der Ruhr.

Der Graf Poniatowsky kam gegen das Ende dieses Jahres incognito nach Berlin. Karl der Zwölfte, König von Schweden, schikte ihn ab. Weil er den

Oberhofmarschall von Printz, wie sie beide am russischen Hofe Gesandte waren, sehr genau gekannt hatte, wendete er sich an ihn, um eine geheime Audienz beim Könige zu erhalten. Mein Vater begab sich in der Dämmerung zum Herrn von Printz, der damals im Schlosse wohnte; man machte ihm von Seiten Schwedens sehr vortheilhafte Vorschläge, von denen ich aber nur zwei Artikel habe erfahren können. Schweden wollte schwedisch Pommern auf ewig dem Könige, meinem Vater, abtreten, wogegen mich dieser dem schwedischen Monarchen zur Ehe versprach, zu welchem Endzwecke ich auch, sobald ich das zwölfte Jahr erreicht hätte, nach Schweden sollte geführt werden. Der Tod des Königs, der im Jahre 1719 zu Friedrichshall statt fand, verhinderte diese Heirath.

In allem, was ich bis jetzt erzählt habe, geht mich eigentlich nichts persönlich an. Mein zu zartes Alter — ich war nur acht Jahr alt — erlaubte mir nicht, Theil an den Begebenheiten zu nehmen. Den ganzen Tag beschäftigten mich meine Lehrmeister, und zu meiner einzigen Erholung durfte ich zuweilen meinen Bruder sehen. Nie glich eine Zärtlichkeit der unsern. Mein Bruder hatte viel Verstand, aber nicht die geringste Lebhaftigkeit, er begrif leicht, aber er hatte eine unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. Ich, im Gegentheil, war sehr lebhaft, und hatte ein herrliches Gedächtniß. Dem Könige war mein Bruder von Natur zuwider, er sah ihn nie, ohne ihn zu mishandeln, und das flößte ihm die Furchtsamkeit und Scheue ein, die er nie gegen seinen Vater ablegte. Ich hingegen war sein Liebling, er hat an keines seiner andern Kinder so viel Liebkosungen, wie an mich verschwendet; oft nuzte ich meine Gunst, um Gnaden zu erhalten, und habe manchen Unglücklichen das Leben

geretret, denn der König schlug mir nie eine solche Bitte ab.

Die Intriguen des Prinzen von Anhalt und Grumkow giengen indessen ihren Gang. Die Geburt meines zweiten Bruders hatte ihren Plan nicht aufgehoben, sie veränderten nur die Art seiner Ausführung. Eine zweite Reise, welche der König und die Königinn im Jahre 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß von einer doppelten Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessinn Amalie von Engelland, und dem Herzog von Glocester und mir zu reden. Zu gleicher Zeit erhielt ich mehrere Briefe und Geschenke von ihm, und unser Briefwechsel dauerte über ein Jahr. Der Fürst von Anhalt und sein Anhang wagten es nicht, ihre Zudringlichkeit zu Gunsten des Markgrafen von Schwedt zu erneuen; der Karakter des Königs war ihnen zu gut bekannt, um sich seinem Willen unmittelbar zu widersezen. Um ihren Endzwek zu erreichen, mußten sie ihn mit Engelland entzweien, und dieses zu bewerkstelligen, verzweifelten sie nicht.

In diesem Jahre war es, wo man die abscheulichen Ränke entdekte, die ein gewisser Element geschmiedet hatte. Man beschuldigte ihn des Majestätsverbrechens, Hand und Siegel verschiedner grossen Fürsten nachgeahmt, und mehrere Mächte unter einander entzweit zu haben. Der Mensch war von hoher Abkunft, einige sagten: ein Sohn des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, andere des Königs von Dänemark. Wegen der grossen Aehnlichkeit, die er mit dem ersten hatte, glaubte man immer, daß er ihm angehörte*). Ich kann keine nähere Umstände von diesem Ebentheurer erzählen; die Sache ward so

*) Der Mensch war aus Transylvanien, und nannte sich Rosenau, er war Sekretär des Prinzen Ragotzky gewe-

geheim gehalten und behandelt, daß man sie nie recht erfahren hat. Gewiß weiß ich nur, daß Clement dem Könige den größten Theil von Grumkows geheimen Anschlägen entdekte, und ihn gestürzt haben würde, hätte es ihm nicht an Beweisen gefehlt. Aber er hatte keinen der Briefe, die er dem Könige zu geben versprach, und wie man ihn mit Grumkow confrontirte, fand es sich, daß er ihn nicht einmal kannte, da er doch versichert hatte, mehrere geheime Unterredungen mit ihm gehabt zu haben. Mehr bedurfte es nicht, um seine Anklagen als falsch zu behandeln. Der Prozeß dieses Menschen dauerte beinahe sechs Monate.

Der König hatte sich alle diese Dinge so sehr zu Herzen genommen, daß ihn in Brandenburg eine Nervenkolik, von einem heftigen Fieber begleitet, überfiel. Sogleich schikte er einen Boten an meine Mutter, der sie unverzüglich zu ihm berief; sie reiste augenbliklich ab, und kam noch denselben Abend nach Brandenburg, wo sie den König so schlecht fand, daß alle Aerzte an seinem Leben zweifelten. Mein Vater sezte so eben sein Testament auf, die Personen, denen er seinen lezten Willen diktirte, waren von anerkannter Redlichkeit und Treue; er ernannte in diesem Testament die Königinn zur Regentinn des Königreichs, und den König von Engelland nebst dem Kaiser zu Vormündern des jungen Prinzen.

Einige Stunden vor dem Courier, welchen der König meiner Mutter geschikt hatte, waren zween andere an den Fürsten von Anhalt und Grumkow abgegangen. Ich weiß nicht, welcher Zufall diese lezten so lange aufhielt, daß sie erst spät in der Nacht abgin-

sen, den er verrieth und verließ, und endlich den Namen Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.

gen. Das Uebel des Königs machte in dieser Nacht aber so schnelle Fortschritte, daß man ihm nur noch einige Stunden zu leben versprach. Die Furcht, daß er, wenn sich des Prinzen und Grumkows Ankunft noch länger verzögerte, endlich nicht mehr im Stand seyn könnte, sein Testament zu siegeln, vermochte ihn, es zu unterschreiben; da er aber wohl vorher sah, wie vielen Vorwürfen und Widersprüchen es ihn ausse-zen würde, sie gar nicht in diesem Testament genannt zu haben, forderte er von der Königinn, indem er ihr eine Abschrift desselben zustellte, das Versprechen eines unverbrüchlichen Geheimnisses. Auch die Zeugen, und die Personen, welche es aufgesezt hatten, mußten dies-ses durch einen Eid versprechen. Kaum war dieses al-les in Richtigkeit, als der Fürst und Grumkow an-langten.

Da sie Creaturen aller Art um den König hat-ten, erfuhren sie bald, was in Rükſicht des Testa-ments vorgegangen war, aber dessen Inhalt zu erfah-ren, wollte ihnen nicht gelingen. Das Geheimniß, was man ihnen aber daraus machte, lehrte sie bald, daß sie von der Vormundschaft des jungen Prinzen ausgeschlossen wären, und die Königinn, da sie eine Abschrift des Testaments erhalten hatte, zur Regen-tinn ernannt seyn müßte. Sie geriethen in Verzweif-lung! Die Zeit war zu kurz, der König dem Tode nahe, und die Königinn, welche ihm nicht von der Seite gieng, machte es unmöglich, die Widerrufung dieses Testaments zu bewirken. Da jedoch, glüklicher Weise für sie, die Gefahr, in welcher des Königs Le-ben schwebte, nach einigen Stunden vorüberging, wur-den sie etwas ruhiger. Das Fieber sowohl wie die Schmerzen nahmen ab; die Ipecacuanha, welche ihm der Oberchirurg von des Königs Regimente gab, ret-tete ihm das Leben; dieser Mann, der Holzendorf hieß,

und ſpäterhin noch in dieſen Blättern wieder vorkommen wird, machte durch den gelungenen Gebrauch dieſes Mittels ſein Glück in ſo hohem Grade, daß man ihn eine lange Zeit unter die Günſtlinge zählte.

Nach der völligen Wiederherſtellung des Königs kehrte er mit meiner Mutter nach Berlin zurück. Der Prozeß des unglücklichen Elements dauerte noch immer fort; der Elende beſchuldigte eine Menge Menſchen, um ſie in ſeine Sache zu verwikeln, und dadurch den Prozeß in die Länge zu ziehen. Dieſes vermögte den König, alle Briefe auf der Poſt zu öffnen; täglich ward dieſer Fürſt verdachtvoller und mißtrauiſcher, nie legte er ſich zur Ruhe, ohne zwei geladene Piſtolen und ſeinen Degen an der Seite ſeines Bettes zu haben, und dennoch hielt er ſich nur wenige Tage in Berlin auf, ſondern ging mit der Königinn nach Wuſterhauſen.

Der Fürſt von Anhalt und Grumkow waren indeß nicht müſſig; die Teſtamentsgeſchichte gieng ihnen noch immer im Kopfe herum, und Grumkow, der liſtiger war, wie der hölliſche Geiſt, unternahm dieſes Teſtament der Königinn aus den Händen zu winden. Zu dieſer Abſicht ergrief er folgendes Mittel: ich habe ſchon von Frau von Blacpiel geſprochen; dieſe Dame war ſchön wie ein Engel; ein heiterer gebildeter Geiſt erhob ihre Reize, ihr Herz war edel und grade, allein zwei groſſe Fehler, die meiſtens dem ganzen Geſchlechte eigen ſind, verdunkelten dieſe ſchönen Eigenſchaften. Sie war intriguant und kokett. Ein ſechszigjähriger, alter, podagriſcher Mann, war nicht gemacht, dieſer jungen ſchönen Frau zu gefallen, ja es gab viele Leute, die behaupteten, daß ſie mit ihm, wie Placidia mit dem Kaiſer Conſtantin gelebt habe. Damals war der ſächſiſche Geſandte, Graf Manteufel, ihr Liebhaber, aber dieſes verliebte Verſtändniß ward ſo gut geführt, daß man auch niemals den geringſten Zweifel

in die Tugend dieſer Dame geſetzt hatte. Wie ich ſchon geſagt habe, brachte man dem König alle Briefe, die auf die Poſt gegeben wurden; den ganzen Tag brachte er in Wuſterhauſen damit zu, alles, was in und aus ſeinem Land geſchrieben wurde, zu leſen. Manteufel war auf einer kleinen Reiſe nach Sachſen begriffen, und ſo fand der König auch ſeine Briefe an Frau von Blaspiel, ſo wie ihre Antworten. Ihr Inhalt, der ziemlich frei war, lehrte leicht, daß von mehr, wie Freundſchaft die Rede ſey; der König erlaubte ſich grauſame Spöttereien darüber, die Grumkow bald zu Ohren kamen, und dieſer Begebenheit wollte er ſich zur Erlangung ſeiner Endzwecke bedienen.

Die Staatsgeſchäfte, von welchen damals die Rede war, ſind mir nicht hinlänglich bekannt, um genauere Umſtände angeben zu können, ich erinnere mich nur ſo viel, daß der König von Polen meinen Vater nöthig hatte. Grumkow, der dieſen Fürſten ſeit länger Zeit kannte, ſchrieb ihm, und verſprach ſeine Abſichten glücken zu machen, wenn er ſich dagegen mit ihnen verbinden wollte. Der König von Polen willigte ein, und Manteufel kam nach Berlin mit dem Auftrag zurük, durch ſeinen Einfluß Frau von Blaspiel dahin zu vermögen, daß ſie der Königinn das Teſtament des Königs aus den Händen ſpielte. Die Sache war ſehr kizlicht. Frau von Blaspiel liebte ihre Fürſtinn mit unverlezlicher Anhänglichkeit — allein die Liebe iſt ein Tyrann! wehe denen, die ſich ihrer Leidenſchaft überlaſſen, ſie führt ſie weiter, wie ſie gehen wollten, und bereitet ihnen grauſame Reue zu. Was kann man einem Manne verſagen, dem man ſein Koſtbarſtes, die Ehre, aufgeopfert hat? Hätte Frau von Blaspiel alle dieſe Betrachtungen gemacht, ſo würde ſie der gefährlichen Klippe entgangen ſeyn, wo die mehrſten Menſchen ſcheitern. Die Verſicherungen von

Treue und Ergebenheit, die Mantenfel für die Königinn zu haben vorgab, besiegten endlich ihre Beharrlichkeit; doch, wenn sie gleich meine Mutter despotisch beherrschte, kostete es ihr doch sehr viele Bitten, und manchen wiederholten Versuch, bis sie das unselige Testament in ihre Hände bekam.

Während aller dieser Vorgänge ward Elements Prozeß beendigt. Er ward verurtheilt, dreimal mit Zangen gerissen, und dann gehangen zu werden. Der Mensch hörte sein Urtheil, ohne das Gesicht zu verändern: „ich that, sagte er, was des Königs Minister alle Tage thun, sie suchen die Minister anderer Mächte zu betrügen, und sind an fremden Höfen nur ehrenvolle Spione; hätte ich einen öffentlichen Karakter gehabt, wie sie, so wär ich jezt vielleicht auf der Höhe des Glücks, wie nun auf der Höhe der Galgenleiter.“ — Und so starb er mit heldenmüthiger Festigkeit. Man konnte ihn zu den grossen Genies rechnen; er hatte viele Kenntnisse, sprach mehrere Sprachen, und hatte eine bewundrungswürdige Beredtsamkeit. Auf seinem Wege zur Hinrichtung sprach er zum Volke; da aber diese Rede gedrukt ist, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sein Mitschuldiger: Leman, ward geviertheilt, und Heidekamm, aus einer neugeadelten Familie, mit Ruthen gestrichen, sein Degen und Wappen vom Henker zerbrochen, und er für ehrloß erklärt. Dieser lezte wurde nur deswegen so hart gestraft, weil er gesagt und geschrieben hatte: der König sey nicht rechtmässiger Sohn Friedrichs des Ersten, sondern der Bastard eines am damaligen Hofe lebenden Cavaliers.

Alle diese traurigen Auftritte beendigten das Jahr 1717. Das folgende Jahr war nicht weniger fruchtbar an tragischen Begebenheiten. Schon habe ich erwähnt, daß es der Fürst Anhalt und Grumkow zu

ihrem einzigen Endzweck machten, den König mit seiner Gemahlinn zu entzweien. Ihr altes Projekt, mich mit dem Markgrafen von Schwedt zu verheirathen, war noch nicht bei Seite gelegt, jezt suchten sie es von Neuem bei dem Könige zu betreiben; da dieser aber in dieser Zeit ziemlich gut mit Engelland stand, gab er ihnen nur schwankende, und weniger befriedigende Antworten.

Aus dem Gemählde, das ich gleich Anfangs vom Könige entwarf, hat man gesehen, daß einer seiner gröſten Fehler der Geiz war; jede Ausgabe, welche die Königinn zur Aufrechthaltung ihres Ranges machte, war ihm zuwider, aber dem unerachtet machte er ihr die prächtigsten Geschenke. So hatte meine Mutter ein Paar Diamanten-Ohrgehänge gewünscht, welche der verwittweten Königinn gehört hatten, und mit ihrem übrigen Schmuck meinem Vater zugefallen waren. Nach vielen Bitten gab der König diese Ohrgehänge, die 26000 Thaler am Werth hatten, der Königinn, in der Zeit, wie sie von meinem zweiten Bruder entbunden ward. Grumkow, um das Spiel zu verwirren, überredete den König, seine Gemahlinn habe die Ohrgehänge nur deswegen gefordert, um durch deren Verkauf ihre, sehr ansehnliche, Schulden zu bezahlen. Herr von Kanke, der bei Friedrich dem Ersten in grosser Gunst gestanden hatte, hörte diesen Anschlag aus Grumkows eignem Munde; seine Absichten wurden ihm sogleich klar, er benachrichtigte unverzüglich die Königinn davon, jedoch mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verrathen. Der König war gerade abwesend; aber bei seiner Rückkehr ermangelte die Königinn nicht, ihn davon zu benachrichtigen, und den Streich, den man ihr spielen wollte, mitzutheilen. Um ihm allen Verdacht zu benehmen, zeigte sie ihm ihren Schmuck, und forderte Genugthuung von

Grumkow. Der König wollte seinerseits durchaus wissen, durch welchen Kanal sie diese Dinge erfahren hätte, und versicherte, daß er ihnen nur dann Glauben beimessen könnte, wenn die Person, die sie ihr mitgetheilt hätte, Zutrauen verdiene. Da sich die Königinn in die Enge getrieben sah, hatte sie die Unvorsichtigkeit, Kamke zu nennen. Dieser ward auf Befehl des Königs sogleich herbei gerufen; er behauptete seine Beschuldigung, und klagte Grumkow über verschiedene, sehr wichtige, Gegenstände an. Die freundliche Art, mit welcher ihn der König empfienge, hatte ihn zu diesem Schritte vermogt; da er aber gar nicht erwartet hatte, eben jezt diese Rolle zu übernehmen, kennte er gar nicht hinreichende Beweise geben, um die Wahrheit seiner Angaben zu bestätigen. Das Meiste, was er dem Könige mittheilte, wußte er aus Grumkows eignem Munde; da er keine Zeugen aufstellen konnte, obsiegte das Ableugnen des Andern, und er ward nach Spandau geschikt.

Diese Festung, vier Meilen von Berlin gelegen, wurde bald von Leuten von Stand angefüllt. Nicht zufrieden, den Inhalt des königlichen Testaments durch den Grafen von Manteufel erfahren zu haben, wollte der Fürst von Anhalt und Grumkow diese Schrift in eigenen Händen besizen. Alle Bemühungen, die Graf Manteufel anwendete, es von Frau von Blaspiel zu erhalten, waren bis jezt vergebens gewesen; da nun weder Versprechungen, noch Drohungen etwas ausrichteten, beschloß man, nicht allein sie ins Verderben zu stürzen, sondern sie ersannen auch das allerabscheulichste Complott, von dem man in mehreren Jahrhunderten etwas gehört hat.

Der König vergnügte sich oft, am Abend Seiltänzer zu sehen, die ihre Vorstellungen in dem Rathhause gaben, und ich erinnere mich noch recht gut,

daß mehrere von Grumkows Creaturen, und dieſer Miniſter ſelbſt, dem König, wenn mein Bruder und ich mit ihm an der Tafel ſaſſen, ſehr anlagen, er möchte doch dem Prinzen die Freude machen, ihn mit aufs Rathhaus zu nehmen. Sie drangen eines Tages ſo lebhaft in ihn, daß er es ihnen endlich verſprach, da aber einer der Seiltänzer krank ward, verſchob er die Parthie bis auf den nächſten Freitag. Dienſtags früh kam Frau von Blaspiel zu der Königinn, bei welcher ſie zu allen Stunden freien Zutritt hatte, und beſchwor ſie auf das Lebhafteſte, zu verhindern, daß der König und mein Bruder ſich nicht in dieſes Schauſpiel verfügten. Die Urſache dazu wollte ſie ihr nie ſagen; ſie geſtand nur, daß es ihr Leben gälte, und rieth der Königinn, ſich bis Freitags zu verſtellen, dann den König zu zerſtreuen, ihm die Zeit zu vertreiben, ſo daß er die feſtgeſezte Stunde zu dem Schauſpiel vergäſſe, hälfe das aber alles nichts, ſo ſolle ſie ſich ſeinem Hingehn offenbar widerſezen. Ich erhielt den Auftrag, den König zu unterhalten; am Freitag Morgen lehrte meine Mutter mir und meinem Bruder meine Lektion. Ich hatte mich ſo angeſtrengt, meinem Vater die Zeit zu vertreiben, daß es halb ſieben ſchlug, als er es wahrnahm, und aufſtand, um ſich hinweg zu begeben. Vergeblich ſtellte ihm die Königinn vor, daß es zu ſpät ſey; der König hielt meinen Bruder bei der Hand; dieſer, dem man Sorge getragen hatte, allerlei fürchterliches Zeug weiß zu machen, wie man Kinder gewöhnlich zu erſchrecken ſucht, ſchrie und widerſezte ſich aus Leibeskräften; dennoch wollte der König ſchon die Thüre öffnen, aber nun warf ſich meine Mutter und ich zu ſeinen Füſſen, und verhinderten ihn, herauszugehen. Da er von dem Auftritte gar nichts begreifen konnte, wollte er anfangs zornig werden, aber unſere Thränen, unſer Geſchrei und die Mühe,

die wir anwendeten, hielt ihn so lange zurück, daß die bestimmte Stunde endlich verstrichen war. Die Königinn wollte ihm niemals die Ursache dieses sonderbaren Betragens erklären. Da eben in diesen Tagen eine neue Untersuchung Statt fand, errieth der König einen Theil der Wahrheit. Ein gewisser Trosqui, ein Mann von Stande aus Schlesien, war in Verhaft genommen; er hatte sich während dem Feldzug von Stralsund zum Spion brauchen lassen, und obgleich er bei dieser Gelegenheit dem Könige sehr nüzlich war, hatte dieser doch immer ein geheimes Mistrauen gegen ihn behalten. Der Verdacht eines geheimen Briefwechsels hatte seine Verhaftnehmung veranlaßt, und seine Papiere, die man sogleich in Besiz nahm, bewiesen, daß er Grund dazu gegeben hatte. Die ganze Stadt nahm an seinem Schikjal Theil, seine Chatouille enthielt die Liebesgeschichten von ganz Berlin, und mehrere ungemessene Briefe, die man in Rükjicht des Königs an ihn geschrieben hatte. Der König glaubte also: die Besorgnisse der Königinn rühren daher, daß die vielen Menschen, welche in dieser Sache verwikelt wären, sich verbinden könnten, einen kühnen Streich zu wagen; diese Voraussezung war um so natürlicher, da er nur erst den kleinsten Theil der gefundnen Papiere hatte lesen können.

Allein nach zwei Tagen veränderten sich die Umstände. Frau von Blaspiel bat den König um ein geheimes Gehör, und noch ehe sie ihn sprach, erklärte sie sich gegen die Königinn, und theilte ihr die Entdekung mit, die sie von Grumkow's abscheulichen Complotte gemacht hatte. Ihr Anschlag war folgender: Nachdem sie alle Hofnung verloren hatten, das Testament des Königs der Frau von Blaspiel zu entreissen, und also wohl voraussahen, daß sie nach dem Tode dieses Fürsten in Gefahr waren, ihr ganzes Ver-

mögen zu verlieren, wollten sie um jeden Preis den Markgrafen von Schwedt auf den Thron sezen, und sich der Regentschaft bemeistern. Sie beschlossen also, um sich des Königs und meines Bruders zu entledigen, sie beide im Rathhause ermorden zu lassen, im Schloß Feuer anzulegen, meinen zweiten Bruder zu erstiken, die Königinn in irgend eine entlegene Stadt zu verweisen, wo man sie in einer anständigen Gefangenschaft halten sollte, und bei der Rückkehr des Markgrafen von Schwedt, der sogleich berufen werden sollte, meine Heirath mit ihm abzuschliessen. Dieser ganze Vorgang sollte so veranstaltet werden, daß kein Verdacht auf die Anstifter fiel; ein unvermeidener Auflauf im Rathhause sowohl, wie das im Schlosse angelegte Feuer, sollte sie begünstigen.

Alle diese Umstände hörte ich aus der Königinn eigenem Munde. Sie war zwar bei der Unterredung des Königs mit der Frau von Blaspiel nicht gegenwärtig, und hat deren Inhalt nicht erfahren können, da sie diese Dame nie mehr allein sprechen konnte. Man machte aus dieser ganzen Sache, die bis jezt noch unbekannt ist, ein grosses Geheimniß, so viel weiß ich aber, daß der König nach einer zweiten Unterredung Frau von Blaspiel zu meiner Mutter führte, und dabei die Worte sagte: „ich bringe Ihnen hier eine brave Frau, und die beste Freundinn, die ich auf der Welt habe.“

Allein zwei Tage darauf nahm die Confrontation ihren Anfang. Grumkow fand Mittel, das Verhör dem Generalfiskal Katek aufzutragen, einem Menschen von niederer Geburt und seine Creatur. Dieser Mensch hatte eine besondere Gabe, die Schuldigen, welche ihm in die Hände fielen, zu verwirren, und in Verlegenheit zu bringen. Frau von Blaspiel ward das Opfer seiner Geschicklichkeit, verschiedne listige Fragen und

künstliche Wendungen, die er ihren Antworten gab, brachten sie in Verwirrung; sie hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit keinem Beweis zum Belege ihrer Beschuldigungen zu versehen; ihr Gegenpart war wohl wankend gemacht, aber nach und nach zuversichtlicher wie je; so ward sie das Opfer ihrer Treue. Katek schlug vor, sie auf die Folter zu legen, um ihr eine vollständige Ueberzeugung von der Falschheit der von ihr angebrachten Anklagen zu entreissen. Ich weiß nicht, was den König verhinderte, dieses äusserste Mittel zu ergreifen, man begnügte sich, sie nach Beendigung dieses Verhörs nach Spandau zu bringen. Ohne die geringste Schonung gegen die Gesundheit der Königinn, die sich eben schwanger befand, kam der König in der größten Wuth zu ihr, um ihr das schrekliche Schikksal dieser Dame zu verkündigen. Ich war bei diesem traurigen Auftritte gegenwärtig, er griff die Königinn so heftig an, daß man eine zu frühe Niederkunft für sie fürchtete. Ausser der Freundschaft, die sie für die Blaspiel hatte, war sie wegen des Testaments in der größten Furcht; dieses war noch in ihren Händen, und mußte nothwendig unter ihren Papieren gefunden werden. Bald erfuhr sie, der Feldmarschall von Natzmar habe Befehl, die Habseligkeiten der Frau von Blaspiel zu versiegeln; noch denselben Abend schikte sie also ihren Kaplan Beshardt an ihn ab, der ihn von der Gefahr, in welcher sie sich befand, unterrichten, und ihn beschwören mußte, ihr das Testament wieder zuzustellen. Dieser General war ein Mann von anerkannter Redlichkeit, ausserdem ein eifriger Diener des Hauses, er glaubte seinem Herrn nicht untreu zu seyn, wenn er die Bitte der Königinn bewilligte. Dem zu Folge ließ er ihr diese unseelige Schrift, welche die Ursache alle des Unglücks war, wieder zustellen. Frau von Blaspiel blieb ein ganzes Jahr in Spandau, und

verließ es nur, um nach Cleve verwiesen zu werden, wo sie jezt noch lebt.

Endlich beschloß der König, allen diesen Intriguen ein Ende zu machen. Mochten nun alle die Beschuldigungen gegen Grumkow und den Prinzen von Anhalt einigen Eindruk auf ihn gemacht haben, oder vermochten ihn Staatsursachen zu diesem Schritt; er beschloß, den Markgrafen von Schwedt von seinen Reisen zurükzurufen, und ihn mit der Herzoginn von Curland, der nachmaligen Kaiserinn von Rußland, zu verheirathen. Er kam auch noch vor Ablauf dieses Jahrs an, aber ungeachtet der Vortheile, die man ihm bei dieser Heirath erblicken ließ, indem sie ihn zum Herrn eines schönen, blühenden Landes machte, wieß er doch die Anerbietung des Königs hartnäkig von sich; die noch immer genährte Hoffnung auf meine Hand zeigte ihm noch grössere Vortheile, und da er achtzehn Jahr alt, also mündig war, konnte ihn der König nicht mit Gewalt zu seinem Willen zwingen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde mein Bruder männlichen Händen übergeben. Die Königinn ernannte durch ihren Einfluß einen der Hofmeister, den Feldmarschall Grafen von Finkenstein, der Fürst von Anhalt ernannte den andern, der sich Kalkstein nannte, und Major in einem Infanterieregiment war. Der erste war ein sehr wakerer Mann und ein guter Offizier, er hatte Weltkenntniß, aber nicht genug Genie, um ein so überlegenes Genie, wie das meines Bruders, zu regieren. Er war mit der Schwester der Frau von Blaspiel verheirathet, und seit der Verbannung dieser Dame, hatte die Königinn ihm und seiner Frau ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Der andere war ein braver Offizier, aber roh und jähzornig; sein Verstand taugte mehr zur Intrigue, wie zur Unterhaltung, er hatte Kenntniß, machte aber nicht den

gehörigen Gebrauch davon, übrigens war er ein ziemlich wakerer Mann.

Dieses, an tragischen Begebenheiten so fruchtbare Jahr, wurde endlich beschlossen, und läßt mich zum Jahre 1719 übergehen.

Den größten Theil dieses Winters brachte der König in Berlin zu, er fand sein Vergnügen daran, die Gesellschaften zu besuchen, welche sich Abends in der Stadt versammelten. Die Königinn war den ganzen Tag in dem Zimmer dieses Prinzen, und hatte keine andere Gesellschaft, wie meinen Bruder und mich. Abends speißte niemand mit ihr, wie Frau von Konnken, ihre Oberhofmeisterinn, und Frau von Rocoule. Obschon die erste eine Dame von viel Redlichkeit und Verdienst war, hatte sie doch kein Zutrauen zu ihr, und eine tiefe Traurigkeit schien sie ganz zu beschäfftigen.

Eines Tages, wie ich bei ihr war, und sie liebkoßte, sagte sie: Hör, liebe Wilhelmine, ich habe beschlossen, dich bald zu mir zu nehmen, und deine Erziehung zu besorgen, allein ich fordre dagegen viele Dinge, in denen du mir zu Willen seyn mußt. Einmal mußt du an keinen Menschen Anhänglichkeit haben, wie an mich, dann mußt du verschwiegen seyn, und endlich mir blindlings gehorchen. Es hängt von dir ab, bald wie ein grosses Mädchen behandelt zu werden, und meine ganze Liebe zu gewinnen, sobald du mir meinen Willen thust. „Ich versprach alles, was sie verlangte; darauf fragte sie mich: ob ich der Léti nicht alle Abend erzählen müßte, was den Tag über in ihren und des Königs Zimmern vorgegangen sey, und ob sie nie von dem Markgrafen von Schwedt mit mir gesprochen hätte? ich antwortete, daß das sehr oft geschähe, und daß sie mir ihn sehr lobte." Bist du auch verschwiegen, fieng sie wieder an, und kann ich mich darauf verlassen, daß du nichts von alle dem,

was ich dir anvertrauen werde, wiederſagen wirſt? „Hierüber gab ich ihr alle Verſicherung, die ſie nur wünſchen konnte; und nun erzählte ſie mir die ganze Geſchichte von der Blaspiel, ſo wie ich ſie habe hier niedergeſchrieben, alle Intriguen des Fürſten von Anhalt und Grumkows, ihre beſtändige Beſorgniß, da der König von Neuem über meine Heirath mit dem Grafen von Schwedt zu ſprechen anfieng; endlich auch von ihrem Wunſche, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Gloceſter, zu vermählen, und den Vortheilen, welche dieſe Heirath ſowohl für ſie, als auch für mich haben würde. Zum Schluſſe ſagte ſie mir noch: daß ich der Leti nicht trauen ſollte; „ich weiß, ſezte ſie hinzu, daß ſie von dem Anhang des Prinzen Anhalt gewonnen iſt; ſie intriguirt den ganzen Tag mit dem Major Fourcade und Herrn Fournert, (dieſes war ein franzöſiſcher Miniſter) und ich weiß ſehr gut, daß ſie dich nicht anſtändig behandelt, und dich oft ſchlägt. Geſteh mir die Wahrheit, iſt es nicht ſo?" Obſchon alle dieſe Dinge ſehr gegründet waren, leugnete ich ſie fortwährend, und wollte der Leti keinen Schaden thun. „Du biſt noch zu jung, ſagte die Königinn, um ihre Intriguen zu bemerken, aber ihre Mißhandlungen kannſt du nicht leugnen; du kannſt nicht leugnen, daß ſie dir vor einiger Zeit dergeſtalt mit der Fauſt das Geſicht zerſchlug, daß du überall bluteteſt, und darüber das Fieber bekamſt, wegen deſſen du einige Wochen das Zimmer hüten mußteſt." Es befremdete mich nicht wenig, wie ich hörte, daß die Königinn dieſe ganze Geſchichte wußte, dennoch behauptete ich allezeit das Gegentheil; wie es die Königinn wahrnahm, wollte ſie nicht weiter in mich dringen, und begnügte ſich damit, mir anzubefehlen: wenn die Leti mich fragte, was in ihrem und des Königs Zimmer vorgegangen ſey, ſollte ich ihr geradezu antworten, daß ich das

Klatschhandwerk nicht mehr treiben wollte, und es mir nicht zukäme, das, was zwischen meinem Vater und meiner Mutter vorfiel, auszuplaudern.

Kaum war ich Abends in mein Zimmer gekommen, so ließ mich die Leti auf eine Bank neben sich sizen, die in zwei Stufen zwischen der Fenstervertiefung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte sie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf stossen, und sagte ihr: da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht, was vorgefallen sey. Nun ward ich mit schönen Titeln beehrt; „Sie sind ein grosser Esel, sagte sie, und ein eben solches grosses Vieh wie ihre Mutter, sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen ist, Sie haben nicht so viel zu thun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen." Das sagte sie nur, um mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte, dennoch entschied ich mich, der Königinn zu gehorchen, und gab der Leti die mir vorgeschriebene Antwort. Dieses Mädchen hatte zu viel Verstand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; sie suchte mir also mit Sanftheit und Drohung mein Geheimniß zu entreissen; wie sie aber sah, daß alles nichts half, ließ sie ihrer Wuth freien Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf mich ein; ganz ausser sich selbst, ohne zu wissen, was sie that, und was sie sagte, warf sie mich von der Bank herab, wo wir sassen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Gesicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angst hinderten mich, aufzustehen. Mein Geschrei rief meine Kam-

merfrauen zu meiner Hülfe herbei; die eine war meine Amme gewesen; seit ich auf der Welt war, hatte sie mich bedient; nachdem sie mir Hülfe geleistet hatte, gieng sie, der Leti den Kopf zu waschen, und drohte ihr, wenn sie so fortführe, würde sie die Königinn davon benachrichtigen müssen. Wie die Leti mein ganzes Gesicht blutrünstig sahe, ward es ihr angst; sie ließ es sich ein Duzend Flaschen Schußwasser kosten, in das sie mich die ganze Nacht durch ganz einweichte. Tags darauf sagte man der Königinn, daß ich einen ungeheuern Fall gethan hätte, und ich war gutherzig genug, es ihr selbst zu bekräftigen. Wenn sie es nicht glaubte, ließ sie es sich wenigstens nicht merken. Die Leti brauchte seitdem die Vorsicht, mein Gesicht zu verschonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Last ihrer schweren Fäuste. Diese Auftritte kehrten alle Abende zurück; ich war in der gräßlichsten Verzweiflung, sey es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wiedererzählen.

So gieng der ganze Winter hin. Im Innius fand es der König und die Königinn für gut, meinen Bruder und mich mit nach Charlottenburg, einem schönen Lustschloß, ganz nahe bei Berlin, zu nehmen. Die Leti blieb zurück, und ich ward der Frau von Kounken übergeben. Mein Geburtstag ward dort gefeiert; der König gab einen Ball, und ich empfieng sowohl von ihm, als von meiner Mutter sehr schöne Geschenke. Sie gewannen mich alle Tage lieber; ich war nun zehn Jahr alt, und mein Verstand war für mein Alter ziemlich gebildet. Von Charlottenburg giengen wir nach Wusterhausen; kaum waren wir dort angelangt, so überfiel den König eine heftige Krankheit. Wir waren eben in der stärksten Sommerhize, die dieses Jahr ganz ungeheuer war; dem unerachtet fror es den König unaufhörlich; in seinem Zimmer

brannte ein fürchterliches Feuer, und es war von allen Seiten so verschlossen, daß kein Lichtstrahl hinein fiel. Ich mußte den ganzen Tag, von früh sieben Uhr bis Abends um zehn, in diesem Zimmer neben dem Feuer sizen, ohne es anders, als zur Tafelzeit zu verlassen. Nie ist ein Marterthum dem meinigen gleich gekommen; mein Blut gerieth in so eine Wallung, daß ich ganz stumpfsinnig ward. Die Königinn litt so viel, wie ich, und war in der grausamsten Unruhe, denn sie hatte Nachricht bekommen, daß meine zweite Schwester und mein Bruder Wilhelm sehr gefährlich an der Ruhr danieder lägen. Diese Krankheit wüthete damals durch das ganze Land, sie raffte eine Menge Menschen hinweg, und war wie eine Art Seuche. Bald versezte mich die Ermüdung, welche ich litt, in denselben Zustand, wie meinen Bruder und meine Schwester. Die Königinn, die alle Schmerzen nicht achtete, und alle Krankheiten geringschäzig behandelte, wollte nicht eher glauben, daß ich an diesem Uebel litt, als bis ich in Todesgefahr gerieth. Nun brachte man mich, fast sterbend, nach Berlin. Bei meiner Ankunft erfuhr ich den Tod meines zweiten Bruders, der an demselben Morgen gestorben war. Den neunten Tag wartete man mir aufs Ende; meine gute Natur, und die Sorgfalt der Aerzte rettete mir das Leben, doch mußte ich das Bett über sechs Wochen hüten, und ging erst vierzehn Tage nach der Königinn Rückkehr, die gegen das Ende Oktobers erfolgte, zum erstenmal wieder aus.

Die Leti hatte ihre Mishandlungen gegen mich fortgesezt, sie schnarchte wie ein Soldat, und verhinderte mich dadurch, zu schlafen, also mich wiederherzustellen. Schläge und Schimpfreden wurden auch nicht gespart, so daß ich endlich ganz melancholisch ward. Ich hatte immer eine zarte Gesundheit, und

ſehr groſſe Empfindlichkeit des Gemüths; meine Geſundheit mußte endlich von der beſtändigen Unruhe, in der ich mich befand, leiden; ich bekam die Gelbſucht, die zwei Monate anhielt, und hernach nur einem viel gefährlichern Zuſtande Plaz machte. Ein heftiges hiziges Fieber ergriff mich, und artete nach wenig Tagen in ein Fleckfieber aus. Anfangs phantaſierte ich unaufhörlich, bald aber verlor ich alles Bewußtſeyn. Ungeachtet der Gefahr, der ſie ſich ausſezten, kam der König und die Königinn Abends um zehn Uhr an mein Bett, ihre Verzweiflung war ohne Grenzen; ſie ſagten mir unter tauſend Thränen das lezte Lebewohl. Ich war aber taub für ihr Weinen und Klagen, eine kleine Bewegung des Herzens war das einzige Lebenszeichen, das mir noch übrig blieb. Das alles war aber eine bloſſe Criſis; gegen den Morgen kam meine Beſinnung ein Bischen wieder, und das Fieber verminderte ſich nach und nach. Wie ich wieder ſprechen konnte, kam der König zu mir; die Freude, mich einer ſo groſſen Gefahr entgangen zu ſehen, vermochte ihn, mir zu befehlen, daß ich ihn um eine Gnade bitten ſollte. Sogleich beſchloß ich, ihn zu bitten, daß man mich fortan wie eine erwachſene Perſon behandeln, und mir auch die Kleider geben möchte, die dazu gehörten. Er geſtand es mir ſogleich zu, wie er aber mit der Königinn meiner Mutter davon ſprach, ward dieſe ſehr böſe, ſtritt lange dagegen, mußte aber endlich doch nachgeben.

Nur erſt im Anfang des Jahrs 1720 konnte ich meine Zimmer verlaſſen. Ich war auſſer mir vor Freude, den Kinderrok abgelegt zu haben. Nun dünkte ich mir etwas Rechtes, und im Mantel gekleidet, glaubte ich, die Königinn würde ihre groſſe Freude an mir haben. Mit einem mir ſonſt gar nicht gewöhnlichen Ausdruck von Zufriedenheit, begab ich mich alſo

zu meiner Mutter — aber leider hatte ich ohne den Wirth gerechnet! Kaum trat ich in ihr Zimmer, so warf sie einen strengen Blik auf mich, und sagte zu ihren Damen: „das ist ja ein artiges kleines Figürchen, es sieht wie zwei Tropfen Wasser einer Zwerginn ähnlich.“ Man kann denken, wie meiner kleinen Eitelkeit diese huldvolle Schmeichelei gefiel. Im Grunde hatte die Königinn nicht Unrecht, aber sie hätte besser gethan, es bei diesem kleinen Hieb bewenden zu lassen; sie gieng aber weiter, sie schmähte mich tüchtig aus, daß ich mich an den König gewendet hätte, um Gnaden zu fordern, daß sie mir befohlen hätte, mich einzig an sie zu halten, und wenn ich mir das noch einmal beigehen ließe, könnte ich ihres ganzen Zorns gewärtig seyn. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und bezeigte so viel Unterwürfigkeit, daß sie mir endlich verziehe.

Ich habe den hizigen Karakter der Leti bisher hinlänglich bezeichnet, kann aber nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der viele andere nach sich zog. Vor meinen Zimmerfenstern war eine hölzerne Gallerie, welche die Schloßflügel mit einander verband. Diese war immer voller Unflath und Unreinigkeiten, so daß die Vorübergehenden ihre Kleider verdarben und den ekelhaftesten Geruch zu ertragen hatten. Die Schuld davon lag an Everstuann. Kammerdiener des Königs und Schloßwärter. Dieses war einer der größten Lieblinge des Königs, der unglücklicher Weise, weil er sie nicht zu unterscheiden wußte, lauter Schurken dazu wählte. Dieser hatte viel Gewalt über ihn, war der größte Spizbube im Lande, schadete aller Welt, und mischte sich in die allergeheimsten Intriguen. Die Leti hatte ihn verschiedne Male, aber vergeblich, bitten lassen, diese Gallerie reinigen zu lassen. Eines Morgens ließ sie ihn also rufen,

und machte ihn erbärmlich herunter, der andere ermangelte nicht, zu antworten, und, hätte man sie nicht getrennt, so würden sie sich wahrscheinlich bei den Köpfen genommen haben. Ereremann schwor ihr Rache, und suchte sie einige Tage darauf bei dem Könige zu verläumden.

Eines Abends fieng der König, der wahrscheinlich an die Leti Händel suchen wollte, an, mich über den Katechismus zu examiniren. Ich antwortete sehr gut auf alle seine Fragen; endlich fiel es ihm aber ein, mich die zehn Gebote und den Glauben aufsagen zu lassen; ich verwirrte mich darinn, und konnte nie damit zu Stande kommen. Er gerieth in einen ungeheuern Zorn gegen mich, obschon er an mir nur etwas zu tadeln gesucht hätte, um mit der Leti zanken zu können. Auf diese und meinen Lehrmeister fiel nun das ganze Ungewitter seines Zorns, er befahl der Königinn, fortan mehr Aufmerksamkeit auf meine Erziehung zu haben, und bei allen meinen Lehrstunden gegenwärtig zu seyn. Die sechs Monate meiner Krankheit hatten mich sehr zurückgesezt, drei Monate war ich abwesend gewesen, und dann war auch die Menge Sachen, die ich auswendig lernen mußte, daran schuld, daß ich eine über die andere vergaß. Den andern Tag ließ die Königinn die Leti rufen, und wusch ihr tüchtig den Kopf, sie verbot ihr sogar, im Namen des Königs keine Besuche mehr von den Cavalieren anzunehmen, auch selbst nicht von geistlichen Herrn. Das war ein Donnerschlag für sie, statt aller Antwort hielt sie sich an Schimpfreden gegen mich, und spielte mir so viele üble Streiche wie möglich.

Ich erhielt nun eine neue Strafpredigt. Die Königinn sagte mir: daß sie mich wohl würde zu meiner Pflicht zurückzubringen wissen, und mich fortan mit der größten Strenge behandeln würde. So jung

ich war, dachte ich doch über diese Handlungsweise nach. „Verdient ein Gedächtniß-Fehler, sagte ich zu mir selbst, diese Mishandlung? und was kann die Königinn mehr von mir fordern, als was ich geleistet habe? sie ist durch das Vertrauen, das sie mir bezeigt hat, an dem Kummer und den Schlägen schuld, die ich täglich leiden muß; ich habe der Leti auf ihren Befehl mißtraut, und so wird mein Vertraun in sie gelohnt. Nun sie zornig gegen mich ist, nimmt sie die Parthie der Leti, und predigt mir Grundsäze, die denen, die sie mir gab, ganz entgegen sind."

Meine ganze Lebensweise wurde nun verändert. Früh um acht Uhr fingen meine Lehrstunden an, und, die Essenszeit ausgenommen, gieng das ununterbrochen bis Abends zehn Uhr fort. Nachmittags nahm ich sie in dem Zimmer der Königinn, die nie mich zu schmählen ermangelte, wenn ich bei meinem Hertzogen nur eine Sylbe vergessen hatte. Ich weinte alle Nächte, wurde furchtsam, schüchtern und trübsinnig; alle meine Lebhaftigkeit verschwand, so daß ich nicht mehr zu erkennen war. Die Vorsehung wollte mich von meiner frühsten Jugend an zu den Leiden und Unannehmlichkeiten dieses Lebens durch Geduld vorbereiten, und mich zu Betrachtungen führen, an denen mich meine zu grosse Lebhaftigkeit vielleicht verhindert hätte.

Dieses Leben dauerte über drei Monate. Da der König diese ganze Zeit über in Berlin und bei meiner Mutter in Ungnade gewesen war, hatte sie nicht mit mir gesprochen. Wie er aber abgereißt war, und meine Mutter Appartement bei sich hielt, nahm sie mich eines Tages bei Seite, und sagte mir: ich sollte mich erinnern, was sie mir anvertraut hätte; sie habe vergessen, mir alle die Personen zu nennen, die ihre Feinde wären; nun nannte sie mir dieselben, und drei Viertel von Berlin war darunter begriffen; mit

allen dieſen Perſonen ſollte ich nicht umgehen, und, wenn ſie ihr den Hof zu machen kämen, nicht einmal mit ihnen ſprechen. Es iſt hinreichend, ſagte ſie, wenn du ihnen eine Verbeugung machſt, mehr bedarf es nicht; aber ich verbiete dir ausdrüklich, irgend jemand zu ſagen, daß ich es dir befohlen habe. Ich gehorchte pünktlich, und zog mir den Haß der ganzen Stadt zu; man hieß mich ſtolz, hochmüthig, man beſchuldigte mich, keine Lebensart zu haben. Meiner Mutter ihr groſſer Fehler war dieſes argwöhniſche Weſen; ſie that einer Menge von Menſchen damit Unrecht.

Die Leti merkte indeſſen wohl, daß es die Königinn ſey, welche mich von ihr entfernte. Da ſie keine Beſuche mehr in ihrem Zimmer annehmen durfte, und alſo keine Mittel mehr hatte, ihre Liebes- und Staats-Intriguen fortzuſezen, machte ihr ihre Lebensweiſe ſehr viel lange Weile; daß meine Heirath mit dem Markgrafen von Schwedt abgebrochen ſey, machte ihr auch bittern Kummer. Seit der Geſchichte der Frau von Blaspiel, war der Credit des Fürſten von Anhalt auch ſehr geſunken, ſie erhielt keine Geſchenke mehr, alle die ſchönen Verſprechungen, welche man ihr gemacht hatte, waren wie ein Dunſt zerfloſſen, und alle Mittel, ihren Ehrgeiz zu ſättigen, verloren. Sie ſchrieb alſo an Myladi Arlington, und bat ſie, ihr den Titel meiner Hofmeiſterinn mit den Vorrechten einer Frau von Stande zu verſchaffen, könnte das aber nicht ſeyn, ſo möchte ſie ihr zu derſelben Stelle bei den Prinzeſſinnen von Engelland verhelfen. Myladn ſendete ihr einen Brief, der ausdrüklich dazu eingerichtet war, der Königinn gezeigt zu werden; er enthielt groſſe Verſprechungen über ihre Anſtellung in Engelland, und drükte das gröſte Erſtaunen aus, daß eine Perſon von ſo aufgezeichneten Verdienſten und Fähigkeiten wie ſie,

auf ſo einen niedrigen Fuß behandelt würde. Sie ſollte der Königinn nur dieſe Vorſchläge machen, und im Fall, daß man ſie nicht annähme, würde ſie in England ein Glük finden, das ihr bald die in Berlin zurükgelaſſenen Vortheile vergeſſen machen könnte. Das alles war ein abgekartetes Spiel, um der Königinn bange zu machen, lauter leere Worte ohne alle Wirklichkeit.

Die Leti ſchikte der Königinn dieſes Schreiben der Lady Arlington, und begleitete es mit einem höchſt unverſchämten Brief, in welchem ſie auf die Bewilligung ihrer Forderungen, oder auf ihren Abſchied drang. Meine Mutter nahm dieſes Betragen ſehr übel auf. Ihren Abſchied hätte ſie ihr ſehr gerne gegeben; da ſie aber von Lady Arlington begünſtigt ward, die einen groſſen Einfluß bei dem Könige von England hatte, fürchtete ſie die böſen Streiche, welche ſie ihr dort ſpielen könnte. Sie ließ ihr alſo durch mehrere Perſonen von dieſem Vorhaben abrathen, da ſie aber eigenſinnig darauf beharrte, beſchloß ſie, dem Könige, der noch denſelben Tag ankommen ſollte, den Brief zu zeigen. Ehe dieſes geſchah, ſprach ſie mit mir von der Sache, und fragte mich: ob ich nicht recht froh würde ſeyn, ſie loszuwerden? Der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung; ich bat und beſchwor ſie kniend und unabläſſig, bis ſie mir endlich verſprach, den folgenden Tag mit dem Könige zu ſprechen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Leti zwiſchen heut und morgen von ihren Forderungen abwendig machen würde. Sobald ich in meinem Zimmer war, ſprach ich mit dieſem Mädchen, und ſuchte ſie durch Liebkoſungen und Bitten zu gewinnen; mochten ſie nun mein gutes Herz und meine Thränen bewegen, oder war ſie ſelbſt froh, unter dieſem Vorwand zurüktreten zu können; ich erhielt endlich von ihr, daß ſie der Königinn

einen zweiten Brief ſchrieb, worinn ſie dringend bat, dem König jenen erſten nicht zu zeigen. Unſre Freundſchaft dauerte nicht lange; nach vierzehn Tagen gingen die Fauſtſchläge von neuem an, nun war es kein Zänkern mehr, ſondern ſie hatte einen unverſöhnlichen Haß auf mich geworfen.

Drei Monate gingen ſo vorüber, und erſt im Merz 1721 beſchloß die Leti in vollem Ernſte, mich zu verlaſſen. Lady Arlington rieth ihr, ihren Abſchied zu fordern, und verſprach ihr ihren Schuz. Sie ſchrieb alſo zum dritten Mal der Königinn, und forderte den Titel meiner Hofmeiſterinn, nebſt den, damit verbundenen, Vorrechten; unter andern forderte ſie einen Plaz an der königlichen Tafel — eine Ehre, die, wie ſie ſagte, wirklich nicht ſehr groß ſey, da lumpige Offiziers, die ſie ſehr unter ſich anſähe, an ihr aufgenommen wären. Die Frau von Rocoule war bei dem Empfang dieſes Briefes gegenwärtig, und die Königinn theilte ihr denſelben mit. Wie können Sie aber anſtehen, ſagte dieſe Dame, nachdem ſie ihn geleſen hatte, zur Königinn, ihr den Abſchied zu geben? iſt es denn Ihrer Majeſtät nicht bekannt, wie ſie die Prinzeſſinn behandelt? mich ſolls nicht wundern, wenn man ſie Ihnen nächſtens mit zerbrochnen Rippen, oder zerſchlagenen Arm und Beinen herbei bringt. Das arme Kind leidet ein wahres Marterthum, und zum Beweiſe haben Ihre Majeſtät nur die Güte, ihre Kammerfrauen zu fragen, Sie werden hören, was es täglich für Auftritte giebt. Die Königinn ließ ſie ſogleich rufen, und ſie entſchuldigten ſich, ſie nicht früher benachrichtigt zu haben, weil die Leti ihnen gedroht hätte, daß ihr Einfluß die Oberhand behalten würde. Auf dieſe Auſſage beſchloß die Königinn, gleich nach des Königs Zurückkunft nach Berlin mit ihm zu ſpre-

chen, und mir, aus Furcht, daß ich Hinderniſſe in Weg legen möchte, gar nichts von der Sache zu ſagen.

Mein Vater kam Anfangs April nach Berlin zurük, und nun theilte ihm die Königinn ſogleich der Leti ihren Brief mit. Er war über die darinn enthaltenen Unverſchämtheiten ſo erzürnt, daß er ſie, ohne die Vorbitten der Königinn, in der erſten Aufwallung nach Spandau geſchikt hätte. Nun erhielt ſie nicht allein ihren Abſchied, ſondern auch das Verbot, in ſeiner Gegenwart zu erſcheinen.

Meine Eltern giengen jezt über die Wahl einer Perſon zu Rathe, der ſie meine Erziehung anvertrauen könnten. Der König ernannte ſogleich Fräulein von Sonnsfeld, der Königinn zweite Hofdame; ſie hatte der verſtorbnen Königinn, meiner Großmutter, bis zu ihrem Tode gedient, und war eine Perſon von ganz entſchiednem Verdienſt. Dieſes Wort ſagt genug. Der Ueberreſt meiner Geſchichte wird ſie hinlänglich kennen lehren, ſie hat ſich in allen den ſchwierigen Fällen ihres Lebens nie verleugnet, ſie iſt noch bei mir, und ihre Anhänglichkeit an mich iſt ſich immer gleich. Die Königinn war mit dieſer Wahl nicht zufrieden, ſie hatte Fräulein von Sonnsfeld in dem ſehr ungegründeten Verdacht, in Grumkows Complott gegen die Blaspiel verwikelt geweſen zu ſeyn. Wen ſie mir geben wollte, habe ich nie erfahren, aber ſie gab dem Könige nur erſt nach langem Wortwechſel nach.

Von dieſem allen wußte ich nichts, denn ich war nicht mit bei der Unterredung geweſen, aber mein Bruder hatte ſie angehört, und ſagte mir ſogleich alles wieder. Die Nachricht that mir ſo weh, daß die Königinn, wie ſie wieder in ihr Zimmer kam, mich in hellen Thränen fand. Nun, rief ſie, das iſt wahrlich ein groſſes Unglük, die Leti zu verlieren! hat ſie dir etwa noch nicht Schläge genug gegeben? Ich warf

mich ihr aber zu Füssen, und beschwor sie, ihren Ausspruch zurükzunehmen; sie sagte aber: das sey alles umsonst, ich möchte mich darein schicken. Meine Eltern hatten viele Mühe, die Fräulein von Sonnsfeld zu dem ihr vorgeschlagenen Amte zu bereden; nur die Drohungen des Königs schienen sie endlich zu bewegen, und so trat sie am dritten Ostertag ihr Amt bei mir an.

Der Leti ihr Unglük machte mich indessen untrösklich. Ich that alles Mögliche, um ihr meine Freundschaft zu bezeigen, großmüthig gab ich ihr alle meine Kleider, und alles, was sie ausser dem, was ihr die Königinn gab, an Kleidung, Kleinodien und Silber von mir erhielt, belief sich über 5000 Thaler; so daß mich auch die Königinn nach ihrer Abreise ganz neu kleiden mußte.

Ich gewöhnte mich leicht an meine neue Herrschaft. Fräulein von Sonnsfeld hatte der Königinn vorgestellt, daß man mich mit Sanftmuth leiten, und durch Ehrgeiz anspornen müsse; nach allem, was ich gelitten hätte, bedürfe ich bei meiner grossen Schüchternheit Aufmunterung. Da sie der König unterstüzte, ließ ihr die Königinn freie Hand, ich fieng an, mich nach und nach zu verändern; sie lehrte mich wahre Empfindungen kennen; ich lernte nun mit Vergnügen, gewann Geschmak an der Lektüre, und machte bald meine Lieblingsbeschäftigung aus ihr. Meine übrigen Lehrer wurden noch mit einem der englischen und italienischen Sprache vermehrt; ich kannte die alte und neue Geschichte, die Erdbeschreibung, die Anfangsgründe der Philosophie, die Musik verstand ich gründlich, kurz ich machte in kurzer Zeit sehr schnelle Fortschritte.

Dieses ganze Jahr, und die Hälfte des folgenden, welches das von 1722 war, fiel nichts merkwürdiges vor, als daß die Königinn von einem Prin-

gen entbunden ward, den man August Wilhelm nannte.

Unter dem Gefolge der verstorbnen Königinn, meiner Großmutter, war eine gewisse Pölnitz, sie war Hofdame gewesen, und der Königinn Liebling. Dieses Mädchen hatte ihr Ansehen nicht verdient, sie hatte Verstand und Lektüre, aber einen intriganten Geist, und eine so böse Zunge, wie es je eine gegeben hat; auch behauptete der böse Leumund des alten Hofes, daß sie der Göttinn der Liebe fleissig geopfert hätte. Seit dem Tode der Königinn lebte sie von einem Jahrgehalt, welches ihr der König von Engelland aus einem zärtlichen Andenken seiner Schwester auszahlen ließ, in Hannover. Dieses Mädchen kam jezt, um ihre Familie zu besuchen, nach Berlin — doch vorher muß ich noch einen kurzen Begriff von dem Hofe von Engelland geben.

Der König war ein Fürst, der sich etwas darauf einbildete, römische Gesinnungen, und besonders eine grosse Standhaftigkeit zu haben; da sie aber nicht auf wahren Grundsäzen beruhte, ward sie eher ein Laster, als eine Tugend. Er hatte viel kaltes Blut, und erzürnte sich nie; er war gerecht und billig, aber geizig bis zum Uebermaaß, sein Verstand war mittelmäßig, sein Aeusseres kalt; er sprach wenig, und gab rauhe Antworten. Seine Günstlinge und Maitresse beherrschten ihn — diese lezte war aus der Familie Schulenburg; nach des Königs Thronbesteigung nahm sie in England den Titel einer Herzoginn von Kendale, in Deutschland den einer Prinzessinn von Eberstein an. Die Prinzessinn von Wallis hatte einen durch die Wissenschaften und Lektüre gebildeten Geist, und war sehr fähig zu den Geschäften. Ihr freundliches verbindliches Betragen zog ihr anfangs alle Herzen an, bei näherer Beobachtung fand man sie aber falsch, stolz und ehrgeizig. Ihr Karakter glich dem der Agrippine,

sie hätte auch wie diese Prinzessinn gesagt: „man al-les untergehen, wenn ich nur regiere.“ Der Prinz von Wallis hatte so wenig, wie sein Vater, ein über-legenes Genie; er war jähzornig, lebhaft und rachsüch-tig, dabei unerträglich geizig und stolz. — Die Her-zoginn von Kendale war ein gutes Weib, sie hatte weder Laster noch Tugenden; die meisten Leute glaub-ten sie mit dem Könige verheirathet; ihr ganzes Be-mühen gieng dahin, ihren Einfluß zu behalten, alle, die ihr entgegen waren, zu entfernen, und zu verhin-dern, daß niemand sie ausstäche. Mylady Arlington war des verstorbenen Churfürsten von Hannover und der Gräfinn von Platen natürliche Tochter, also des Königs unehliche Halbschwester; sie hatte viel Verstand, aber er war nur zum Bösen gekehrt, und daneben die allerabscheulichsten Laster. Diese drei Weiber, wie feindselig sie auch unter einander lebten, vereinigten sich doch in einem Punkt, und das war: den Herzog von Glocester keine Prinzessinn, die weder aus einem grossen Hause sey, noch die Verstand habe, heirathen zu lassen. Da sie von meinen artigen Antworten ge-hört hatten, und man ihnen meinen Geist anpries, waren sie gegen mich eingenommen, und das um so mehr, da sie alle drei meiner Mutter geschworne Fein-dinnen waren; denn diese hatte sie bei mehreren Gele-genheiten nicht so geschont, wie es die Politik erforderte.

Die Pölnitz nun, denn zu der komme ich wieder zurück, — war der Mylady Arlington Creatur. Da der König in dem nächstfolgenden Jahre nach Deutsch-land kommen sollte, schikte sie sie nach Berlin, um dort ihre Rolle zu spielen. Besser hätte sie ihr Werk-zeug nicht wählen können! Die Königinn empfieng sie so gnädig wie möglich, und einen Augenblik nachher stellte sie sie mir vor. Ehe sie mich nun noch ange-sehen hatte, fieng sie an, mich von den Füssen bis

zum Kopfe zu mustern; „Ey mein Got: Ihro Majestät, sagte sie zu der Königinn, wie übel präsentirt sich die Prinzessinn! sie stekt ja ganz in den Schultern, und ist ungeheuer dik für so eine junge Dame.“ Ich war über diesen schönen Anfang ganz verstummt, er benahm mir alle Faſſung, und machte es mir unmöglich, ein Wort vorzubringen. Die Königinn selbst war bestürzt, sie antwortete ihr aber doch: „was ihre Art sich zu präsentiren betrift, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Gestalt ist fehlerlos, und wird sich schon bilden, wenn sie mehr in die Höhe wächst; wenn Sie sie aber sprechen, werden Sie sehen, daß sie nicht so, wie Sie glauben, aus lauter Materie besteht. „Nun nahm mich die Pölnitz sogleich bei Seite, und that mir hundert Fragen, die sich für ein Kind von vier Jahren geschikt hätten, aber nicht für mein Alter. Das verdroß mich denn so, daß ich endlich gar nicht mehr ihr zu antworten würdigte. Nun stürmte von Seiten meiner Mutter eine ganze Legion von Vorwürfen auf mich ein, die so lange dauerten, wie die Pölnitz in Berlin war. Fräulein von Sonnsfeld, die mit ihr am Hofe gedient hatte, und ihre Bosheit kannte, tröstete mich aus allen Kräften für meinen Verdruß, sie sprach sogar mit der Königinn darüber, und versicherte ihr: dieses Mädchen hätte nur an allen meinen Handlungen etwas zu tadeln gesucht, es müste durchaus etwas anderes dabei zum Grunde liegen.

Kurz nach der Abreise der Pölnitz kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Kunken; sie nannte sich Brunow, und war Hofmeisterinn der Königinn. Es war ein gutes, aber grundeinfältiges Geschöpf. Sie that ihrer Schwester viele Fragen über mich, und diese Dame, die mich stets sehr lieb gehabt hat, sagte ihr mehr Gutes von mir, als ich verdiente. Die Brunow schien sehr

erstaunt, und sagte: zwischen Verwandten könnte man wohl aufrichtiger seyn. Auf Frau von Konnkens Frage: was das bedeuten solle? sagte sie: „das bedeutet, daß Eure Prinzessinn so böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmüthig ist, und dabei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel hat." Die Oberhofmeisterinn erklärte ihr, was zu diesem Geschwätz hätte Veranlassung geben können, daß es aber ziemlich gleichgültig sey, da man es jeden Augenblik widerlegen könne. Wenige Tage darauf kam Fräulein von Brunow zu mir, und war sehr erstaunt, mich von der erhaltenen Beschreibung ganz verschieden zu finden. Dennoch hatte sie keine Ruhe, bis man mich nicht vor ihren Augen aufgeschnürt hatte; und um sie zu überzeugen, daß ich keinen Buckel habe, mußte ich mich von ihr besichtigen lassen von hinten und vorn. Diese Schau wurde von mehrern Weibern, die aus Hannover kamen, mehr wie einmal wiederholt, und machte mich fast wüthend, ja das ganze Jahr ging damit hin, die Musterung meiner kleinen Person zu unternehmen.

Das Jahr 1723 war interessanter. Der König von England kam, in Begleitung der Herzoginn von Kendale und Mylady Arlington nach Hannover; die Ketl war in Myladys Gefolge, denn sie lebte nur von ihrer Güte. Mein Vater, der damals nur meine Heirath mit dem Herzog von Glocester zur Absicht hatte, begab sich bald nach Ankunft dieses Fürsten nach Hannover. Während seines ganzen Aufenthalts vertrugen sie sich sehr gut. Nach seiner Rückkehr ging meine Mutter ebenfalls dahin ab, und ward von dem Könige mit geheimen Instruktionen versehen, die sie in Stand sezten, den Allianztraktat, den meine und meines Bruders Heirath besiegeln sollte, abzuschliessen. Die Königinn fand den König, ihren Vater, sehr ge-

neigt, die Allianz einzugehen, aber sehr wenig die doppelte Heirath zu schliessen. Er antwortete hierüber auf eine Weise, welche bewieß, daß er die Verbindung mit meinem Bruder sehr gern sehen würde, aber in Rükſicht der meinen nicht wüßte, ob meine Laune und mein Karakter dem Herzog, seinem Enkel, angemeſſen seyn würde. Voll Verzweiflung über diese Antwort, wendete die Königinn alles an, um die Herzoginn von Keydale in ihr Intereſſe zu ziehen; es gelang ihr auch so gut, daß ihr diese gestand, das Betragen des Königs rühre von den übeln Eindrücken her, welche man ihm gegen mich beigebracht hätte. Nach vielen Bitten gestand sie ihr, daß die Leti ein solches Gemählde von mir gemacht hätte, daß es einen Mann wohl vom Heirathen abschrecken könnte; sie habe mich, sagte sie, um Zürchten häßlich und verwachsen geschildert, und o bbe wie häßlich, dergestalt, daß mir meine ungeheure Heftigkeit beinahe täglich epileptiſche Zufälle zuzöge. Da können nun Ihre Majeſtät selbst denken, sezte sie hinzu, ob der König dieſe Heirath zugeben kann; um so mehr, da die Polnitz alle diese Dinge noch bekräftigt hat. Die Königinn konnte ihren Unwillen nicht verbergen, sie erzählte die ganze Geſchichte mit der Leti, und ward von ihrem ganzen Gefolge so gut unterſtüzt, daß es ihr gelang, den übeln Eindruck ganz auszulöschen. Die Herzoginn beſchloß nun, dieſe Sache selbst zu beendigen, damit man ihr ausſchließlich die Verbindlichkeit dafür hätte; sie schlug der Königinn vor, den König von England zu einem Beſuch in Berlin zu bereden, wo er sich von den Vorurtheilen gegen mich, die sie noch nicht ganz aus seinem Geiſte habe vertilgen können, durch seine eigne Augen heilen werde. Der Anſchlag gelang so gut, wie möglich, und seine Ankunft ward auf den Oktober feſtgeſezt.

Die Königinn kehrte triumphirend nach Berlin zurük, und ward von meinem Vater, der sich unendlich freute, seine Wünsche endlich der Erfüllung nahe zu sehen, sehr wohl empfangen. Alles schwamm in Freude, nur ich war traurig und schwermüthig, denn meine Mutter schmähte mich den ganzen Tag lang, unaufhörlich warf sie mir vor, zu den Lügen der Leti Stoff zu geben. Ich war sehr fett, und meine Gestalt war noch nicht ausgebildet, um mich nun um jeden Preis schmäler zu machen, schnürte sie mich so fürchterlich ein, daß ich weder essen noch trinken konnte. Was ich auch that, ermangelte sie nie zu sagen: die Manieren werden dem Herzog von Gloucester nicht gefallen, das Betragen wird dir ihn nicht gewinnen — tausendmal lieber hätte ich die Schläge der Leti ertragen, wie diese Reden, die mir einen ungeheuern Abscheu gegen diese Heirath einflößten. Eines Tages sprach ich mit meiner Hofmeisterinn davon; ich bin in Verzweiflung, sagte ich, die Königinn nicht befriedigen zu können; sie mißbilligt alles, was ich thue, und ich weiß nicht mehr, wie ich es ihr zu Danke machen soll. Ich unterwerfe mich ja allezeit allem ihren Willen, aber es ist sehr hart für mich, immer hören zu müssen, daß dies und das dem Herzog von Gloucester nicht gefallen würde; ich habe nie gehört, daß die Damen sich nach der Laune der Männer richten, ehe sie mit ihnen verheirathet sind, und begreife nicht, welchen Lärm die Königinn wegen dieser Heirath macht? Ich halte mich für so gut, wie den Herzog von Gloucester, und wenn die Königinn mich glücklich machen will, muß sie mein Herz ebensowohl zu Rathe ziehen, wie des Herzogs seines. Ich kenne ihn nicht, und wer steht mir dafür, wenn ich ihn kennte, daß ich ihn leiden möchte? Sagen Sie das der Königinn, und daß ich ihr Gehorsam leisten werde in allen Din-

gen, aber nie das Geringste thun, um ihrem Neffen zu gefallen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr erstaunt über diese Rede, sie mißbilligte die Art, wie meine Mutter handelte, aber ändern konnte sie sie nicht; doch versprach sie mir darüber, mit ihr zu sprechen, und ihre Vorstellungen retteten mich eine Zeitlang vor diesen unangenehmen Vorwürfen.

Wenige Zeit darauf kam einer von des Herzogs Hofleuten nach Berlin. Es war eben bei der Königinn Appartement; er brachte mir sehr höfliche Empfehlungen von seinem Herrn, die ich mich begnügte, mit einer Verbeugung zu beantworten, worauf ich ihm einige allgemeine Fragen über den hannöverischen Hof that. Die Königinn hatte dieser Unterredung aufgepaßt, und noch an demselben Abend hatte ich einen fürchterlichen Sturm auszustehen, denn sie warf mir, aufs heftigste zürnend, die Nachlässigkeit vor, mit der ich des Herzogs Compliment beantwortet hätte. Ganz trostlos ging ich in mein Zimmer, schimpfte tapfer auf den Herzog und auf die Heirath, und versicherte, daß man meine Einwilligung so leicht nicht erhalten sollte.

Die Ankunft des Königs von England kam nun heran. Den sechsten Oktober giengen wir nach Charlottenburg, und den achten, um sieben Uhr des Abends, kam der König daselbst an. Der ganze Hof war versammelt, der König, die Königinn und alle Prinzen empfiengen ihn bei seinem Aussteigen aus dem Wagen; nachdem er den König und die Königinn begrüßt hatte, ward auch ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich, und sagte nichts, als: sie ist recht groß; wie alt ist sie? dann gab er der Königinn die Hand, und führte sie in ihr Zimmer, wohin alle Prinzen nachfolgten. Kaum war er hineingetreten, so nahm er eine Kerze, hielt sie mir unter die Nase, und betrachtete mich von

Kopf zu Füssen. Eine grössere Verlegenheit wie die meine, kann man sich nicht denken! ich ward ein um das andere, blaß und roth; und bei dem allen sagte er kein Wort, meinen Bruder hingegen liebkoßte er sehr; er sprach lange mit ihm, und ließ mir dadurch Zeit, mich wieder zu fassen.

Bald darauf verließ die Königinn mit mir dieses Zimmer, um sich die englischen und deutschen Cavaliere, welche in des Königs Gefolge waren, vorstellen zu lassen. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten hatte, ließ sie mich ganz allein unter ihnen, und obschon ich sehr in Verlegenheit war, mich unter so vielen Männern zu finden, zog ich mich doch recht gut aus der Sache. Ich fing mit Mylord Carteret und Townshend, den beiden Staatssekretären, eine Unterredung in englischer Sprache an, der ich mich so gut, wie meiner Muttersprache zu bedienen verstand. Die Königinn ließ mich diese Unterredung länger, wie eine gute Stunde fortsezen, dann holte sie mich ab, und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, die diese Herrn mir beilegten. Die Engländer sagten: ich habe das Ansehen und Wesen einer Engländerinn. Da sich diese Nation über alle andere erhaben glaubt, so ist das die größte Schmeichelei, die sie jemand sagen können.

Der König von England legte seine Kälte und spanischen Ernst nicht ab, er sprach mit keiner Dame, sondern ließ es bei einem bloßen Grusse bewenden. Eine kleine Zeit, nachdem ich in das Zimmer, worinn er sich befand, zurückgekommen war, fragte er meine Hofmeisterinn: ob ich immer so ernsthaft und melancholischer Laune sey? Sein Empfang und diese Frage, die ich hörte, flößten mir eine solche Furcht vor ihm ein, daß ich nie, so lange er in Berlin war, das Herz hatte, ein Wort mit ihm zu reden.

Endlich ging man zur Tafel. Die Königinn

hielt meist die ganze Zeit das Gespräch aufrecht, und wir saßen schon zwei Stunden, als Lord Townshend mich bitten ließ, es so einzurichten, daß die Königinn die Tafel aufhebe, weil der König von England sich nicht wohl befände. Unter dem Vorwande, daß er ermüdet seyn müßte, wollte sie es thun, aber er verweigerte es verschiedene Male, bis die Königinn endlich, um die Complimente abzukürzen, ihre Serviette hinlegte und aufstand. Kaum geschah das, so fieng der König von England an zu wanken; der König, mein Vater eilte, ihn zu unterstützen; mehrere Personen halfen ihm, und man hielt ihn noch so eine Weile unter den Armen — allein plözlich gaben seine Arme nach, und hätten ihn die zwei Staatssekretäre nicht gehalten, so würde er einen fürchterlichen Fall gethan haben. Seine Perüke lag auf der einen Seite, sein Hut auf der andern, und man mußte ihn am Boden niederlegen, wo er über eine Stunde blieb, ehe man ihn wieder zu sich selbst bringen konnte. Damals glaubte man fast allgemein, es sei ein Anfall vom Schlage gewesen. Die angewandten Mittel riefen seine Besinnung nach und nach zurük; man bat ihn dringend, sich zur Ruhe zu begeben, aber er wollte nichts davon hören, bevor er nicht die Königinn bis in ihr Zimmer zurük begleitet hätte.

Sein übriger Aufenthalt gieng unter Festen und Vergnügungen hin. Täglich waren Conferenzen, welche den Allianztraktat und die doppelte Heirath zum Zweck hatten, die Unterzeichnung fand den zwölften desselben Monats statt, und den dreizehnten trat der König seine Rükreise an.

Mein Vater und meine Mutter sollten nach Ghör, einem Jagdschlosse nahe bei Hannover, zurücklehren; allein seit sieben Monaten war meine Mutter sehr kränklich, ihr Zustand war so wunderbar, daß sich ihn die

Aerzte nicht zu erklären wußten. Am Morgen war ihr Leib sehr geschwollen, und Abends verging diese Erscheinung. Eine Zeitlang hielt man es für eine Schwangerschaft, da aber ihr Leib nicht stärker ward, erklärte man es für irgend eine andere gleichgültige Unpäßlichkeit. Die Abreise des Königs nach Ghör war auf den achten November an so frühem Morgen festgesezt, daß wir schon Abschied von ihm genommen hatten, aber die Königinn legte ihm eine Hinderniß in den Weg. Sie ward die Nacht sehr krank, eine heftige Kolik, die sie befiel, veränderte sich bald in wirkliche Kindswehen, und ehe eine Hebamme geholt werden konnte, ohne andre Hülfe, als die des Königs und einer Kammerfrau, ward sie von einer Prinzessinn entbunden. Weder Wiege noch Windeln waren bei der Hand — nie hat es eine Verwirrung gegeben, wie die in dieser Nacht! einen Augenblik nach ihrer Entbindung ließ man mich rufen, ich fand den König in der besten Laune von der Welt, indem er sich über die Hülfleistung, die er gethan hatte, fast todt lachte. Mein Bruder, der Herzog von Glocester, die Prinzeß Amalie von England und ich, standen bei dem Kinde, das Anna Maria genannt ward, zu Gevattern.

Den Tag darauf reißte der König ab. Grumkow, der sich mit dem Könige von England versöhnt hatte, war mit in seinem Gefolge. Er blieb vierzehn Tage in Ghör, und wir hofften ihn bei seiner Rückkehr recht vergnügt zu sehen — es war aber gerade das Gegentheil; ohne das Zimmer der Königinn nur zu betreten, ließ er uns zu sich rufen; er empfieng uns recht freundlich, aber ohne nach unsrer Mutter zu fragen, speißte er mit uns zu Nacht, und gieng durch ihr Zimmer durch, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Bei Tisch war er sehr nachdenkend, so daß seine ganze Aufmerksamkeit, meinen Bruder, mich und die ganze

Gesellschaft in die grausamste Furcht sezte. Die Unruhe der Königinn ward um so gröſſer, da der König nach aufgehobner Tafel wieder durch ihr Zimmer kam, ohne sie eines Wortes zu würdigen. Sie rief ihn nun auf das Zärtlichste an ihr Bett, aber statt aller Antwort erhielt sie einen Strom von Schimpfreden, Beleidigungen und Beschuldigungen über ihr Kindbett und ihre vorgebliche Untreue. Solch eine Behandlung hatte sie nicht erwartet; ihre Aufführung war immer so geregelt und streng, daß die schwärzeste Verläumdung nichts dagegen einzuwenden fand. Ihre Antworten brachten den König nur noch mehr auf, er gerieth in eine so ungeheure Wuth, daß er sich ohne die Vorsicht der Oberhofmeisterinn, die ihn entfernte, zu sehr unangenehmen Ausschweifungen hätte hinreiſſen lassen. Den folgenden Morgen versammelte er seinen Arzt, seinen Oberchirurg Hetzendorf und Frau von Kunken, um den Fall, in welchem sich die Königinn befand, in Ueberlegung zu ziehen. Alle nahmen ihre Parthie mit so viel Lebhaftigkeit, daß sie des Königs Verdacht, den ihm, wie wir nachher erfuhren, Grumkow eingeflößt hatte, völlig zerstreuten. Er bat darauf die Königinn um Verzeihung, und der Friede ward wieder hergestellt.

Im Anfang des Jahres 1724 fiel weiter nichts merkwürdiges vor, bis im Monat Junius, wo die beiden Höfe, der englische und preussische, uneins zu werden anfiengen. Mein Vater kannte kein anderes Vergnügen, und hatte keine andere Leidenschaft, als Geld anzuhäufen, und sein Regiment in Potsdam, dessen Obersten er sich nannte, zu vervollkommnen. Dieses Regiment bestand aus lauter Colossen, deren kleinster sechs Fuß hatte, man suchte sie in aller Welt Enden zusammen, und die Werboffiziere nahmen sie, mit Güte oder Gewalt, auf fremdem Boden hinweg. Bis

dahin hatte der König von England meinem Vater immer dergleichen Leute geschikt, allein das hannöverische Ministerium, das von jeher dem Hause Brandenburg abgeneigt war, wollte die Befehle des Königs, ihres Herrn, nicht vollziehen, in der Hoffnung dadurch die Uneinigkeiten der beiden Höfe, von denen es immer seinen Vortheil zog, anzuschüren. Einige preussische Offiziere liessen sichs beikommen, ein Paar Leute mit Gewalt auf hannöverischem Boden wegzunehmen. Das machte ausserordentliches Aufsehen. Die Hannoveraner forderten Genugthuung, da sich aber der König nicht entschliessen konnte, die Menschen zurückzugeben, entstand zwischen den beiden Fürsten eine Spannung, die, wie ich späterhin sagen werde, in einen offenbaren Haß ausartete.

Um diese Zeit fieng das Teufels-Reich an, uneins zu werden. Die Geschichte war lustig genug, und hätte uns lachen machen, hätte sie uns nicht so viel Kummer zugezogen. Bis dahin waren Grumkow und der Fürst von Anhalt vollkommen einig gewesen. Der Zweite hatte seinen Einfluß beim Könige vollkommen verloren, und ward nur noch wegen seiner tiefen Kenntnisse, und seiner Erfahrungen in der Kriegskunst von ihm geschont; der Erste erhielt sich in Gunst; da er den Allianztraktat und die doppelte Heirath mit England nicht hatte hintertreiben können, bemühte er sich, sie zu einem günstigen Schlusse zu bringen, denn so hoffte er sich den Dank dafür, und die Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten vorfallen, zu erwerben. Es war ihm sogar gelungen, die Gunst der Königinn gewissermassen zu gewinnen. Aber alles das war bloße Verstellung. Der Fürst von Anhalt hatte eine seiner Töchter aus der Taufe gehoben, und er behauptete, daß er seiner Taufpathe bei dieser Gelegenheit 3000 Thaler zu ihrer Ausstattung versprochen hätte. Eben

damals fand sich ein Freier für dieses Mädchen, und Grumkow schrieb dem Prinzen, um ihn an sein Versprechen zu mahnen; dieser leugnete es aber, ohne alle Umstände. Nun entstand ein Briefwechsel, dessen gegenseitige Unverschämtheit endlich so weit gieng, daß einer dem andern sein vergangenes Betragen vorwarf.

Die Sache kam bald zu den Ohren des Königs; vergeblich wendete er alle Mühe an, sie zu versöhnen; der Fürst von Anhalt wollte von keinem Vergleiche hören; es blieb also nichts übrig, als den Degen entscheiden zu lassen. Unter tausend Eigenschaften, die der Inhalt dieser Memoiren hinlänglich dargethan hat, besaß Grumkow noch eine, die ich nicht erwähnt habe; er war ein ausgemachter Poltron. Sein grosser Muth war bei der Schlacht von Malplaquet kund geworden. Damals warf er sich in einen Graben, und unter dem Vorwand, das Bein verrenkt zu haben, blieb er die ganze Schlacht durch darin liegen. Während der Campagne von Stralsund war der arme Mann so krank, daß er zu aller Welt Mitleid nie in einem Laufgraben sich blicken lassen durfte. Er hatte daher sehr wenig Lust, den Degen zu ziehen, und da der Zweikampf durch göttliche und menschliche Gesetze verboten ist, wollte er sich eine himmlische Krone erwerben, und ließ muthig jeden Schimpf über sich ergehen. Dem zufolge machte er alle Schritte, um den Fürsten von Anhalt zu versöhnen; dieser aber, der die Schwäche seines Gegners kannte, blieb unerbittlich. Grumkow mußte endlich daran gehen, und wählte den General von Seckendorf, seinen vertrauten Freund, zum Sekundanten. Nichts konnte lächerlicher seyn, wie die Briefe, die dieser ihm, um ihm wieder Herz zu machen, schrieb. Der König legte sich dennoch ins Mittel, er berief einen Kriegsrath nach Berlin, der aus allen Generalen und Obersten seiner Armee zusammengesetzt war,

um über ihren Streit zu entscheiden. Der gröſste Theil der Generale war der Königinn ergeben, sie intriguirte so geschikt, daſs die Sache zu Grumkows Gunsten entschieden ward; der Fürst von Anhalt gieng nach Dessau zurük, und Grumkow blieb der Form nach einige Tage in seinem Hause verhaftet. Sobald er wieder frei war, lieſs ihm der König, der im Stillen seine Hand im Spiele hätte, den Rath geben, sich zu schlagen. Sie zogen also beide den Degen, dann warf sich Grumkow dem Prinzen zu Fuſs, bat ihn um Rückkehr seiner Gunst und Vergessen des Vergangenen; allein statt aller Antwort kehrte ihm dieser den Rücken zu. Seitdem blieben sie geschworne Feinde, und ihr Haſs hat sich nur mit Grumkows Leben geendigt. Die Königinn begieng einen schrecklichen Fehler, indem sie Grumkow beschüzte; der Fürst von Anhalt hätte ihr viel mehr genuzt; er war groſsmüthig und ein aufrichtiger Freund; sein Karakter war viel besser, wie des Andern seiner, seitdem hat er sich auch noch sehr zu seinem Vortheil geändert, und viele Menschen gaben seine böſen Handlungen Grumkows abscheulichen Rathschlägen Schuld.

Ich kehre nun zu meiner Lebensgeschichte zurük, die ich einige Augenblike beiseite sezte, um diese Begebenheit im Zusammenhange zu erzählen. Der König von England kam dieſes Jahr wieder nach Deutschland, und der König, mein Vater, welcher sich schmeichelte, meine Heirath zu Stande zu bringen, und ihre Vollziehung zu erhalten, begab sich nach Hannover, wo man ihn sehr gut empfieng. Bei seiner Rükkehr sendete er meine Mutter dahin ab, um an dieſe so sehr gewünschte Verbindung die lezte Hand zu legen. Ich war nur fünfzehn Jahre alt, und der Herzog von Glocester deren siebzehn; unsre groſse Jugend gab den ersten Grund zur Verschiebung der Hochzeitsfeier her; auſserdem war

die Sache dem Parlamente nicht vorgelegt werden; um aber seine Weigerung zu mildern, versicherte der König von Engländ meiner Mutter, daß er vollkommen geneigt sey, uns bei seiner ersten Rückkehr nach Deutschland zu verbinden. Die Königinn hatte nur sechs Wochen Urlaub gehabt, da sie aber der König, ihr Vater, so gütig behandelte, und ihr so viel Liebe bezeigte, hoffte sie noch immer ihren Zwek zu erreichen; sie bat also meinen Vater, ihre Abwesenheit um vier Wochen verlängern zu dürfen, und versprach in dieser Zeit das Geschäffte gewiß zu Stande zu bringen. Diese schönen Hoffnungen vermochten den König, ihr Erlaubniß zu geben, so lange in Hannover zu bleiben, wie sie es für gut hielt.

Während dieser Abwesenheit war ich in Berlin bei dem Könige in sehr grosser Gunst. Den ganzen Nachmittag schwazte ich mit ihm, und Abends speiste er bei mir; er bezeigte mir sogar Vertrauen, und unterhielt mich von Geschäfften. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er ein Appartement zu halten, und wollte, daß man mich wie die Königinn behandelte. Die Hofmeisterinnen meiner Schwestern wurden angewiesen, mir täglich Bericht abzustatten, und keinen Schritt ohne meinen Willen zu thun. Ich mißbrauchte alle diese Ehre keineswegs; so jung ich war, hätte ich der Erziehung meiner Schwestern vorstehen können; denn ich war so vernünftig, wie eine Person von vierzig Jahren nur immer seyn kann.

Seit länger als einem Jahre ward ich von grausamen Kopfschmerzen geplagt; aber obschon mir die Schmerzen zuweilen sogar Ohnmachten zuzogen, durfte ich nicht in meinem Zimmer bleiben; die Königinn war in diesem Stück gar zu hart; ich mußte sogar guter Laune seyn, wenn ich wie auf der Folterbank litt. Sie hatte mir vor ihrer Abreise über diesen Gegenstand

so strenge Befehle gegeben, daß ich mir die ganze Zeit ihrer Abwesenheit den schrecklichsten Zwang auflegen mußte. Den Tag vor ihrer Rückkehr überfiel mich endlich Nachts ein so fürchterliches Fieber, mit heftigen Phantasien und Kopfschmerz verbunden, daß die Aerzte sich nicht zu helfen wußten. Ich stieß lautes Geschrei aus, sechs Personen hielten mich, sonst hätte ich mich umgebracht. Man schikte dem Könige und der Königinn sogleich Estaffeten, um sie von meinem Zustand zu benachrichtigen. Die Königinn langte am Abend in Berlin an; sie hatte nicht geglaubt, mich so schlecht zu finden, denn man fieng an, an meinem Leben zu verzweifeln. Endlich brach ein Geschwür in meinem Kopfe auf, und ergoß sich durch das Ohr. Da nun die Schmerzen und das Fieber nachliessen, war ich in wenig Tagen ausser Gefahr. Drei Tage nach meiner Mutter kam der König nach Berlin; er kam sogleich zu mir, und mein elender Zustand rührte ihn bis zu Thränen. Die Königinn wollte er hingegen gar nicht sehen, sondern ließ alle Thüren, die mit ihrem Zimmer Gemeinschaft hatten, versperren. Ihr langer vergeblicher Aufenthalt in Hannover, und die eiteln Hoffnungen, mit welchen sie ihn über das Gelingen seiner Plane geschmeichelt hatte, hatten ihn im höchsten Grade gegen sie erbittert.

Meine Mutter hatte einen sehr eifersüchtigen Karakter. Die Art, wie der König mich auszeichnete, brachte sie gegen mich auf. Eine ihrer Hofdamen, die Tochter der Gräfinn von Finkenstein, die ich fortan, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, die Gräfinn Amalie nennen will, brachte sie gegen mich auf; dieses Mädchen hatte sich in einen der königlichen Miniſter, der Gesandter in England war, verliebt; er hieß Wallenrodt, war ein wahrer Geck, und machte seinen Weg durch lauter Buffonnerien. Ihr Plan

war bald entworfen; da sie meine Heirath für aufgemachte Sache hielte, wollte sie sich bei dem Herzog von Worcester so einschmeicheln, daß sie zu meiner Hofmeisterinn ernannt würde. Zu diesem Ende mußte aber meine jetzige bei Seite geschaft werden, und also suchte man sie bei meiner Mutter zu verläumden, und sie mit ihr zu entzweien. Da sich die Gräfinn Amalie bei dieser so gut eingeschmeichelt hatte, daß sie sich ganz von ihr beherrschen ließ, ward das sehr leicht. Ich hatte das Mädchen sehr lieb gehabt, und war zum Theile schuld an ihrer Gunst, sie lohnte mir übel, denn sie brachte die Königinn gegen mich auf, und zog mir unaufhörliche Verweise zu. Ich durfte in Gegenwart des Königs nicht mehr sprechen, noch ihn im Geringsten liebkosen, sonst warf mir die Königinn sogleich vor, daß ich ihn lieber habe wie sie, und daß sobald ich nach ihr nichts früge, sie auch wohl ohne mich fertig werden könne.

Eben so gieng es auch meinem Bruder; der König brauchte ihm nur etwas zu befehlen, so ward es ihm von der Königinn verboten. Das arme Kind wußte oft nicht, was es thun sollte; da aber sein Hofmeister, der Graf von Finkenstein, eine Creatur der Königinn war, und ihm viel mehr Zärtlichkeit für sie einflößte, wie für seinen Vater, zog er die Befehle der Königinn immer jenen vor. Dieses mußte einen so eigenwilligen Mann sehr beleidigen, und er fieng also an, ihn unaufhörlich zu mißhandeln.

Im Anfang des Jahres 1720 kam die Königinn mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier einer sehr lächerlichen Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns

die Uebung von dem Regimente des Königs auf, sie fand vor unsern Fenstern, die zu ebnem Boden waren, statt. Das gieng unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schiessen nicht auf. Um zehn Uhr giengen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen, übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen mußten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mußten. Den ganzen Tisch durch sprach man von nichts, als von Sparsamkeit und Soldaten. Die Königinn und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel sezte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königinn oder uns einige unangenehme Reden. Solange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte, gieng er fort; die Königinn begab sich dann in ihr Zimmer zurük, wo ich ihr bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und gieng dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurük, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königinn spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterinn, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, in der Karte, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinen in gar keinem passenden Verhältnisse

stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib über, als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas anderm, als weiblichen Arbeiten und Haushalt, beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich je mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, grossen Kummer gemacht.

Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1726 in Berlin, der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drükte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte: er wollte ihn in einen Kerker sperren, und ihn enterben, den Grafen von Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruk auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen verweigerte — und das war gar nicht des armen Prinzen Schuld, die Königinn hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis am Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft gieng, und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in der Königinn Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bat. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt,

und faſt fertig, als ich den König kommen hörte — denn er hatte einen ſo ſchweren Schritt, daß es immer klang, als ſei er geſtiefelt. Mein Schrecken war unbeſchreiblich! Doch verlor ich den Kopf nicht, ſondern ſteckte meinen Brief hinter ein chineſiſches Käſtchen, das mir zur Seite ſtand, und meine Hofmeiſterinn brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König ſchon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Dintenfaß in meine Taſche zu ſtecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das alles war die Sache eines Augenbliks. Der König ſagte der Königinn einige Worte, und nahte ſich dem chineſiſchen Käſtchen. Das Ding iſt ſehr ſchön, ſagte er zur Königinn, ich ſchenke es Ihnen, zugleich zog er am Schloß, und ich ſah den Augenblik, wo mein Brief herunterfallen, und entdekt werden würde. Halb todt vor Schrecken zog ihn die Königinn auf die andere Seite, und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen; ſehen Sie, ſagte ſie, meine Tochter behauptet, ihr Hund ſey hübſcher wie der meine, ſeyn Sie doch Schiedsrichter. Er lachte, und fragte: ob ich meinen Hund ſehr lieb hätte? Wohl! antwortete ich, denn er hat viel Geiſt und Verdienſte. Meine Antwort machte dem Könige ſo viel Freude, daß er mich mehreremale in die Arme ſchloß, und ich — o unſeeligſtes Schikſal! mußte das Dintenfaß fahren laſſen, das ſich ſogleich über alle meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glüklicher Weiſe befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortgieng. Die Dinte war mir bis aufs Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich zu lachen.

Indeß verſöhnte ſich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abgieng.

Er war der liebenswürdigste Prinz, den man sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit, und mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen.

Jezt komme ich zu ernsthaftern Umständen, die an allen den grausamen Unfällen schuld sind, die den theuren Bruder und mich nachmals betrafen. Seit dem Jahre 1717 hatte der Kaiser in Ostende, einer kleinen Stadt in den Niederlanden, eine ostindische Compagnie gebildet. Sie fieng ihren Handel mit zwei Schiffen an, aber ungeachtet aller Hindernisse, die ihr die Holländer in Weg legten, war ihr Vortheil sehr groß. Der Kaiser hatte ihr, mit Ausschluß aller seiner andern Unterthanen, auf dreissig Jahre das Privilegium nach Afrika und Ostindien zu handeln ertheilt. Da der Handel eines der wirksamsten Mittel zum Flor des Staats ist, hatte der Kaiser im Jahre 1725 einen geheimen Allianztraktat mit Spanien gemacht, in welchem er sich verband, Gibraltar und Port-Mahon den Spaniern zu verschaffen. Ausser dieser Allianz ward bald darauf auch ein Handelstraktat mit dieser Nation geschlossen, dem nachmals auch die russische Kaiserinn beitrat. England, Holland und Frankreich blieben diese geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes nicht lange verbergen; schon der Ostendische Handel hatte die beiden Seemächte angegriffen, da nun die grösste Stärke dieser Mächte im Handel beruhte, urtheilten sie leicht, daß der Wiener Traktat ihren Untergang zur Absicht habe. Um sich den ehrgeizigen Absichten des spanischen und Wiener Hofes zu widersezen, schlossen sie also mit Frankreich, Preussen, Dänemark und Schweden ein neues Bündniß, und eben dieses Bündniß war es, was, wie ich oben erwähnte, in Charlottenburg unterzeichnet worden war.

Da der Kaiser wohl einsah, daß er der Verei-

nigung ſo furchtbarer Mächte nicht widerſtehen könnte, that er ſein Möglichſtes, um ſie zu entzweien. Er fand aber allenthalben einen ſo lebhaften Widerſtand, daß er zu andern Maasregeln genöthigt worden wäre, hätte ihn nicht der ſchon erwähnte Graf Seckendorf gleichſam aus der Verlegenheit gezogen. Dieſer war Grumkows genaueſter Freund, er kannte ihn ſehr gut, und wußte, daß Ehrgeiz und Eigennuz ihn zu jedem Schritte verleiten könnten. Schon im vergangenen Jahre hatte er ihm über die traurige Lage des Käiſers, und ſein Bedürfniß, vom König unterſtüzt zu werden, geſchrieben, und dieſe Briefe mit Geſchenken und Verſprechungen begleitet, die ein ſo feiles Gemüth, wie das ſeinige, der gröſten Verſuchung ausſezen mußten.

Wie ich oben geſagt habe, fing die Innigkeit der beiden Höfe von England und Preuſſen ſchon ſeit dem Jahre 1725 an, zu erkalten; auſſerdem war auch mein Vater über die Verzögerung meiner Heirath ſehr empfindlich. Grumkow ſagte ihm unaufhörlich: der König von England ſuche ihn nur hinzuhalten, er habe dieſen Schritt nur gethan, um ſeinen Endzwek zu erreichen, und ihn für ſeine Parthei zu gewinnen; ſobald er ſeiner nicht mehr nöthig hätte, würde er die Maske abwerfen, und ſich um ſein gegebenes Wort wenig mehr bekümmern. So hatte er des Königs Gemüthe ſchon von weitem her vorbereitet, in den Bruch des Traktates zu willigen. Dem König war aus mehr wie einer Urſache an meiner Heirath mit dem Herzog von Gloceſter ſehr viel gelegen; Engelland und die andern in dem hannöveriſchen Traktat einverſtandnen Mächte hatten ihm die Inveſtitur von Jülich und Berg garantirt. Allein der König hatte das Unglück, ſich von Menſchen einnehmen zu laſſen, die ſein Vertrauen nicht verdienten, und die, da ſie ſeine leicht aufbrau-

sende Gemüthsart kannten, seine Schwäche zur Erreichung ihrer Endzwecke benuzten.

Wie Seckendorf, der zum ausserordentlichen Gesandten am preussischen Hofe ernannt war, in Berlin ankam, fand er Alles zum Gelingen seiner Absichten gestimmt. Den Anfang machte er damit, sich beim Könige einzuschmeicheln; er kannte ihn noch von der Zeit her, wie er noch in sächsischen Diensten stand, und hatte ihn immer geachtet. Er ermangelte nicht, ein zahlreiches Gefolg von Heiduken mit sich zu bringen, von welchen der kleinste wenigstens sechs Fuß maß. Diese Begleitung wurde dem Könige vorgestellt, und mit einem Grusse von Seiten des Kaisers begleitet, durch welchen er ihm die Werbung in Ungarn einräumte, und noch obendrein die Erlaubniß gab, in allen seinen Staaten die größten Menschen auszusuchen, um sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Der König war ausser sich vor Freude, — prächtige Feste, die ihm Seckendorf noch ausserdem gab, gewannen ihn unbedingt, denn der König liebte das Wohlleben, doch nur auf anderer Kosten. Bei diesen Festen, bei denen nur Seckendorfs und Grumkows Creaturen Zutritt hatten, gelang es, den König für den Kaiser zu gewinnen. Doch der Traktat mit dem König von England sollte noch nicht gebrochen werden, der König selbst war nicht der Meinung, indem er sich immer noch schmeichelte, meine Heirath zu Stande zu bringen.

Alle diese Ränke machten der Königinn unendlich viel Kummer; sie sah die Folgen, die nicht anders als unangenehm seyn konnten, vorher. Mein Vater hörte nicht auf, seine Galle gegen den König von England zu ergiessen, und erwähnte seiner nie ohne die schimpflichsten Beywörter. Meine Mutter konnte so etwas nicht anhören, ohne darauf zu antworten, und so gab es alle Tage Zänkereien, die sich mit Zwiespalten en-

digten. Aber das alles war nur der Anfang unſers Unglüks, hätten wir damals gewuſt, was uns drohte, ſo würden wir unſern Zuſtand für ſehr ſüß gehalten haben.

Ich muß hier noch eine Begebenheit des Jahres 1725 einſchieben. Wie die Königinn in Berlin war, unterhielt ſie ſich oft mit dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Rotenburg, über die traurigen Verhältniſſe, in welchen ſie ſich rükſichtlich von England befände. Er theilte ihr alle Nachrichten mit, die er in dieſer Sache empfieng. Wie ſie eines Tages ein Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit ihm angefangen hatte, ſagte er ihr, daß ungeachtet aller Mühe, die ſich Frankreich gegeben hatte, den engliſchen Hof zur Beſchleunigung meiner Heirath zu vermögen, er doch nichts erreicht hätte; daß er wohl ſähe, daß eine längere Halsſtarrigkeit des Königs von Großbritannien einen Bruch nach ſich ziehen würde, daß er aber nicht begriffe, warum ſich die Königinn darum ſo viel grämte, da der Prinz von Wallis doch nicht die einzige Heirath für mich ſey, da man mir andere Kronen anbieten könnte, die wohl die engliſche aufwögen. Dieſe Rede machte die Königinn ein wenig beſtürzt, ſie wußte nicht, wohin ſie führen ſollte. Wie es der Graf von Rotenburg bemerkte, fuhr er fort: unſer König iſt noch nicht verheirathet, er wäre glüklich, eine Prinzeſſinn, wie die von Ihrer Majeſtät, zu beſitzen. Die Königinn antwortete unverzüglich: Ja, ich habe gegen Ihr Anerbieten nichts einzuwenden. Aber die Religion ſezt ſich dagegen, und aus dieſer Urſache kann ich nie darein willigen. Hierauf brach ſie die Unterhaltung ab. Der Graf erforſchte den König über denſelben Gegenſtand, und erhielt ungefähr eine ähnliche Antwort. Dieſer Sache ward alſo nicht weiter erwähnt.

Das folgende Jahr 1727 war um nichts glüklicher. Sekendorfs Ansehen stieg mit jedem Tage; er hatte sich des Gemüthes des Königs dergestalt bemächtigt, daß er zu allen erledigten Stellen ernannte, und dieser Fürst fast nichts ohne ihn beschloß; alle Bedicute des Königs standen ihm zu Gebot. Aber troz seines Einflusses durfte ers noch nicht versuchen, den König zum Bruche des Traktats mit England zu bewegen, er begnügte sich also, das Spiel zu verwirren. Um sich noch mehr einzuschmeicheln, schlug er vor, meine zweite Schwester zu verheirathen, und versprach es so einzurichten, daß der Markgraf von Anspach nach Berlin käme, um sie zu sehen. Der König war davon entzükt. Beide Theile waren zum Heirathen noch zu jung; man machte also aus, daß die Sache, bis sie das gehörige Alter erreicht hätten, verborgen bleiben sollte. Der Markgraf kam im Mai nach Berlin, und ward von meinen Eltern mit offenen Armen empfangen. Meine Schwester war sehr schön; aber ihr Geist war nicht sehr ausgezeichnet, und meine Mutter liebte sie von allen ihren Kindern am wenigsten. Sie war ungeheuer launisch und heftig. Der viele Kummer, der sie seitdem drükte, hat sie von diesen Fehlern geheilt, sie ist jezt so sanft und gefällig, daß man sie nicht mehr für das, was sie sonst war, erkennt.

Einige Tage nach der Ankunft dieses Prinzen erfuhr man die traurige Nachricht von dem Tod des Königs von England. Er war in vollkommener Gesundheit von England abgereist, um sich nach Deutschland zu begeben; nahe bei Osnabrük ward er krank, und starb ungeachtet aller Mittel, die man anwendete, in den Armen seines Bruders, des Herzogs von York, an einem zweiten Anfall von Schlag. Dieser Verlust brachte die Königinn zur Verzweiflung; der König selbst war gerührt; da er, während der Zeit, wo König

Friedrich der Erſte, um den Verfolgungen ſeiner Stiefmutter, der Königinn Dorothea, zu entgehen, nach Hannover floh, ſeinen Händen anvertraut war, hatte er ſich gewöhnt, ihn wie ſeinen Vater anzuſehen. Sein Tod war ihm um ſo viel empfindlicher, da er bald darauf hörte, daß dieſer Fürſt entſchloſſen geweſen war, meine Heirath noch dieſes Jahr in Hannover zu feiern. Der Prinz von Wallis, mein Onkel, wurde alſo zum König von Großbritannien erklärt, und der Herzog von Glocester nahm den Titel eines Prinzen von Wallis an.

Ich habe im Laufe dieſer Memoiren ſchon geſagt, daß mein Vater ſehr von Nervenkoliken geplagt geweſen war, und ſich durch den Gebrauch der Ipecacuanhe davon befreit hatte. Jezt ward man gewahr, daß ſich dieſe Koliken in das hypochondriſche Uebel verwandelt hatten. Der König litt an Anfällen von finſterer Schwermuth, in welchen er von nichts anderm ſprach, als von ſeinem Plan, der Welt zu entſagen und ſeinem Sohn die Regierung zu übergeben. Anfangs machte man ſich wenig aus dieſen Aeuſſerungen, endlich ſah man aber, daß es ſein Ernſt ſey. *)

In der Hoffnung, daß der König von England den mit ſeinem verſtorbenen Vater abgeſchloſſenen Traktat vollziehen werde, war mein Vater ſehr zuvorkommend gegen ihn. Allein die Königinn, meine Tante, deren Karakter ich oben geſchildert habe, war ihm entgegen, und auſſerdem ſpielte der Wiener Hof, der den des Königs ſehr gut kannte, in England dieſelbe Rolle wie in Berlin. Der General Timar, kaiſerlicher Ge-

*) Eine andere Hand hat hier angemerkt. „Er hatte nie „die Abſicht, ſeinem Sohne die Krone zu übergeben, „ſonſt hätte er ſie gewiß ausgeführt. Der König ſpot„tete über Grumkow und Seckendorf, und wollte ſie auf „die Probe ſtellen.“

ſandter in Londen, hörte nicht auf, den König gegen meinen Vater zu erbittern; das Gezerr wegen der Werbungen dauerte fort, und alles ſchien einen nahen Bruch zu verkünden.

Im Jahre 1728, welches intereſſanter, wie das vorige, war, ſchien alles dieſe Begebenheit noch mehr zu beſchleunigen.

Grumkow und Eckendorf waren wegen ihres Planes in groſſer Verlegenheit. Der König ſprach unaufhörlich von ſeiner Abdankung, und alle Maaßregeln, die er nahm, ſchienen zu beweiſen, daß es ihm ein Ernſt ſey. Dieſe beiden Miniſter hatten ihm in ihren Unterhaltungen oft die Hinderniſſe dargelegt, welche ſich der Niederlegung ſeines Zepters entgegenſezten, und wie ſehr er es früh oder ſpät bereuen würde. Alle dieſe Vorſtellungen hatten bis jezt nichts über ihn vermocht, er ward immer bigotter, und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch luſtig ſeyn. Herr Franke, der berühmte Pietiſte und Gründer des halliſchen Waiſenhauſes und der Akademie, belagerte ihn unaufhörlich. Wir lebten, zu meinem und meines Bruders groſſem Jammer, wie die Trappiſten; alle Nachmittage hielt uns der König eine Predigt, der wir ſo aufmerkſam zuhören mußten, als ſprächen ſie der Mund eines Apoſtels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Lachluſt dergeſtalt, daß wir laut ausbrachen, aber dann ergoß ſich auch der apoſtoliſche Fluch über unſre Häupter, und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen.

Da alle Bemühungen von Seiten Grumkows und Eckendorfs, den König aus dieſem traurigen Zuſtande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen ſie es auf eine andere Art an. Der König Auguſt von Polen war ſeit Kurzem dem Wiener Traktate beigetreten. Der Dresdner Hof, wo dieſer König damals lebte,

konnte vor den glänzendſten in Deutſchland gelten. Der König war ſehr galant, großmüthig und höflich. Sie beſchloſſen alſo aus mehr wie einer Urſache meinen Vater zu einer Reiſe dahin zu vermögen; einmal um ihn durch Vergnügungen zu zerſtreuen, und ihn von ſeiner Abſicht, die Regierung niederzulegen, abzubringen, zweitens auch, um ihn mit dem ſächſiſchen Hofe, deſſen ſie zu Erlangung ihres Planes bedurften, näher zu verbinden; drittens aber auch um durch dieſen Hof die Vortheile, welche der Kaiſer einzuärndten wünſchte, zu beſchleunigen. Es gelang ihnen, den König durch politiſche Gründe zu ihren Abſichten zu ſtimmen, und er reiſte in der Mitte des Januars von Wuſterhauſen nach Dresden ab.

Mein Bruder war in Verzweiflung, ihn nicht begleiten zu dürfen. Zu ſeinem groſſen Verdruß ſollte er die ganze Zeit von des Königs Abweſenheit Potsdamm nicht verlaſſen. Die Art, wie er mir davon ſprach, zeigte mir, wie leid es ihm ſey; ich tröſtete ihn nach beſten Kräften, und verſicherte ihn, daß er vielleicht in einigen Tagen zufriedner ſeyn würde, indem ich noch nicht alle Hoffnung, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, verloren gäbe. Die Königinn, die nach Berlin zurückgieng, hielt den andern Tag Appartement, bei dem ſich auch der ſächſiſche Geſandte, Herr von Suhm, ein Mann von vielem Geiſt, der mir und meinem Bruder ſehr gewogen war, einfand. Sobald ich ihn ſah, rief ich ihm ſcherzend zu: „Ihr König iſt gar nicht artig, daß er meinen Bruder vergißt, und ihn ganz allein in Potsdamm ſchmachten läßt, indeß in Dresden alles in Freuden umher ſchwimmt.“ Sehr erſtaunt verſicherte mir Suhm, daß er den Prinzen abgereißt glaubte, daß der König, ſein Herr, ſich eine wahre Freude daraus machen würde, den Kronprinzen zu ſehen, und daß er ſogleich

eine Staffette absenden würde, um seinen Herrn zu benachrichtigen, daß der Prinz sich nicht in des Königs Gefolge befinde. „Das wird sehr gut seyn, antwortete ich, aber nennen Sie weder meinen Bruder, noch mich, geben Sie die Nachricht als Ihren eignen Einfall.“ Tausendmal habe ich mir diesen Schritt vorgeworfen! aber konnte ich die traurigen Folgen, die er haben sollte, voraussehen? Ich liebte meinen Bruder mit Leidenschaft, und suchte nur ihm Freude zu machen. Suhm machte seine Sachen so gut, daß mein Bruder Befehl erhielt, sich nach Dresden zu begeben.

Ich habe schon erwähnt, daß der König von Polen die Weiber sehr liebte. Er hielt sich ein wahres Serail. Seine Ausschweifungen sowohl in diesem Stük, als im Trinken, überstiegen alle Begriffe, und man sagt, daß er von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt haben soll. Seine damalige Maitresse, wenigstens die Begünstigtste, war seine eigne Tochter, die er mit einer in Warschau wohnenden französischen Kauffmannsfrau gehabt hatte; er hatte sie zur Grafinn gemacht, und sie nannte sich Orselska. Sobald der König nach Dresden kam, ward er von Vergnügen zu Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermuth und Frömmigkeit ihn verliessen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen; der Ungarwein ward nicht gespart, und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste.

Wie Grumkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem Könige von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmauset hatte, führte der König von Polen meinen Vater, immerfort schwazend, von einem Zimmer in das andere, wobei ihnen die übrigen

Gäſte, und unter ihnen mein Bruder, ſtets nachfolgten; endlich gelangten ſie in ein groſſes ſchön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräthe äuſſerſt prächtig war; mein Vater bewunderte alle dieſe Schönheiten, als plözlich eine Tapetenwand niederſank, und das befremdlichſte Schauſpiel ſich darſtellte. Ein Mädchen, ſchöner wie Venus und die Grazien, lag nachläſſig auf einem Ruhebett; in dem Zuſtand unſrer erſten Eltern vor dem Sündenfall zeigte ſie einen Körper, wie Elfenbein ſo weiß, und ſchöner als der der mediäiſchen Venus. Das Cabinet, worinn ſie ſich befand, war von ſo vielen Kerzen erhelt, daß ſie das Tageslicht übertrafen. Der König von Polen ſowohl wie Grumkow glaubten, daß dieſe Angel, die ſie dem Könige zugerichtet hatten, durchaus faſſen müſte, — allein es gieng ganz anders; bei dem erſten Blik nahm der König ſeinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Geſicht, und befahl ihm, ſich zu entfernen — es war zu ſpät: Der Prinz hatte genug geſehen, um nicht ſtehen zu bleiben — der König aber wandte ſich zum Könige von Polen und ſagte: „ſie iſt recht ſchön," worauf er fortgieng. Noch an demſelben Abend ſprach er mit Grumkow, und ſagte ihm, daß er ſolche Dinge nicht liebte, und er möchte dahin ſehen, daß ſie nicht wiederholt würden.

Mein Bruder war indeß ſehr verliebt in die Orſelska. Der König von Polen, der ungeheuer eiferſüchtig auf ſeine Maitreſſe war, merkte, daß ſie in ziemlich gutem Einverſtändniſſe ſtunden, und, um es zu ſtören, ließ er ihm die ſchöne Formera, welche die Venus des Cabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm ſie an, und ſie war ſeine erſte Maitreſſe.

Mein Vater gieng ſehr zufrieden von Dresden hinweg, und lud den König von Polen, um der Mu-

sierung der preussischen Truppen beizuwohnen, nach Berlin ein.

Diese ganze Zeit brachte ich in tiefe Betrübniß versunken in Berlin zu. Die Gräfinn Amalie verfolgte mich ohne Unterlaß: von der Königinn ließ ich mich geduldig anfahren, aber von diesem Mädchen war es mir unerträglich, nur mit Mühe enthielt ich mich, darauf zu antworten, und wenn es mir auch gelang, litt mein Herz doch nicht weniger dabei. Ich war ja kein Kind mehr, ich war neunzehn Jahr alt, und recht wohl im Stande, mich selbst zu regieren. Kaum reichte meine Geduld hin, um mich gegen sie sowohl, als gegen ein neues Ungeheuer, welches sich seit Kurzem bei der Königinn als Günstlinginn zu erheben anfieng, zu bewaffnen. Dieses war eine Kammerfrau meiner Mutter, die Rennen hieß. Sie war Wittwe, oder hatte vielmehr, wie die Samariterinn, mehr wie einen Mann. Die geheuchelte Frömmigkeit dieser Frau, ihre vorgebliche Mildthätigkeit gegen die Armen, die langen moralischen Reden, die sie den Leuten an Kopf warf, hatte Frau von Blaspiel bewogen, sie der Königinn zu empfehlen. Wie sie von meiner Schwester Amalia entbunden ward, hatte sie sich sehr bei ihr eingeschmeichelt, indem sie ihr als Paademutter beistand. Seitdem hatte ihr Ansehen stets zugenommen. Die Gräfinn Amalie und diese Frau beherrschten, eine um die andere, meine Mutter; ihr Einverständniß unter einander war aber darum nicht so gut, wie das mit der Königinn, sie waren Nebenbuhlerinnen in Ruhm, oder vielmehr in der Gunst, aber da sie eine der andern Einfluß kannten, hüteten sie sich, ihren Haß vor der Königinn ausbrechen zu lassen. Ich meines Theils war von dem allen das Opfer, und von beiden Seiten gleich gequält; der Verdruß kostete mir aber auch beinahe den Verstand.

An Höflichkeit ließ ich es gegen dieſe meine beiden Ruheſtörerinnen nicht fehlen, mein Grundſaz war, ſtets jedem, auch ſogar meinen Feinden, was ihm gebührt, zu geben. Einfache Höflichkeit iſt keine Falſchheit, und man gewinnt ſeine Feinde viel leichter durch Milde, als durch Schwächen, auch iſt die Milde die Eigenſchaft, welche unſerm Geſchlecht am mehrſten zukommt, und ſie muß als eines ſeiner Hauptverdienſte anerkannt werden. Ich habe dieſen Grundſaz mit Nuzen befolgt, und kann wohl ſagen, daß ich dadurch Manchen, der mir nicht wohlwollte, verſöhnt habe.

Kurz nach des Königs Rückkehr von Dresden ward der Marſchall, Graf von Flemming, Geſandter dieſes Hofes in Berlin.*) Er war ein Mann von überlegnem Verdienſte, ich kannte ihn ſeit früher Jugend, und hatte ihm eine beſondere Anhänglichkeit an mich eingeflößt. Die Prinzeſſinn von Radzivil, ſeine Gemahlinn, war eine ſehr liebenswürdige Frau. Obſchon ich keine Beſuche von Männern annahm, vermochten doch die Verdienſte dieſes Herrn mit ſeinem Alter verbunden die Königinn, daß ſie ſich ihm zu Gunſten über alles Geſchwäz hinweg ſezte, und ihm erlaubte, mich zu beſuchen. Er benuzte dieſes Vorrecht oft, und leiſtete mir mit ſeiner Gemahlinn, die von lebhafter heiterer Gemüthsart war, häufig Geſellſchaft. Den Tag vor ſeiner Abreiſe kam er, und nahm Abſchied von mir; nach wiederholten Verſicherungen ſeiner Ehrfurcht ſagte er: „ich hoffe, Ihnen in Kurzem ſprechende Beweiſe meiner Ergebenheit gegen Ihro Königl. Hoheit zu geben, und Sie ſo glücklich zu machen, wie Sie es verdienen.“ Damals glaubte ich,

*) Eine andere Hand bemerkt hier: Graf Flemming war in Berlin, ehe der König nach Dresden gieng; er war es ſogar, der ihn zu dieſer Reiſe beredete.

diese Rede deutete nur auf meine Heirath mit England, ich beantwortete sie also nicht, und begnügte mich, ihn meiner Achtung zu versichern.

Wenige Tage darauf giengen wir nach Potsdamm. Diese Reise hätte mir, wegen des traurigen Lebens, welches wir dort führten, zu jeder andern Zeit sehr mißfallen; diesesmal war ich aber froh, Berlin zu verlassen, weil ich dadurch den Verfolgungen der Gräfinn Amalie entgieng. Es half mir aber wenig; die Königinn war gegen mich und meine Hofmeisterinn so erbittert, daß ich beinahe die ganze Zeit durch gemißhandelt ward; das gieng so weit, daß die Königinn sogar mit dem König darüber reden wollte; da sie aber seine ausgezeichnete Achtung für Fräulein von Sonnsfeld kannte, wagte sie es doch nie. Durch meine Unterwürfigkeit, und sogar die Dazwischenkunft des Grafen von Finkenstein, der an den ehrgeizigen Absichten seiner Tochter nicht Theil nahm, ja sie nicht einmal kannte, schloß ich sowohl, wie meine Hofmeisterinn, endlich mit der Königinn Frieden.

Der König fuhr indessen immer fort, auf den König von England zu schimpfen und zu fluchen; er that es sogar an öffentlicher Tafel, wo gewöhnlich die geheimsten Geschäfte abgehandelt wurden. Seckendorf gieng ihm nicht mehr von der Seite. Die Königinn konnte diese Reden nicht ohne Verdruß anhören, und eines Tages brachte es sie dergestalt auf, daß sie Seckendorf tüchtig den Kopf wusch; sie erinnerte ihn an alte, gar nicht rühmliche Begebenheiten seines Lebens, und behandelte ihn wie einen ehrlosen Menschen. Seckendorf ließ nichts auf sich sizen, er gab ihr einige beissende Antworten, die andere nach sich zogen. Niemand fand Freude an diesem Auftritt, wie der König allein; dieser that aber das Seinige, um sie täglich zu wiederholen. Bis jezt hatte sich Seckendorf nur mit den

Geschäften seines Herrn abgegeben, und war bemüht gewesen, die zwei Höfe von England und Preußen zu entzweien; die üble Behandlung der Königinn vermochte ihn aber einen andern Plan zu entwerfen, der den Vortheilen des Kaisers sehr entsprach, und, wie ich nachmals melden werde, beinah, unsern gänzlichen Untergang herbeigezogen hätte.

Mein Bruder war indeß seit seiner Rükkehr von Dresden in eine schwarze Schwermuth versunken; alle meine Versuche um ihn herauszureißen waren vergeblich, und auf meine Fragen gab er die üble Behandlung, die er von seinem Vater ertragen müßte, als ihre Ursache an. Auch die Königinn that, obgleich auch vergeblich, alles Mögliche, um ihn zu trösten. Nach und nach schien er auszuzehren, er verlor alle Eßlust, ward sichtlich mager, und häufige Anfälle von Schwächen machten besorgt, daß er möchte in eine Schwindsucht verfallen. Der König ward davon benachrichtet und hatte die Unvorsichtigkeit zu sagen: „ich glaube, er hat eine schlechte Krankheit, und derjenige, welcher es ihm beweißen kann, soll reichlich von mir dafür belohnt werden.“ Darauf schikte er ihm seinen Oberchirurg Helzendorf; dieser brachte ihm den Bescheid: daß der Prinz sehr übel wäre, und ohne den Gebrauch eines ernstlichen Heilmittels die Schwindsucht bekommen würde. Diese Nachricht machte dem König viele Unruh, denn er hatte von Natur ein gutes Herz, und ungeachtet des Widerwillens, den ihm Grumkow gegen den armen Prinzen eingeflößt hatte, hörte er die Stimme der Natur, und bereute es, ihn so hart behandelt zu haben. Allein man war weit entfernt, sein Uebel zu errathen, er war einzig nur liebekrank, wie es sich einige Zeit darauf zeigte. Verschiedne wohlgesinnte Leute sprachen mit dem Könige darüber und riethen ihm, den Prinzen zu verheirathen, weil Tem-

yeramente wie das ſeinige der Ehe bedürften, und, wenn man ſie ihm nicht bald geſtattete, würde er ſich durch Ausſchweifungen zu Grunde richten; dieſe Vorſtellungen machten auf den König nicht den mindeſten Eindruck, und mein Bruder war dergeſtalt von ſeinen Hofmeiſtern bewacht, daß es ihm unmöglich ward, den Mädchen nachzulaufen. Die nahe Ankunft des Königs von Polen gab ihm endlich die Geſundheit wieder, denn er hoffte mit der Gräfinn Oſielska, die zu der Reiſe-Geſellſchaft gehören ſollte, ſeine alte Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen. Obſchon er nun ſonſt nichts vor mir geheim hielt, war ich doch in dieſem Stüke nicht ſeine Vertraute, denn da er meine Denkungsart kannte, hütete er ſich wohl, mir Dinge, die mein Mißfallen erregen mußten, mitzutheilen.

Ende Mais giengen wir nach Berlin zurük. Die Königinn fand daſelbſt Briefe, die ſie benachrichtigten, daß der Prinz von Wallis unbekannt nach Berlin kommen wollte, er gedachte die Unruhe und Unordnung, die durch die Gegenwart des Königs von Polen verurſacht würde, zu benuzen, um mich zu ſehen. Die Königinn war vor Freuden darüber außer ſich; ſie theilte mir die Nachricht ſogleich mit, die mir keine ſo außerordentliche Zufriedenheit verurſachte, denn mir war wenig an der Heirath gelegen, der Ehrgeiz war nie meine Sache und meiner Denkungsart nach fühlte ich wohl, daß mir der engliſche Hof nicht anſtehen würde. So lange ich lebe, habe ich das einfache Leben dem Glanze der großen Welt vorgezogen, und der Zwang hat ſich nie mit meiner Gemüthsart vertragen. Was uns dieſe Nachricht noch beſtätigte, war die Ankunft mehrerer Herrn und Damen aus Hannover. Anfangs ſagte man der Prinz ſei unter ihnen, und einige Tage lang glaubten wir es ſelbſt, allein Briefe, die aus Hannover anlangten, benahmen uns dieſen Irrthum. Der Prinz

war noch daſelbſt und das Geſchwätz hatte wahrſcheinlich einen Scherz zum Grunde, den er bei Tiſche gemacht hatte, als wollte er ſo einen Streich unternehmen.

Der König von Polen kam am 29 Mai an, worauf er ſich ſogleich zur Königinn begab. Er war damals funfzig Jahr alt, hatte eine majeſtätiſche Haltung und Geſichtszüge, und alle ſeine Handlungen drükten Güte und Höflichkeit aus. Seine ungeheuren Ausſchweifungen hatten ihm ein Uebel am Fuße zugezogen, weßwegen er nicht gehen, und nicht lange ſtehen konnte. Die Königinn ſezte ſich mit ihm auf Tabouret, der König und wir übrigen ſtanden vor ihnen, obſchon er ihn und uns alle oftmals bat, uns niederzulaſſen. Er betrachtete mich ſehr aufmerkſam, lobte unſere ganze Familie, und ſagte jedem von uns etwas angenehmes. Nach einer Stunde empfahl er ſich, und die Königinn begleitete ihn etwas weiter wie ihr Audienz-Zimmer. Darauf kam der Kronprinz von Polen, um die Königinn zu begrüßen. Er iſt groß, völlig, und hat ein ſchönes Geſicht; ſein Betragen iſt nicht ſo herablaſſend wie das ſeines Vaters, er ſieht ſo gar ſtolz aus, ſpricht wenig, und iſt ſeiner Höflichkeit wegen eben nicht ſehr zu rühmen. Seit er zur Krone gelangt iſt, ſagt man ihm viel Gutes nach, ſeine Verdienſte ſollen das Unangenehme ſeines Aeußern ganz vergeſſen machen. Sein Beſuch war kurz. Wir brachten den Abend in unſrer gewöhnlichen Einſamkeit zu, und der König von Polen ſowohl wie ſein Kronprinz ſpeißten ein jeder in ſeinem Zimmer.

Den folgenden Morgen verſammelten wir uns alle in den Staats-Zimmern des Schloſſes; beide Könige trafen bald nach uns ein, der von Polen, von mehr wie dreihundert Großen ſeines Hofes, ſowohl Polen als Sachſen, begleitet. Man ſtellte ſie der Königinn und nachmals mir vor, und unter ihnen war der Prinz

Johann Adolph von Weißenfels, General-Lieutnant von Sachſen, der erſte. Obſchon ich mich nicht lange mit dieſen Herren aufhalten konnte; behielt ich doch alle ihre Namen, ſo barbariſch auch einige von ihnen lauteten. Es war öffentliche Tafel, der König von Polen und meine Mutter ſaßen in der Mitte, mein Vater neben ſeinem erlauchten Gaſt, dann der Churprinz und alle ſowohl ſächſiſche als preußiſche Prinzen, ſo viel ihrer waren. Ich ſaß neben meiner Mutter, mir folgte meine älteſte Schweſter, und dann alle Prinzeßinnen nach der Reihe. Nach Tiſch zog ſich ein jeder zurük; Abends war Appartement bei der Königinn, wobei ſich die Gräfinnen Orſelska und Vilinska, beide Töchter des Königs, auch einſtellten. Die erſte war, wie ich ſchon geſagt habe, und ſo ſcheuslich die Sache iſt, ihres Vaters Maitreße. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu ſeyn, hatte ſie viel Einnehmendes, ſie fragte wenig nach ihrem alten Liebhaber, und zog ihren Halbbruder, den Sohn einer Türkin, den man den Grafen Rudeſéky nannte, bei weitem vor. Die Läſterchronik behauptete, daß ſie alle ihre Brüder, deren es einen ganzen Schwarm gab, begünſtigte. Die Polen, welche zu der Königinn kamen, waren ſehr erſtaunt, daß ich ſie kannte, und ſie beim Namen nannte; es ſchmeichelte ihnen ſo ſehr, daß ſie laut ſagten: ich müße ihre Königinn werden. Der arme Graf Flemming, deßen ich weiter oben erwähnte, war nicht dabei, er ſtarb kurz nach ſeiner Abreiſe von Berlin auf ſeinem Wege nach Wien.

Während der Anweſenheit des Königs von Polen dauerten die Feſte und Vergnügungen ohne Aufhören, aber wegen der Eiferſucht des Königs, der uns nur gezwungen daran Theil nehmen ließ, bekam ich wenig davon zu genießen. Der Prinz von Weißenfels ſchien ſich allezeit viel mit mir zu beſchäftigen, ich nahm aber

alle seine Beflißenheit für eine Aeußerung von Höflichkeit auf, und ließ mir gar nicht den Gedanken beikommen, daß er Absichten auf mich hätte.

Den Tag vor des Königs von Polen Abreise speißten die beiden Könige in Charlottenburg, wo wir uns seit einigen Tagen befanden, im vertrauten Zirkel. Man opferte dem Bachus, und beide Könige spürten seinen Göttersaft. — Nach Tisch kamen sie zur Königinn, wo der König von Polen eine Partie Lhombre vorschlug, bei der ich die dritte Karte erhielt. Das ganze Spiel durch sagte er mir die schönsten Sachen, welche ich alle auf die Wirkung des Rausches sezte. Er gab sich alle Mühe mich einige hundert Dukaten gewinnen zu machen, die mir recht wohl zu statten kamen, denn ich besaß keinen Heller, und war nicht im Stande meinen Freunden Freude zu machen. Das Spiel dauerte nicht lange, man nahm gleich darauf von einander Abschied, und der König nebst seiner ganzen Begleitung trat noch an demselben Tage seine Rükreise an.

Der König mein Vater reiste bald darauf nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdamm und erhielt von ihm Erlaubniß zweimal in der Woche seine Mutter zu besuchen. Die Orsiska, die er insgeheim besucht hatte, hatte ihn völlig geheilt. Wir vertrieben uns in des Königs Abwesenheit die Zeit ganz herrlich, es waren viele Fremde anwesend, die den Hof glänzend machten, und der König von Polen schikte die besten Musiker seiner Kapelle, um sie die Königinn hören zu lassen.

In dieser Zeit erfuhren wir, daß mein Vater auf dem Punkt gewesen war, mich mit dem König von Polen zu verheyrathen. Der Graf Flemming hatte das Geschäft während seines Aufenthalts in Berlin angeknüpft, nach der Rükkehr des Königs von Polen nach

Dresden war es seiner Abschließung nahe, als sich der Churprinz ihm entgegensezte. Die Sache wär für beide Fürsten vortheilhaft gewesen; mein Vater sollte dem Könige von Polen drei Millionen leihen, und einen ansehnlichen Brautschaz geben, dagegen versprach Polen die Lausiz auf zwanzig Jahre als Schuldpfand, nebst der Verwaltung der Einkünfte dieser Provinz, auch mein sehr ansehnliches Witthum wurde auf sie angewiesen, und um von Seiten der Religion jedes Hinderniß zu heben, sollte ich allzeit zu Dresden verbleiben. Der schöne Plan scheiterte; der Kronprinz von Polen wollte diese Artikel nie unterzeichnen, die ganze Unterhandlung schlug also fehl.

Der Königinn war das sehr lieb; sie hörte nicht auf mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguiren. Dem Könige waren alle diese Schritte nicht unbekannt, die unselige Namen, die Kammer-Frau der Königinn, die welche ich oben genannt habe, hinterbrachte ihm alles, was geschah. Meine Mutter kennte diesem Weibe nichts verbergen, und sie ermangelte nie alles so schnell wie möglich, durch den Canal des elenden Eversmann, der des Königs Kammerdiener war, und den Leibchirurgus Holzendorf, meinem Vater zutragen zu lassen. Mein Bruder, ich und die Damen der Königinn wußten es wohl, aber ihr Ansehen war bei der Königinn so groß, daß niemand das Herz hatte, sie davon zu benachrichtigen. Ich erinnere mich sogar, daß der französische Gesandte mir mehreremale mit Empfindlichkeit sagte: daß er nicht begreife, wie man in Grumkows Hause alles, auch das Geheimste, was er der Königinn anvertraue, sogleich erführe. Ich antwortete ihm dann, daß ich es nicht wüßte und sehr froh wäre, wenn ich Dinge, die mich nichts angiengen, nicht erführe. Ich werde, sagte er weiter, der Königinn gar nichts mehr sagen, sondern Ihrer

königl. Hoheit alles mittheilen, welches viel beſſer gethan ſeyn wird. — Nein, ſagte ich, erſparen Sie mir ſolche Mittheilungen, es iſt mir jedesmal unangenehm, wenn mir die Königinn etwas anvertraut, und ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich gern unwiſſend bleibe über dieſe Geſchäfte. — Sie betreffen doch, antwortete er, Ihr Glük, und das Glük einer ganzen Nation. — Das will ich glauben, entgegnete ich, aber bis jezt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert. Glüklicherweiſe iſt mein Ehrgeiz ſehr beſchränkt, und ich habe über dieſen Gegenſtand meine eigene Begriffe, die von andrer ihren ſehr verſchieden ſeyn mögen.

Alle dieſe Ränke brachten den König auf. Grumkows und Seckendorfs Plan war noch nicht reif, ſie verhinderten ihn loßzubrechen, und legten ihm eine Verſtellung auf, die ſeinem Charakter ganz zuwider war. Kurze Zeit nach des Königs Rükkunft giengen wir von Berlin nach Wuſterhauſen. Wenige Tage nach unſrer Ankunft ſchloß ſich mein Vater mit der Königinn ein, indeß meine Schweſter und ich uns in dem anſtoßenden Zimmer befanden. Bald vernahmen wir heftigen Wortwechſel, der König ſprach ſehr laut, die Königinn weinte. Ich gerieth in eine grauſame Unruhe, denn ich begriff nicht, worauf es ankommen möchte? Nach anderthalb Stunden gieng der König mit einem ſo wüthenden Geſichte fort, daß ich davor zitterte. Die Königinn rief mich ſogleich zu ſich; ich fand ſie in Thränen; ſie umarmte mich zärtlich und ſagte: Alles iſt verloren! man will dich verheirathen — und du errathſt gewiß nicht an wen? — Ich blieb ganz erſtarrt, bis ich ihr endlich antwortete: daß ich fürchtete, es ſei keine ſehr gute Verſorgung, weil ſie davon ſo bekümmert ſcheine. — Nein das iſt es nicht! antwortete ſie, Dem Prinzen von Weiſſenfels will der

König dich geben! — Mein Erſtaunen war ungeheuer! Er war ein apanagirter Prinz, und hatte kaum genug, um ſtandesmäßig zu leben. Anfangs ſagte ich zu der Königinn: daß ich glaubte der König habe nur, um ſie zu beunruhigen, von dieſer Sache geſprochen, — es könne nicht ſein Ernſt ſeyn. — Wenn ich dir nun aber ſage, daß er hieher kommt, antwortete ſie, und daß deine Verlobung gefeiert werden ſoll. Waffne dich mit Standhaftigkeit; ich verſpreche dich zu unterſtützen, aber was auch vorgehen mag, ſo willige niemals ein. — Ich verſprach es mit dem feſten Entſchluß aufzuhalten, ſo lange es möglich ſei.

Noch an demſelben Tage beſtätigten uns Briefe aus Berlin dieſe unangenehme Nachricht. Ich war in der ſchrecklichſten Unruhe, denn ich ſah wohl voraus, welchen Lärm dieſe Sache in der Familie machen würde, und daß ich dem ganzen Zorn des Königs würde ausgeſezt ſeyn. Mein Bruder und ich ſprachen den ganzen Tag von dieſen traurigen Ausſichten, er ſprach mir aber Muth zu und ſuchte mir auf alle Weiſe ein Herz faſſen zu machen.

Der König mißhandelte ihn je mehr und mehr; es wagte beinahe niemand mehr mit ihm zu reden, aus Furcht meines Vaters Verdacht auf ſich zu ziehen. Zwar hatte er ſeine Hofmeiſter noch, aber ſie durften ihn nicht begleiten, was denn Urſach war, daß er in Ausſchweifungen gerieth. Da es ihm an jemand fehlte, der ihm in dieſen Dingen zur Hand gieng, wendete er ſich an einen Pagen des Königs, der ihm Anfangs bei ſeinen verliebten Ebentheuren half, ſich aber durch ſeine Aufmerkſamkeit bald ſo bei ihm einſchmeichelte, daß er unzertrennlich von ihm ward. Keith, ſo hieß er, hatte Verſtand, aber keine Erziehung, er diente meinem Bruder aus wahrer Zuneigung, und benachrichtete ihn von allen Schritten des Königs, bei dem er ſehr in

Gunſt war. Uns waren dieſe ſchönen Schliche alle unbekannt, und obgleich ich bemerkte, daß mein Bruder mit dieſem Pagen auf einem viel vertraulichern Fuße ſtand als es ſein Stand ihm erlaubte, hielt ich ihre Freundſchaft doch nicht für ſo innig. Wie ich ihm meine Bemerkung darüber machte, ſagte er mir, daß ihm dieſer junge Menſch hinterbrächte, was der König von ihm ſage, und ihm ſo ſchon manchen Verweiß und üble Behandlung erſpart habe. Der Königinn hatte ich nichts davon geſagt. Ich wollte meinem Bruder Verdruß erſparen, ich fürchtete auch ihre Lebhaftigkeit die, ihre Verweiße immer zu weit trieb.

Ich kehre nun wieder zum Prinzen von Weißenfels zurük. Er kam den 27 Sept. in Wuſterhauſen an. Den erſten Tag ſah ich ihn nicht; der König kam aber ſogleich zu meiner Mutter und ſagte ihr, daß ſie ihren und meinen Schmuk von Berlin möchte kommen laſſen, um mich damit aufzupuzen, denn er wolle mich verloben. Die Königinn antwortete, daß ſie es nicht thue, und lieber ſterben, als in dieſe Heirath willigen würde. Den folgenden, als am Michaelis Tage, giengen wir in die Kirche; der Herzog wendete während des ganzen Gottesdienſtes kein Auge von mir. Ich war in einer ſchreklichen Unruhe; ſeit von dieſer Sache die Rede war hatte ich weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, und war mir des Allerſchlimmſten gewärtig. Wie die Kirche aus war, ſtellte man den Herzog der Königinn, vor, die ihm aber, ohne ein Wort zu ſagen, den Rücken zukehrte; — ich hatte mich meinerſeits davongeſtohlen, um ſeine Anrede zu vermeiden. Die Königinn, die in Wuſterhauſen einige vertraute Perſonen hatte, beſchloß den Herzog benachrichtigen zu laſſen, daß er, im Fall er auf ſeinen Anſprüchen beſtehe, öffentlich ſollte beſchimpft werden, wobei ſie zuerſt beitragen würde; daß weder ſie noch ich, je in

die Heirath willigen würden, und sie ihm daher rieth, sich auf eine gute Art zurükzuziehen und ein Aufsehen zu vermeiden, das ihm auf keine Weise Ehre machen würde. Ungeachtet der Abneigung, die ich immer für diesen Prinzen hatte, muß ich ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war ein rechtlicher aber eingeschränkter Mensch, der sich dies Hirngespinst ohne fremden Antrieb nie in Kopf gesezt hätte. Er nahm sogleich seinen Entschluß, und schrieb dem Könige, daß er die ihm zugedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegersohn zu wählen, geziemend zu schäzen wissen, sich ihrer aber unwürdig bekenne, und dem Könige gestünde, daß er, wie groß auch das Glük sei mich zu besizen, doch lieber entsagen, als mich gegen meinen Willen heirathen wolle; er bäte also den König mir hierinn meine vollkommmne Freiheit zu lassen, und meiner Neigung keinen Zwang anzulegen."

Kaum hatte mein Vater diesen Brief erhalten, so brachte er ihn der Königinn und der Zank gieng von neuem an. Die Königinn bat und weinte so lange, bis sie endlich einen Aufschub erhielt, — „aber unter der Bedingung, sagte der König, daß Sie an die Königinn von England schreiben, und auf eine entscheidende Erklärung in Rükſicht der Heirath meiner Tochter mit dem Prinzen von Wallis dringen. Ist die Antwort so wie ich sie wünsche, so entsage ich allen andern Parthien, die sich für sie anbieten, fahren sie aber fort mich mit schönen Worten zu kirren, so breche ich ohne Umstände, und es soll mich nichts abhalten, sie zu verheirathen, wie es mir gut däucht." Die Königinn sagte, daß sie bereit sei, sogleich nach England zu schreiben, und keinen Augenblik zweifelte, daß man keinen Anstand nehmen würde, sie zu befriedigen. „Das wollen wir sehen, antwortete der König; ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich

nicht zufrieden ſtellt, keine Gnade für ihr Fräulein Tochter mehr zu hoffen iſt. Und was Ihren Thunichtgut anbetrift, fuhr er fort, und meinte damit meinen Bruder, ſo erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirathe; ich will keine Schwiegertochter, die die Naſe hoch trägt, und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es andre ſchon thun. Der Roznaſe von Ihrem Herrn Friz, werde ich eher die Peitſche geben laſſen, als ihn verheirathen." — Und nun wurde über meinen Bruder, der zum Glüke nicht gegenwärtig war, ein ganzer Strom von Schmähungen ergoßen.

Dieſe Unterredung ward endlich beſchloßen. Nachdem die Königinn über ihren vorhabenden Schritt nachgedacht hatte, verlor ſie einen Theil der gegen den König geäußerten Zuverſicht; da ſie ſich aber ſehr gern ſelbſt ſchmeichelte, ſagte ſie zu mir: „ich gebe den Muth nicht auf, und hoffe es geht gut." Ich antwortete, daß ich daran zweifelte, denn der König von England werde in meine Heirath ohne die meines Bruders nimmermehr einwilligen, das ſey aber mein Vater nicht zufrieden, und wenn die Antwort nicht ſeinem Wunſche gemäß ausfiele, würde es zu Ausbrüchen kommen, die es nicht in ihrer Macht ſtünde zu verhindern; ſie wollte zornig gegen mich werden und ſagte: du verlierſt ſchon den Muth, heirathe meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber ſei denn auch meines Fluches gewiß. Ich antwortete: daß mir mein eigner Vortheil zu wohl bekannt wäre, um das Nachtheilige dieſer Heirath nicht zu begreifen, und daß ich mein Möglichſtes thun werde, um ſie zu vermeiden. Dieſe Antwort beſänftigte ſie, aber ich durfte es nun nicht weiter wagen, ihr meine Gedanken zu ſagen, denn ich ſah wohl, daß es ſie nur verdroß.

Dennoch dachte ſie eine zeitlang nach, nachher ſagte ſie: mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unſern

Zwek zu erreichen, aber mein Sohn muß uns zum Werkzeuge dienen. Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schweſter ſchreiben, und ihr ein feierliches Verſprechen geben niemand anders wie ihre Tochter, die Prinzeßinn Amalie, zu heirathen, doch nur unter der Bedingung, daß ſie einwillige, deine Heirath zuerſt zu vollziehen. Ich durfte nichts einreden. Mein Bruder, der jezt eintrat, gab ſogleich die Hand darauf. Er wünſchte leidenſchaftlich eine engliſche Prinzeßinn zu heirathen, damit er eine Stüze habe, und ſich vor Mißhandlungen in Schuz ſezen konnte. Er ſchrieb den unſeligen Brief unverzüglich, und die Königin ſchikte ihn in Geheim ab.

Meine Lage war ſehr traurig; der Prinz von Wallis war mir ganz gleichgültig, ja ich hatte eher noch Abneigung gegen ihn. Meine Mutter war daran ſchuld, ſie hatte mir eine ſehr wenig gefallende Schilderung von ihm gemacht. „Es iſt ein guter Prinz, ſagte ſie mir zuweilen, gutmüthig, aber einfältig, wenn du die Gefälligkeit haſt, ſeine Maitreßen zu leiden, wirſt du mit ihm machen können, was du willſt — denn liederlich iſt er.“ — Für meine Mutter wäre ſo ein Mann gut geweſen, denn die regierte ſehr gern, da ich aber gar wenig nach dieſem Glücke fragte, war der Fall bei mir anders. Mein Begriff von der Ehe war ſehr verſchieden; ich wollte einen Prinzen, den ich aus wirklicher Achtung heirathen, den ich vor einen wahren Freund anſehen konnte. Ich wollte, daß gegenſeitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtſchnur unſrer Handlungen ſei, und aus dieſen Empfindungen ſollten meine Gefälligkeit und mein Bemühen, ihm zu gefallen entſtehen. Der Begriff von Pflicht ſchließt bei einer Frau alle Freundſchaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaftig und aus Grundſäzen liebt wird nichts mehr ſchwer, um dem geliebten Gegenſtand zu

gefallen. Jezt kann ich aus Erfahrung davon ſprechen, die Vorſehung hat mir, wie ich in der Folge ſagen werde, das was ich wünſchte gewährt.

Doch ich lenke wieder ein. Ich hatte einen Abſcheu vor dieſem Herzog von Weißenfels; mein Vater und meine Mutter waren über dieſe Verſorgung nicht einig, der eine hatte die Gewalt, die andre die Vernunft auf ihrer Seite — was ſollte ich in dieſer ſchwierigen Lage thun? Dieſe Betrachtungen brachten mich zuweilen zur Verzweiflung, denn wohin ich mich wendete, ſah ich, daß ich das Opfer des einen oder des andern ſeyn würde. Der Herzog reiſete indeß ab, und gab uns einen kleinen Theil unſrer Ruhe wieder.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier eine kleine Begebenheit einzuſchalten, die unſre Verfolger je mehr und mehr anreizte. Grumkow hatte in Berlin ein ſehr ſchönes Haus gekauft, das ihm der Kaiſer bezahlt hatte. Er bat die Königinn, ihm ihr Portrait zu ſchenken, um es zu einer der ſchönſten Zierden ſeines Hauſes zu machen. Die Königinn verſprach es ihm; ſie hatte ſich vor kurzem für den König von Dännemark mahlen laſſen, und da das Gemählde noch nicht fertig war, befahl ſie eine Copie davon, für Grumkow zu nehmen, indem ſie die Originale nur an Fürſten verſchenkte. Eines Tages kam er der Königinn dafür zu danken, ſchwazte viel von der Schönheit der Mahlerei, und daß es eine der ſchönſten Arbeiten des Mahlers ſei. Die Königinn ſagte mir heimlich: „Ich hoffe nimmermehr, daß man einen Irrthum begangen und ihm das Original ſtatt der Copie gegeben hat!“ — und zugleich fragte ſie ihn ohne Umſchweife darum. Er antwortete: da er ein Original vom Könige habe, ſei es billig auch ein gleiches von ihr zu beſizen, er habe es ſich alſo von dem Mahler geben laſſen. „Auf weſſen Befehl? fragte die Königinn, denn ich beehre

keinen Privatmann auf ſolche Weiſe, und gedenke für Sie keine Ausnahme zu machen.“ Der König verhinderte Grumkow zu antworten, indem er vom Tiſche aufſtand; doch folgte er der Königinn nach, und beſchwor ſie, ihm das Portrait zu laſſen. Eine zweite ziemlich trokne Weigerung zog ihr einige ziemlich ſcharfe Spizreden zu, worauf ſich die Königinn, um dem Geſpräch ein Ende zu machen, zurükzog. Kaum war der König, wie er täglich zu thun pflegte, auf die Jagd gegangen, als ſie den Grafen Finkenſtein holen ließ, dem ſie den ganzen Vorgang erzählte. Dieſer, der Grumkows geſchworner Feind war, freute ſich dieſer Gelegenheit, ihm einen Streich ſpielen zu können; er rieth alſo der Königinn: um noch mehr Aufſehn zu machen, ſollte ſie verſchiedne von ihren Domeſtiken zu ihm ſchiken, um das Gemählde zu fordern, und ihm zugleich ſagen laſſen: daß er nie eine Copie davon erhalten würde, wenn er ſich nicht anſtändiger gegen ſie betragen und ihr die Ehrerbietung leiſten lernte, die er ihr ſchuldig ſei. Ich war bei dieſem Geſpräche gegenwärtig; es mißfiel mir ſehr, und ſchien mir ſehr unrecht. Die Königinn befolgte gleich am andern Tage pünktlich den erhaltenen Rath. Grumkow ließ ihr ſagen, er habe die Gemählde ſo vieler großen Prinzen und Prinzeßinnen, daß er ſich mit dieſen über den Verluſt des übrigen tröſten würde.

Bald nachher kehrten wir nach Berlin zurük. Meine Mutter hatte tägliche Unterredungen mit dem engliſchen Geſandten, dem Herrn von Bourguait; bald waren es vier Wochen ſeit ſie ſchrieb, und unerachtet ihrer erkünſtelten Zuverſicht war ſie in tauſend Beſorgniſſen. Grumkow war äußerſt gegen ſie erboßt, weder er noch ſeine Familie ſezten den Fuß zu ihr, und er erwähnte ihrer auf die unverſchämteſte Weiſe; er hatte ſogar den König ſchriftlich um Genugthuung über den,

von der Königinn erlittnen, Schimpf — wie er es nennte, gebeten. Ich weiß nicht, welcher gute Geist damals meinen Vater regierte, er erhielt auf seine Klagen gar keine Antwort. Mehrere Personen verwendeten sich bei der Königinn für ihn, und er machte ihr Entschuldigungen, die er sich bei dem Könige für ein grosses Verdienst anrechnete.

Endlich kam die so sehr gewünschte Antwort aus England an; die Königinn von England schrieb darinn, daß sie und ihr Gemahl sehr geneigt sei, durch eine doppelte Heirath in ihren Familien die Bande ihrer Vereinigung fester zu knüpfen, daß sie aber selbige nicht vollziehen könnten, ohne sie vorher dem Parlamente vorgeschlagen zu haben. Ein anderer geheimer Brief, der für die Königinn beigefügt war, ermahnte sie standhaft zu bleiben, und enthielt allerlei windige Reden, die unsern Umständen sehr wenig angemessen waren. Derjenige an meinen Bruder führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte ohne die geringste Zuverläßigkeit. Nie hat das Meduſenhaupt so erstarren gemacht wie diese Briefe meine Mutter! Sie zitterte, sie dem Könige zu zeigen, und war fast entschlossen sie zu unterdrüken, und zum zweitenmale nach England zu schreiben, als darauf Herr von Bourgnait kam und sie versicherte, er habe den ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rükhalt mit dem Gesandten von dieser Handelsweise und sagte: daß sie, wenn England so handelte, für nichts mehr stehen könnte, und schon jezt bei der Rükkehr des Königs so viel Verfolgungen erwartete, daß sie ohne eine schleunige Hülfe alles für verloren halten müsse; Herr von Bourgnait suchte sie aus allen Kräften zu beruhigen.

Einige Tage nachher langte der König an. Seine erste Frage betraf die aus England zu erwartende Antwort. „Da ist sie, antwortete die Königinn, ohne sich

aus der Fassung bringen zu lassen, ich hoffe Sie werden zufrieden seyn." — Zufrieden, rief er nachdem er gelesen hatte, zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht? — und hiemit gieng er ohne ein Wort weiter zu sagen aus dem Zimmer. Nach einer sehr langen Unterredung mit Grumkow, die unmittelbar darauf statt hatte, kam er zurük, ließ sich gar nichts anmerken und behandelte uns sehr gut; die Königinn war froh und vergnügt, mir gieng es aber ganz anders, ich kannte den König; trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er tausendmal schlimmer als in seinen Ausbrüchen von Zorn. Sein Aufenthalt in Berlin war nicht lang, sondern er gieng bald darauf nach Potsdamm zurük.

Mit dem Jahr 1729 fieng eine neue Epoche an. Ein Herr von Lamotte, der Officier in hannövrischen Diensten und ein naher Verwandter von Sastot, einem von den Kammerherrn der Königinn, war, langte eines Tages heimlich bei diesem lezten an und sagte: ich habe einen Auftrag von der größten Wichtigkeit, der aber ein unverbrüchliches Geheimniß erfordert. Einmal müssen Sie mich in Ihrer Wohnung verbergen, damit meine Ankunft geheim bleibe, und dann müssen Sie einen meiner Briefe in des Königs Hände gelangen lassen. Sastot gestand ihm alles Geforderte zu, und fragte ihn dann, ob das vorhabende Geschäft gut oder übel sei? — „Gut, sagte Lamotte, wenn man schweigen kann, aber sehr übel wenn man schwazt; da ich aber Ihre Diskretion kenne, und Ihrer bedarf, um mit der Königinn zu sprechen, muß ich Ihnen alles anvertrauen. Spätestens in drei Wochen will der Prinz von Wallis hier seyn; er will heimlich aus Hannover entwischen, um auf die Gefahr, den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzeßinn zu heirathen. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut,

und mich hierher geſchikt, um zu erfahren, ob ſeine Ankunft dem Könige und der Königinn angenehm ſeyn wird, und ob man noch immer geſonnen iſt, ihn mit der Prinzeſſinn zu verbinden. Uebernehmen Sie es mit der Königinn, wenn ſie im Stande iſt, ein Geheimniß zu bewahren, und niemand Verdächtigen um ſich hat, davon zu ſprechen; allein um nichts zu wagen, ſprechen Sie vorher mit Fräulein von Sonnsfeld, deren Diſcretion mir bekannt iſt, und die Sie leiten wird." Noch denſelben Abend kam Saſtot, wie gewöhnlich zur Königinn, bei der eben kein Appartement war; er zog meine Hofmeiſterinn bei Seite, und erzählte ihr den ganzen Vorgang, und bat ſie um Rath. Mit Lamette hätte er, ſo ſezte er hinzu, nicht offenherzig ſprechen können, denn er fürchtete ſehr, die Königinn von dieſen glücklichen Nachrichten zu unterrichten, da er ſehr wohl wüßte, ſie würde ſie ſogleich der Ramen mittheilen, welche dann nichts eiligers hätte, als ſie der Seckendorfiſchen Bande zu überbringen. Fräulein von Sonnsfeld war ſehr verlegen, allein nach einiger Berathſchlagung ward beſchloſſen, daß Saſtot mit der Königinn ſprechen ſollte. Man begreift leicht, welche Freude ihr dieſe Nachricht machte. Sie theilte ſie ſogleich der Gräfinn von Finkenſtein und meiner Hofmeiſterinn mit, die ihr denn alle beide die größte Verſchwiegenheit anempfohlen. Ich war eben ſehr krank; auf eine ſtarke Ohnmacht, welche ich den Tag vorher gehabt hatte, war ein ſtarkes Flußfieber gefolgt, welches mich im Bette hielt. Die Königinn befahl Fr. von Sonnsfeld, mich nach und nach auf das glückliche Ereigniß vorzubereiten, worauf ſie denn ſelbſt mit mir ſprechen wollte, um mir die Sache anzuvertrauen.

Den andern Morgen kam Fräulein von Sonnsfeld, um an meinem Bette den Thee zu trinken. Ich

weiß nicht, ſagte ſie, was dem Saſtot im Kopf ſteckt? er iſt wie thöricht, ſingt, tanzt, und macht alle mögliche Poſſen, und alles aus Freude, wie er ſagt, über eine gute Nachricht, die er niemand mittheilen will. — Er mag vielleicht zu viel getrunken haben, ſagte ich, und im Rauſche ſo froh ſeyn. — Nein, verſetzte ſie, die Nachricht ſoll Sie angehen, wie er behauptet. — Guter Gott! rief ich, welche gute Nachricht könnte ich in meiner Lage erwarten, und wie ſollte ſie mir von Saſtot kommen? — Aber, fiel Fräulein von Sonnefeld ein, wenn er ſie nun unmittelbar von dem Prinzen von Wallis erhalten hätte? — Nun? würde denn das Glück ſo groß ſeyn? — Nein, Ihre Königliche Hoheit, ſagte ſie, Sie vergehen ſich gegen Gott, und er wird Sie ſtrafen, wenn Sie ſolchergeſtalt einen Prinzen verachten, der alles für Sie wagt. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weiſſenfels heirathen? — Meine Hofmeiſterinn hätte ſich für dieſe engliſche Heirath verbrennen laſſen, ſo daß ſie ſchon oft Streit unter uns veranlaßt hatte, ja wir waren in allem einig, auſſer über dieſen Punkt. Jezt lachte ich über ihre Raſchheit, ohne auf ihre ganze Rede weiter ſehr aufmerkſam zu ſeyn. Ich dachte, der Prinz von Wallis hätte etwa eine ähnliche Verſicherung gegeben, wie die von meinem Bruder an die Königinn von England, und dadurch die Thorheit von Saſtot und die allgemeine Freude veranlaßt. Wie die Königinn aber zu mir kam, und mir die ſchöne Beſcheerung mittheilte, ward mir ganz anders zu Muthe. Ich blieb ſtarr wie eine Säule, und erwiederte kein Wort. Sie glaubte, die Freude ſei daran ſchuld, umarmte mich tauſendmal und ſagte: Ich werde dich alſo glücklich ſehen und meinen Zweck erreichen — welche Freude auf einmal! — Ich küßte ihre Hände, die ich mit

Thränen benezte — Du weinſt! rief ſie, was fehlt dir? — Ich wollte ihre Glückſeeligkeit nicht unterbrechen, und antwortete: der Gedanke, ſie zu verlaſſen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt mich erfreuen können. Die Königinn verdoppelte ihre Liebkoſungen und begab ſich dann hinweg. Ich liebte dieſe theure Mutter herzlich, und hatte ihr nichts geſagt, als die Wahrheit; allein in welcher fürchterlichen Stimmung ließ ſie mich zurück! Ich hatte einen grauſamen Kampf zwiſchen meiner Zärtlichkeit für ſie und meinem Abſcheu gegen den Prinzen von Wallis zu beſtehen, und gelangte endlich dahin, mich den Rathſchlägen der Verſehung blindlings zu unterwerfen.

Denſelben Abend war Appartement bei der Königinn. Ihr böſer Engel führte den engliſchen Geſandten herbei, der ihr ſogleich die von ſeinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach ward das Geſpräch lebhafter, und ohne an die Folgen zu denken, vertraute ihm die Königinn des Prinzen von Wallis ganzen Plan. Bourgnait fragte ſie voll Erſtaunen, ob das alles wahr ſey? — So wahr, antwortete dieſe, daß er Lamotte hiehergeſchikt hat, und der König ſchon von allem unterrichtet iſt. Bourgnait zukte nun die Schultern, und ſagte: „Mein Gott! Ihro Majeſtät, warum ſagen Sie mir das? Ich bin unendlich unglüklich, denn ich muß es verhindern!" — Voll Schrecken fragte ihn die Königinn, warum dieſes nöthig ſey? — Weil ich, erwiederte er, Miniſter meines Königs bin, und meine Stelle mich verbindet, ihn von einer ſo wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. Noch dieſen Abend muß ich einen Courier nach England abſchiken — wollte Gott, ich hätte die Sache nicht gewußt! Die Königinn bat, flehte, that alles in der Welt, aber vergeblich, denn er gieng ſogleich, um ſeinen Courier zu verſenden. Ihre Ve-

ſtürzung war unbeſchreiblich! Sie war in Verzweiflung; den folgenden Morgen kam die Gräfinn von Finkenſtein, und erzählte mir dieſen Auftritt, den wir, als das einzige Mittel, das Uebel zu vermindern, vor dem Könige zu verheimlichen bemüht ſeyn mußten.

Nach acht Tagen kam der König nach Berlin, um den Prinzen von Wallis zu empfangen. Er hatte mit Lamette eine geheime Unterredung, worauf man täglich dieſer ſo ſehnlich gewünſchten Ankunft entgegen ſah. Eine Staffete, die bald darauf von Hannover eintraf, kehrte dieſe Freude in Leid; ſie meldete, daß der Prinz von Wallis auf Befehl ſeines Vaters urplözlich von Hannover nach England abgereiſt ſey. — Für den König und die Königinn war dieſe Nachricht ein Donnerſchlag — doch es iſt Zeit, daß ich dieſes Geheimniß enthülle.

Die engliſche Nation wünſchte die Gegenwart des Prinzen von Wallis in England, und hörte nicht auf, den König darum zu bitten. Der König fand hingegen gar nicht ſeine Rechnung dabei, dieſem Wunſch zu willfahren; er fürchtete einen Theil ſeines Anſehens zu verlieren, und durch die Ankunft des Prinzen ſich Partheien bilden zu ſehen, die Unruhen nach ſich ziehen könnten. Um mit guter Art ſeine Ueberkunft zu vermeiden, hatte er ſelbſt dem Prinzen geſchrieben, daß er nach Berlin gehen und mich heirathen möchte, damit er ihn unter dem Vorwand, dieſes Schrittes wegen mit ihm entzweit zu ſeyn, noch einige Jahre in Hannover laſſen könnte. Der Prinz, der die Verbindung mit mir leidenſchaftlich wünſchte, wollte mit Freuden ſeines Vaters Befehle befolgen, als Bourguait's Courier alles verdarb. Er war an das engliſche Sekretariat gerichtet, ſo daß ſich der König, um der Nation keinen Verdacht zu geben, gezwungen ſah, dem Prinzen einen Befehl zu ſeiner Rückkehr zu ſen-

den. Der arme Lamette mußte die Zeche bezahlen; er ward auf zwei Jahre auf die Festung von Hameln gesezt, und dann cassirt; nachmals trat er in preussische Dienste, wo er noch ein Regiment besizt.

Mein Vater war indeß heftig gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage nach der Entscheidung dieser Sache kehrte er nach Potsdamm zurük, wohin wir ihn begleiteten.

Gleich nach unsrer Ankunft hatte er einen heftigen Anfall von Podagra, das ihn seit einiger Zeit plagte; diese Krankheit, mit dem Unwillen über seine betrogenen Hoffnungen verbunden, gab ihm eine unerträgliche Laune. Mich nannte er gar nicht mehr anders, als die englische Canaille, und mißhandelte mich, so wie meinen Bruder, auf das härteste. Keinen Augenblik den ganzen Tag lang durften wir ihn verlassen; wir nahmen alle Mahlzeiten neben seinem Bett ein, und um uns noch mehr zu plagen, ließ er mir und meinem Bruder nur solche Dinge zu essen und trinken geben, vor denen wir einen entschiednen Abscheu hatten. Gut oder übel mußten wir sie hinunterschlukken, auf die Gefahr, das Fieber zu bekommen, oder uns den ganzen Tag zu erbrechen. Kein Tag verging, ohne daß ihn irgend ein unseeliges Ereigniß bezeichnete, und man konnte die Augen nicht aufheben, ohne einige Unglüklichen zu sehen, die man auf irgend eine Weise marterte. Die Ungeduld erlaubte dem König nicht, lange das Bett zu hüten, sondern er sezte sich auf einen Stuhl mit Rollen, auf dem er sich durch das ganze Schloß herum ziehen ließ, dabei hielt er immer in jeder Hand eine Krüke, um sich zu unterstüzen, und wir folgten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihr Urtheil erwarten.

Eines Tages, wie seine Laune ganz besonders schlimm war, erzählte er der Königinn, daß er Briefe

aus Anſpach habe, die ihm entdeken, daß der Markgraf im Mai nach Berlin kommen werde, um meine Schweſter zu heirathen, und daß er einen ſeiner Miniſter mit dem Verlobungsring vorausſchiken würde. Darauf fragte er meine Schweſter: ob ihr das Freude mache, und wie ſie ihre Wirthſchaft einrichten wolle? Meine Schweſter hatte ſich mit ihm auf den Fuß geſezt, ihm alles, was ihr in Kopf kam, zu ſagen, ſogar rechte derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel aufnahm; in dem Zutrauen, daß ſie es jezt eben auch thun könnte, ſagte ſie: wenn ich meinen Haushalt einrichte, ſo halte ich mir einen guten wohlbeſezten Tiſch, der ſicher beſſer ſeyn ſoll, als der Ihrige, und habe ich Kinder, ſo quäle ich ſie nicht, wie Sie die Ihrigen, indem Sie ſie zwingen, Dinge zu eſſen, die ihnen widerſtehen. — Was fehlt meinem Tiſch? fragte der König, dem das Blut ins Geſicht trat. Was ihm fehlt? verſezte ſie, nicht genug zu eſſen iſt darauf, und was da iſt, ſind Kohl und Rüben, die wir nicht ausſtehen können. — Schon ihre erſte Antwort hatte ihn angefangen zu ärgern, jezt ward er wüthend vor Zorn, aber anſtatt ſie zu ſtrafen, fiel er über die Königinn, meinen Bruder und mich her. Zum Anfang warf er ſeinen Teller meinem Bruder an den Kopf, der ihm nur mit Mühe auswich; ein zweiter flog auf mich zu, und ich war eben ſo glüklich; ein Strom von Schimpfreden folgte dieſen erſten Feindſeeligkeiten nach. Der Königinn warf er die üble Erziehung vor, die ſie ihren Kindern gäbe, und zu meinem Bruder ſagte er: du ſollteſt deiner Mutter fluchen, ſie iſt daran ſchuld, daß du ein Taugenichts biſt. In Karthago, fuhr er fort, ward ein Mann einiger Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt; wie er zum Richtplaz geführt war, forderte er ſeine Mutter zu ſehen; ſie kam, er näherte ſich ihr, unter dem Vor-

wande, leiſe mit ihr zu reden, und biß ihr ein Stük vom Ohr ab, wobei er ihr ſagte: ſo behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beiſpiel dieneſt, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen. So kannſt du auch thun, fuhr er, immer noch an meinen Bruder gerichtet, fort." Nun ſtand er auf, oder vielmehr: er ließ ſich auf ſeinem Stuhle fortziehen, wie wir aber, mein Bruder und ich, neben ihm vorbei gehen wollten, um das Zimmer zu verlaſſen, verſezte er uns mit ſeiner Krüke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergeſtrekt hätte. Wir entkamen endlich glüklich aus dem Zimmer. Die Gemüthsbewegung verurſachte mir ein ſolches Zittern, daß ich mich, unfähig, aufrecht zu ſtehen, niederſezen mußte. Kaum konnte man einer Ohnmacht abwehren. Die Königinn kam uns nach, tröſtete uns, und that ihr Möglichſtes, um uns zu bewegen, daß wir zum König zurükgiengen. Aber die Teller und Krücken machten uns ſo angſt, daß wir nicht die mindeſte Luſt dazu hatten. Endlich mußte es aber doch geſchehen, und wir fanden den König, wie er ſich ſehr kaltblütig und ruhig mit ſeinen Offiziers unterhielt.

Nichts deſto weniger befand ich mich ſehr übel; ich mußte mich in der Königinn Zimmer begeben, wo mich eine neue Ohnmacht befiel. Meiner Mutter Kammerfrau rief: Mein Gott! was fehlt Ihrer Königlichen Hoheit? Sie ſehen ja fürchterlich aus! ich blikte in Spiegel, und ſah meinen Hals und Geſicht mit rothen Flecken bedekt. Ich antwortete ihr, daß ich eine heftige Gemüthsbewegung gehabt hätte, der ich die Schuld davon gäbe. Dieſer Zufall wiederholte ſich mehrere Male; wenn ich in der Kälte war, verſchwanden dieſe Flecken, in der Hize kamen ſie zum Vorſchein. Dennoch mußte ich den ganzen Tag aushalten, ohne mich zur Ruhe begeben zu dürfen. Die Nacht befiel mich

ein heftiges Fieber, und den folgenden Morgen fand ich mich so ermattet, daß ich die Königinn um Entschuldigung bitten mußte, nicht auszukommen. Sie ließ mir sagen: Todt oder lebendig, müßte ich zu ihr kommen. Ich erwiederte, daß ich einen Ausschlag habe, der es unthunlich mache, aber sie wiederholte ihren Befehl. Man trug mich also zu Vieren in ihr Zimmer, wo ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, dennoch schleppte man mich zum König, wo aber meine Schwester, da sie mich so schlecht und auf dem Punkt sah, den Geist aufzugeben, zum König sagte: ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer geben! sie hat das Fieber, und kann sich nicht aufrecht halten. — Der König fragte mich: ob das wahr sey? Du siehst sehr schlimm aus, sagte er, aber ich will dich heilen — und damit ließ er mir einen grossen Becher alten, sehr starken Rheinwein geben, den ich mit Gewalt trinken mußte. Mein Ausschlag war zurükgetreten, und ich rang mit dem Tode. Kaum hatte ich den Wein getrunken, so fieng ich an, irre zu reden; ich beschwor die Königinn, mich hinwegbegeben zu dürfen, und unter der Bedingung, daß ich am Abend wieder auszugehen verspräche, ward mir das endlich erlaubt.

Ich legte mich also mit meinem Kopfputz nieder, aber kaum war ich zu Bett, so nahm das Fieber dergestalt überhand, daß es mich der Vernunft völlig beraubte. Der Arzt, den man herbei rufte, hielt mein Uebel für ein hiziges Fieber, und gab mir drei, meiner Krankheit ganz, widerstrebende Mittel. Von Zeit zu Zeit kehrte meine Vernunft zurük; dann bat ich Gott, mich zu sich zu nehmen, und sagte zu meiner, in Thränen zerfliessenden, Hofmeisterinn: „Warum weinen Sie? die Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergiengen, gegen die Welt gleich-

gültig gemacht, und nun will ſie mir das höchſte Glück gewähren. Ich bin an allem Kummer meiner Mutter, meines Bruders Schuld; mein Tod wird ihn beendigen. In dieſem Fall ſagen Sie dem König, daß ich ihn um zwei Dinge bitte, einmal, daß er mir ſeine väterliche Liebe wieder ſchenke, und daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder ſey, und ihren Zwiſt mit mir ins Grab lege." — Sechs und dreiſſig Stunden blieb ich zwiſchen Leben und Tod, und endlich zeigte es ſich, daß ich die Kinderpocken habe.

Der König hatte ſich ſeit dem Anfang meiner Krankheit nie nach mir erkundigen laſſen. Sobald er hörte, welches mein Uebel ſey, ſchikte er mir ſeinen Oberchirurg, um ſich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern wären? Dieſer Grobian ſagte mir tauſend harte Dinge im Namen des Königs und ſeiner eignen widrigen Perſon. In jedem andern Augenblik hätte er mir Galle erregt, jezt litt ich zu ſehr, um auf ſeine Unverſchämtheiten zu merken. Sobald er meine Krankheit beſtätigt hatte, kam man, mir von Seiten des Königs Arreſt anzukündigen. Alle Zugänge zu meinen Zimmern wurden verſiegelt, und befohlen, daß niemand, der von dem König oder der Königinn käme, den Fuß zu mir ſezen ſolle. So ſah ich mich alſo wie eine Peſtkranke behandelt, und hatte keine Hülfe, als meine Hofmeiſterinn, und meine Kammerfrau, welche leztere ſchwanger, und alſo wenig im Stande war, Mühſeeligkeit zu ertragen. In einer Kammer, wo es fror, um Steine zu ſprengen, und von aller Welt verlaſſen, war ichs dennoch nicht von meinem Bruder, der die Blattern ſchon gehabt hatte; täglich kam dieſer zu mir, und brachte die Stunden, wo er ſich von dem König entfernen konnte, bei mir zu. Die Königinn ließ ſich alle Augenblike

nach mir erkundigen, durfte mich aber nicht sehen. Neun Tage lang war ich sehr schlecht, alle Umstände meiner Krankheit waren tödlich, und wer mich sah, meinte, ich würde für mein ganzes Leben entstellt seyn. Dennoch entgieng ich dem Tode, und behielt von dieser grausamen Krankheit keine Spur.

Indeß kam Herr von Bremer nach Berlin, um sich im Namen des Markgrafen von Anspach mit meiner Schwester zu verloben. Die Ceremonie ward ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune los, nur gegen mich hatte er sie behalten, und nie trat der liebenswürdige Holzendorf in mein Zimmer, ohne mir in seinem Namen die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch war damals in der höchsten Gunst, alle Welt beugte die Knie vor ihm; aber er benuzte seine Lage nur, um allen rechtlichen Leuten zu schaden, besonders aber der Königinn, meinem Bruder und mir. Er war Seckendorfs Creatur — das ist genug gesagt.

Der König behandelte meinen Bruder jezt etwas milder, aber blos aus Politik, und auf Grumkows Zurathen, der ihn ganz in Händen hatte. Graf Finkenstein und Oberst Kalkstein standen beide seinen Planen im Wege, man mußte sie also von meinem Bruder entfernen, und zwar unter dem Vorwand, daß er keiner Hofmeister mehr bedürfe; er trug dem König seine Ursachen vor, und gewann ihn ganz für seine Meinung; beide Hofmeister wurden ehrenvoll abgedankt, und erhielten ein ansehnliches Jahrgeld für ihre Dienste. An ihre Stelle traten zween Offiziere, jedoch ohne die geringste Gewalt über meinen Bruder zu erhalten, der eine war der Oberst Rochow, der andere Herr von Kaiserling, beides rechtliche Leute, der erste, wie es der Verfolg dieser Memoiren zeigen wird, von wenig Genie, der andere aber hatte unendlich viel

Verſtand, allein keine Religion; er hatte ſehr viel geleſen, und that ſich etwas darauf zu gut, ein Dichter zu ſeyn. Aus dieſer Darſtellung begreift man leicht, daß Kaiſerling meinem Bruder viel beſſer wie Rochow gefiel, denn er liebte die Wiſſenſchaften ſehr, und fand bei dieſem jungen Mann ſeine Rechnung. Nur kurze Zeit waren ſie beiſammen, ſo kamen ſie auf religiöſe Gegenſtände zu ſprechen; Kaiſerling erregte bei meinem Bruder Zweifel, die ein andrer Menſch, den ich nächſtens ſchildern werde, bald unausrottbar befeſtigte.

Er kam faſt täglich zu mir. Wir beſchäfftigten uns mit Leſen und Schreiben. Ich erinnere mich noch, wie wir Scarrons komiſchen Roman laſen, und Satyren daraus zogen, die wir auf die ganze kaiſerliche Bande anwendeten. Grumkow nannten wir: La Rancune, den Markgrafen von Schwedt, der mit ſeinen Anſprüchen wieder herauszurücken anfieng, Saldagne; Seckendorf: La Rapiniere; ſogar der König ward in dieſem ſeinen Machwerk nicht geſchont, und ich darf gar nicht ſagen, welche Rolle er darinn ſpielte. Wir zeigten es der Königinn, die ſich ſehr daran ergözte. Sicherlich hätten wir vielmehr einen derben Verweis verdient; Kinder ſollen die, ihren Eltern ſchuldige, Ehrerbietung nie aus den Augen ſezen, und ich habe es mir ſeitdem tauſendmal vorgeworfen, damals ſo ſehr gegen dieſen Grundſaz gefehlt zu haben. Unſre Jugend und der Beifall, den man dieſen ſchönen Geiſtesfrüchtchen gab, muß uns einigermaßen entſchuldigen. Madame Bouvillon wurde in unſerm ſatyriſchen Romane nicht vergeſſen; wegen der Aehnlichkeit ihrer Geſtalt, erhielt die Hofmeiſterinn der Königinn dieſen Namen. Wir ſcherzten mehrmals in ihrer Gegenwart darüber, ſo daß ſie neugierig ward, zu wiſſen, wer dieſe Madame Bouvilion ſey? Ich antwortete ihr, daß man die Camera Major der Königinn von Spanien

so nenne, und sie alle von dieser Familie seyn müßten. Sechs Wochen darauf, wie eben bei der Königinn Appartement war, ward von dem spanischen Hofe gesprochen, und sie glaubte nichts Schöneres in der Welt sagen zu können, als wenn sie versicherte, daß alle Camera Majors von der Familie Bouvillon wären. Die ganze Gesellschaft lachte ihr ins Gesicht; sie merkte nun, daß ich ihr etwas weis gemacht hatte, und wie sie sich weiter erkundigte, erfuhr sie die Geschichte der Heldinn, die ich zur Würde der Camera Major erhob. Sie begriff sogleich, daß ich über sie gespottet hatte, und ward so bös, daß ich sie nur mit vieler Mühe versöhnen konnte. Ich hatte sie gerne, und schäzte sie; was ich gethan hatte, geschah einzig, um die Königinn zu ergözen. Seitdem habe ich diese Spottsucht abgelegt; man thut besser, sich, als andere zu bekritteln; ihre Fehler fallen uns in die Augen, indeß die unsern uns entgehen. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurük.

Da der Markgraf von Anspach in acht Tagen ankommen sollte, und weder er, noch meine Schwester die Blattern gehabt hatten, schaffte man mich vor seiner Ankunft aus Potsdamm weg. Vor meiner Abreise gieng ich zum König, allein meine Mutter ließ mich nicht lange bei ihm, er mißhandelte mich gewöhnlich, und meine Mutter fürchtete, die Gemüthsbewegung möchte mir, da ich noch nicht ganz hergestellt war, zu schädlich werden. Wie ich in Berlin ankam, fand ich die Gräfinn Amalie mit dem Staatsminister von Viereck versprochen. Ihr alter Liebhaber war vor einem Jahre in England gestorben; wie sie die Nachricht erhielt, befand sie sich am Hof, mitten im Zirkel; sie ergriff sie so heftig, daß sie ohnmächtig niedersank. Diese Begebenheit hatte ihrer Gunst bei der Königinn geschadet, und sie tröstete sich über

den Verluſt, indem ſie einen andern Mann nahm. Der König, die Königinn und die ganze Familie kam mir bald nach. Die Hochzeit meiner Schweſter ward mit Pomp und Gepränge gefeyert, und nachdem ſie vierzehen Tage darauf mit ihrem Gemahl abreiſte, ward ich meiner Einſamkeit entlaſſen.

Wir blieben nicht lange in Berlin, ſondern folgten dem König nach Wuſterhauſen. Dort giengen die Zänkereien von neuem loß; täglich gab es Streit, und der Zorn meines Vaters gegen meinen Bruder und mich gieng endlich ſo weit, daß er uns, die Mahlzeiten ausgenommen, aus ſeiner und der Königinn Gegenwart verbannte. Kaum geſtand er uns das Nothwendige zu; von früh bis Abend plagte uns der Hunger, und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee, und Mittags und Abends erhielten wir dabei vor aller Welt die ſchönſt möglichſten Ehrentitel. Nachmittags ließ uns die Königinn heimlich zu ſich kommen; ihre Spione paßten indeß allezeit auf, um ſie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen. Eines Tages, wie wir auch bei ihr waren, hatten ſie die Nachläſſigkeit, es zu unterlaſſen, und da das Zimmer, wo wir uns befanden, keinen andern Ausgang hatte, mußten wir einen ſchnellen Entſchluß faſſen. Mein Bruder verbarg ſich in einen Wandſchrank, und ich ſchlüpfte unter der Königinn Bett. Kaum hatten wir Zeit dazu, als der König eintrat. Unglücklicher Weiſe war er ſehr müde; er ſchlief ein, und ſchlief zwei Stunden lang. Ich befand mich in der läſtigſten Stellung, und erſtikte faſt unter dem ſehr niedrigen Bett. Von Zeit zu Zeit kukte ich leiſe mit dem Kopf heraus, um zu ſehen, wie lange der Schlaf dauerte. Hätte jemand den Auftritt mit angeſehen, er hätte ſich des Lachens nicht enthalten können. Endlich wachte der König

auf, und gieng seiner Wege; wir krochen aus unsern Hölen heraus, und baten die Königinn inständig, uns keiner solchen Comödie mehr auszusezen. Mehrmals bat ich die Königinn, meinem Vater schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zorns zu erfahren, und wenn ich ihn beleidigt hätte, seine Verzeihung zu erlangen. Sie verbot es mir aber jederzeit — was hülfe es, sagte sie, er würde dir seine Gunst versprechen, aber unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog von Weissenfels zu heirathen — was würdest du alsdann thun können? Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht, und ich mußte mich fügen.

Auf diese Stürme folgten ein paar gute Tage, aber nur, um noch bösern Plaz zu machen. Der König gieng nach Libnow, wo er eine Zusammenkunft mit dem König von Polen und seinem ältesten Sohn hatte. Ohnerachtet aller Hindernisse, die man ihm in den Weg gestellt hatte, hoffte mein Vater noch immer, meine Heirath mit dem Könige von Polen zu Stande zu bringen. Der Kronprinz von Polen widerstand allen Bitten der beiden Könige, und war nicht zur Unterzeichnung des Contrakts zu bewegen; mein Vater, der sich demnach gezwungen sah, diesen Plan aufzugeben, fand es für gut, mich sogleich, noch in Gegenwart des Königs von Polen, feierlich an den Herzog von Weissenfels zu versprechen. Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, ein kleines Städtchen, das diesem Prinzen gehörte, und hielt sich einige Tage daselbst auf. Während dieser Zeit waren wir in Wusterhausen geblieben, wo wir, da wir keinen Mißhandlungen ausgesezt waren, einer Art von Ruhe genossen. Dies gieng aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende; er sah meinen Bruder gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Stocke zu drohen, und die-

ser sagte mir oft: die Mißhandlungen würde er immer mit Ehrerbietung ertragen, käme es aber je zu Schlägen, so lief er davon, denn diese gedächte er nie zu ertragen.

Keith, der Page des Königs, war indeß Offizier geworden, bei einem Regimente, das im Clevischen lag. Uns hatte diese Beförderung sehr gefreut, denn wir hofften, mein Bruder sollte nach seiner Entfernung wieder auf die gute Bahn zurückkehren, und seine Ausschweifungen unterlassen. Aber leider traf das Gegentheil ein. Er fand einen andern, noch viel gefährlichern Liebling, den Sohn des Feldmarschalls von Katt, und Enkel des Feldmarschalls von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn sehr gut studieren lassen, und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Civildienst bestimmt, das hatte aber dem Könige nicht gefallen; er versezte ihn also in Kriegsstand, worinn er damals Capitän der Gensdarmes war. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, verschiedne Reisen, Fleiß und Lektüre hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert; er war sehr gebildet, und besaß dabei einen höchst angenehmen und leichten Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Näthe, die ihm die Kinderblattern zurükgelassen hatten; seine dicken schwarzen Augbraunen, die ihm fast das Auge bedekten, und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglükseelige Physionomie. Er war ungeheuer ausschweifend, und machte den starken Geist. Bei ihm verlohr mein Bruder alles Christenthum, und ließ sich zur zügellosesten Liederlichkeit hinreissen. Ich merkte wohl hie und da etwas in meines Bruders Gesprächen, und widerlegte oft sein System einer Vorherbestimmung, durch welches er behauptete, daß man sich der Sünde nicht erwehren

könnte, sobald man für sie vorher bestimmt sey. Ich dachte aber nicht, daß er mit diesem Saz alle Religionsbegriffe umstürzen würde.

Endlich verliessen wir Musterhausen, um nach Berlin zurückzukehren. Da der König meiner Heirath mit dem Herzog von Weissenfels gar nicht mehr erwähnt hatte, glaubte sich meine Mutter in vollkommener Sicherheit. Eines Abends bekam sie einen Brief von meinem Bruder, den ihr einer seiner Leute insgeheim überreichte; er sagte ihr darinn, daß er in Verzweiflung sey, denn der König habe sich endlich bis zu Thätlichkeiten hinreissen lassen, und habe ihn aufs Grausamste mit dem Stocke mißhandelt, so daß er geglaubt habe, er würde ihn in seiner Wuth umbringen. Zum Schluß sagte er, daß seine Geduld zu Ende sey, er habe zu viel Ehre, um sich wie ein Elender behandeln zu lassen, und erlange er nicht bald von Seiten Englands das Ende seiner Leiden, so würde er gezwungen seyn, andere, entschiedne Wege einzuschlagen, deren er sich gerne enthoben sähte. Man denke sich die Würkung dieses Briefes auf mich und die Königinn! Unser Schmerz war unbeschreiblich; ich ahnete seine traurigen Folgen, und verstand besser, wie die Königinn, was mein Bruder darinn andeutete, und daß von einer Flucht die Rede sey. Flehend wagte ich es, meine Mutter zu bitten, daß sie dem König seinen Willen ließ, sie sah: ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrschte, die Art, wie mein Bruder vom König behandelt würde, und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert worden wäre; ich wolle gern das Opfer von diesem allen seyn, und es gäbe keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu dem ich mich nicht lieber mit Freuden entschlösse, als diesen Zwiespalt und den Kummer, der daraus für meinen Bruder entstünde, länger zu ertragen. Diese Reden

brachten sie sehr gegen mich auf — Willst du mir das Herz durchbohren, rief sie, und Niederträchtigkeiten begehen, die deiner und meiner unwürdig sind? Thue dann, was du willst, ich aber gebe dir unverzüglich meinen Fluch, und verleugne dich als meine Tochter. Bei diesen Worten gerieth sie in so eine Heftigkeit, daß sie mich erschrekte, und ich hatte alle Mühe von der Welt, sie zu beruhigen, und meinen Frieden mit ihr zu machen.

Seit der Heirath der Gräfinn Amalie hatte Fräulein von Bülow, der Königinn erste Hofdame, den Plaz in der Gunst dieser Fürstinn, den jene verlohren hatte, gewonnen. Der Karakter dieses Fräuleins war dem der ersten ganz entgegengesezt; sie war gut, dienstfertig, und that niemanden Schaden; ihr einziger Fehler war eine unermeßliche Intriguensucht. Sie war mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten, und seiner Frau in sehr freundschaftlichen Verhältnissen, und noch mehr mit Herrn von Kniephausen, dem ersten Staatsminister des Berliner Hofes, wodurch es der Königinn sehr leicht ward, alle, auch die geheimsten Geschäfte zu erfahren. Die boshafte Ramen gieng auch ihren Weg fort; sie brachte der Königinn falsche Nachrichten über den König zu, indeß sie sie selbst verrieth, und ihren Feinden gleichsam verkaufte. Seit dem Briefe meines Bruders wußte die Königinn nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte. Eversmann, dessen ich in diesen Memoiren schon öfters erwähnt habe, war damals des Königs inniger Günstling. Meine Mutter wußte, daß dieser Mensch, von Seckendorf und Grumkow bezahlt, alles Mögliche that, um den König bei aller Gelegenheit gegen seine Familie zu erbittern; sie beschloß also, ihn um jeden Preis zu gewinnen, und ließ darüber mit Herrn von Bourguait sprechen. Fünfhundert Thaler war

alles, was sie von ihm erhalten konnte; sie legte eben so viel von dem ihrigen hinzu, und nachdem sie freundschaftlich mit Eversmann gesprochen, und ihm prächtige Versprechungen gethan hatte, gab sie ihm diese Summe, und sagte ihm dabei: daß sie in Vergleich der Vortheile, die ihm in der Zukunft bevorstünden, wenn er sich an ihre Parthie anschlösse, und seine Pflicht thäte, eine bloße Kleinigkeit sey. Er versprach alles, verrieth es aber sogleich an den König, bei dem er sich ein grosses Verdienst aus seiner treulosen Anhänglichkeit machte; dadurch ward der König noch mehr gegen meine Mutter erbittert, und wir sanken in einen Abgrund, aus dem wir uns nur mühsam wieder aufhelfen konnten.

Jezt komme ich zu dem kritischsten Zeitpunkt dieser Memoiren, zu dem Jahr 1730, welches wohl das allergrausamste meines Lebens war. Der König kam zum Neujahrsfeste nach Berlin; die ganze Zeit seines Aufenthalts war er gut gelaunt, und die Heirathsgeschichten wurden gar nicht berührt; wir hatten Mittel gefunden, meinen Bruder zu beruhigen, und schmeichelten uns nun nach den vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten, ein wenig zu ruhen. Allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens, und wer dürfte auf ein dauerndes Glück rechnen? Der König verließ Berlin, um sich nach Potsdamm zu begeben; nach einigen Tagen empfieng der Graf von Finkenstein ein Billet von ihm, mit einer Ordre, die er nur in Gegenwart von Grumkow und des Feldmarschalls von Bork, welche beide Staatsminister waren, erbrechen sollte. Diese beiden Männer hatten Befehl erhalten, sich zu Finkenstein zu begeben. Sobald sie versammelt waren, lasen sie die Ordre, in welcher ein Brief des Königs an die Königinn enthalten, und der folgenden Inhalts war: „Sobald ihr alle drei, nämlich: Grumkow,

York und Finkenstein, versammelt seyd, begebt euch zu meiner Frau, und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intrignen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielwerk Englands, welches mich und meine Familie entehrt, seyn will; daß ich entschlossen bin, meine Tochter Wilhelmine Allen zum Troz zu verheirathen, aber aus ausserordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube, zum lezten Male nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirath eingehen wolle, oder nicht, aber dagegen auch fordre, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsche ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Heirath meiner Tochter nicht mehr zu widersezen. Sie kann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weissenfels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingeht, saget ihr, daß ich auf immer mit ihr breche, und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen will, nach ihrem Wittwensiz Oranienburg zurückziehen kann. Thut eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen ziemt, und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde euch dafür Dank wissen, es aber im entgegengesezten Fall an euch und euren Familien ahnden, und bin euer gewogener König, Wilhelm."

Sogleich nach Lesung dieses Briefs begaben sie sich zu der Königinn. Diese erwartete nichts weniger, als das; der Graf von Finkenstein fand aber doch Mittel, sie zu benachrichtigen. Sie überreichten ihr den Brief des Königs, der in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß ich ihn lieber mit Stillschweigen übergehe; darauf übergaben sie ihr den erhaltenen Befehl, und sprachen mit ihr, wie sein Inhalt sie anwieß. Grumkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders aus. Er folgte dem Beispiel des Teu-

fels; denn nachdem er ihr vergeblich alle politischen Ursachen angeführt hatte, warum der Vortheil des Königs dieses Opfer erheische, wollte er ihr aus der heiligen Schrift beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan seyn sollen, und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder ihn dem Vater, Vorzugsweise vor der Mutter, schuldig wären, auch daß ein Vater das Recht habe, seine Tochter ohne ihre Neigung zu einer Heirath zu zwingen. Die Königinn antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuels, der den Dienern Abrahams, wie sie für seinen Sohn Isaak um Rebecka anhielten, antwortete: lasset das Mägdlein holen, und fordert ihre Einwilligung. Sie kenne, sezte sie hinzu, die Unterwerfung, welche das Weib ihrem Manne schuldig sey, daß sie sich aber nur auf vernünftige Dinge beschränke, welche weder der Billigkeit, noch Gerechtigkeit widerstrebten; daß aber nun weder die eine, noch die andere damit bestünden, wenn man mich an einen rohen, wüthenden, ausschweifenden, von Lastern gebrandmarkten Menschen verheirathete, der über dieses der jüngste des Brandenburgischen Hauses wäre, polnischer General, apanagirter Prinz, kaum fähig, selbst Standesmäßig zu leben, noch viel weniger mich anständig zu erhalten; in einem ganz unverhältnißmäßigen Alter, von einer höchst unangenehmen Gestalt, und endlich von jedem Vortheil entblößt, der eine Neigung zu ihm einflößen könnte. Was hingegen des Königs Drohungen, sich von ihr scheiden zu lassen, anbeträfe, so wären sie nichtig, und die ganze Sache stünde gar nicht in des Königs Gewalt. Sie habe ihm nie, weder durch ihr Betragen, noch ihre Handlungen Ursache zu klagen gegeben; sie hielt es also unter ihrer Würde, auf diesen Artikel weitläuftiger zu antworten. Den Befehlen des Königs gemäß, würde sie übrigens

nach England schreiben, aber nie in eine der beiden vorgeschlagenen Heirathen willigen; viel lieber würde sie mich todt, als in ein solches Unglück gestürzt sehen. Am Ende dieser Erklärung sagte sie: mir ist nicht wohl; man sollte mir in meinem Zustande mehr Schonung beweisen. Hierauf sagte sie Grumkow noch einige Anzüglichkeiten, und begab sich in sehr heftiger Bewegung hinweg.

Sobald sie ihren Abtritt genommen hatten, ließ mich die Königinn rufen, sie weinte heftig, theilte mir den ganzen, so eben erzählten Vorgang mit, und zeigte mir den Brief des Königs, auf den ich nur mit meinen Thränen antworten konnte. Dieser schreckliche Brief mußte jedoch beantwortet werden; was sie schrieb, war rührend, und wiederholte alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Nachher gieng sie mit der Gräfinn von Finkenstein, meiner Hofmeisterinn und mir über den zu nehmenden Entschluß zu Rath. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke so gut spielen solle, daß ihre Kammerfrauen selber betrogen würden. Die Gräfinn Finkenstein sagte ihr bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht wüßte, wer die Personen wären, die alles, was bei ihr vorgieng, selbst die Gespräche, welche die Königinn allein mit ihr führte, ausschwatzten. „Ihro Majestät, fuhr sie fort, kann in diesem kritischen Zeitpunkt nicht vorsichtig genug seyn, man horcht an allen Thüren, und Menschen, die Ihnen zugethan scheinen, verrathen Sie.“ Die Königinn antwortete: sie können von meinen Geheimnissen nichts verrathen, denn sie wissen sie nicht, und von der Ramen bin ich gewiß. Wir sahen uns alle drei auf eine Weise an, die ihr unsre Gedanken verrathen mußte; allein obschon sie es sehr wohl bemerkte, wollte sie doch nichts davon wissen.

Noch an demselben Abend, bei Tisch, that sie,

als sey sie unpäßlich. Wir spielten alle unsre Rollen so gut, daß jedermann getäuscht wurde, die Namen ausgenommen, die man vom ersten Augenblik an von der Komödie benachrichtigte. Tages darauf blieb sie zu Bett, und beobachtete allen Brauch einer förmlich Kranken. Das alles hinderte sie aber nicht, meinem Bruder heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang mitzutheilen, und den Entwurf eines Briefes, den er an die Königinn von England schreiben sollte, zu schicken. Er sollte darinn sagen, daß er sich meiner Heirath wegen zwar schon an sie, wenn gleich ganz ohne Erfolg, gewendet hätte, aber dadurch nicht muthlos gemacht sey, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königinn, seine Mutter, und ihre Familie zu wohl kenne, um zu glauben, daß sie bei dem Zustand, in welchen wir gerathen wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu meiner Heirath mit dem Prinzen von Wallis zu geben; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gäbe, nie eine andere, als die Prinzessinn Amalie, ihre Tochter, zu heirathen; wenn sie aber diese Sache im Gegentheil noch mehr in die Länge zögen, würde er sich nicht nur seines Versprechens entbunden halten, sondern den ersten Heurathsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater mache. Mein Bruder stand nicht an, diesen Brief abzuschreiben, der zu gleicher Zeit, wie der meiner Mutter, der sehr stark war, abgesandt wurde. So viel Abscheu ich gegen diese Heurath gehabt hatte, so sehr wünschte ich nun, offenherzig gesagt, daß sie stattfinden möchte. Unter drei mir drohenden Uebeln war sie das geringste; und ich sah nur zu deutlich voraus, welch ein Schikfal uns erwartete, wenn sie fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königinn verließ Nachmittags das Bett, und speißte mit uns zu

Nacht; allein den fünf und zwanzigſten begann die Criſis. Sie erhielt nämlich eine neue Geſandtſchaft vom König, die aus denſelben Perſonen wie die erſte beſtand, aber ihre Aufträge waren dieſes Mal viel ſtärker als das vorige; der König beharrte auf ſeiner Drohung, ſie auf ihren Wittwenſiz zu ſchiken; zugleich drohte er aber, mich zwiſchen vier Mauern einzuſperren, und meinen Bruder ins Unglück zu ſtürzen. Engelands that er gar nicht mehr Erwähnung, ſondern ſagte, daß er nichts mehr davon hören wollte; ſelbſt wenn es noch nachgeben ſollte, würde er mich ihm abſchlagen, ſie ſollte alſo gutwillig einen der gethanen Vorſchläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigenſinn, deren ganze Laſt auf mich fallen würde, gewiß ſeyn. Alles dieſes von einem zweiten, noch weit heftigern, Briefe des Königs begleitet, erſchütterte die Königinn nicht, ſie beharrte feſt auf ihrer Weigerung, und ſagte: der König könne ſie eher tödten, als ihre Einwilligung erlangen. Den folgenden Tag legte ſie ſich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu ſpielen. Von einem Augenblik zum andern ſahen wir gewaltſamen Maaßregeln entgegen, Unruh und Kummer griffen meine ohnehin zarte Geſundheit auch dergeſtalt an, daß ich weder ſchlafen, noch eſſen konnte, und ſichtbar magerer ward.

Acht Tage verſtrichen in dieſer peinlichen Lage, als endlich die Antwort von England ankam. Sie folgte ganz der alten Weiſe: der König und die Königinn von England waren ſehr geneigt, meine Heirath zu vollziehen, vorausgeſezt, daß die meines Bruders zu gleicher Zeit ſtatt fände. Der Brief der Königinn, welcher an meinen Bruder gerichtet war, enthielt bloſſe Complimente. Meine Mutter theilte mir dieſe Nachrichten gleich mit, war aber ſo davon angegriffen, daß wir für ihre Geſundheit fürchteten. Sie begleitete die-

sen schönen Bescheid, der dem König dennoch vorgelegt werden mußte, mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, ihn zu erweichen; er schikte ihr aber Brief und Einschluß, ohne es gelesen zu haben, zurük; denn die Ramen, der die Königinn alles anvertraut hatte, war ihr zuvorgekommen, und hatte ihn von allem unterrichtet.

Den Abend kam Creesmann von Potsdamm; er begab sich sogleich zur Königinn, und sagte ihr, daß der König gegen sie und mich im äussersten Zorn sey, und geschworen hätte, die entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn sie nicht in seine Wünsche einstimmte. Jedermann litt, sezte er hinzu, von seiner übelsten Laune, und er habe meinen Bruder auf das grausamste gemißhandelt, denn er habe ihn bei den Haaren gepakt, durch das Zimmer geschleift, und völlig blutig geschlagen. Wie er sie darauf verließ, kam er im Vorzimmer zu mir, und sagte in einem unverschämten Tone: „wie lange wollen Sie doch die Uneinigkeit in der Familie erhalten, und den Zorn des Königs sich zuziehen? Ich sage es Ihnen als Freund, unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß, was im Vorschlag ist; Ihnen bleibt kein Augenblik zu verlieren; Geben Sie mir einen Brief für den König, und sezen Sie sich über alles, was Ihnen die Königinn sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf des Königs Befehl." — Man seze sich an meine Stelle, und urtheile, was ich empfand, da ein elender Kammerdiener mich also behandelte! Dennoch mußte ich kaltes Blut erhalten; ich antwortete also: „die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann, und ich werde alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen. Ich kenne das gute Herz

meines Vaters, und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um zu glauben, daß er mich leichtsinnig wolle ins Unglück stürzen, aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch seyn mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter sind nicht weniger gültig. Ich bin auch bereit, mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wallis heirathen will, wenn er mich nur dann mit den zwei Menschen, vor denen ich einen unübersteiglichen Widerwillen habe, zu verschonen verspricht. —" Nun wendete er sich an meine Hofmeisterinn, und sagte: der König befiehlt Ihnen, die Prinzessinn zu der Heirath mit dem Herzog von Weissenfels zu bereden, und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn Sie aber die Befehle der Königinn den seinigen vorziehen, will er sie auf Wasser und Brod nach Spandau schicken, und Ihre ganze Familie zu Grunde richten. — Das hat der König in seiner Gewalt, antwortete sie sehr kaltblütig; er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessinn zu erziehen, aber nicht sie zu einer Heirath zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine, noch die andere Parthie in Kopf zu sezen, und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu erwählen. — Wissen Sie denn aber, fuhr er fort, was der König vor hat, und wozu er entschlossen ist, wenn sie in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt. — Nein, antwortete sie, ich mische mich in nichts, und will es nicht wissen. — Ich wills Ihnen aber dennoch sagen, fuhr er fort, der König giebt der Prinzessinn drei Tage Bedenkzeit, und wenn sie dann noch auf ihrer Weigerung beharrt, will er die beiden Prinzen nach Wusterhausen kommen

laſſen, und die Prinzeſſinn zwingen, einen von ihnen zu heirathen. Willigt ſie nicht freiwillig ein, ſo erwartet man die prieſterliche Einſegnung nicht, ſondern ſperrt ſie mit dem Herzog ein, und dann iſt ſie glücklich, wenn er ſie nachher noch heirathen will. — Fräulein von Sonnsfeld und Frau von Konnken, die Hofmeiſterinn der Königinn, waren über dieſe Rede, die ich von ferne auch mit anhörte, vor Erſtaunen ganz erſtarrt! Frau von Konnken konnte es aber nicht ertragen, und wuſch ihm waidlich den Kopf, er beharrte aber auf ſeiner Ausſage, und verſicherte, daß es kein Mittel gäbe, dem Uebel zu entgehen. Giebt es denn aber, ſagte endlich Frau von Konnken, in der ganzen Welt keine andere anſtändige Heirath für die Prinzeſſinn, daß man ſie gerade zu einer von dieſen beiden zwingen will? — Wenn die Königinn, antwortete er, mit Ausſchluß des Prinzen von Wallis eine beſſere weiß, wird es, glaube ich, dem Könige, obſchon er von Herzen wünſcht, ſie mit dem Herzog von Weiſſenfels zu verbinden, dennoch ziemlich einerlei ſeyn.

Der Befehl der Königinn, die uns zu ſich rief, machte dieſer Unterredung ein Ende. Sie ſah an meinem Geſichte, daß etwas Beſonderes vorgefallen ſeyn mußte, und ich theilte ihr mit möglichſter Schonung Eversmann's Predigt mit. Nach langer Berathſchlagung beſchloß ſie des folgenden Tages mit dem Marſchall von York zu reden; er war ein ſehr redlicher Mann, und konnte ihr über ihre damalige Lage Licht geben. Sie ließ ihn alſo zu ſich berufen, und erzählte ihm in Beyſeyn ihrer Hofmeiſterinn alles, was den Tag vorher vorgegangen war. Sie haben ſich, fuhr ſie fort, Ihrer Aufträge von Seiten des Königs entledigt, und ich habe Ihnen, als ſeinem Geſandten, geantwortet; jezt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordre Ihren Rath wie eines

Freundes, und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten. — Der Marschall zukte die Schultern; ich bin in Verzweiflung, sagte er, die königliche Familie in solchem Zwiespalt zu sehen, und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihro Majestät ertragen müssen. Bis jezt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen, da es aber in seinen Antworten beharrt, sehe ich nicht, wie sich Ihro Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessinn im Sinne hat, scheint mir nur zu wohl gegründet; der Markgraf von Schwedt ist incognito hier, einer meiner Leute sah ihn, und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß er schon drei Tage anwesend ist, er wohnt in der Neustadt, und geht nur Abends spät aus; Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weissenfels in einem kleinen Dorfe nahe bei Musterhausen befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemüthsart; einmal aufgebracht, ist es schwer, ihn wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreissen lassen; die folgenden Schritte kosten ihn nun nicht mehr so viel; da mir aber Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so däucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen. — Allein, rief die Königinn, meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen? — Es bleibt da nichts übrig, antwortete der Marschall, als einen dritten zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumkow noch Seckendorf darein willigt, Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit, und besänftigen den König. Die Königinn stimmte dem

Rathe sehr bei, und nachdem sie eine Zeitlang über die Wahl des vorzuschlagenden Prinzen nachgedacht hatten, wählten sie den Erbprinzen von Bayreuth. Der Marschall übernahm es, dem König einen Wink über diese Veränderung zukommen zu lassen; wenn alle Stricke reissen, sezte er hinzu, taugt diese Heirath immer unendlich mehr, wie die andere. Man lobt diesen Prinzen sehr, er wird regierender Herr, hat ein schönes Land, und sein Alter paßt sich zu dem der Prinzessinn. — Nun so bin ich zufrieden, und wenn denn endlich der lezte Versuch, den ich in England mache, nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heirathen! Wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich zu triumphiren.

Nach zwei Tagen kam der König nach Berlin. Wie ein Wüthender kam er in der Königinn Zimmer — weder ich noch meine Schwestern waren zugegen, und die Königinn spielte in ihrem Bette noch immer die Kranke. Sie ließ ihm sein ganzes Gesez abbeten, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen; wie er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu besänftigen. Alles war vergebens; wählen Sie, sagte er endlich, und zum leztenmale, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog Johann Adolph; wollen Sie mir aber Vergnügen machen, so fällt Ihre Wahl auf den lezten. — Dafür behüte mich Gott! rief die Königinn — Gut dann, sagte der König, so geh ich diesen Augenblik zu der Markgräfinn Philipp (der Mutter des Markgrafen von Schwedt) gebe ihr mein Wort, und trage ihr die Zurüstungen zur Hochzeit auf. — Hierauf ließ er der Königinn gar nicht Zeit, zu antworten, sondern gieng fort.

Ohne Aufschub gieng er zur Markgräfinn, und sagte: „Ihro Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch, aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die

Sie freuen wird," — und ohne ihre Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, dem zu Folge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohne verheirathe; ich zweifle keinen Augenblik an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung, noch an Ihrer Einwilligung dazu; schreiben Sie ihm, er ist heute nach Schwedt zurükgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten, und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin." — Diese würdige Frau, welche beim Anfang seiner Rede von Freude durchdrungen war, änderte bei deren Ende bald ihre Meinung. Ich erkenne, wie ich soll, antwortete sie dem König, die Ehre, welche Ihro Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt, ich erkenne den Werth des Glükes, das Sie ihm bestimmen, und die Vortheile, die für ihn und mich daraus erwachsen; dieser Sohn ist mir theuer wie mein Leben, gern thät ich auch das Schwerste für sein Glük, allein in Verzweiflung würde ich seyn, wenn er es auf Unkosten der Prinzessinn erlangte — ich muß nicht allein einer solchen Heirath meine Einwilligung versagen, sondern werde mich, falls mein Sohn schlecht genug dächte, um die Prinzessinn gegen ihren Willen zu heirathen, als seine ärgste Feindinn erklären. — Ist Ihnen denn lieber, sagte der König, daß sie den Herzog von Weissenfels heirathet? — Sie mag heirathen, wen sie will, antwortete die Markgräfinn, das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind. — Wie der König nichts über sie gewinnen konnte, begab er sich hinweg. Noch an demselben Abend schikte die Markgräfinn einen vertrauten Diener zu mir, der mir ein Billet von ihr zustellte, welches alle so eben erzählte Umstände enthielt, und worinn sie mich bat, sie der Königinn mitzutheilen. So viel Großmuth ver-

diente eine angemessene Dankbarkeit; meine Antwort drükte ihr dieses Gefühl in meinem und der Königinn Namen auf das innigste und stärkste aus.

Noch hatte ich den König nicht gesehen; meine Mutter wagte es nicht, mich seiner Gegenwart auszusezen, aus Furcht, er möchte zu Thätlichkeiten schreiten. Ihr ganzes Zimmer war voll spanischer Wände, die eine Art Labyrinth bildeten, damit konnte ich dem Könige, im Fall er mich bei ihr überraschte, entwischen. Die Ramen, die immer wach wie Satan war, wenns darauf ankam, jemanden zu schaden, veränderte, ohne daß ich es wahrnahm, die Stellung dieser Wandschirme; der König trat ein, ich wollte wie gewöhnlich fortschlüpfen, verirrte mich aber in den spanischen Wänden, und fand durchaus keinen Ausgang. Das Geräusch, welches ich machte, verrieth mich bald, der König sah mich, und sogleich goß er einen Strom von Schimpfreden über mich her, die er mit Faust und Stockschlägen zu begleiten auf dem besten Weg war. Mir blieb nichts übrig, als mich hinter meine Hofmeisterinn zu flüchten; der König drang auf sie ein, sie zog sich zurük, und stieß mich immer weiter mit sich fort; der König, indem er uns immer näher auf den Leib rükte, drükte uns endlich beide bis an das Kamin zurück, wo wir, wollten wir nicht ins Feuer springen, endlich wohl Halt machen mußten. Nun stekte er seinen Kopf über Fräulein von Sonnkfeld ihre Schultern zu mir hin, und schimpfte aus allen Kräften, und jedesmal, daß er sich herüber neigte, tauchte ich unter, und schlüpfte auf die entgegengesezte Seite. Da er nun wohl sah, daß er mich nicht erwischen konnte, und troz seines Zorns über die komischen Figuren, die wir alle drei darstellten, lachen mußte, verließ er endlich das Zimmer.

Den folgenden Tag wiederholte er alle seine Wit-

ten und ſeine Drohungen; nach einer Menge vergebli-cher Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, ſagte ihm die Königinn: laſſet uns doch beide vernünftig ſeyn! ich willige in den Bruch mit England ein, ſprechen Sie mir dagegen nie mehr von den beiden verhaßten Parthien mit Weiſſenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem jeden zu geben, der ihr nur eine anſtändige Verſorgung anbieten kann. — Nun gut, antwortete mein Vater, können Sie mir einen ſolchen nennen, ſo ſind wir einig. — Da iſt, nahm die Königinn wieder das Wort, der Erbprinz von Bayreuth, er gehört Ihrem Hauſe an, er hat ein hübſches Land, paßt ſich dem Alter nach zu meiner Tochter, und ſoll ein ſehr artiger Prinz ſeyn — — Wohl! Ich bins zufrieden! rief der König, aber ich gebe ihr weder Mitgift, noch Hochzeitsfeſt, noch Ausſteuer, ſobald ſie ſich nach ihrem Sinne verheirathet; gehorcht ſie aber mir, ſo werde ich ſie in jedem Sinne begünſtigen. — Was ſoll ich denn aber noch mehr für Sie thun? ſagte die Königinn, ich gebe in allem nach, und Sie ſind nicht zufrieden. Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heirathen, aber hat ſie die geringſte Liebe für mich, ſo thut ſie es nun und nimmermehr. — Sie ſollen ihren Willen haben, ſagte der König, morgen ſchreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth, und Sie ſollen meinen Brief ſehen.

Kaum war dieſe Unterredung zu Ende, ſo ließ mich die Königinn rufen. Ich fand ſie ganz entzükt, ſie rief mir, mich umarmend zu: alles geht nach Wunſch! der König und ich haben einſtimmig den Erbprinzen von Bayreuth zu deinem Gemahl gewählt, morgen wird der König dem Markgrafen darüber ſchreiben. Nur ein Umſtand beunruhigt mich, den ich aber

zu ändern hoffe; der König will dir, weil ich es bin, die dich verheirathet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten, aber ich hoffe, darüber sezest du dich hinweg. — Diese Entscheidung brachte mich aus aller Fassung. Ich antwortete, daß ich ihr in allen Stücken gehorchen würde, sie möchte aber bedenken, wessen sie mich aussezte. Was wird, sagte ich, die Welt denken, daß ich mich ohne den Willen des Königs verheirathe, und was kann mir denn Empfindlicheres begegnen, als daß man mich wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstosse? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen seyn, wenn ich auch den abschlage, den Sie mir jezt thun. Sobald Sie und der König bei irgend einer Wahl ganz einig sind, will ich mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jezt stehen, kann ich es nicht. — Nun so heirathe den türkischen Kaiser, oder den grossen Mogul! rief meine Mutter, und folge deinem Kopf. Hätte ich dich besser gekannt, so würde ich mir nicht so viel Kummer zugezogen haben. Verheirathe dich meinetwegen nach des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in deine Angelegenheiten mischen, und du kannst völlig handeln, wie du willst. — Ich wollte antworten, sie gebot mir aber Stillschweigen, und schikte mich fort. Nun ließ sie meine Hofmeisterinn kommen. „Bereden Sie meine Tochter, sagte sie zu dieser, mir nachzugeben, ich bestehe darauf, daß sie den Prinzen von Bayreuth heurathe, und will keine abschlägige Antwort. Diese Heurath macht mir so viel Freude, als versorgte ich sie in England. — In demselben Ton sprach sie mit meinem Bruder, und dieser, den die Verzögerung von Seiten Eng-

lands zu ermüden anfieng, redete mir sehr ernsthaft zu. Ich bin, antwortete ich, bereit, mich bei jeder Gelegenheit für dich aufzuopfern, aber bei dieser gegenwärtigen steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heirathen; besteht er aber auf seinem Willen, so wird mich nichts in der Welt dazu bewegen. Mein Bruder ward zornig, und sagte mir einige so harte Dinge, daß ich vollends in Verzweiflung gerieth. Die Bülow, die bei diesem ganzen Auftritt gegenwärtig war, sagte: Ich beschwöre Ihre königliche Hoheit, sich zu beruhigen, alles ist noch nicht verloren. Ich weiß ein sichres Mittel, die Königinn zu bereden, lassen Sie nur ihre erste Heftigkeit verrauchen, so bald ich sie dann gesprochen habe, verspreche ich Ihnen, sie Ihnen wieder zuzuwenden. — Vergeblich drang ich in sie, mir das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um mich aus meiner grausamen Verlegenheit zu reissen, zu entdecken, sie wollte sich nie darüber erklären.

Den folgenden Morgen brachte der König meiner Mutter seinen Brief an den Markgrafen von Bayreuth; er war in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt, und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirath zwischen seinem Sohne und mir noch enger zu verbinden. Ich werde diesen Brief, sagte der König, allein nur unter den Ihnen schon mitgetheilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten und ihr die Hochzeit geben, denn von mir bekommt sie nie einen Heller. — Die Königinn war mit diesem allem zufrieden, noch mehr aber wie ihr an demselben Abend der Marschall von York heimlich sagen ließ: daß der König seine Meinung

geändert, und durch Seckendorfs und Brumblows Anlegen vermocht, den Brief nicht abgeschickt hätte. Die Bülow sagte ihr zu gleicher Zeit, daß Herr von Kniephausen und der englische Gesandte beschlossen hätten, den englischen Gesandtschafts-Caplan (der mein Lehrmeister in der englischen Sprache war) nach London abzuschicken, um einen lezten Versuch zu machen; daß die Briefe, mit denen er an das englische Sekretariat beauftragt sey, so drängend wären, daß sie sie nothwendig aus ihrer gegenwärtigen Schlafsucht wecken müßten; da dieser Mensch von allem Vorgefallenen Zeuge gewesen war, und jeden Umstand unsrer peinlichen Lage kennte, so konnte er eine Darstellung davon machen, die nothwendig die Nation rühren und sie endlich bewegen mußte, in die so sehr gewünschte Heirath zu willigen. Die Königinn gab diesem Entschluß ihren ganzen Beifall, sie gab dem Caplan Briefe an die Königinn von England mit, in welchem sie ihr Vorwürfe machte über ihren Mangel an Freundschaft, und ihr den traurigen Zustand, wohin sie gebracht sey, schilderte.

Mein Vater schien jezt besänftigt; er sprach nicht mehr von diesen verhaßten Heirathen, und behandelte die Königinn nicht mehr so schlecht. Mein Bruder und ich waren stets in Ungnade, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht vor ihm erscheinen durfte, mein Bruder aber stets um ihn seyn mußte, wo er denn beständiger Mißhandlung und Stockschlägen ausgesezt war. Wir hatten uns wieder versöhnt, und ich litt unaussprechlich, wenn ich ihn, über die Art wie ihm begegnet ward, ganz außer sich, und der Verzweiflung nahe sah.

Den 18. Februar begab sich der König nach Dresden, wo er mit dem Könige mehrmals eine Zusammenkunft hatte, die man sehr geheim hielt. Während

ſeiner Abweſenheit ward meine Mutter ſo krank, daß ſie dem Tode nahe war, ihre Schmerzen waren ungeheuer, und ſo viel Standhaftigkeit ſie hatte, entriſſen ſie ihr doch ein lautes Geſchrei. Ich litt ſo viel wie ſie, und wich nicht einen Augenblick von ihrem Bette. Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigten ihn ihr Arzt und ihre Oberhofmeiſterinn von der Gefahr, in welcher ſie ſchwebte; er erſchrack ſehr und würde ſogleich zu ihr geeilt ſeyn, hätte er nicht Briefe von Gerſtmann und der Ramen bekommen, in denen ſie ihn verſicherten, die ganze Krankheit der Königinn ſey ein Poſſenſpiel, und ſie befinde ſich vollkommen wohl auf. Da ihr Uebel aber zunahm, und der Arzt ſie in augenſcheinlicher Gefahr ſah, ſchickte man dem König des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Er reiſte ſogleich ab, und kam Nachmittags an. Er fand die Königinn in dem traurigſten Zuſtande; ſein Oberwundarzt, den man nicht gehörig unterrichtet hatte, ſtimmte der Meinung der Aerzte bei, und brachte dadurch den König vollends zur Verzweiflung. Meine Mutter nahm der Zeit wahr, um mit ihm über ſein vergangenes Betragen zu ſprechen, über den Kummer, den er ihr verurſacht, und der ſie, wie ſie ſagte, endlich in den Zuſtand verſezt hätte, in welchem er ſie ſähe. Sie beſchwor ihn darauf, mir zu verzeihen und mir ſeine väterliche Liebe wieder zu ſchenken. Er ließ mich ſogleich rufen. Der Auftritt war unendlich rührend! Ich kniete vor ihm, küßte und benezte ſeine Hände mit meinen Thränen, und ſagte ihm die beweglichſten Dinge. Um die Königinn zu vergnügen, umarmte er mich endlich, aber ſo bald ſie den Kopf abgewendet hatte, ſtieß er mich mit einem ſo zornigen Ausdruck zurück, daß mir das Herz davon zitterte. Dieſe ſcheinbare Verſöhnung zwiſchen dem

König und mir machte ihr so viel Freude, daß ihre Gefahr in drei Tagen vorüber war.

Kaum waren wir einer Crisis entgangen, so fielen wir in eine andere. Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maaßregeln sann. Vor der Königinn ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. „Man predigt mir alle Tage Geduld," sagte er, „allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave, und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlts selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der lezte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster, und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein andres Mittel übrig bleibt, als die Flucht? Katt und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel, und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offnen Armen,

und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königinn vertraue ich von allem diesen nichts; einmal, wegen ihrer Schwazhaftigkeit gegen die Damen, und weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande seyn soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. So bald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn das giebt mir viel mehr Sicherheit — ist alles zur Ausführung bereit." — Während dieser ganzen Rede hörte ich nicht auf zu weinen; nachher stellte ich ihm alle Folgen dieses Unternehmens vor, und die traurige Wirkung, die es haben müßte. Meine Hofmeisterinn, die gegenwärtig war, sprach eben so eindringend wie ich; aber wir nahmen beide wohl wahr, daß wir nichts über ihn gewannen.

Bald darauf begab sich der König nach Potsdam. Ich benuzte diese Zeit, um das Abendmahl zu genieſsen, und wie ich Sonntags aus der Domkirche kam, fand ich beim Aussteigen aus dem Wagen Katt, der mich erwartete. Der Damen ihre Zimmer waren uns gegenüber, und sie stand vor der Thür, Katt hatte aber die Unvorsichtigkeit, mir in ihrer Gegenwart einen Brief von meinem Bruder zu übergeben. Ich komme, sagte er, von Potsdam, wo ich, um den Kronprinzen zu sehen, drei Tage ingeheim zugebracht habe, er hat mich mit diesem Briefe beauftragt, der viel Neues enthält. Ich nahm ihn ohne ein Wort zu sagen, und gieng meines Wegs, nicht ohne, wie man leicht denken kann, über diese Rücksichtslosigkeit sehr betroffen zu seyn. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so öffnete ich ihn und fand ihn folgenden Inhalts.

Liebste Schwester!

„Ich bin in Verzweiflung! der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann

dieſes traurige Leben nicht mehr ertragen. Um das Uebel noch zu vollenden, verdirbt die Königinn alles durch ihre Verblendung gegen die Ramen; der König weiß täglich alles, was in ihren Zimmern vorgeht, denn die Ramen läßt ihn, durch Hülfe der Kammerdiener, von allem unterrichten. Das Racker ſollte an den höchſten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienſtag nach Berlin zurück. Das iſt noch ein Geheimniß, alſo ſage es der Königinn nicht, ſie theilt es ſonſt ſogleich dem boshaften Thier mit. Adieu, liebe Schweſter, ganz der Deinige."

Nun war ich in der äußerſten Verlegenheit. Der Königinn durfte ich den Brief nicht zeigen, und doch mußte ich fürchten, daß ihr die Ramen ſagte, daß ich einen bekommen hätte. Nach einigem Nachdenken warf ich ihn ins Feuer, und beſchloß, nichts davon zu ſagen. Glücklicherweiſe erwähnte das boshafte Weib ſeiner gar nicht. Vielleicht iſt das die beſte That ihres Lebens. Dieſe Umſtände ſcheinen vielleicht nicht hierher zu gehören, aber man wird im Verfolg dieſer Memoiren ſehen, daß ich ſie anführen mußte.

Der engliſche Caplan war indeſſen in London angekommen; er hatte unſre Lage ſo rührend dargeſtellt, und eine ſo vortheilhafte Beſchreibung von meinem Bruder gemacht, daß er die ganze Nation für uns gewonnen hatte. Der Prinz von Wallis, mit dem er eine lange Unterhaltung hatte, erklärte dem König, ſeinem Vater, daß er nie eine andere, wie mich, heirathen würde, und forderte ihn auf, ſeine Verbindung endlich zu vollziehen. Der König ernannte alſo den Ritter Hotham zu ſeinem außerordentlichen Geſandten nach Berlin, woſelbſt er auch im Mai ankam. Die Königinn, welche noch immer krank war, konnte ihr Bett vor Schwäche nicht verlaſſen, die Sendung des Ritters verurſachte ihr aber die größte Freude. Gleich

nach seiner Ankunft forderte er eine Audienz bei dem König, zu welcher er auch sogleich nach Charlottenburg beschieden ward, wohin die Königinn einige getreue Diener schickte, um sie von allem, was dort vorfallen würde, zu benachrichtigen. Der Ritter hielt in aller Form um meine Hand an; er sagte zu meinem Vater, daß der König, sein Herr, und die ganze Nation vollkommen überzeugt sey, daß der König nach diesem Beweiß, den sie ihm von ihrem Vertrauen gäbe, auch in die Heirath meines Bruders willigen würde. Uebrigens wäre man zufrieden, daß meine Hochzeit zuerst statt hätte, und überließ es dem Könige, die Zeit, wo meines Bruders seine statt haben sollte, zu bestimmen. Mein Vater war vor Freude entzückt und umarmte den Gesandten tausend Mal, und überschüttete ihn mit Freundschafts-Versicherungen für seinen Herrn. Darauf gieng man zur Tafel, wozu Seckendorf und Grumbkow auch zugelassen wurden. Der König war von der besten Laune, ließ sich nach Tisch ein großes Glas geben, und brachte dem Ritter „die Gesundheit seines lieben Schwiegersohns, des Prinzen von Wallis." Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und ihm glückwünschten, wobei er bis zu Thränen gerührt war. Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied; dieser bat ihn, von meiner Heirath nicht so viel Aufheben zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zuzugestehen. Grumbkow und Seckendorf waren inzwischen wie vom Donner gerührt, und hatten alle Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen der Königinn vertraute Leute mit verhängtem Zügel gesprengt, um ihr diese angenehmen Nachrichten zu bringen. Ich war in meinem Zimmer, arbeitete und ließ mir vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen, Herrn

und Bediente eindrangen, um mir, einer um den andern, nach englischer Sitte ein Knie am Boden, Glück zu wünschen. Erstaunt fragte ich, was sie wollten, oder ob sie verrückt wären? Indeß fiengen sie an, alle zu rufen: es lebe die Prinzessinn von Wallis! — und erzählten mir was vorgefallen sey. Weiter ist es nichts? sagte ich, und sezte mich, zu aller Welt Erstaunen, wieder an meine Arbeit. Einige Augenblicke darauf kamen meine Schwestern, verschiedne Damen aus der Stadt, nebst verschiednen andern Personen, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen. Ich war sehr geliebt; alle Welt weinte aus Freude und Herzlichkeit. Ich lehnte alle diese Komplimente ab, versicherte, daß ich nichts wüßte, und auf den Bericht einiger Bedienten ihre Glückwünsche durchaus nicht annehmen könnte. Des Abends gieng ich zur Königinn, ihr Herz schwamm in Freude, sie begrüßte mich gleich beim Eintritt als ihre liebe Prinzessinn von Wallis. Fräulein von Sonnefeld nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen, der König, sagte sie, kann sich für beleidigt halten, daß Ihre Majestät von einer Sache, von welcher er Sie noch nicht benachrichtigt hat, so viel Aufhebens machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr wie jemals! die größte Kleinigkeit ist noch fähig, unsre Hoffnungen zu zerstören. Da die Gräfinn Finkenstein ihrer Meinung beitrat, versprach sie, sich zu mäßigen.

Nach drei Tagen kam der König nach Berlin. Er that gegen die Königinn von allem Vorgefallnen keine Erwähnung, weßhalb wir denn von dieser ganzen Unterhandlung gar keine gute Meinung hatten. Dagegen theilte er ihr die Nachricht mit, daß er meine zweite Schwester an den ältesten Sohn des Herzogs von Braunschweig Bevern versprochen habe, der, wie er hinzusezte, den folgenden Tag mit seinem Vater

eintreffen würde. Seckendorf hatte bei dieſer Heirath den Unterhändler gemacht; er dehnte ſeine Abſichten weiter aus, und dieſe Verbindung zeichnete nur die erſten Grundzüge ſeines Plans. Der Herzog war der Kaiſerinn Schwager, und damals nur ein appanagirter Prinz, ſein Schwiegervater aber, der Herzog von Blankenburg, wahrſcheinlicher Erbe des Herzogthums Braunſchweig. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ſein Gemälde zu machen, es reicht hin, zu ſagen, daß er ein ſchätzenswürdiger, von allen braven Leuten geachteter, Fürſt war. Sein Sohn tritt in ſeine Fußtapfen. Zwei Tage nach ſeiner Ankunft hatte ſeine Verlobung mit meiner Schweſter ſtatt, da aber meine Mutter hochſchwanger war, wurde ſie ohne alle die ſonſt gewöhnlichen Ceremonien vollzogen, auch war außer Seckendorf keiner der fremden Miniſter dabei gegenwärtig, und ſo fehlte es uns an einer Gelegenheit, den Herrn Hotham zu ſehen, indem ſich die Königinn nicht mehr im Stande befand, ihr Zimmer zu verlaſſen und bei dem König zur Tafel zu gehen.

Obgleich nun Herr Hotham nicht bei dem Könige ſpeiſte, hatte er doch häufige Conferenzen mit ihm, die folgende Gegenſtände betrafen. Der König von England forderte zur Erkenntlichkeit für die Schritte, die er zu ſeinen Gunſten gethan hatte, daß er ihm ſollte Grumbkow preiß geben. Er ließ dem Könige vorſtellen, daß dieſer Menſch allein der Unheilſtifter zwiſchen den beiden Höfen und die Urſache aller Mißhelligkeiten ſey, daß er ſeinen Herrn auf das ſchwärzeſte verrieth, wie man bereit wäre, dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweiſen, die er dem Reichenbach, dem preußiſchen Reſidenten in London, geſchrieben habe; dieſe Briefe hatte man dechiffrirt, und ich werde den Inhalt zu ſeiner Zeit anführen. Weiter erzählte er ihm alle Kniffe und Schliche des Wiener

Hofes in England, und beſtand zulezt auf der Heirath meines Bruders. Nur das Verlöbniß forderte er, er bot ſogar an, daß man mich ohne Mitgift annehme, ja im Gegentheil eine von hunderttauſend Pfund Sterling der Prinzeſſinn Amalie geben wollte. Alle dieſe Dinge machten den König ſehr betroffen; in Rückſicht Grumbkows antwortete er: wenn man ihm Briefe vorlegen könnte, deren Inhalt Grumbkow hinreichend überführe, ſo wäre er bereit, ihn aufzugeben, was aber die Heirath meines Bruders anbeträfe, ſo wollte er es überlegen; in Abſicht auf mich nähme er aber alle Vorſchläge, die man ihm thue, mit Vergnügen an. Nach einigen Tagen ließ er dem Ritter ſagen, daß er mit der Heirath meines Bruders auch zufrieden ſeyn würde, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen, und bis ſein Tod ihm die Führung des Reichs übergäbe, für ſeinen Unterhalt ſorgen wolle. Herr Hotham antwortete: daß er ſogleich darüber nach England ſchreiben wollte, aber nicht glaubte, daß dieſer Punkt die geringſten Hinderniſſe finden würde.

So lange dieſer Miniſter in Berlin war, empfieng er mit jedem Poſttag Briefe von dem Prinzen von Wallis, von denen er meiner Mutter mehrere mittheilte. Ich bekam ſie auch zu ſehen, und der Endreim eines jeden war ſtets: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirath zu Stande, meine Ungeduld ſteigt aufs höchſte, denn ich bin ganz närriſch verliebt.“ Es iſt nicht zu leugnen, daß das ſehr romantiſche Geſinnungen waren; er hatte mich ja niemals geſehen. ich glaube auch, es war vielmehr Eigenſinn als Liebe, und halte es daher gar nicht vor beſonders ſchmeichelhaft für mich.

Der Verdacht, welchen Hotham dem Könige gegen Grumbkow eingeflößt hatte, fieng an ſeine Wirkung zu thun; er redete beinahe nie mehr mit ihm,

und zog vor Leuten gegen ihn los, von denen er gewiß war, daß ſie es ihm wiederſagen würden. Sekkendorf ſtand ſehr niedrig, und allem Anſchein nach war meine Heirath unfehlbar gewiß. — Den 23. ward die Königinn von einem Prinzen entbunden, er ward August Ferdinand genannt, und die ganze Braunſchweig'ſche Familie ſtand zu Gevatter. Den 30. reiſte der König ins Lager bei Mühlberg ab. Die Prachtliebe des Königs von Polen ward bei dieſer Gelegenheit recht ſichtbar; beinahe die ganze ſächſiſche Armee war dort verſammelt, und machte alle Evolutionen und Manoeuvres, welche im Polybius enthalten ſind. Die Uniformen, Livreen, Equipagen und die Tafel waren von einem unendlichen Reichthum, ſo daß man ſagte, dieſes Lager habe das Lager von Goldfloff, welches in Frankreich ſtatt hatte, bei weitem übertroffen. *)

Den Abend vor ſeiner Abreiſe kam mein Bruder zu mir. Ich erſchrack, ihn zu ſehen; er war in franzöſiſcher Kleidung, welches doch den Prinzen und Offizieren, die nichts wie ihre Uniform tragen durften, bei Strafe der Caſſation verboten war. Man könnte ſagen, daß es meinem Bruder doch wohl ziemlich gleichgültig hätte ſeyn können, kaſſirt zu werden, aber bei meines Vaters Gemüthsart hätte ein ſolcher Ungehorſam die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen können. „Ich komme," ſagte mein Bruder, „um Abſchied zu nehmen, nicht ohne den tiefſten Schmerz! — Denn Gott weiß, wann wir uns wiederſehen." Dieſe Worte ſchienen mir ein Donnerſchlag, ſo daß ich wie verſteinert ſtehen blieb. Meine Hofmeiſterinn hatte mehr Geiſtesſtärke, ſie bewieß ihm aufs eindringendſte, welches Unrecht er ſich mit dem verhabenden Schritte

*) Die Zuſammenkunft Heinrichs des Vierten und Karls des Fünften.

thäte, und welche grausame Folgen er für uns nach sich ziehen könnte; wie der König sich anfienge, mit England auszusöhnen; wie Grumbkow und Seckendorf anfiengen, an ihrem Ansehen zu verlieren, und alles sich zu seinem Glücke zu fügen schien. Alle diese schönen Erwartungen würde er nun aber durch die Ausführung seines Vorhabens zerstören, und da der König unser herzliches Verhältniß viel zu gut kenne, um mich nicht in Verdacht der Theilnahme zu haben, so würde ich das erste Opfer davon seyn. Schon jezt wäre es sichtbar, wie sehr ihn unsre Einigkeit verdröße, und alles überzeuge sie, daß er unsre ganze Familie in das Unglück zu stürzen auf dem Punkt sey. Ich vereinigte mich mit meiner Hofmeisterinn; unsre Gründe, unsre Bitten und Thränen erweichten ihn endlich, und er versprach auf sein Ehrenwort, wieder zurückkehren zu wollen.

Kaum war der König in Mühlberg angelangt, so fieng man an, ihm beizubringen, daß alle Schritte Englands nur ein berechnetes Spiel wären, das dahin abzweckte, alle ihm am meisten ergebnen Diener von ihm zu entfernen; dieser Hof, gab man zu verstehen, würde, um seine Einwilligung zu der Heirath meines Bruders zu erhalten, gerne alle, auch die schwersten, Bedingnisse eingehen, aber sein eigentlicher Zweck sey, den König vom Thron zu stoßen, um meinem Bruder die Regierung zu verschaffen. Ich habe schon mehreremals erwähnt, daß Verdacht und Mistrauen Hauptzüge in des Königs Charakter ausmachten; seine Abneigung gegen meinen Bruder erlaubte ihm nicht, die Grundlosigkeit alles dieses Geschwäzes zu prüfen, also kam er mit einer Erbitterung, welche den Unterhandlungen des Herrn Hotham einen sehr schlechten Ausgang versprach, nach Berlin zurück.

Er sprach endlich mit der Königinn von der Sa-

che, und gestand ihr, daß er mich von ganzem Herzen versorgt wünschte, meines Bruders Heirath hingegen nie erlauben würde. Meine Mutter that alles Mögliche, ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu zerstreuen; endlich schien es ihr auch zu gelingen. Der Gesandte von Dänemark, ein gescheuter Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu; und vollendete ihr Werk. Er sprach ihm von Grumbkow in den stärksten Ausdrücken, und legte ihm alle seine Ränke vor Augen. Der König antwortete: daß er bereit sey, ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln aber nicht eher, als bis die Heirath öffentlich erklärt worden sey. England aber wollte, daß man ihm Grumbkow vor der Heirath aufopfere. Der König verließ indeß Berlin in einer sehr günstigen Stimmung.

Grumbkow, der allenthalben seine Aufpasser hatte, erfuhr den ganzen Inhalt von Löveners — so hieß der dänische Gesandte — Gespräch mit dem König, und sein Gewissen sagte ihm laut genug, welcher Behandlung er gewärtig seyn könnte, wenn seine Schurkereien alle an Tag kämen. Grade in diesen Tagen hielt die Königinn Appartement, er hatte die Unvorsichtigkeit, sich dabei einzufinden, allein seine Haltung lehrte wohl, was in seinem Herzen vorgieng; er sah aus wie ein armer Sünder, blaß und niedergeschlagen, kaum daß er sich getraute, die Augen aufzuheben. Die Königinn wollte ihn weder sprechen, noch an die Tafel ziehen, er stand in dem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich ihm nahte. Ein so grausamer Fall eines Menschen, der noch vor wenigen Tagen geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab mir viel nachzudenken, sein Schicksal erregte mein Mitleid, und ich beschloß ihn anzureden. Ich unterhielt mich lange mit ihm von gleichgültigen Dingen,

und behandelte ihn so höflich, wie ich es immer gewohnt war. Herr Lövener kam nachher zu mir und bezeigte mir seine Verwunderung, daß ich mit so einem Schurken nur sprechen möchte, und daß der englische Gesandte, wenn er es erführe, sehr unzufrieden damit seyn möchte. „Ich bin nicht in England," sagte ich, „und habe bis jetzt nicht nöthig, mein Betragen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumbkow als ein schlechter Mensch, und als mein grausamster Feind bekannt, aber sobald er unglücklich ist, muß er mein Mitleid erregen. Auch glauben Sie mir, ein Feind, wie tief er auch gesunken sey, bleibt immer noch gefährlich; übrigens wünsche ich ihm gar keine andere Strafe, als die, nicht mehr schaden zu können. Herr von Lövener hat mich seitdem oft an diese Unterredung erinnert und gesagt, daß ich damals nur zu richtig geweißagt hätte."

Bald nachher kam der König nach Berlin zurück. Ich fand meinen Bruder in der gewaltsamsten Stimmung, sein Gemüth war durch die fortwährenden Mißhandlungen so erbittert, daß es nicht mehr möglich war, ihn zu besänftigen. Ich habe schon Gelegenheit genommen, den Obersten Rochow, der ihm zugegeben war, zu nennen — vor diesem konnte er sich nicht enthalten, in Anfällen von Verzweiflung einige Worte über seinen Entweichungs-Plan fallen zu lassen. Diese Unvorsichtigkeit machte Rochow aufmerksam, er beobachtete ihn genauer, und fand, daß es nicht bloße wilde Reden gewesen waren, sondern daß der Prinz alles zur Ausführung seines Vorhabens bereitete. Er begab sich zur Bülow und bat sie, die Königinn davon zu benachrichtigen. Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen, da es aber ein beschränkter Mensch und seine Lage sehr kitzlich war, gieng er von Haus zu Haus, vertraute jedem seine Verlegenheit an,

und sein Geheimniß ward das der Tafel. Wie die Bülow mit meiner Mutter von der Sache sprach, war ich gegenwärtig, sie erschrack sehr, und fragte gleich, ob ich etwas davon wisse? Ich antwortete, daß mir die Verzweiflung meines Bruders nur zu wohl bekannt sey, und daß er sie ihr nur verberge, um ihr Kummer zu ersparen; allein zu dem ihm schuldgegebenen Anschlag hielt ich ihn nicht fähig. Der Namen wegen durft ich nicht offen mit ihr sprechen, ich beschwor sie aber, mit meinem Bruder zu reden, allein so sanft und behzlich wie möglich; denn ich war überzeugt, daß sie dann alles über ihn vermögen würde. Sie folgte meinem Rathe, und die Versicherungen, welche er ihr gab, verscheuchten alle ihre Furcht. Die meine ward darum nicht geringer, ich war in der schrecklichsten Angst, der Namen wegen durfte ich mich der Königinn nicht anvertrauen, und doch wußte ich gar kein Mittel, den Schlag abzuwenden.

Die Antworten von England kamen indessen an. Alles, was der König in Betreff meines Bruders gefordert hatte, ward zugestanden, aber der Londner Hof bestand aufs Neue darauf, daß Grumbkow fortgeschickt werde, weil er, wie er sagte, bis man ihn nicht verjagte, nie eine Hochzeit bewilligen könnte. Zugleich schickte man unterschlagne Briefe von ihm. Seckendorf, der überall Spionen hatte, erfuhr bald ihren Inhalt; um dem Schlag zuvorzukommen, begehrte er Audienz beim König, in welcher er ihm mit der größten Weitläuftigkeit vorstellte, welche Mühe und Sorge der Kaiser sich gegeben hätte, um seine Freundschaft zu gewinnen, wie er ihm nicht nur freie Werbung in seinen Staaten zugestanden hätte, sondern auch die Bürgschaft für die Herzogthümer Jülich und Berg, wie er nun in Verzweiflung sey, daß er sich, trez aller seinen Bemühungen, ganz in die Arme von England

wärfe, wenn ihm aber meine Heirath so gar sehr am Herzen läge, so sey der Kaiser bereit, daran arbeiten zu lassen — und nun fuhr er mit einem heuchlerischen Ton fort: ich bin ein redlicher Mann, und Ihnen außerdem schon seit vielen Jahren ergeben, Ihr Zustand setzt mich in die äußerste Bestürzung — sehen Sie hier Briefe, die ich von England erhielt; der Kronprinz ist mit diesem Hofe im genauesten Einverständniß, die Königinn hat sich über den Schritt, den er gethan hat, auf das unvorsichtigste erklärt; er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessinn Amalie versprochen, und über diesen Gegenstand der Königinn von England zu zweien Malen geschrieben. Grumbkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ihrer Majestät vorzulegen. Urtheilen Ihre Majestät nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie des Kronprinzen Heirath bewilligen und ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten eine Schwiegertochter, für deren Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreicht. Ihr Hof wird mit Intriganten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt, der Kronprinz wird sich bald der Regierung bemächtigen, und Ihrer Majestät den königlichen Titel lassen, indeß er das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen sage um so mehr fühlen, da Sie den Anfang aller meiner Vorhersagungen schon vor Augen sehen. England behandelt Sie schon wie ein Kind, es schreibt Ihnen Gesetze vor, es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „wenn du Grumbkow fortjagst, bekommst du Zucker, sonst wird nichts draus." Diese große Rede, die mit allem dazu gehörigen Gesichterschneiden vorgetragen wurde, that ihre Wirkung; der König blieb nachdenkend und unruhig, und obschon

er ihm nicht viel antwortete, bemerkte Seckendorf wohl, daß es ihm gelungen sey, ihn zu erschüttern.

Den vierzehnten Julius, welches der Tag nach dieser Unterredung war, hatte Herr Hotham seine Audienz. Er fieng damit an: daß England sehr geneigt sey, ihm alle seine Bedingungen zuzugestehen, daß es alle seine Absichten gern befördern wolle, daß sein König aber auch nicht zweifle, daß mein Vater seinerseits ihm zu seiner Befriedigung Grumbkow aufopfern würde, und zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe dieses Ministers. Der König nahm sie voll Zorn, und warf sie Herrn Hotham ins Gesicht; weil er zugleich ein Bein aufhob, glaubte dieser, daß er ihm Fußtritte geben wollte, allein er verließ das Zimmer, indem er die Thüre wüthend hinter sich zuwarf. Nicht weniger wüthend verließ Herr Hotham das Schloß. — Man kennt die Gemüthsart der Engländer — er gieng nach Hause, wie Feuer und Flammen, und ließ sogleich den dänischen und holländischen Gesandten rufen, denen er den Vorgang mittheilte, und zugleich erklärte, daß er den folgenden Morgen abreisen würde, und alle Unterhandlung vor abgebrochen ansähe. Nur mühsam gelang es diesen Herren endlich, ihn zu bereden, daß er seine Reise um etliche Tage noch aufschöbe.

Der König war indessen kaum in seinem Zimmer angelangt, so reute ihn sein Betragen; er gerieth in Verzweiflung, und fühlte sehr gut, was dessen Folgen seyn würden. Die Königinn erfuhr die Sache sogleich durch ein Billet, das Herr Hotham an die Pülow schrieb, — wie sehr es sie betrübte, kann man sich denken. Man gieng endlich zur Tafel. Der König sprach wenig, und war sehr übler Laune; gleich nachdem er aufgestanden war, ließ er den holländischen und dänischen Gesandten rufen, und bat um ihre Ver-

mittlung bei Herrn Hotham. Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken vergieng, quälte der König meine Mutter, indem er ihr beständig wiederholte: daß mit England alles abgebrochen sey, daß ich nun, da er gar nicht wüßte, mit welcher Brühe er mich auftischen sollte, Aebtissinn von Herfort werden sollte. Die Königinn antwortete ihm, sie sei es zufrieden — und nun schrieb er der Markgräfinn Philipp, die damals Aebtissinn von Herfort war, und bat sie, mir den Plaz zu geben, den zu der Zeit meine jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, ist wohl zu denken.

Da mein Vater erfuhr, daß alle Bemühungen, Herrn Hotham zu besänftigen, vergebens waren, ließ er ihm endlich durch die beiden oben erwähnten Gesandten eine förmliche Ehrenerklärung anbieten. Mein Bruder, der durch Lövener gleich davon unterrichtet ward, schrieb es meiner Mutter, und zugleich, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, in welchen er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königinn gab diesem Entwurf ihren vollen Beifall, und mein Bruder schrieb folgende Zeilen.

Mein Herr!

„Ich habe von Herrn von Lövener die lezten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren, und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie, mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhangen. Ich zweifle nicht, daß sie unserm Verlangen entsprechen, und unsern Bitten nachgeben werden. Nie werde ich diesen Dienst vergessen, und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seyn Sie da-

von überzeugt, so wie daß ich Zeitlebens verharren werde."

Mein Herr

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund.

Katt war der Ueberbringer dieses Briefs. Die Königinn hatte auf des Prinzen dringende und vielfältige Empfehlung diesen jungen Mann liebgewonnen — eine halbe Stunde darauf empfieng mein Bruder von dem Minister folgende Antwort:

Gnädigster Herr!

„Herr von Katt stellt mir so eben Ihrer königl. Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das mir darinn geäusserte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache mich nur persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um Ihnen meine Ehrerbietung und meine Achtung Ihrer Befehle zu beweisen, allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trift den König, meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ihrer königl. Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmöglichste Wendung geben, und obschon sie die vorhabenden Unterhandlungen unterbricht, hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w."

Man kann leicht denken, daß diese Antwort die Königinn sehr betrübte. Mein Bruder warf den Kopf in die Höhe und sagte: Im Grund ist ja auch das Unglück nicht so groß. Werde du Aebtissinn, so hast du nichts mehr zu fürchten, weder von dem Herzog von Weissenfels, noch dem Markgrafen von Schwedt. Es ist ja gar nicht der Mühe werth, daß die Königinn so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirthschaft müde, und will mich schon aus ihr herausziehen. Thue du, was du willst; ich habe mir in Rüksicht deiner nichts vorzuwerfen, ich habe alles gethan, um dich in England zu versorgen, nun ist es

Zeit, daß ich an mich denke. Die Zeit, mir durch Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, iſt vorbei, ich habe nun genug gelitten, und du magſt ſelbſt ſehen, wie du fertig wirſt. — Dieſe Worte, die er mit einem ſcharfen ſpöttiſchen Weſen begleitete, thaten mir innig weh; anfangs ſuchte ich ihn zu beſänftigen, aber ſeine rauhen und verächtlichen Antworten brachten mich endlich auch auf, ich ſagte ihm einige Unzüglichkeiten, und wir gingen entzweit aus einander. Er ſollte des folgenden Morgens ſehr früh mit dem König nach Anspach abreiſen; meines Unwillens ungeachtet, wollte ich zur Abwendung des gefürchteten Streiches noch einen Verſuch machen, ich liebte ihn auch zu ſehr, um lange über ihn zu zürnen, alſo ließ ich mich nach der Abendtafel noch einmal mit ihm ins Geſpräch ein. Seine Antworten blieben immer gleich kalt, endlich ſagte er: Ich weiß nicht, warum du mich quälſt, dir mein Wort zu geben, daß ich zurückkehren will. Wer ſagt dir denn, daß ich entfliehen will? Ich habe darüber nachgedacht, und den Plan aufgegeben. — Weil der König eintrat, hatte ich nicht Zeit, ihm zu antworten, ſondern ſchloß ihn blos in die Arme. Er ſagte mir leiſe: daß er vielleicht noch zu mir käme; aber ich erwartete ihn vergeblich in meinem Zimmer, noch mehr als eine Stunde lang, endlich brachte mir ſein Kammerdiener ein Billet, das mit Entſchuldigungen über ſein Ausbleiben und Freundſchaftsverſicherungen angefüllt war.

Dieſer Kammerdiener war ein junger Menſch, der, ſo lange er lebte, meinen Bruder bediente, und alle ſeine Leibesübungen, und ſogar ſein Studium mit ihm gemacht hatte; er hatte Verſtand, und war ihm bis dahin unverbrüchlich treu geweſen. Unglücklicher Weiſe verliebte er ſich in eine Kammerfrau der Königinn, einer geſchwornen Feindinn der Ramen. Da ihn mein

Bruder ſehr liebte, erlaubte er ihm, ſie zu heirathen; kaum war das geſchehen, ſo machte ihr die Ramen alle mögliche Schmeicheleien, und verſprach ihr ſogar, ihr Glück zu machen, wenn ſie ſich anheiſchig machte, ihren Mann dahin zu bewegen, daß er ſeinen Herrn an den König verrieth. Sie ließ ſich von den Einblaſungen der Megäre gewinnen, und erhielt von ihrem Mann, daß er des Königs Spion ward. Bis jezt hatte weder mein Bruder, noch ſonſt jemand etwas davon gemerkt, nun erfuhr er es bald auf eine, nur zu grauſame, Weiſe.

Den folgenden Tag reiſte der König nach Anſpach ab. Die Unterredung, die ich mit meinem Bruder gehabt hatte, ſeine Art zu handeln, und meine Furcht, ließ mich dieſe Nacht kein Auge ſchlieſſen. Ich brachte ſie mit meiner Hofmeiſterinn in Geſpräch und Thränen zu, denn wir ſahen voraus, welches Unglück uns erwartete.

Des folgenden Tags ſchikte Herr Hotham meiner Mutter Grumbkows Briefe, die ſie, nachdem ſie ſelbige geleſen hatte, mir mittheilte. Es waren deren ſechs oder ſieben, drei in dem Monat Februar geſchrieben, in welchem die Königinn, wie ich oben erzählte, ſo krank war. In jedem Brief ſagte er: „Man ſpricht hier viel von der gefährlichen Krankheit der Königinn; es iſt eine Komödie, die man ſpielt, um den König von England zu erweichen. Die iſt wohl wie ein Fiſch im Waſſer (das war ſein eigner Ausdruk); laſſen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren. Ich habe ſchon wieder zween meiner Creaturen angeſtellt, um dem Kronprinzen Poſſen zu ſpielen; fahren Sie nur fort, mir alles, was Sie von dieſer liſtigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu ſchreiben." — In einem andern Briefe ſagte er: „Ich habe mit dem Freund — (das war Seckendorf) —

verabredet, daß er dem König sage, der Kronprinz sey mit dem Londoner Hofe in Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (das war der König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts, ich will Sie schon zu unterstützen wissen, und dennoch sehen, daß wir nicht entdekt werden, denn ich mache ja mit dem Dicken alles, was ich will." Und dabei immer den Schlußreim: „Die „Königinn befindet sich wie der Fisch im Wasser." Die andern Briefe waren vom Merz. Er schrieb: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wallis, sezen mich in das höchste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heissen? Warum gibt man sich denn so viele Mühe, eine Prinzessinn zu heirathen, die so häßlich ist, wie der Teufel, kupfrig, ekelhaft und stumpfsinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh, und man sollte ihn wohl davon benachrichtigen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge." Alle andern Briefe waren in einem ähnlichen Style geschrieben. Der Schreiber dieser Blätter drükte sich hinlänglich durch ihren Inhalt aus, er thats aber, wie die Zeitfolge beweist, noch mehr.

Die Königinn nahm viermal die Woche in Menbijou Gesellschaft an. Dieses war ein kleiner Garten vor der Stadt, den sie nach ihrem Sinne verschönert hatte. Dort stellte sich Grumbkow fast allezeit ein, und zeigte durch seine Fassung mehr als zu gut, daß er fester wie jemals, in Gunst stehe.

An einem dieser Tage kam Katt zu mir, fragend, ob ich nichts an meinen Bruder zu bestellen hätte? er schicke ihm eine Staffete, und die Gelegenheit sey vollkommen sicher. Ich antwortete ihm, daß

ich erſtaunt ſey, ihn ſolche Dinge wagen zu ſehen; wenn es der König erführe, koſtete es ihn ſein ganzes Glück, und zöge meinem Bruder bittern Verdruß zu; ich wenigſtens würde dieſer Staffete nichts anvertrauen. Einige Tage nachher kam die Bülow und einige andere wohlgeſinnte Perſonen, und ſagten, daß Katt in der ganzen Stadt die Nachricht ausſprenge, der Kronprinz wolle entwiſchen; er rühme ſich dabei der Gunſt, in der er bei ihm ſtünde, und habe alles dieſes Geſchwätz vor durchaus verdächtigen Perſonen gewagt; er zeige zugleich allenthalben eine Doſe mit meinem und meines Bruders Bruſtbild, und gebe ſich dadurch ein Anſehen, welches ihm durchaus nicht gebühre. Ich war der Meinung, man ſollte es der Königinn ſagen, ſowohl, um ihm Stillſchweigen aufzulegen, als um ihm die Doſe aus den Händen zu ziehen. Die Königinn erzürnte ſich ſehr über ihn, befahl der Bülow, ihm die Miniatur-Gemählde abzufordern, und ihm tüchtig den Kopf zu waſchen. Er verweigerte ſtandhaft, ſie herauszugeben, verſprach aber, ſie nicht mehr zu zeigen. Er geſtand Fräulein von Sonnsfeld, daß er das meinige nach einer Miniatur gemahlt hätte, die ſie meinem Bruder geſchenkt hatte, und dieſer ihm aufzuheben anvertraute. Seit dieſer Zeit mochte ihn weder die Königinn, noch ich, mehr recht leiden.

Eines Morgens bei meinem Erwachen ſah ich die Damen zu mir eintreten. Sie ſagte mir, ſie ſey ausdrüklich gekommen, um mir etwas, das ſie auf dem Herzen habe, anzuvertraun. Fräulein von Sonnsfeld wollte ſich hinwegbegeben, allein ſie bat ſie, zu bleiben, weil die Sache ſie anbeträfe. „Sie ſind, ſagte ſie darauf, ſo betrübt, weil die Königinn Ihnen ſo ſchlecht begegnet? Danken Sie Gott dafür, denn es iſt genug bei ihr gut angeſchrieben zu ſeyn,

um fortgejagt zu werden. Ich habe nun davon nichts zu fürchten, denn ich habe einen guten Halt. Ich sehe wohl, daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen also eingestehen, aber hüten Sie sich wohl, davon mit der Königinn zu sprechen, sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Glauben Sies nur, der König erführe es sogleich, und würde gar keine Grenzen mehr kennen; die Königinn von der andern Seite, hat kein sehr grosses Genie, bei der erklärte ich alles, was Sie von mir sagen könnten, vor Verläumdung, und machte, daß alles Uebel, was Sie mir thun wollen, auf Sie zurückfiel. Es werden hier schrekliche Dinge vorgehen, und Sie werden in schreckliches Unglück gerathen. Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß, denn Sie können sich nicht anders helfen, als indem Sie den Herzog von Weissenfels heirathen. Es ist ja auch endlich nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheirathen! Die Königinn kenne ich, die tröstet sich endlich gewiß; der König wird Sie freundlich ansehen, und dann ist ihr alles andere recht." Hätte ich gedurft, so würde ich dieses unverschämte Weib aus dem Fenster geworfen haben; so mußte ich aber meinem Zorn zum Troz sanft mit ihr umgehen. Ich verstand ihr Geschwäz sogleich, und leider traf alles, was sie sagte, nur zu gut ein.

Ich komme nun wieder auf Grumbkow. Sein Schikſal war das eines Jeden, der sich Vorwürfe zu machen hat. Es gab Zeiten, wo ihn sein Gewissen nagte, dann wär er finster. Er sollte, sowohl wie ich, den nächsten Sonntag das Abendmahl nehmen, und hatte den ganzen Tag den Hofprediger Jablonsky bei sich gehabt. Ich hatte diesen Tag den Kopf so voll von Geschäfften, daß ich dem Spiele früher ein Ende machte, und mich mit der Bülow ganz hinten im Garten niedersezte, um meinen schwermüthigen Ge-

danken ruhiger nachzuhängen. Unerwartet gesellte sich Grumbkow zu uns, und begann anfangs mit einer moralischen Rede, die mir in seinem Munde vorkam, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Ich wollte meinen Plaz nicht sogleich verlassen, da ich aber das Mißtrauen der Königinn kannte, brach ich bald ab, und gieng wieder aufs Haus zu. Er folgte mir immer nach, und sagte endlich, daß es ihm sehr leid gethan hätte, mich und meinen Bruder von dem König so hart behandelt zu sehen, allein, fuhr er fort, der Prinz sollte auch dem Könige mehr nachgeben — und nun hielt er lezterem eine Lobrede. Ich schritt immer schneller zu, aber er ließ sich nicht unterbrechen, und sagte: ich hätte so viel Einfluß auf meinen Bruder, daß ich ihn gewiß zu seiner Pflicht zurükrufen könnte, er sey ein sehr liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen. Ich antwortete: daß mir die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern bekannt wären; wenn mein Bruder meinem Rathe folgte, würde er sie nie verlezen, und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß immer erfüllen. Er wollte mir etwas erwiedern, allein verschiedne Damen, die uns entgegen kamen, brachen zu meiner grossen Freude das Gespräch ab. Herr Jablonsky hat mir seitdem gesagt, daß er diesen ganzen Tag in einer heftigen Bewegung war, und alles, was er ihm sagte, stand mit den nachmaligen Vorfällen in Verbindung.

An demselben Abend — es war der eilfte August, wie die Königinn neben der Bülow saß, und ihren Kopfpuz abnahm, hörten sie in dem Kabinet dieser Prinzessinn einen fürchterlichen Lärm. Das Cabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzlanstreifen belegt, und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Crystallen ausgeziert; alles goldne Geräthe der Krone, so wie der Schmuckkasten der Kö-

nigin befand ſich darinn. Sie rief ſogleich: ihr ganzes Porzellain wäre zerſchlagen, man möchte ſich darnach umſehen. Die Bülow gieng mit drei Kammerfrauen ſogleich hinein, fanden aber nichts zerbrochen, noch in Unordnung gebracht. Dieſer Lärm ward dreimal wiederholt, und darauf hörte man ein groſſes Geräuſch in einer Gallerie, die ſich zwiſchen des Königs und der Königinn Zimmer befand, und an deren Ende eine Schildwache ſtand. Die Königinn ſagte: Jezt wirds zu arg, ich muß ſelbſt ſehen, was das iſt. Darauf nahmen ſie alle Lichter in die Hand, und kaum waren ſie aus der Thüre getreten, ſo hörten ſie ganz nahe neben ſich ſeufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu ſehen. Die Schildwache, die ganz nahe ſtand, antwortete auf die Frage, ob ſie niemand wahrgenommen hätte? mit Nein, ſagte aber, daß ſie eben daſſelbe Geräuſch gehört hätte. Meine Mutter hatte viel Muth und Feſtigkeit, ſie ließ rund umher alles durchſuchen, ſogar die Zimmer des Königs, allein man fand nichts. Sie ſowohl, als die, welche gegenwärtig waren, erzählten mir den folgenden Tag dieſen Vorfall.

Wenige Tage darauf war bei der Königinn Concert. Ich begleitete dabei gewöhnlich mit dem Clavier und der Laute, und was in der Stadt von Liebhabern war, durfte ſich daſelbſt einfinden. Wie ich lange genug Muſik gemacht hatte, wollte ich mich in ein Zimmer begeben, wo die Damen Karte ſpielten, plözlich hält mich Katt auf, und ſagt: um Gottes willen! geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen einen Augenblik Gehör! ich bin in Verzweiflung, denn man hat mich bei der Königinn und Ihrer königl. Hoheit angeſchwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in Kopf geſezt. Ich ſchwöre es Ihrer königl. Hoheit, fuhr er fort, bei allem, was

es heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königinn keck versichern, daß ich dem Kronprinzen schlechtweg geschrieben habe, daß ich ihm, wenn er einen solchen Schritt thut, nicht folgen werde, und ich stehe mit meinem Kopf dafür, daß diesesmal nichts zu fürchten ist. — Ich sehe ihn schon, antwortete ich, auf den Schultern wackeln, und fürchte, er liegt Ihnen nächstens zu Füssen. Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle entfliehen, und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildniß in einer Dose zu tragen? — Was den ersten Punkt anbetrift, so habe ich nur mit Herrn von Leveser davon geſprochen, und einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt, den zweiten hielt ich nicht für wichtig, da ich das Portrait Ihrer königl. Hoheit selbst gemahlt, und es als meine Arbeit gezeigt habe. — Sie spielen ein gewagtes Spiel, antwortete ich, und ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet seyn werde! — Er veränderte die Farbe, und sagte nach einigem Nachdenken: Wenn ich unglüklich werde, ist es für eine gute Sache, und der Kronprinz wird mich nicht verlassen. — Das war meine lezte Unterredung mit ihm, und das lezteumal, daß ich ihn sah. Damals dachte ich nicht, daß ich so gut wahrsagen könnte! ich sagte ihm das alles, nur um ihn bescheidner und vorsichtiger zu machen.

Den folgenden Tag, als am fünfzehnten August, welches des Königs Geburtstag war, kam alles, um der Königinn Glück zu wünschen. Bei solchen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich. Ich hatte abermals eine lange Unterredung mit Grumbkow, er hatte seine finstere Laune verabschiedet, und sein Gespräch betraf diesesmal die grossen Eigenschaften des Königs; er beschloß es mit den Worten: ich werde Ihnen näch-

ſtens zeigen, wie ſehr ich Ihrer königl. Hoheit zugethan bin. Er ſagte das auf eine ſo ausdrucksvolle Art, daß es mich erſtaunte, und ich nicht begriff, was er ſagen wollte. Die Bülow war auf dem Fuß, ſich ſtets mit ihm zu necken, zuweilen gieng ihr Spaß ſogar zu weit, ſo daß ich ihr oft ſagte, ſie ſollte ſich in Acht nehmen, aber ihre Lebhaftigkeit riß ſie immer fort. Heute ſtritten ſie wie gewöhnlich mit einander; Grumbkow beſchloß aber ſein Geſpräch mit ihr, ſo wie er gegen mich gethan hatte, mit den Worten: „Sie werden in Kurzem erfahren, wie ſehr ich ihr Freund bin.“

Die Königinn hatte beſchloſſen, uns den folgenden Tag in Monbijou mit einem kleinen Feſte zu überraſchen, das gleichſam die zweite Feier von des Königs Geburtstag ſeyn ſollte. Nie vergeſſe ich dieſen Tag! — Sie hatte den Speiſe-Saal ſowohl, wie die Tafel auf das Niedlichſte verzieren laſſen, und jeder fand unter ſeiner Serviette ein artiges Geſchenk. Wir waren alle in der beſten Laune, die beiden Hofmeiſterinnen, die Gräfinn Finkenſtein und die Bülow ausgenommen, welche den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball, und weil ich den Tanz ſehr liebte, that ich mir, ohne nur zu ſehen, was ſonſt um mich vorgieng, etwas Rechtes zu Gute. Die Bülow ſagte verſchiedne Male: „es iſt ſpät, ich wollte, man hörte auf.“ — Ey, ſagte ich, laſſen Sie mir die Freude, heute recht ſatt zu tanzen, es wird ſo bald nicht wieder geſchehen. — „Das möchte wohl möglich ſeyn!“ antwortete ſie, und ich fieng wieder von vorne an. Nach einer halben Stunde zog ſie mich am Ermel: „Machen Sie doch einmal ein Ende! nun haben Sie genug. Sie ſind ſo beſchäfftigt, daß Sie weder hören noch ſehen.“ — Aber was giebt es denn? fragte ich verwundert. — Sehen Sie doch die Königinn an! antwortete ſie, und deutete auf meine Mutter, die in

einem Winkel des Zimmers mit ihrer Hofmeisterinn, der meinigen, und der Gräfinn Finkenstein leise sprach. Alle viere, blaß wie der Tod und in der sichtbarsten Bestürzung. Ich fragte sogleich, worauf es ankäme, und ob es meinen Bruder angienge? — Sie zukte die Achseln, und sagte, daß sie es nicht wüßte. Die Königinn wünschte endlich der ganzen Gesellschaft gute Nacht, und stieg mit mir in Wagen, sprach aber den ganzen Weg durch kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herzklopfen, und befand mich in der unaussprechlichsten Unruhe, ohne ihr eine Frage machen zu dürfen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so folterte ich meine Hofmeisterinn mit meinen Fragen, was vorgefallen sey? sie sagte mit Thränen im Auge: „Sie werden es früh genug erfahren." Da sie aber meine Beängstigung sah, fügte sie hinzu: „die Königinn habe ihr, um meiner Ruhe zu schonen, verboten, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken, da sie mich aber in diesem Zustande sähe, sey es besser, mir die Sache zu gestehen, als mich etwas noch Fürchterlicheres voraussezen zu lassen." Der König, fuhr sie fort, hat heute früh der Hofmeisterinn von Kunken eine Staffete mit der Nachricht geschikt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut gefunden habe, ihn festzusezen; sie sollte diesen Vorfall der Königinn um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen, und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, sezte sie hinzu, den eilften, daß der Kronprinz festgesezt ward, an eben dem Tage, wie die Königinn all' den Lärm in ihrem Kabinette, und in der Gallerie hörte." — Ich glaubte bei dieser traurigen Erzählung in Ohnmacht zu sinken. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Grenzen, und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Gleich den andern Morgen ließ mich die Königinn rufen, und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hize geschrieben war. „Ich habe, schrieb er, den Schurken festsezen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben." — Die Königinn und ich waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Die Königinn sagte mir weiter: daß Katt den vorigen Tag sehr in Geheim aufgehoben, und alle seine Papiere und Habschaft unter Siegel gelegt sey. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Da dieser Umstand sehr sonderbar ist, will ich ihn erläutern. Grumbkow war seit dem fünfzehnten von meines Bruders Verhaftnehmung unterrichtet, und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen, die ihn besuchten, seine Freude darüber an den Tag zu legen. Der dänische Gesandte, Herr Löwener, ward durch seine Spione davon unterrichtet, und rieth ihm sogleich in einem Billet, sich, so lange es noch Zeit sey, aus dem Staube zu machen. Katt gieng unverzüglich zu dem Marschall Natzmer, und bat um Erlaubniß, des folgenden Tages sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albert zum Mittagessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, willigte er in seine Forderung. Katt hatte sich einen ganz besondern Sattel machen lassen, in welchem man Geld und allerlei Kleidung verwahren konnte; dieser war unglücklicher Weise noch nicht fertig, und hielt ihn lange auf; er verbrannte indeß seine Papiere, und eben wie er aufs Pferd steigen wollte, um

zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhielt, noch drei Stunden vergehen lassen, damit sie dieser Unglückliche zu seiner Flucht benuze, so daß er ganz erstaunt war, wie er ihn noch zugegen fand.

Wie der erste Schmerz bei der Königinn vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe? Ich bejahte es, und erzählte ihr alle die Auftritte, die wir bei dieser Veranlassung gehabt hatten, und daß ich ihr nichts davon entdekt hätte, damit sie, wenn der Fall je statt fände, nicht mit darein verwikelt werden möchte, daß ich aber, nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwei Tagen gegeben hatte, auf nichts wenigers, wie dieses, gefaßt gewesen sey. Was hat er aber, fuhr sie fort, aus unsern Briefen gemacht? wir sind verlohren, wenn man sie findet. — Ich habe ihn oft darüber gesprochen, war meine Antwort, und er versicherte mich immer, daß er sie verbrannt habe. — Ich kenne ihn besser, sagte die Königinn, und wollte wohl wetten, sie sind alle unter Katt's Papieren. — Das ist möglich, erwiederte ich, und in dem Fall ists um meinen Kopf geschehen. — Und um den meinen, antwortete meine Mutter; ich habe die Gräfinn Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist. — Wirklich erfuhren wir auch des andern Tages, daß meines Bruders Sachen alle bei Katt wären; die Offiziers, welche bei der Versiegelung gegenwärtig gewesen waren, beschrieben mir sogar alle da vorgefundnen Kisten, und ich erkannte die Schatulle, die unsre Briefe enthielt. Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königinn, ihren Kaplan Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden

mochte, sie aus Katts Hause zu entfernen. Aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. — Diese Briefe waren für uns von der äusserſten Wichtigkeit; mehrere redeten von dem König in ziemlich ſtarken Ausdrücken — ich wiederhole es nochmals, ich bereue tauſendmal, daß ich es an Ehrfurcht gegen ihn habe fehlen laſſen, aber ungeachtet meiner böſen Zunge behielt ich ihn immer lieb, und es war vielmehr, um durch einige gute Einfälle meinen Verſtand zu zeigen, als aus böſem Herzen, daß ich es that. Doch ich lenke wieder ein.

Des andern Morgens ſah ich die Gräfinn Finkenſtein mit allen Zeichen der Beſtürzung in mein Zimmer kommen. Sie rief mir zu: ich bin verloren! geſtern, wie ich von der Königinn zu Hauſe komme, finde ich ein Käſtchen mit Katts Wappen geſiegelt und an die Königinn adreſſirt in meinem Hauſe, bei beiden war dieſes Billet. Sie reichte es mir zum Leſen, und ich fand folgende Worte darinn.

„Haben Sie die Güte, beigehende Schatulle der Königinn zu übergeben; ſie enthält ihre und der Prinzeſſinn Briefe an den Kronprinzen.“ — Vier vertraute Männer, fuhr Frau von Finkenſtein fort, brachten ſie meinem Geſinde. Ich weiß mich zu nichts zu entſchlieſſen, — ſoll ich der Königinn etwas davon ſagen? ſoll ich ſie dem König ſchicken? denn wenn ich das lezte nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Geſellſchaft zu leiſten. — Wir baten und quälten ſie ſo lange, daß ſie ſich endlich, obſchon mit Furcht und Zittern, entſchloß, die Königinn davon zu unterrichten. Meine Mutter war über dieſe gute Nachricht höchſt erfreut, bis ein reiferes Nachdenken ſie aufmerkſam machte: wo ſie dieſe Kiſte hin thun ſollte? Wenn man ein Geheimniß daraus machte, und Katt in ſeinem Verhör ihrer erwähnte, ſtürzte

man die Gräfinn Finkenstein ins Unglück, und die Königinn stellte sich jedem Verdacht, und also der ganzen Wuth des Königs bloß, schaffte man sie aber öffentlich zur Königinn, so mußte es dem Könige zu Ohren kommen, und er würde die Königinn gezwungen haben, ihm die unseligen Briefe als Werkzeug ihres eignen Unglücks auszuliefern. Nach manchem Hin und Herreden und sattsamen Abwägen entschloß man sich endlich zu dem Lezten, die Schatulle ward in Pontifikal der Königinn gebracht, und sie verschloß sie in Gegenwart aller ihrer Leute in ihr Kabinet.

Kaum war ein Hinderniß beseitigt, so entstand ein anderes: jezt kam es darauf an, sich der Briefe zu bemeistern. Die Königinn war der Meinung, sie zu verbrennen, und dem König ganz einfach zu sagen: da sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, hätte sie es nicht für nöthig gehalten, sie ihm zu zeigen. Dieser Vorschlag ward allgemein verworfen, und der Tag gieng mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beschlossen ward. Den folgenden Tag überlegte ich mit der Sonnsfeld von neuem, und endlich sagte ich: mir fällt noch ein Mittel ein, aber man müßte sich, um nichts zu wagen, sehr gut dabei benehmen. Man müßte das Siegel von diesem Kistchen, das nur von Leder ist, abnehmen, das Vorlegeschloß erbrechen, unsre Briefe herausnehmen, und andere schreiben, die wir an ihre Stelle legten. Ich glaube sogar, man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen, und wenn die Königinn verspricht, der Ramen nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig, es ins Werk zu sezen. Fräulein von Sonnsfeld gab mir grossen Beifall, man schlug es der Königinn vor, und sie war es zufrieden; man machte ihr nun begreiflich, daß alles auf das Geheimniß ankäme, daß die Ramen, die viele Menschen sähe, ein Wort, das

Verdacht veranlaßte, entwischen lassen könnte, — die Königinn versprach ihr nichts zu sagen, und hielt Wort. Nachmittags schikte sie alle ihre Damen fort, und behielt mich allein bei sich. Da die Kiste für sie und mich zu schwer war, um sie zu tragen, mußten wir den Kammerdiener der Königinn mit in das Geheimniß ziehen; aber dabei wagten wir nichts, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen, und dieses Hinderniß machte uns zittern! indem wir aber das Wappen betrachteten, welches sehr einfach war, und einen Hund, von vielem Waffengeräth umgeben, vorstellte, glaubten wir leicht, ein ähnliches finden zu können, wirklich ergab sichs auch, daß des Kammerdieners Petschaft diesem sehr ähnlich war. Das Vorlegeschloß ward nun erbrochen, und wir kamen an die Untersuchung der Briefe.

Der Anblik dieser Papiere verursachte mir eine tödtliche Angst. Ich hatte oftmals heimlich an meinen Bruder geschrieben, und um nichts zu fürchten zu haben im Fall, daß die Briefe dem König in die Hände fielen, schrieben wir mit Zitronsaft; hielt man sie dann über das Feuer, so ward die Schrift leserlich. Meine Briefe enthielten meistens Schmähungen gegen die Mamen, und Klagen über ihren Einfluß über die Königinn. Der Eindruck, den die Königinn empfangen mußte, wenn sie ihr zu Gesichte kamen, konnte mir nicht anders, als sehr nachtheilig seyn. Das wäre aber bei alle dem doch geschehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck, der sich in diesem Augenblick melden ließ, aus dieser Verlegenheit befreit. Da ihn die Königinn einige Tage vorher hatte rufen lassen, konnte sie sich nicht entbrechen, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorgieng, so

bestürzt, daß sie mir beim Weggehen sagte: um Gottes Willen! verbrenne alle die verfluchten Briefe, und laß keinen einzigen übrig." — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern alle die meinigen, deren nicht weniger als fünfhundert an der Zahl waren, wurden dem Vulkan zum Opfer gebracht. Auf sie folgten die der Königinn, und sie kehrte eben zurük, als dieses schöne Stück Arbeit vollendet war. Jezt schritten wir zu der Durchsicht der übrigen Papiere. Wir fanden zwei Reisepässe eines Franzosen mit Namen: Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verschiedne andre ziemlich gleichgültige, einen Beutel mit tausend Pistolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen, die mein Bruder sowohl über die Moral als Geschichte gemacht hatte, und einige Kleinodien, sowohl von Gold als Edelsteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Ausdrücke: „Ich reise ab, lieber Katt; und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt, und geht gerades Wegs nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Seyn Sie guten Muths." Wir hielten es für gut, alles dieses zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin, Briefe von vielerley Datums zu schreiben. Aber wie wärs möglich gewesen, deren zwölf oder fünfzehnhundert heraus zu bringen? Wir nahmen Papier von jedem Jahrgang, und das Ganze ward so genau zusammengepreßt, daß der Teufel selbst nichts gemerkt haben würde. Ungeachtet aller unsrer Sorgfalt war die Kiste aber dennoch so leer, daß dieser Umstand uns verrathen hätte; die Königinn kam darauf, einen ganzen Kram von Dosen und andern Kleinigkeiten hinein zu stopfen — mir war

das nicht recht, ich hätte sie lieber mit Briefen ausgefüllt, und ich bot mich an; vor der Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zu schreiben, allein sie wollte es nicht. Der Kasten wurde also wieder zugeschlossen, und man sah gar nicht, daß er berührt worden war.

Der König kam den sieben und zwanzigsten Abends sieben Uhr an, sein Gesinde eine Weile vor ihm. Vergebens fragten wir nach meinem Bruder; niemand konnte uns von ihm Nachricht geben, noch sagen, wo er sey. Nur die Art, wie er gefangen genommen war, erzählten sie uns; da dieser Bericht mit allem, was mir mein Bruder mehrmals darüber sagte, übereinstimmt, so will ich ihn, nebst manchem andern Umstand, den er mir ausser diesem erzählte, jezt einrücken.

Wie er in Anspach ankam, beklagte er sich sogleich bei dem Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Male wiederholt, was ich auch öfters gehört hatte: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Muth, und bist ein blosser Scurke." — Diese so oft wiederholten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bat den Markgrafen, unter dem Vorwand eines Spazierritts, ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahndete; wich er immer aus, und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen andern. Einige Meilen vor Anspach erhielt er die Staffete von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich

aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß er in zweien Tagen zu entfliehen gedächte, und daß er ſollte ein Gleiches thun. Im Haag wollten ſie zuſammen treffen; zugleich verſicherte er ihn, daß ſeine Flucht gar nicht fehlſchlagen könnte, und ſezte man ihm nach, ſo böten ihm die Klöſter auf ſeinem Wege eine Zuflucht dar. Er ſendete die Antwort mit einer Staffete ab, vergaß aber unglücklicher Weiſe die Aufſchrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt ſtand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung, und die Staffete, anſtatt nach Berlin zu gehen, lieferte dieſe Briefe dieſem Katt aus.

Der König war indeß bis in die Nähe von Frankfurth gereiſt, wo er in einem Dorfe übernachtete, und genöthigt war, mit ſeinem ganzen Gefolg ſein Lager in Scheunen aufzuſchlagen. Meinem Bruder ward auch eine zu Theil, die er mit dem Oberſten Rochow und ſeinem Kammerdiener theilen ſollte. Der König hatte Keith's Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Menſch ſehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von ſeinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber demunerachtet aus ſeiner Dummheit Vortheil ziehen; unter dem Vorwand in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abentheuer auszugehen, befahl er ihm, ihn früh um vier Uhr aufzuwecken, und ihm Pferde zu verſchaffen, welches, weil den Tag gerade ein Pferdemarkt einfiel, ſehr leicht war. Der Knabe that es, aber anſtatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett, und weckte den Kammerdiener. Dieſer Menſch hatte die Geiſtesgegenwart, nicht zu thun, als ob er etwas merke, und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Komödie abzuwarten. Mein Bruder ſprang indeß auf, kleidete ſich ſelbſt an, und ſtatt ſeiner Uniform, zog er ein franzöſiſches Kleid an, worauf er ausgieng. Unverzüg-

lich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow'n von dem Vorgang, der augenblicklich in der gröſten Beſtürzung zu den Generalen von des Königs Gefolg lief, nämlich: den Generalen Bedenbruck, Waldow und Derchow; dieſer lezte war der gröſte Spizbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienſte des Satanas, und war auſſerdem meines Bruders geſchworner Feind. Sogleich giengen ſie alle viere aus, um ihn zu ſuchen, und nachdem ſie den ganzen Flecken vergeblich durchgeſtöbert hatten, fanden ſie ihn auf dem Pferdemarkt auf einen Wagen gelehnt. Seine franzöſiſche Kleidung befremdete ſie ſogleich; anfangs fragten ſie ihn ſehr ehrerbietig, was er da mache? mein Bruder hat mir oft geſagt, daß ihn damals Wuth und Verzweiflung, ſich entdekt zu ſehen, zu dem Aeuſſerſten hingeriſſen hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen alſo ſehr rauh. Rochow ſagte ihm darauf: „Gnädiger Herr, der König iſt aufgewacht, und will in einer halben Stunde abreiſen, verändern Sie alſo, um Gottes Willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie ſieht.“ Mein Bruder verweigerte es, und ſagte, er wolle ſpazieren gehen, und ehe der König abreiſe, wieder zurückkehren. Sie ſtritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder beſtellt hatte, ankam; er wollte ſich auf eines derſelben werfen, allein die Herrn umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück, und zwangen ihn, ſeine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Raſender, mußte ſich aber doch bemeiſtern laſſen. Abends kamen ſie nach Frankfurth, und den Morgen darauf erhielt der König eine Staffete von Katt's Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief ſogleich Rochow und Waldow, und theilte ihnen die empfangenen ſchönen Nachrichten mit. Wie man ſagt, ſoll ihm der Kam-

merdiener damals ſchon den Vorgang des vergangenen Morgens gemeldet haben; er befahl den beiden Herrn, auf meinen Bruder acht zu geben, und mit ihren Köpfen für ihn zu ſtehen; dann gebot er, ihn unverzüglich in die Yacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurth nach Weſel zu Waſſer zurückzulegen gedachte. Seine Befehle wurden ſogleich vollzogen — es war der eilfte Auguſt.

Der König beſtieg die Yacht erſt den folgenden Morgen. Sobald er meinen Bruder erblikte, warf er ſich auf ihn, und würde ihn erdroſſelt haben, hätte ihn der General Waldow nicht ſeinen Händen entzogen. (Er riß ihm die Haare aus, und ſchlug ihn in einem Augenblik ganz blutig. Auf die dringende Bitte dieſer Herrn erhielten ſie es endlich, meinen Bruder in ein anderes Schiff führen zu dürfen.) Man nahm ihm ſeinen Degen, und alle ſeine Kleider, fand aber kein einziges Papier bei ihm; denn der Kammerdiener meines Bruders hatte ſich ihrer, ehe die Unterſuchung vorgenommen wurde, bemächtigt, und ſie in ſeiner Gegenwart verbrannt — wodurch er denn der Königinn und mir einen groſſen Dienſt leiſtete. Auſſerdem fiel während des ganzen Wegs nichts Merkwürdiges vor. Der König ſah meinen Bruder nicht, ſchwor aber alle Tage, daß er ſterben ſolle, und mein Bruder ſann unaufhörlich auf Mittel, der Wachſamkeit ſeiner beiden Begleiter zu entgehen.

Auf dieſe Weiſe kamen ſie in Weſel an, wo ihm der König auſſer den beiden ſchon erwähnten Herrn eine ſtarke Wache gab, und ihn als Staatsgefangenen behandelte. Tags darauf rief er ihn vor ſich; es war niemand bei ihm, wie der General Moſel, ein tapferer Offizier, und ſehr redlicher Mann. Der König fragte ihn zum Anfang in wüthendem Tone, „warum er habe deſertiren wollen?“ das waren ſeine eignen

Ausdrücke. — Weil, antwortete der Prinz mit festem und sichern Ton, weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreisser, rief der König, der weder Ehre noch Muth hat. — Ich habe dessen so viel wie Sie, erwiederte der Prinz, und that nur was Sie, wie Sie mir mehr wie hundertmal gesagt haben, an meinem Plaze gethan haben würden. Durch diesen Ton auf das Aeusserste getrieben, zog der König seinen Degen, und würde meinen Bruder, ohne den General Mosel, der sich zwischen sie warf, durchbohrt haben. Dieser redliche Mann rief: tödten Sie mich mein König! aber schonen Sie Ihren Sohn! — Allen Bemühungen des Königs zum Troz, dekte er meinen Bruder so gut mit seinem Körper, daß er ihm nichts anhaben konnte. Seit diesem Tage ließ man sie nicht mehr zusammen kommen; man stellte dem Könige vor, daß er ja immer über das Leben meines Bruders verfügen könne, allein solche Behandlung sey durch das Christenthum verboten. Auf diese Vorstellung hin, verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen.

Er blieb nur einige Tage in Wesel, und sezte dann seinen Weg nach Berlin fort. Mein Bruder sollte ihm, auf seinen Befehl, nach vier Tagen folgen, weil er aber seinen beiden Argus nicht recht traute, gesellte er ihnen einen dritten, den General Dostow bey, der ein eben so grosser Schurke wie Derchow war. Ungeachtet des Königs Verbot erlaubten ihm Waldow und Rochow, Besuche anzunehmen; mein Bruder war in jenen Gegenden angebetet; seine Großmuth, Herablassung und Güte hatte ihm alle Herzen gewonnen. Die grausame Behandlung, die er vom König erfahren hatte, entschuldigte ihn, machte aber auch alles für sein Leben fürchten; auf diese Weise

fand er Leute genug, die ihr Leben gewagt hätten, um ihn zu befreien. Man hatte ihm schon Stricke verschaft, um aus den Fenstern zu steigen, und eine Bäuerinnen-Kleidung, um zu entfliehen, als der General Doslow alle seine schönen Plane zerstörte. Dieser, der einer von des Königs Günstlingen war, gedachte ihm recht den Hof zu machen, und nahm zu diesem Endzweck, unter dem Vorwand, Rochow und Waldow ihre Last zu erleichtern, die Bewachung des Prinzen über sich. Von dieser Zeit an war er so belagert, daß es ihm nicht mehr möglich war, sein Vorhaben ins Werk zu sezen. Man reiste also vier Tage nach dem König mit ihm ab, und führte ihn, seinen Befehlen zufolge, in einen kleinen, sechs oder sieben Meilen von Berlin gelegenen Ort.

Sobald der König angelangt war, begab sich meine Mutter allein zu ihm in sein Cabinet. Bei ihrem ersten Anblik sagte er ihr mit wüthendem Ton: Ihr Sohn ist todt — und gleich dazu: wo ist das Kistchen mit den Briefen? — Die Königinn brach sogleich in ein lautes Geschrei aus, und fragte, wie es möglich sey, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wuth aufgeopfert habe? — Er ist todt! wiederholte der König, und ich will das Kistchen. — Die Königinn holte es nun, und rief dabei ganz ausser sich: O mein Gott! mein Gott! Ich hörte alle dieses Klagegeschrei, das mir wie Dolchstiche durch das Herz fuhr. Kaum hatte der König die Kiste in Händen, so schlug er sie, ohne sich beim Aufschliessen weiter aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus, und trug sie fort. Die Königinn verlor keinen Augenblik, sondern bemächtigte sich sogleich der Siegel, und alles dessen, was Verdacht erregen konnte, und hab es mir zum verbrennen. Nachher kam sie zu uns, und erzählte uns den Vorgang — Gott weiß, was ich bei

dieſer ſchrecklichen Erzählung, die mit einem Thränen-Strom beendigt ward, empfand.

Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schikſal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun ſollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geſchwiſtern, um ihm die Hand zu küſſen; allein kaum erblikte er mich, ſo ward er ganz ſchwarz vor Wuth, und verſezte mir drei ungeheure Fauſtſchläge ins Geſicht, von denen einer die Schläfe traf, ſo daß ich ſinnloß niederfiel, und mir den Kopf gegen einen Vorſprung der Wandbekleidung zerſchlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnsfeld nicht ſo glücklich geweſen, mich bei dem Kopfputz zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füſſen treten, und ſeine Schläge wiederholen; allein die Königinn und meine Geſchwiſter bildeten einen Wall um mich her, und lieſſen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schweſtern, die mich noch immer ohne Leben liegen ſah, holte ein Glas Waſſer und etwas Geiſtiges, um mich wieder zu mir ſelbſt zu bringen. Wegen des Königs, der ſich mit denen, die mich umgaben, umherbalgte, konnte man mich nicht einmal vom Boden aufheben, aber das viele Reiben und die ſtarken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, ſo daß man mich endlich auf ein Taburet heben konnte, das ſich in dem Fenſter befand, an dem dieſer ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtloſen Zuſtande geblieben! es iſt mir nicht möglich, den troſtloſen Zuſtand, in welchen alle, die in dieſem Zimmer ſich befanden, verſezt waren, zu beſchreiben. Der König war halb erſtikt vor Zorn; ſein Blick war wild, ſein Geſicht aufgedunſen, und der Schaum lag auf ſeinen Lippen; die Königinn rang die Hände, und ſtieß das kläglichſte Geſchrei aus. Meine Geſchwiſter lagen vor dem König auf den Knien, ſelbſt das

kleinſte, das nur drei Jahre alt war, und weinten und ſchluchzten. Frau von Konnken und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod, und unfähig eine Sylbe zu ſprechen — und ich.... ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein ſchrekliches Zittern ſchüttelte meinen ganzen Körper, und kalter Schweiß floß mein Geſicht herab. Der König hatte endlich ſeine erſte Behauptung aufgegeben, und ſtatt zu ſagen: mein Bruder ſey todt, ſchwor er bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen laſſen wolle. Dieſe ſo oft wiederholten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesſchwäche, und ich ſagte laut: ſchenken Sie mir meines Bruders Leben, und ich heurathe ſogleich den Herzog von Weiſſenfels. Seine Wuth verhinderte ihn, mich zu verſtehen, und aus Furcht, daß ich dieſe zierlichen Worte wiederholen möchte, verſtopfte mir Fräulein von Sonnsfeld den Mund mit einem Schnupftuche, gerade wie ich ſie noch-einmal wollte ſagen. Nun ergoß ſich der König in Schmähungen gegen mich, nach ſeiner Behauptung ſollte ich an allem Uebel, das uns befallen hatte, ſchuld ſeyn', und mein Kopf ſollte ihm dafür genugthun. Damals hätte er mir keinen gröſſern Dienſt leiſten können, als ſeine Drohung ins Werk zu richten. Mein Schmerz war ſo groß, daß ich die Welt mit Freuden verlaſſen hätte.

Während dieſer Scene erblikte ich den armen Katt, den vier Gensdarmes zum König führten. Er war blaß und entſtellt; bei meinem Anblik zog er den Hut ab, und ich bemerkte, daß ſein Geſicht die gröſte Beſtürzung ausdrükte. Man trug ſeinen und meines Bruders Koffer, die beyde verſiegelt waren, hinter ihm her. Gleich darauf benachrichtigte man den König von ſeiner Gegenwart, und er eilte fort, wobei er ſtets rief: „nun werde ich endlich Beweiſe genug gegen den

Schurken von Fritz erhalten, um ihm den Kopf wegputzen zu können. — Die Hofmeisterinn der Königinn folgte ihm, desgleichen die Ramen; diese lezte ergriff seinen Arm und sagte: „Um Gotteswillen! wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so tödten Sie doch nicht die Königinn! Ich versichre Sie, sie hat von dieser Sache nichts gewußt, und mit guten Worten können Sie alles von ihr erhalten." — Die Hofmeisterinn redete in einem andern Ton; „bis jezt, sagte sie, thaten Sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter, frommer König zu seyn, und dafür seegnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber seyn Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Grossen, und Philipps des Zweiten; sie starben ohne Nachkommenschaft und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel. — Der König sah sie an: Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber sie sind eine wackere Frau, und meinen es gut. Gehen Sie, und beruhigen meine Frau. Wirklich bewunderte ich den Eifer und den Muth dieser Dame, in einer solchen Zeit also zu sprechen, sie wagte es, darauf nach Spandau geschikt zu werden. Dagegen erstaunten wir über die Unverschämtheit, mit welcher die Ramen in der Königinn Gegenwart behauptete, daß diese von nichts unterrichtet sey. Man schleppte mich endlich aus dem Zimmer der Königinn — denn ich zitterte dergestalt, daß ich keinen Fuß aufstellen konnte — und brachte mich in ein anderes, wo der König nie hinkam.

Dieser hatte indeß Grumbkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der leztere war General-Fiskal, und ein sehr schlechter Mensch, der erstere, Generalauditor. Sobald der König eintrat, warf sich Katt auf die Knie; der König fiel über ihn her, ver-

ſezte ihm mehrere Backenſtreiche und Stokſchläge ins Geſicht, trat ihn mit Füſſen, und behandelte ihn auf die unwürdigſte Weiſe. Nun fieng das Verhör an. Katt geſtand ſogleich, daß er mit dem Prinzen über ſeine Flucht übereingekommen wäre; allein gegen die Perſon des Königs, ſogar gegen ſeine Angelegenheiten habe er nie einen Anſchlag gehabt, ihre Abſicht ſey nur dahin gegangen, nach England zu fliehen, und ſich, um gegen den Zorn des Königs geſchüzt zu ſeyn, unter den Schuz dieſer Krone zu begeben. Auf die Frage nach den Briefen der Königinn und den meinigen, ſagte er, daß er ſie auf Befehl meines Bruders der Königinn übermacht habe. Darauf befragte man ihn über mich, und ob ich von dem Plane unterrichtet geweſen ſey? er verneinte es. Nun wollte man wiſſen, ob er nicht mit Briefen von dem Prinzen an mich beauftragt geweſen ſey, und ob ich ihm nie welche für meinen Bruder zugeſtellt hätte? er antwortete, daß er ſich erinnerte, mir einmal eines Sonntags, wie ich ſo eben aus dem Dom zurückgekehrt ſey, einen Brief überreicht zu haben, ſein Innhalt ſey ihm aber nicht bekannt geweſen, und ich habe ihm nie einen anvertraut. Weiter geſtand er, daß er mehreremale heimlich in Potsdamm geweſen ſey, wo ihn dann der Lieutenant Span in die Stadt eingelaſſen habe, auch daß Keith um ihren Plan gewußt, und ſie auf der Flucht habe begleiten ſollen. Nach dem Verhör durchſuchte man meines Bruders und Katt's Koffer, man fand aber keinen einzigen Brief. Grumbkow, der uns dieſesmal in ſeinen Nezen zu halten glaubte, war darüber in Verzweiflung, und ſagte zum König: „Ihro Majeſtät! dieſe Teufels-Weiber ſind klüger wie die Schlangen; — ſie haben uns betrogen.“

Der König begab ſich wieder zur Königinn, und ſagte zu ihr: Ich habe mich nicht geirrt. Ich wußte

wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Complotte Theil nahm. Katt gesteht so eben, daß er ihr Briefe zugesteckt hat — ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Namen, das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drei Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie ihre Fehler bereuen kann. Melden Sie ihr das, und befehlen ihr, sich gleich nach dem Verhör zur Abreise bereit zu halten. — Der König war während allen diesen Reden noch vor Zorn ausser sich. Die Königinn schwor bei allen Heiligen des Paradieses, daß Katt mir niemals einen Brief gebracht hätte, und bot sich an, mich darum fragen zu lassen. Man erinnere sich jezt, was ich über diesen Brief sagte, den ich, der Namen wegen, der Königinn nicht hätte können zeigen. Jezt hielt ich mich nun für verloren, und dieser Gedanke, statt mich zu erschrecken, war mir lieb. Um mich nicht mit der Königinn zu entzweien, beschloß ich mich keck durchzuschlagen, und antwortete der Frau von Kohnken sogleich: daß ich mich wunderte, warum die Königinn aus diesem Brief ein Geheimniß machen wolle; er sei mir öffentlich eingehändigt worden, und habe nichts, wie die einfachsten Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich hätte ihn zwar gleich verbrannt, aber ich erinnerte mich seines Innhalts so gut, daß ich, wenn der König es wünschte, jedes Wort niederschreiben könnte; die Königinn, der ich ihn damals wohl gezeigt hätte, müsse sich dessen nur nicht mehr erinnern. Frau von Konnken brachte diese Antwort dem König, der sich darauf fort begab, um dem Ende des Verhörs beizuwohnen. Ich beredete die Königinn so gut, den Brief gelesen zu haben, daß sie nicht den geringsten Zweifel dagegen hatte. Sie meldete mir mit einem Thränenstrom des Königs Befehl, und empfahl mir vor allen Dingen nur nichts in Rücksicht der Kiste

einzugeſtehen. Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen ſoll — was iſt dann zu thun? — Die Bedrängniß, in der wir ſind, ſagte ſie, entſchuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre. — Ich will in allen Stücken Ihnen gehorchen, ſagte ich; aber nie kann ich etwas thun, das mein Gewiſſen verlezt. Der gute Gott wird mich nicht verlaſſen! ich werde lieber alles aufopfern, als Sie in Gefahr ſezen, aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle, einen falſchen Schwur lege ich nicht ab. Darauf nahmen wir von einander Abſchied. Sie hielt mich lange in ihren Armen, und wir trennten uns mit unendlichem Schmerz.

Die ganze Stadt war über den Jammer unſrer Familie beſtürzt. Meine Geſchichte ward auf allen Straſſen erzählt, denn die Zimmer der Königinn waren im Erdgeſchoß, die Fenſter ſtanden offen, und alle Vorübergehenden hatten den mit mir vorgefallenen Auftritt geſehen und gehört. Wie man mich in meiſſ Zimmer trug, mußte ich durch einen Haufen Menſchen gebracht werden, die alle weinten, und ſchrien. Da alles vergröſſert wird, ſagte man in mehrern Theilen der Stadt, daß ich todt ſei, ja ſogar auch mein Bruder, und das vermehrte noch die allgemeine Troſtloſigkeit.

Ich brachte eine ſehr traurige Nacht hin, in welcher mich die finſterſten, traurigſten Bilder aufſchreckten. Mein Schikſal kümmerte mich nicht, auch die gedrohte Abreiſe machte mir keine Sorge, aber mehr wie alles in der Welt fürchtete ich, von Fräulein von Sonnsfeld getrennt zu werden, und in fremde Hände zu fallen. Alle dieſe traurigen Betrachtungen hielten mich wach, bis man mir am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor meinem Zimmer verdoppelt ſey. Kaum hatte ich das Bett verlaſſen, als die Damen eintrat. Sie kam mit einem gefliſſentlich

traurigen Gesicht, mir im Namen der Königinn zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katt verhört hätten, auch zu mir senden würde, sie bäte mich daher, wohl Acht zu haben, und hoffe, ich würde das ihr gegebene Versprechen genau halten. Man denke sich meine Verlegenheit, da ich einen solchen Auftrag durch eine verdächtige Person erhielt, die mich und die Königinn jeden Augenblik durch Verrath an den König ins Unglück bringen konnte. Sie sezte noch mit Heuchelei hinzu: die Königinn ist wegen dieses Verhörs in tausend Sorgen, denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben, es zu ertragen. — Ich weiß nicht, antwortete ich, wie es der Königinn einkommen kann, sich über so eine Geringfügigkeit zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt, und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß. — Ja, sagte sie, es gehen aber auch andere fürchterliche Dinge vor. Ihre Abreise ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das zum heiligen Grab heißt, dort sollen Sie wie eine Staatsgefangene behandelt werden, man wird Ihnen Fräulein von Sonnsfeld und alle Ihre Leute nehmen, und Sie werden sehr zu beklagen seyn. Der König, antwortete ich, ist mein Vater und mein Herr; er kann nach Wohlgefallen über mich beschliessen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld, und weiß zuverlässig, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird. — Sie haben nur deswegen so viel Muth, sagte sie darauf, weil Sie das alles nur für Drohungen halten, aber ich habe den Befehl des Königs zu Ihrer Verweisung mit eignen Augen, von seiner Hand unterzeichnet gesehen. Ausserdem sehen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwei Stunden

den Hof zu verlaſſen, ſie und ihre ganze Familie iſt nach Lithauen verwieſen. Der Lieutenant Span, der Katt heimlich in Potsdamm einließ, iſt caſſirt, und nach Spandau gebracht; eine Maitreſſe des Kronprinzen, die in Potsdamm wohnte, ſoll vom Henker gepeitſcht und verbannt werden. Dühan (er war meinem Bruder, deſſen Lehrmeiſter er geweſen war, ſehr lieb) iſt nach Memel verwieſen. Jaques (der Bibliothekar des Prinzen) eben dahin, und Ihre Hofmeiſterinn hätte ein gleiches Schikſal gehabt, wäre ſie nicht dieſen Winter zum Glück mit der Königinn entzweit geweſen. — Dieſer Zwiſt war darüber entſtanden, daß die Sonnsfeld behauptet hatte, man habe Unrecht gehabt, auf Grumbkows Sturz zu beharren, es wäre beſſer geweſen, erſt meine Heirath abzuſchlieſſen, und dann an der Verabſchiedung dieſes Miniſters zu arbeiten. Das hatte die Königinn verdroſſen, die ſie ſehr übel behandelte. — Ich begreife noch nicht, wie ich das alles ſo geduldig anhören konnte; Gott giebt uns wirklich im Falle der Noth beſondere Kraft. Meine Faſſung rettete mich; und machte dieſer Megäre glauben, daß ich entweder unſchuldig ſey, oder mich nicht muthlos würde machen laſſen. Sie war aber ſehr im Irrthum, meine Feſtigkeit war nur ſcheinbar, denn ich hatte die Verzweiflung im Herzen. Wie ſie ſich entfernt hatte, brauchte ich mich nicht länger zu zwingen. Das Unglück ſo vieler wackern Leute gieng mir durchs Herz, das Unglück meines Bruders verurſachte mir Todesangſt, und die Trennung von meiner Hofmeiſterinn erfüllte mich mit dem tiefſten Schmerz.

So gieng der ganze Tag hin. Von einer Stunde zur andern erwartete ich mein Verhör, und bei jedem kleinen Geräuſch klopfte mir das Herz. Allein ich wartete vergebens, niemand erſchien, und ich ward

endlich etwas ruhiger. Mein ganzes Gesicht sowohl, wie mein Körper, war von dem Fall, den ich gethan hatte, geschwollen und zerschellt, und ich war so ermattet, daß ich mich gegen den Abend niederlegen mußte.

Den Morgen darauf erneuerte die dienstfertige Ramen ihren Besuch. Sie wiederholte mir nochmals im Namen der Königinn ihre Ermahnung zur Standhaftigkeit, und sagte: mein Verhör habe noch nicht Statt finden können, weil man gesonnen sey, meinen Bruder mit Katt und mir zu confrontiren, der Prinz würde also, um alle Unordnung, die daraus erfolgen könnte, zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden. Ich antwortete wieder ganz im vorigen Ton. Der Königinn war dieses ganz unleidlich, sie hielt mich dergestalt von Furcht verblendet, daß ich gar nicht mehr wüßte, was ich sagte, und also bei der ersten Gelegenheit die ganze Geschichte mit der Kiste gestehen würde, denn anders konnte sie sich meine Behauptung, alles, was ich wüßte, einzugestehen, gar nicht erklären. Nachmittags schikte sie also ihren getreuen Kammerdiener an mich ab, um mich um Gottes willen zu bitten, daß ich nichts verrathen möchte. Ihm entdekte ich sogleich die Verlegenheit, in welche mich meine Mutter sezte, indem sie die Ramen mit solchen Aufträgen zu mir schikte. Ich bat ihn, die Königinn zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätte, daß ich nie etwas sagen würde, was ihr Ungelegenheit machen könnte, nur hätte ich sie, nicht so oft zu mir zu schicken, weil das bei dem Könige Verdacht erregen könnte, hätte sie mir aber etwas mitzutheilen, so sollte sie ihm den Auftrag geben, und nicht der Ramen, denn diese Frau wäre von der Briefsgeschichte nicht unterrichtet, ich könnte mich also darüber mit ihr nicht erklären. Ich mußte die Sache auf

dieſen Fuß nehmen, aus Furcht, die Königinn unmuthig zu machen, denn es hätte ſie gewiß verdroſſen, wenn ſie wahrgenommen hätte, ich mißtraue dieſer Frau.

Dieſer Tag verſtrich wie der vorige, und vergeblich blieb ich bis um ein Uhr in der Nacht am Fenſter, um den Troſt zu haben, meinen Bruder wenigſtens nur vorbeigehen zu ſehen. Der Gedanke, ihn zu ſehen, flößte mir den lebhafteſten Wunſch ein, mit ihm im Verhör zuſammengeſtellt zu werden. Er ward aber nicht erfüllt; der König änderte ſeinen Willen; man führte meinen Bruder am fünften September nach Küſtrin ab, wo er in die Feſtung eingeſperrt wurde; alle ſeine Leute, überhaupt alle ſeine Habſeligkeiten wurden ihm genommen; er behielt nichts, wie das Kleid und das Hemd, das er auf dem Leib trug. Er erhielt keine Bedienung, und ſtatt aller Beſchäfftigung gab man ihm die Bibel und ein Gebetbuch. Seine Ausgaben wurden auf vier Groſchen des Tags beſchränkt; das Zimmer, das ihm zum Gefängniß diente, empfieng ſeine ganze Helle aus einer einzigen kleinen Lucke, und Licht erhielt er erſt bei ſeinem Nachteſſen, das ihm um ſieben Uhr gereicht wurde; die übrige Zeit blieb er im Finſtern. Welch ein grauenvolles Schikſal für einen Prinzen, der ſich ſchon die allgemeine Hochachtung erworben hatte! So vieles Unglück mußte ihn durchaus nur erbittern.

Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in dieſem traurigen Aufenthalt ſchikte der König Grumbkow, Mylius und Gerber, um ihn zu verhören. Seine Antworten ſtimmten mit Katts Ausſage überein; allein anſtatt Grumbkow, der gleichſam der Lenker ſeines Schikſals war, zu ſchonen, behandelte er ihn mit der kühnſten Geringſchäzung, und ſagte ihm die härteſten Dinge. Darauf zeigte man ihm die Kiſten, und fragte, ob alle darinn enthalten geweſenen Stücke noch

vorhanden wären, oder Briefe daraus fehlen? Er glaubte, Katt würde die Papiere verbrannt haben, antwortete also in Rükſicht der Briefe bejahend, ſezte aber hinzu, daß viele Doſen und andere kleine Geräthſchaften darinn wären, die er nicht kenne, die alſo wahrſcheinlich Katt hineingelegt hätte. Dieſe Antwort öffnete ihnen die Augen, und entdekte ihnen den von uns geſpielten Betrug. Das Uebel war aber nun geſchehen, und ſie konnten ſich wohl vorſtellen, daß weder Drohungen noch Thätlichkeiten uns je bewegen würden, den Inhalt der Briefe zu geſtehen. Während des ganzen Verhörs, und ſogar im Protokoll gab man meinem Bruder nicht den Titel von königlicher Hoheit. Grumbkow und Seckendorf waren ſehr wohl überzeugt, daß meines Bruders Verbrechen ein bloſer Jugendſtreich ſey; als Kronprinz hätte er einen bloſſen Verweis verdient, ſie hielten alſo vor gut, den König zu überreden, daß er als Offizier zu behandeln ſey, und nannten ihn den ganzen Prozeß durch nur den Oberſten Friz, und aus dieſem Geſichtspunkt konnte er wirklich als Deſerteur angeſehen werden.

Sobald ihre Unterſuchung zu Ende war, giengen ſie nach Berlin zurück, und die von Katt ward von neuem vorgenommen. Mehr wie einmal war der König im Begriff, ihm die Folter geben zu laſſen; allein der General Wartensleben, ein warmer Freund von Seckendorf, verhinderte, daß man nicht zu dieſer Abſcheulichkeit ſchritt.

Mein Schikſal blieb ſich immer gleich. Jeden Abend nahm ich von Fräulein von Sonnsfeld und meinen Leuten den zärtlichſten Abſchied, denn ich wußte nicht, ob ich ſie je wieder ſah. Mein Geſchmeide, und alles, was ich an Koſtbarkeiten beſaß, hatte ich heimlich der Königinn geſchikt. Ich hatte mich noch nicht entſchlieſſen können, meines Bruders Briefe zu

verbrennen; daher hatte ich ſie alle in ein Käſtchen verwahrt, das ich jeden Abend der Hofmeiſterinn meiner jüngern Schweſtern zuſchikte, denn da wuſte ich, würde niemand ſie ſuchen. — Kurz ich nahm alle mögliche Vorſicht, um nicht überraſcht werden zu können.

Endlich reiſte der König ab, und noch an demſelben Abend begab ſich die Königinn zu mir. Ihr Anblick brachte mich auſſer mir vor Freude! ſie ſagte mir, daß ſie nicht mehr glaube, daß man mich nach heiligen Grabe bringen wolle, denn der König habe ſeit mehreren Tagen nicht mehr davon geſprochen, über meinen Bruder habe ſie ihn auch ein Wiechen beſänftigt, indem ſie alles, was vorgefallen war, Keith zur Laſt gelegt hätte. Vielleicht wird man neugierig ſeyn, ſein Schikſal zu wiſſen.

Wie mein Bruder in Frankfurth verhaftet ward, befand ſich der Fürſt von Anhalt eben daſelbſt. Seit ſich dieſer Prinz mit Grumbkow entzweit hatte, war er völlig zu ſeinem Vortheil verändert, miſchte ſich in keine Intrigue mehr, und ſuchte einem jeden zu dienen; mir war es auch gelungen, ihn mit der Königinn und meinem Bruder auszuſöhnen. Er ſollte den König nach Weſel begleiten, und ich weiß nicht, aus welcher Urſache er ſeinen Pagen vorausſchikte. Der erſte Menſch, der dieſem beim Eintritt in die Stadt vor Augen kam, war Keith, den er genau kannte, und wußte, wie gut er bei dem Kronprinzen ſtand. Ey mein Gott! rief er, ich bin erfreut, dich hier zu ſehen; ich glaubte, du wärest ſchon in Gewahrſam. — Ich verſteh nicht, was du meinſt, antwortete jener, und wüßte nicht, womit ich ſo eine Behandlung verdient hätte. — Schon gut, ſagte der Page, weißt du denn aber, daß der Kronprinz feſtgeſezt iſt? — Keith ſtellte ſich ganz unbefangen, ſuchte aber die Un-

terredung zu beendigen, sezte sich sogleich zu Pferde, und eilte, unter dem Vorwand, einem Deserteur nachzusezen, mit verhängtem Zügel aus der Stadt. So langte er glüklich im Haag an, doch hatte er nur drei Stunden Vorsprung, und der Oberst Dümoulin, den der König ihm bei seiner Ankunft in Wesel sogleich nachschikte, kam unmittelbar nach ihm daselbst an. Sobald Keith Haag erreicht hatte, begab er sich unter des englischen Gesandten, Lord Chesterfields, Schuz, der ihn denn auch im Angesicht Dümoulins in das Paketboot führte, in welchem er England glücklich erreichte. Da dem Könige keine andere Rache an ihm übrig blieb, ließ er ihn in Wesel in Effigie hängen, seinen Bruder aber machte er zur Strafe, dem Kronprinzen, ohne des Königs Erlaubniß, Pferde zugeführt zu haben, zum Sergeanten.

Um diese Erzählung nicht zu unterbrechen, übergieng ich einen Umstand, der seitdem viel Einfluß auf mein Schiksal gehabt hat. Ehe der König Berlin verließ, erklärte er meiner Mutter, daß er meine vierte Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth zu verheurathen gedenke; ja diese Heurath ward sogar öffentlich erklärt. Die Königinn war sehr froh darüber; denn seit sie diesen Prinzen dem König zu meinem Gemahl vorgeschlagen hatte, fürchtete sie sich immer, diese Heurath möchte wieder zur Sprache kommen, sobald man ihm aber meine Schwester zutheilte, war ihre Furcht ganz zerstreut, und eine Sorge gehoben. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, kam sie täglich zu mir; den Tag vor ihrer Abreise, sagte man ihr, Prinz Heinrich sei in Paris an einem hizigen Fieber gestorben; sie sagte mir diese Nachricht ganz leise ins Ohr, und ich antwortete: es thue mir sehr leid, und sey Schade, denn es sey ein Prinz von Verdiensten gewesen. Und mich freut's, sagte sie,

denn ich fürchtete immer, daß er Absichten auf dich hätte. — Jezt, da er mit meiner Schweſter verſprochen war, hatte es doch keinen Anſchein, daß man ſich noch einmal anders entſchlieſſen würde, antwortete ich. Hierauf trennte ſie ſich von mir, nicht ohne viele Thränen, befahl meinen Schweſtern und ihren Damen, mich von Zeit zu Zeit zu beſuchen, und trug mir auf, meine Briefe an ſie durch die Hände der Frau ihres Kammerdieners gehen zu laſſen. Sie reiſte den fünfzehnten September ab.

Ich gewöhnte mich recht gut an mein Gefängniß. Alle Tag zerſtreute ich mich mit Leſen; der Morgen gehörte der Andacht, der Nachmittag und Abend dem Leſen unterrichtender Bücher, über die ich Anmerkungen und Betrachtungen aufſezte. Ungeachtet meiner unaufhörlichen Beſorgniſſe für meinen Bruder fühlte ich doch eine wahrhaft philoſophiſche Seelenruhe und war in die Rathſchlüſſe der Vorſehung vollkommen ergeben.

Eines Tages, wie ich meiner Gewohnheit nach beſchäftigt war, trat meine Kammerfrau, dieſelbe, deren ich ſchon mehrmals gedachte, eine redliche, treue, mir ganz ergebene Perſon, mit einem höchſt beſtürzten Geſicht in mein Zimmer. Was fehlt euch? rief ich erſchrocken; ſoll ich vielleicht abreiſen? — Nein Ihro Hoheit, antwortete ſie, aber ich befinde mich in einer grauſamen Verlegenheit. Ein Sergeant der Gensdarmes iſt diſen Morgen zu meinem Mann gekommen, und hat ihm wollen ein kleines Paket für Ihro königl. Hoheit einhändigen. Ich weiß, daß man meinen Mann ſchon im Verdacht hat, weil er ihm gut war; ich weiß alſo nicht, ob er das Päckchen annehmen ſoll oder nicht, um ſo weniger, da wir der Treue des Sergeanten nicht gewiß ſind. Indeß bin ich bereit, alles, was Sie befehlen, zu thun, und ſelbſt mein

Leben in Ihrem Dienſte zu wagen. — Wiſſet Ihr denn aber nicht, was das Päkchen enthält, fragte ich, und ob es von Wichtigkeit iſt? — Der Sergeant, antwortete ſie, hat meinem Manne geſagt, daß es ein Portrait ſey. — Nun begriff ich ſogleich, daß es daſſelbe ſey, welches mein Bruder Karl in Verwahrung gegeben; mir ward ſogleich deutlich, welche unſelige Folgen es haben müſſe, wenn dieſes Bildniß meinem Vater in die Hände fiele, der ſogleich ſagen würde, Karl ſey mein Liebhaber geweſen, und habe mich gemißbraucht, ich bat alſo die Kammerfrau um Gottes willen, mir das Päkchen zu verſchaffen; wirklich gab ſie's auch den folgenden Tag in meine Hände, und die Sache blieb ein Geheimniß.

Zwei Tage darauf hatte ſie einen neuen Schrecken. Ein Unbekannter brachte ihr einen Brief, in dem ſie einen andern von meinem Bruder an mich eingeſchloſſen fand. Sie eilte, ihn mir zuzuſtellen, und ich empfieng ihn mit unglaublichem Herzklopfen. Er war mit Bleiſtift geſchrieben, und enthielt Folgendes, wie ich es nach der Urſchrift, die ich noch feſtbar aufhebe, abgeſchrieben habe.

Liebe theure Schweſter!

„Dem Kriegsrathe gemäß, der ſo eben gehalten werden ſoll, wird man mich verkezern, denn um für einen Erzkezer zu gelten, bedarf es weiter nichts, als nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu ſeyn. Du kannſt dir alſo leicht denken, welch ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die ſie gegen mich ſchleudern mögen, gar wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schweſter kein falſches Zeugniß gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindert, dir meine vollkommenſte Freundſchaft zu bezeigen. Ja liebſte Schweſter, es gibt in dieſem faſt

völlig verdorbenen Jahrhundert noch Menſchen, die redlich genug ſind, mir die nöthigen Mittel zu verſchaffen, um dir meine Ergebenheit zu bezeigen, und wenn ich weiß, daß du glücklich biſt, liebſte Schweſter, ſo wird mir das Gefängniß ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo, na vita — das diene uns zum Troſt. Ich wünſchte von Grund des Herzens keinen Dolmetſcher zwiſchen uns zu bedürfen — möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Ihr Principe, und meine Principeſſa, (ſo hatten wir meine Leute und ſeine Flöte genannt) ſüſſe Harmonien hervorbringen, oder, um deutlicher zu reden, wo ich dir mündlich ſagen kann, daß nichts in der Welt meine Freundſchaft für dich je vermindern wird. Adieu!"

„Der Gefangene."

Dieſer Brief rührte mich unendlich, ich weinte von ganzem Herzen. „Mein Gott! ſagte ich zu meiner Hofmeiſterinn, wie beklage ich meinen armen Bruder! er ſcherzt noch bei alle ſeinem Unglück — und Gott weiß, was für Uebel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbieten Sie mir dieſen Troſt nicht! Dieſelbe Perſon, welche mir ſeinen Brief ſo glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in ſeine Hände zu ſchaffen." — Fräulein von Sonnsfeld wollte meinem erſten Entzücken nicht widerſtreben, nach und nach machte ſie mir aber begreiflich, welcher Gefahr mich eine ſolche Unternehmung ausſezte.

Der Kriegsrath ward indeß am erſten November verſammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeiſterinn um ſo mehr, da ſie wußte, daß meines Bruders Schikſal darinn entſchieden werden ſollte. Obſchon ich damals mit dem, was ſich begab, nicht bekannt war, will ich, um den

Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, die Entwiklung jener schrekklichen Begebenheit hierher sezen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdamm gehalten; es bestand aus zwei Generalmajoren, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, zwei Majors, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Loos ziehen; denn jeder entschuldigte sich, dabei zu seyn. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Obersten Derchow und Pannwitz; der Oberstlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einsiedel, und ein andrer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger stimmten auf Verzeihung, aber Einsiedel, Derchow und die andern, lauter Creaturen von Grumbkow und Günstlinge des Königs verurtheilten meinen Bruder und Katt zum Schaffot — ein unerhörtes, ungeheures Urtheil für ein polizirtes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bat um Gnade für die beiden Verbrecher, besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühelig erhielt, denn die Wuth meines Vaters war aufs Höchste gestiegen, und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urtheil ward ihm also verkündigt — ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, und sterbe für eine schöne Sache.“ Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu sezen, er gewann aber seine Fassung bald

wieder. Sobald er allein war, rief er dem wachthabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher ſich meines und meines Bruders Bildniſſe, von ſeiner Hand gemahlt, befanden, und ſagte: „behalten Sie ſie, und gedenken meiner zuweilen; zeigen Sie aber dieſe Gemälde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Perſonen, die ſie darſtellen, Schaden thun.“ — Nachher ſchrieb er drei Briefe; an ſeinen Großvater, ſeinen Vater und ſeinen Schwager. Wie der Geiſtliche zu ihm kam, ſagte er: „Ich habe vor Gott ſehr gefehlt. Mein zu groſſer Ehrgeiz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunſt des Kronprinzen verblendete mich dergeſtalt, daß ich mich ſelbſt nicht kannte. Jezt fühle ich die Eitelkeit aller irdiſchen Dinge, ich bereue meine Sünden, und wünſche den Tod als den einzigen Weg zu einem ſichern und ewigen Glücke.“ — Der Tag gieng mit ſolchen Geſprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen, und ſagte zu ihm: „Alles iſt zu Ihrer Abreiſe bereit. Der König hat mir befohlen, bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu ſeyn, und Sie an den Ort, wo ſie Statt haben ſoll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug mirs ſo ausdrüklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, ſein Herz hätte ſich gewendet, und ich hätte Ihnen Gnade verkündigen können.“ Katt antwortete: „Sie ſind ſehr gut; aber ich möchte mein Schikſal nicht tauſchen. Ich ſterbe für einen Herrn, den ich liebe, und gebe ihm dadurch den gröſten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann, und mich erwartet eine Seligkeit ohne Ende.“ — So ſtieg er lächelnd und heiter in den Wagen, und ſagte mehrern Offiziers und gemeinen Gensdarmes, die ſich, ihn vorbeigehen zu ſehen, verſammelt

halten, Lebewohl. Erſt früh um neun Uhr kam er nach Cüſtrin. Das Blutgerüſt war vor den Fenſtern meines Bruders errichtet, vor dieſem hatte man die Gitter abgenommen, und es erweitert, damit man mehr ſehen konnte; das Gerüſt war von gleicher Höhe, wie das Fenſter, und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald ſie innerhalb der Feſtung waren, ſagte Schenk: „Seyn Sie ſtandhaft, lieber Katt, Ihnen ſteht eine grauſame Prüfung bevor. Sie ſind in Küſtrin, und werden den Kronprinzen ſehen.“ — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Troſt werden ſoll, den man mir ſchenken konnte. — Mein unglükſeliger Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle dieſe Vorkehrungen treffen ſehen, ohne ihren Endzwek zu errathen, er erwartete ſein eignes Todesurtheil. Früh kam der Feſtungs-Gouverneur, General Lepel, und der Präſident Münchow in ſein Gefängniß, und bemühten ſich, ihn ſo gut möglich zu der traurigen Nachricht, die ſie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demſelben Stük, wie das, welches Katt trug — er hat es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm ſtükweiſe vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorſtand, als die ſchrekliche Verzweiflung ihn ergriff, aber ſie ſtieg noch viel höher, wie man ihn nöthigte, an das Fenſter zu gehen. Er wollte ſich herabſtürzen — man hielt ihn zurük. Nun rief er in der heftigſten Angſt: „Um Gotteswillen, verſchiebt die Hinrichtung! Ich will dem König ſchreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entſagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte. „Wie er ihn das Gerüſt beſteigen ſah, rief er: Ich bin unglücklich, theurer Katt! Ich bin Urſache an deinem Unglück! O wär ich doch an deiner Stelle!“ — Hätte ich tauſend Leben, mein gütiger Fürſt, ich opferte ſie Ihr

nen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden: er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele! — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füssen lag, aber noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag, und bei seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegen, daß er seinen Anblik gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte, und die Aerzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen; allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermassen seinen stürmischen Schmerz, er vergeß Ströme von Thränen, und blieb lange in tiefer Schwermuth versunken; selbst jezt darf man dieses schrekliche Trauerspiel nicht gegen ihn erwähnen. Katts Leichnam blieb bis Sonnen Untergang auf dem Blutgerüst liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet. Ich rücke noch den Brief ein, den er an seinen Grosvater schrieb, und Verse, die sich von seiner Hand an den Fensterscheiben seines Gefängnisses fanden.

Mein Herr und sehr geehrter Grosvater!

Ich kann den Schmerz und die Begebnisse, mit denen ich diese Zeilen schreibe, nicht ausdrücken. Ich, dem Sie fast ausschliessend Ihre Sorgfalt widmeten, ich, den Sie zum Werkzeug der Vergrösserung Ihrer Familie bestimmten, den Sie in Gesinnungen auferzogen, die ihn fähig machen sollten, dem Herrn und dem Nächsten zu dienen, der ich nie von Ihnen gieng,

ohne mit Ihrem Rathe beehrt zu werden, ich, der die Freude und die Stüze Ihres Alters seyn sollte — ich Elender ward die Quelle Ihrer Schmerzen und Ihres Kummers. Statt Sie durch gute Wirthschaft zu erfreuen, muß ich Ihnen mein Todesurtheil melden, das man mir schon verkündigt hat. Lassen Sie sich mein trauriges Schikſal nicht zu sehr zu Herzen gehen! man muß sich dem Ausspruch der Vorsehung mit Ergebung unterwerfen; wenn sie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, giebt sie uns auch Kraft, sie zu ertragen, und sogar sie zu überwinden. Bei Gott ist nichts unmöglich, er kann helfen, wenn er will. Ich seze all mein Vertrauen in dieses höchste Wesen, das das Herz des Königs noch jezt zur Huld wenden, und mir so viel Gnade erlangen machen kann, als ich Strenge erduldet habe. Ist es nicht sein Wille, so werde ich ihn darum nicht minder loben, denn er richtet alles zu unserm Besten ein. Ich unterwerfe mich also geduldig allem, was Ihr und anderer Einfluß von dem König erhalten kann. Indessen bitte ich Sie meiner vergangenen Fehler wegen tausendmal um Verzeihung, und hoffe, daß Gott, der den größten Sündern vergiebt, Barmherzigkeit mit mir haben wird. Sollten Sie nicht seinem Beispiel folgen, gegen den, der Sie darum anflecht,

Mein Herr und sehr geehrter Großvater,
als ihr unterthänigstgehorsamster
Sohn, Katt."

den 2 Nov. 1730.

Folgendes sind die Verse, die er auf sein Fenster schrieb. Es ist mehr Sinn als Poesie darinn.*)

*) Der Uebersezer versichert auf Treu und Glauben, daß Katts Original unmöglich schlechter, wie die französische Uebersezung der guten Prinzessinn, und diese zweite Uebersezung, in die Sprache des Originals seyn kann.

Soll kein gut Gewiſſen Früchte tragen,
Nimm dir Zeit, und hab Geduld.
Wilſt du nach dieſes Schreiber fragen,
Wird man den Namen Katt dir ſagen,
Allzeit vergnügt und hoffnungsvoll."

Darunter ſtand:

„Demjenigen, der dieſe Zeilen zu leſen wünſcht, ſey kund, daß, der ſie ſchrieb, den ſechszehnten des Monats Auguſt 1730 auf Befehl ſeiner Majeſtät feſtgeſetzt ward. Er hofft noch auf ſeine Freiheit, obſchon die Art, wie er bewacht iſt, ihr etwas Schreckliches zu drohen ſcheint."

Ich kehre nun wieder zu meiner Geſchichte zurück. Den fünften November, den Tag vor Katts Hinrichtung, an einem Sonntag Morgen, wie ich noch zu Bett war, und eben ruhig mein Gebet verrichtete, ſagte man mir, Everemann wollte auf Befehl des Königs mit mir reden. Es beſtürzte mich ſehr, dennoch ließ ich ihn eintreten. „Der König befiehlt Ihnen, fieng er an, einen der beiden Heirathsvorſchläge, nämlich den Herzog von Weiſſenfels, oder den Markgrafen von Schwedt, anzunehmen. Ich ſoll Ihnen ſagen, Sie hätten es ſeiner Huld zu danken, daß er Sie alſo geſchont habe, denn er wiſſe ſehr wohl, daß Sie an den Intriguen des Kronprinzen und Katts Theil genommen haben, ja ſie haben es beide eingeſtanden. (Dieſer Artikel war falſch.) Er iſt gegen den Kronprinzen auf das Heftigſte erbittert, und ſchwor noch geſtern, ihm den Kopf vor die Füſſe zu legen. Bedenken Ihre Hoheit wohl, was für eine Antwort Sie mir geben. Er ſchreitet, wenn Sie ihm nicht nachgeben, zu dem Aeuſſerſten, und ich darf nicht alles ſagen, was ich über dieſen Gegenſtand weiß." — Ich antwortete: der König iſt mein Herr, er kann mit mir machen, was er will, aber er

kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders Theil gehabt zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargethan haben. Was aber die Heirathsvorschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königinn ausmache. Sobald Sie einig sind, werde ich mich trez meines Abscheues ihrem Willen unterwerfen. — Von der Königinn ist nicht die Rede, fieng er wieder an. Der König will durchaus nicht, daß sie sich in diese Sachen mischen soll. — Der König, sagte ich wieder, kann doch nicht machen, daß sie nicht mehr meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheurathen und unglüklich machen? Der Tod scheint tausendmal süsser, als die Angst, die ich täglich ausstehe, und wie der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, der mir täglich droht. — Nun so seyn Sie zufrieden. Bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katts Prozeß aufhalten, kann von Neuem anfangen, und Sie mit hinein ziehen. Ein Opfer muß man dem Zorn des Königs hingeben, so falle denn die Wahl auf Sie. — Ich bin zu meinem Schikſal bereit, antwortete ich, die Welt ist mir gleichgültig, ich habe so viele Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irrdischen Eitelkeiten entsage, und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde. — Was soll aber aus dem Kronprinzen werden? fragte er wieder. — Das weiß ich nicht, wenn ich aber einmal sterben soll, so bekümmere ich mich weiter um nichts. — Hiemit endigte diese traurige Unterredung. Eversmann sagte mir noch bei seinem Fortgehen: der König würde noch durch andere mit mir sprechen lassen, und er befehle mir ausdrüklich, der Königinn von dem, was vorgieng, nichts zu sagen.

Ich war dermaſſen bewegt, daß mein ganzes Bett unter mir zitterte. Man verbarg mir, daß das Kriegsgericht geſchloſſen ſey, und das vermehrte meine Beſtürzung, weil ich fürchtete, daß meine Weigerung meinem Bruder ſchaden könne. Ich war entſchloſſen, abzuwarten, was die andern, die mein Vater zu mir ſchicken wollte, ſagen würden, um demnach einen Entſchluß zu faſſen, denn Ereſmann hielt ich zu weit unter mir, um ihm die entſcheidende Antwort zu geben. Ich theilte meiner Hofmeiſterinn den Vorfall ſogleich mit; wir ſchloſſen beide, daß es nöthig ſey, die Königinn davon zu benachrichtigen, und ihre Befehle einzuholen. Der gewöhnliche Weg, den unſre Briefe giengen, war nicht ſicher; hinſchicken durfte ich niemanden — man wußte alſo ein anders Hülfsmittel finden, und ich fiel auf folgende Liſt: die Königinn hatte eine Fräulein von Konken, eine Tochter der Oberhofmeiſterinn, ſtatt der Bülow in Dienſt genommen; ſie war ein Mädchen voll Verdienſt und Karakter, dieſe bat ich, heimlich zu mir zu kommen. Da man an eine der Thüren meiner Zimmer, die zu denen meiner Schweſtern führte, eine Wache zu ſtellen vergeſſen hatte, konnten die Damen der Königinn zu mir kommen, wenn ſie durch dieſe Zimmer giengen. Sobald die Konken zu mir kam, erzählte ich ihr jeden Umſtand des Vorfalls, und machte ihr die Nothwendigkeit, die Königinn davon zu benachrichtigen, begreiflich. „Ich habe, fuhr ich dann fort, ein Mittel dazu gefunden. Sie ſchicken Ihrer Mutter Käſe, wir ſchneiden einen von einander, legen den Brief hinein, und können ihn dann wieder zuſammenkleben, daß niemand etwas davon merkt. Wenn man das Kiſtchen aufmacht, kann niemand etwas gewahr werden, und man wagt gar nichts.“ Es koſtete mich unglaublich viel Mühe, die Konken dazu zu bereden, denn

die Hinrichtungen und Verhaftnehmungen, die täglich Statt fanden, verbreiteten allgemeinen Schrecken. Endlich gelang es mir doch, und ich schikte meinen Brief auf die verabredete Weise ab.

Den folgenden Tag, als am sechsten November, den Tag vor Katts Hinrichtung, kam Eversmann gegen Abend zu meiner Hofmeisterinn, und befahl ihr im Namen des Königs, mich zu der Heurath mit dem Herzog von Weissenfels zu bereden, führe sie aber fort, ihm zu ungehorsamen, so schicke er sie nach Spandau, oder es könne ihr noch etwas viel Aergeres widerfahren. Sie antwortete ohne Bedenken: ich bin bezeit, den Hof zu verlassen, sobald es der König befiehlt, aber in seine Heurath mische ich mich nicht. Die Königinn trug mir die Erziehung der Prinzessinn auf, nicht ihr Heurathen in den Kopf zu setzen; sagen Sie ihm: er habe mich gegen meinen Willen an meinen Plaz gesezt, ich wiederholte ihm vergeblich, daß ich nicht geschikt sey, eine junge Fürstinn zu erziehen, und so lieb und werth mir die Prinzessinn ist, werde ich keinen Augenblik anstehen, meinen Abschied zu fordern, weit lieber, als Dinge thun, die ausser meinem Wirkungskreise liegen." — Haben Sie vergessen, was sich heute früh zugetragen hat? Man schreibt mir, daß der König aufgebrachter ist, als jemals, nehmen Sie sich in Acht, daß er seine Drohungen an Ihnen und der Prinzessinn nicht ausführt. — Hüten Sie sich, unterbrach ihn die Sonnenfeld, von allem diesen der Prinzessinn etwas zu sagen, ich habe es ihr verschwiegen, weil ihre Gesundheit schon so angegriffen ist, daß der kleinste Stoß sie vollends niederwerfen kann. Was mich anbetrifft, so erwarte ich standhaft alles, was die Vorsehung über mich beschliessen wird. — Sie wiederholte mir, das, was die Hinrichtung betraf, ausgenommen, dieses ganze Gespräch Wort für Wort. Ich

war so krank, daß ich das Bett hüten müßte, ich sagte ihr: Sie haben recht gethan, und ich weiß wohl, was mir nun zu thun geziemt.

Den Tag darauf besuchte mich Frau von Roeoul. Diese Dame hatte, obwohl sie schon über siebzig Jahr alt war, noch die Aufsicht über meine kleinen Geschwister. Es war eine gute redliche Frau! ihre Tochter war bei meiner ältesten Schwester, ich weiß aber nicht, warum dieses Mädchen mich haßte, denn ich hatte ihr nie etwas zu leid gethan; da sie nun aber ihre alte Mutter beherrschte, konnte ich dieser, so sehr ich sie schätzte, nicht recht trauen. Jezt kam sie, mir im Namen meiner Mutter eine Schachtel mit Käsen zu bringen; hier liebes Kind, sagte sie, da sind Käse, welche Ihnen die Königinn sendet, sie sind an mich adressirt gewesen, und in einem davon steckt ein Brief. Mir flieg der Kamm über die Unvorsichtigkeit meiner Mutter, ich begriff aber wohl, daß es nicht Zeit zum Mistrauen sey, suchte also den Brief heraus, und las, wie folgt: „du bist ein furchtsamer Hase, der sich vor allem erschrikt. Bedenke, daß ich dir meinen Fluch gebe, wenn du in das, was man von dir fordert, einwilligst. Um Zeit zu gewinnen, stelle dich krank an." — Ich konnte nicht umhin, der Frau von Roeoul das Billet zu zeigen, bat sie aber, niemand etwas davon zu sagen. Sobald sie fort war, berathschlagte ich mit Fr. von Sonnefeld, was zu machen sey? und wir beschlossen endlich der Königinn zu gehorchen. Meine Kammerfrau, von deren Treue ich gewiß war, ward unterrichtet, und ich wartete die Mahlzeit ab, um meine Komödie zu spielen. — Das war nun aber wohl eine Gefangenen-Mahlzeit! Kaum konnte man seinen Hunger davon stillen, sie bestand aus Knochen ohne Fleisch, mit Wasser und Salz bereitet. Kaum saß ich am Tisch, so beklagte ich mich über Uebelsein, und

bald darauf fiel ich langsam vom Stuhl herab. — Meine Leute liefen voll Schrecken von allen Seiten nach Hülfe; meine Schwestern und alle Damen der Königinn versammelten sich um mich her; man brachte mich zu Bett, und ich blieb zwei Stunden ohne Bewegung darauf liegen. Endlich hielt man mich für todt, und alle Welt schrie und weinte. Gott weiß, wie schwer mir das Possenspiel ward! aber die Nothwendigkeit zwang mich, gut oder übel, es durchzusezen. Nach und nach that ich nun, als käme ich wieder zu mir, mußte aber den ganzen Tag im Bette bleiben.

Tags darauf brachte mir Everesmann sein fatales Gesicht wieder vor die Augen. Er hatte in Wusterhausen gehört, daß ich krank sey, und kam nun, um auszuborchen, ob es auch wirklich wahr sey. Man hatte die Vorsicht gebraucht, mir heisse Blechkugeln in die Hand zu geben, wie er also herankam, that ich, als könnte ich nicht sprechen, sondern sagte nur: ich hätte heftiges Fieber und brennende Hize, zugleich reichte ich ihm eine meiner Hände. Er wunderte sich und sagte: sie ist schrecklich heiß — wie kommt es, daß noch kein Arzt herbeigerufen ist? — Ich wußte nicht, ob es mir ohne Einwilligung des Königs erlaubt sey, und habe deswegen an die Königinn geschrieben, bemerkte Fr. von Sonnsfeld. Er verließ mich, und indem er Fräulein von Sonnsfeld bei Seite zog, sagte er: ich hatte Ihnen im Namen des Königs geboten, der Königinn von allem, was die Prinzessinn angieng, nichts zu sagen. Sie haben es dennoch gethan. Er hat mir gestern wie einem Buben begegnet, das ist mir aber ganz einerlei. Sagte ichs dem König wieder, so hieng es nur von mir ab, Sie nach Spandau schicken zu machen, und spricht die Königinn mit ihm davon, so können Sie und Ihre Prinzessinn sich nur dahin reisefertig machen. — Fräulein von Sonnsfeld wußte

nicht, was sie ihm antworten sollte, indem er fortgieng, ersparte er ihr aber die Mühe. Sie kam darauf voll Bestürzung zu mir, und erzählte mir die Sache. Mein Schrecken gab dem ihrigen nichts nach, wir brachten den ganzen Tag und die nächste Nacht in tödtlicher Angst zu, sie beunruhigte sich für mich und ich mich für sie. Hätte ich Katts Schikal gewußt, so wär es noch schlimmer gewesen, man verbarg mir es aber, denn da meine Hofmeisterinn mein gutes Herz kannte, so fürchtete sie, daß ein so schreckliches Beispiel von dem Zorn des Königs mich furchtsam machen würde. Sie hatte auch nicht Unrecht, denn ich wär ewig untröstlich gewesen, hätte ich mir durch meinen Eigensinn das Unglück dieser Dame vorzuwerfen gehabt. Grosser Gott, was litt ich damals! Mein Bruder kam mir nicht aus dem Sinne, und ich sah mich jeden Augenblik in Gefahr, so wie er, behandelt zu werden. Der Kummer, dem ich alle, die mir ergeben waren, ausgesezt, war mir unleidlich, und ich beschloß damals ganz fest, unter der Bedingung, daß der König meinem Bruder verzeihen sollte, jede Forderung zu bewilligen. Auf die Königinn konnte ich nicht zählen. Ihre unaufhörlichen Unvorsichtigkeiten und das wenige Ansehen, welches sie bei dem Könige genoß, benahmen mir von ihrer Seite alle Hoffnung. Wahrscheinlich hatte man dem Könige gesagt, daß die Damen meiner Mutter mich besuchten; man entriß mir also auch diesen Trost, und ich sah niemand mehr, wie meine Schwestern, die bloße Kinder waren. Dabei mußte ich, um die Kranke zu spielen, von früh bis Abend im Bett bleiben, ich konnte nicht einmal in Ruhe lesen, denn der Teufels-Eversmann kam alle Augenblik, um mir mit seinem Herzog von Weissenfels in den Ohren zu liegen.

Eine gute Nachricht, die um diese Zeit eintraf,

gab mir einen Theil meiner Ruhe wieder. Ich erwähnte oben, daß der Schmerz über Katts Tod meinem Bruder eine heftige Krankheit zugezogen hatte. Seine gute Leibesbeschaffenheit rettete ihm das Leben. Grumbkow, der das Werkzeug seines Unglüks gewesen war, wollte es auch von seiner Freiheit seyn; er beredete also den König, ihn nach Küstrin reisen zu lassen. Statt den Prinzen, wie er das vorigemal gethan hatte, mit Ungezogenheit zu behandeln, nahte er sich ihm voll Ehrerbietung, beklagte sein Unglück, sagte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten, und rieth ihm endlich, in einem Ton der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm versprächе, so thätig mitzuwirken, daß er gewiß Verzeihung erhalten würde. Nur mit der größten Mühe konnte er meinen Bruder zu diesem Schritte bewegen; es gelang ihm endlich, indem er dem Prinzen den Kummer vorstellte, den meine Mutter um seinetwillen litt, und so beredete er ihn, zu schreiben. Was mit mir indeß alles vorgefallen war, wußte er gar nicht, erfuhr es auch erst durch mich selbst. Grumbkow hielt Wort; er ward den zwölften November aus der Festung befreit, und erhielt die Stadt zum Gefängniß. Der König gab ihm drei Civilisten zu Gesellschaftern; die Herrn Wollen, Rovedel und Natzmer; seine Ausgaben wurden auf eine sehr kleine Summe beschränkt, alle Ergözlichkeiten wurden ihm untersagt, und er durfte weder lesen, schreiben, noch französisch sprechen. Es ist unmöglich, die Freude, die seine Befreiung im Lande verursachte, zu schildern. Unerachtet der scharfen Befehle, die der König gegeben hatte, ihn, so lange er auf der Festung saß, streng zu behandeln, konnte er doch nicht verhindern, daß sein Tisch gut besezt sey; ganz Berlin schikte demjenigen, der ihn zu besorgen hat-

te, Vorräthe in Menge, und jede Art von Leckerbissen, sogar die armen verwiesenen Franzosen legten zusammen, um ihn mit Leinwand zu versorgen. Eben so handelten sie gegen mich, sie besorgten meinen Tisch, wie den meines Bruders, und ohne sie wär ich oft im Elend vergangen. Ich habe seitdem so viel Dankbarkeit gegen diese Nation gefaßt, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit gerne Gleiches mit Gleichem vergelte.

Briefe von Anspach widerlegten in dieser Zeit die falsche Nachricht von dem Tode des Prinzen Heinrich von Bayreuth. Ein heftiges viertägiges Fieber, das er in Paris hatte, mußte jene Nachricht veranlaßt haben.

Ungefähr den zwei und zwanzigsten kam die Königinn nach Berlin zurück; sie fand mich noch im Bett, die Kranke spielend, aber auch im Ernste krank. Alle Sorgen und Bekümmernisse, mit der sitzenden Lebensart verbunden, hatten meine Gesundheit so zerstört, daß sie nie wieder ganz hergestellt worden ist. Meine zweite Schwester, die nachmals den Herzog von Braunschweig geheurathet hat, kam sogleich zu mir; ich liebte sie sehr, sie war lebhaft und geistreich, aber sie hat mich späterhin schlecht für meine Zärtlichkeit belohnt. Kaum trat sie in mein Zimmer, so rief sie, hast du unsern Bruder nicht recht beklagt, und den armen Katt bedauert? — Warum? fragte ich, und nun erzählte sie mir die ganze klägliche Geschichte. Man kann denken, welchen Eindruck das auf mich machte! Ich sezte mich an meines Bruders Stelle, und dachte mir alles, was er in jenem abscheulichen Momente ausgestanden hatte.

Ueber dieses Gespräch trat die Königinn ins Zimmer. Sie erzählte mir, was sie alles während ihrer Abwesenheit hatte ausstehen müssen. Der König hatte sie nicht im mindesten geschont, sondern auf alle Weise

gekränkt. Sie kam von der Zeit an alle Tage, und jagte mir panische Schrecken ein. „Ich weiß es, sagte sie, daß man dich, sobald ich abgereist seyn werde, auf alle Weise quälen wird. Man wird dir die Sonntage nehmen, und das vielleicht auf eine schimpfliche Weise; man wird dich vielleicht mit verdächtigen Menschen umgeben. Laß dich das nicht anfechten, sondern bleib standhaft, verweigere immer beharrlich zu heurathen." Ich antwortete allezeit, daß ich ihre Befehle befolgen würde, damit sie nur ruhig war, aber mein Entschluß, mich dem Könige bei der ersten Gelegenheit zu unterwerfen, war schon gefaßt.

Der König brachte das Weihnachtsfest in Berlin zu, und unterbrach damit die Besuche, welche die Königinn mir machte. Er blieb bis zum Anfang des Jahrs 1731, welches ich nun beginne.

Den zehnten oder zwölften Jenner kehrte der König nach Potsdamm zurück, wohin ihm die Königinn den acht und zwanzigsten nachfolgte. Sie versöhnte sich mit Grumbkow durch die Vermittlung ihres Kammerherrn Sastot. Das Geheimniß ward mir sogleich anvertraut, sie sagte: Ich habe Grumbkow gewonnen, er hat mich versichern lassen, daß er alles anwenden wolle, um deine Heurath in England glücken zu machen, und deinen Bruder wieder in Gunst zu bringen. Da er sich auf unsre Seite stellt, habe ich nicht mehr das Mindeste zu fürchten. Diese Neuigkeit setzte mich in kein geringes Erstaunen; ich konnte nicht fassen, wie die Königinn einem Menschen trauen könnte, der sie so oft betrogen hatte, und nicht fehlen würde, sie noch einmal zu betrügen. Aber ich mußte meine Gedanken für mich behalten, denn die Königinn konnte den Widerspruch nicht leiden.

Den Tag vor ihrer Abreise kam sie zu mir, und sah mir fest ins Gesicht; ich kommne, Abschied von

dir zu nehmen, sagte sie, und hoffe, Grumbkow hält sein Wort, und man läßt dich während meiner Abwesenheit in Ruhe; sollte es aber anders seyn, so fordre ich einen Schwur von dir, den du mir auf das Heil deiner Seele ablegen sollst, niemals einen andern, als den Prinzen von Wallis, zu heurathen. Dir ist das sehr leicht, und für mich ist es die einzige Beruhigung. — Ich konnte vor Bestürzung nicht sogleich antworten. Anfangs glaubte ich ausweichen zu können, und sagte: da Grumbkow die Freiheit meines Bruders erlangt hätte, wolle er sich vielleicht aus meiner englischen Heurath ein Verdienst machen, ich glaube also nicht, daß etwas zu fürchten sey, — das half aber nichts, sie beharrte auf dem Schwur. Da ich nun nicht wußte, wie ich ihn ablehnen sollte, und ihren Zorn fürchtete, half ich mir mit einem Vorwand, den die Religion an die Hand gab, und entdekte ihr auf diese Art wirklich meine wahre Gesinnungen. Ich sagte: ich bin reformirt, also von der Prädestination überzeugt. Ich weiß nicht, zu welchem Stand, noch für welchen Winkel der Welt die Vorsehung mich bestimmt hat, ists ihr Wille, daß ich nach England komme, so wird weder der König, noch irgend eine Macht der Welt es verhindern, soll ich aber einen der beiden verhaßten Vorschläge, von denen die Rede ist, annehmen, so kann alles, was Ihre Majestät und ich anwenden, um es zu vermeiden, nichts ausrichten. Mein Gewissen verbietet mir also einen tollkühnen Schwur, den ich nicht im Stande bin zu halten. Lieber will ich Ihren Zorn, der mir doch das Schrekklichste ist, erdulden, als Gott beleidigen. Ich werde widerstehen, so lange ich kann, und nur im äussersten Nothfall werde ich nachgeben. — Die Königinn zürnte, konnte aber meinen Gründen nichts entgegensetzen. Wir nahmen einen zärtlichen Abschied von einander, ich konnte mich fast

nicht von ihr trennen; sie war auch sehr gerührt, so daß es ein sehr beweglicher Auftritt war. Wir kamen überein, uns nur gleichgültige Dinge zu schreiben, uns aber wichtige Gegenstände durch den Weg der Frau des Kammerdieners wissen zu lassen. Diese Frau war seit ihrer zartesten Jugend bei der Herzoginn von Hannover, der Königinn Mutter, gewesen, die sie wie ein Frauenzimmer von Stande aufzog; nach dem Tode dieser Fürstinn heurathete sie den Kammerdiener Man konnte ihrer Treue und Redlichkeit trauen, also hatten wir nichts zu fürchten.

Nach der Königinn Abreise führte ich das traurigste Leben. Ich durfte mein Schlafzimmer nicht mehr verlassen, sah keinen Menschen, und las den ganzen Tag. So war der ganze Februar verflossen, als man mir endlich erlaubte, meine Schwestern und die Damen der Königinn zu sehen. Meine Ruhe war damals vollkommen, der Einsamkeit war ich gewöhnt, von Heurathsvorschlägen hörte ich nicht mehr sprechen, und mein Bruder war ausser Gefahr, denn obschon sein Zustand noch traurig genug war, erhielt ich doch von Zeit zu Zeit Briefe von ihm, und hatte die Freude, ihm zu antworten. Der Bruder meiner Hofmeisterinn besorgte diesen Briefwechsel, und übernahm ins Geheim unsere Briefe.

Die Königinn unterrichtete mich täglich von allem, was vorfiel. Sie schrieb mir, daß ihr Verhältniß mit Grumbkow so gut wäre, daß sie nicht zweifelte, meine Heurath mit dem Prinzen von Wallis endlich gelingen zu machen, denn Grumbkow habe ihr erlaubt, zu diesem Endzwek einen lezten Versuch zu machen, dessen Erfolg unzweifelhaft sey. Ich gestehe, daß ich mein Mißtrauen gegen diesen Menschen nicht überwinden konnte; er hatte uns zu offenbar

betrogen, und der Erfolg bewieß leider, daß ich recht hatte.

Ich hatte den Monat April glücklich herbeikommen sehen, ohne daß ich irgend etwas erfuhr, und ohne daß der König der verhaßten Heurathen erwähnte. Nun änderten sich aber die Aussichten; der König fieng meine Mutter von neuem an mit diesem Gegenstande zu plagen, und Eversmann besuchte mich, oder lauerte mir vielmehr wieder auf. Eines Tages sagte er mir, der König hätte Befehl gegeben, die schönen Zimmer des Schlosses aufzupuzen, um Feste darinn zu geben. Ich will ihnen im Vertrauen sagen, sezte er hinzu, daß der Herzog von Wirtenberg, der Erb-Prinz von Bayreuth, der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlinn, und Prinz Karl von Bevern herkommen, und daß die Verlobung Ihrer Schwester, der Prinzessinn Sophie mit dem Erbprinzen von Bayreuth statt haben soll. Es thut mir recht leid, daß Sie die ganze Zeit Langeweile haben sollen; aber der König hat geschworen, daß Sie mit keinem Fuß bei allen diesen Festen erscheinen sollen. — Ich antwortete, daß mir diese Vergnügungen sehr gleichgültig wären, aber nicht so die Liebe meines Vaters; diese wieder zu gewinnen, würde ich im Gegentheil mir mit allen Kräften angelegen seyn lassen.

Seit drei Vierteljahren hatte ich nun, weil man mir dir Erlaubniß nicht gegeben hatte, nie das Abendmahl genossen. Mit der Einwilligung meiner Mutter schrieb ich also an den König in dem rührendsten, unterwürfigsten Ton; ich flehte ihn mir seine Gnade wieder zu schenken, und bat um die Erlaubniß, zu communiziren. Der König trug meiner Mutter die Antwort auf, und sagte ihr, daß ihre Canaille von einer Tochter seinetwegen das Abendmahl genieſſen könne; er bestimmte zu gleicher Zeit den Geistlichen, der es

mir reichen sollte, und befahl, daß es in meinem Zimmer, und in Geheim geschehen solle. Alle Welt hielt diese Erlaubniß für eine gute Anzeige, um so mehr, da der König mit meinem Bruder, wenige Tage, ehe er vom Festungsarrest befreit ward, eben so gehandelt hatte. Aber diese Hoffnungen dauerten nicht lange. Grumbkow hatte den König beredet, bei dem englischen Hofe eine lezte Bemühung zu wagen, um meine Heurath mit dem Prinzen von Wallis, ohne Rükficht auf die meines Bruders mit der englischen Prinzessinn, abschliessen zu machen. Der König von England war, seinem lebhaften, reizbaren Karakter gemäß, von meines Vaters Betragen gegen Herrn Hotham sehr beleidigt gewesen; verschiedne andre Anzüglichkeiten hatten ihn aufgebracht; hätte mein Vater einen andern Geschäftsträger in England gehabt, wären die Dinge vielleicht doch nicht so weit gekommen, aber Reichenbach, der Grumbkows rechter Arm und sein Abgeordneter war, that alles Mögliche, um Zwist zu stiften, und diesem wurde es aufgetragen, den König von England zu einer Erklärung über meine Heurath zu bringen. Dem Prinzen von Wallis ward die Sache verborgen, und der König antwortete, daß er nie von der doppelten Heurath abgehen, und seinen Sohn noch vor Verlauf eines Jahres verheurathen würde. Auf diese Antwort erwiederte mein Vater unverzüglich: daß er mich verheurathen würde, ehe noch zween Monate verflössen. Die Königinn benachrichtigte mich von allem diesen, und ermahnte mich, was man auch immer gegen mich vornehmen würde, standhaft auszuharren.

Nach acht oder zehn Tagen stellte sich Eversmann ein. Ich komme, sagte er, ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem, was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl, und es thät mir

leid, wenn Sie ins Unglück gerieten. Ihnen bleibt nichts übrig; mit England ist alle Verbindung abgebrochen, und der König spricht wieder von Ihrer Heurath mit dem Herzoge von Weissenfels; er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen, und beklagt, Katt hinrichten lassen zu haben, ehe er ihn auf die Folter legte. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schafte, und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig, und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äusserſten Strenge verfahren. — Ich antwortete laut und fest, daß ich von nichts unterrichtet wäre, sollte ich einmal unglüklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste, und ich würde also nicht heurathen. — Den folgenden Morgen gieng er nach Potsdamm, und kam erst den zweiten Tag zurük. Die Königinn benachrichtigte mich indeß täglich von dem Kummer, den sie trüge, sie sagte mir, der Zorn des Königs gegen meinen Bruder und mich sey so heftig, wie in der Zeit, da des Prinzen Sache entschieden wurde, er schwöre bei allen Teufeln, mich zu verheurathen, und behandle sie ohne alle Schonung.

Den zehnten Mai, als an dem merkwürdigsten Tag meines Lebens, beehrte mich Eversmann schon am frühen Morgen mit seinem Besuch; er sagte mir, daß ihm der König aufgetragen habe, alle die zu meiner Hochzeit nöthigen Einkäufe zu machen, und zwar in Gegenwart der Königinn, die sehr dabei geweint habe. Wenn ich mich nicht in seinen Willen fügte, sey er entschlossen, meine Hofmeisterinn fortzujagen, sie von Henkershänden peitschen zu lassen, und, wenn ich auf meiner Weigerung beſtünde, mich zwischen vier Mauern zu verschliessen. Er habe schon, wie er sagte, Postpferde bestellt, um mich nach meiner Bestimmung abzuführen, und würde mir jemand senden,

um meine lezte, entscheidende Antwort abzufordern. Ich antwortete auf das alles sehr wenig, und suchte das Gespräch abzukürzen. Sobald er fort war, zog ich die Damen der Königinn bei Seite, und sagte ihnen, was ich gehört hatte. Sie erschracken sehr, und fragten mich, wozu ich mich entschliessen würde? „Zu gehorchen, sagte ich, sobald man mir jemand anders schikt, als Everesmann; denn diesem erzeige ich nicht die Ehre, ihm meinen Entschluß mitzutheilen. Nach dem schrecklichen Auftritt, den uns Katts Tod gegeben, zweifle ich nicht, daß der König seine Drohungen gegen meine Hofmeisterinn wahr mache. Was hatten denn die Bülow und Düban verbrochen, um so behandelt zu werden? Lieber will ich unglücklich seyn, als anderer Unglück veranlassen. Uebrigens reicht auch der traurige Zustand meiner Mutter und meines Bruders hin, um für ihre Ruhe jedes Opfer zu bringen." — Meine Hofmeisterinn, die meine Worte ausgespäht hatte, trat darauf zu mir, und beschwor mich bei allen Heiligen, standhaft zu bleiben, indem sie bereit wäre, sich für mich aufzuopfern, und nichts befürchtete. Abends um fünf Uhr brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief von der Königinn, der ungefähr folgenden Inhalts war.

„Liebe Tochter, alles ist verloren! Der König will dich um jeden Preis verheurathen. Ich habe ein paar grausame Auftritte darüber gehabt, aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben etwas über ihn vermocht. Everesmann hat Befehl zu den Hochzeitsanstalten. Mache dich gefaßt, die Sonnefeld zu verlieren, der König will sie als ehrlos behandeln, wenn du nicht gehorchst. Um Gottes willen, gieb nicht nach! ich werde dich unterstüzen. Besser ein Ge-

fängniß, als eine schlechte Heurath. Lebe wohl, liebe Tochter, ich hoffe alles von deiner Standhaftigkeit."

Wir sprachen noch über diesen Brief mit den Damen der Königinn, als plözlich ein Bedienter ganz erschrocken eintrat, und uns meldete, der General Podevils und noch einer, den er nicht kenne, fordre mit Fräulein von Sonnsfeld zu sprechen. Alles lief davon, und gleich darauf kam Fräulein von Sonnsfeld, und meldete mir, daß diese Herrn auf Befehl des Königs mit mir zu reden hätten. „Um Gottes willen, sezte sie hinzu, lassen Sie sich nicht furchtsam machen, sondern befolgen den Befehl der Königinn." — Die Herrn traten ein; es war der Marschall von Bork, Grumbkow, Podevils, und ein Vierter, den ich damals nicht kannte, der aber, wie es sich nachmals zeigte, ein Herr Thulmeier war; auch ein Staatsminister, ein falscher roher Mensch, der bis daher auf der Königinn Seite gewesen war, oder sich wenigstens so angestellt hatte. Ich hatte ihn nie gesehen, denn seine niedre Geburt versagte ihm den Eingang bei Hofe. Sie fiengen damit an, meiner Hofmeisterinn anzudeuten, daß ihre Gegenwart überflüssig sey, und schlossen darauf die Thüren zu. Dann nahm Grumbkow das Wort, und sagte: „Wir kommen auf Befehl des Königs, um Ihrer Königl. Hoheit zu melden, daß er endlich fest entschlossen ist, Sie zu verheurathen. Bis jezt ließ er sich immer noch erbitten, weil er darauf hoffte, daß England zulezt dennoch die einfache Heurath zugestehen werde. Von dieser Seite sind nun aber alle Hoffnungen verschwunden; denn der König von England hat die von unserm König gethanen Vorschläge alle verworfen, und ihn sogar vor Kurzem wissen lassen, daß er den Prinzen von Wallis innerhalb einem Jahre verheurathen werde. Mit Recht über dieses Betragen aufs Höchste erzürnt, hat der König mit

der Versicherung geantwortet, daß Sie vor Ablauf von drei Monaten verheurathet seyn sollten. Er muß sein Wort halten, und obschon er als Vater und Herr nicht verbunden wäre, sich mit Ihnen in Erörterungen einzulassen, giebt er Ihnen zu bedenken, wie schimpflich für ihn, und Sie selbst es sey, England länger zum Spielzeuge zu dienen. Der Zwiespalt, den England durch seine Halsstarrigkeit in Ihrer Familie unterhalten hat, ist ein hinreichender Grund für Ihre königl. Hoheit, eine andere Verbindung einzugehen. Bedenken Sie den Kummer, den die Königinn um Ihretwillen täglich erträgt, bedenken Sie das Unglück des Kronprinzen und so viel andrer Personen, die der Zorn des Königs getroffen hat. Um alle Hindernisse, die Sie noch in den Weg legen könnten, zu heben, haben wir Befehl, Ihnen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen, wobei Ihnen jedoch die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und Herzog von Weissenfels frei steht. Gegen diesen Prinzen können Sie nichts einwenden, Sie können keinen Abscheu gegen ihn haben, denn Sie kennen ihn nicht; zwei Vorwürfe, die Sie den beiden andern machten, finden hier nicht statt, denn er hat ein schönes Land; in Rücksicht der Königinn können Sie keinen Einwurf machen, denn dieser Vorschlag kommt zuerst von ihr. Wahr ist es, da Sie mit Begriffen von Grösse, mit der Aussicht auf eine Krone, aufgezogen sind, kann dieser Verlust Ihnen empfindlich seyn, allein grosse Fürstinnen sind von Geburt an bestimmt, sich dem Wohl des Landes zu opfern, und Grösse ist endlich nicht der sicherste Grund des Glückes auf Erden. Unterwerfen sich also Ihro königl. Hoheit den Rathschlüssen der Vorsehung, und geben Sie uns eine Antwort, welche den Frieden in die Familie zurückführen kann. Können übrigens alle diese Gründe, welche ich vor uns

überwindlich halte, nichts über Sie vermögen, ſo habe ich hier einen Befehl des Königs — (und er zeigte ihn mir vor) — Sie in eine Feſtung zu führen. Hier iſt ein zweiter, fuhr er fort, der Fräulein von Sonnefeld und Ihre andern Hausgenoſſen angeht, die noch ſtrenger wie Katt behandelt werden ſollen. Das iſt noch nicht alles: Es iſt mancher Punkt in des Kronprinzen Prozeß, den man nicht hat näher unterſuchen wollen, damit man Mittel behielt, ihn zu retten; der König will ihn von neuem einleiten, und den Prinzen in die Feſtung zurückbringen laſſen. Hören Sie dahingegen, was er Ihnen verſpricht, wenn Sie ſeinem Willen nachgeben. Einmal will er Sie gedoppelt ſo reichlich wie ſeine übrigen Töchter bedenken. Zweitens: ſoll, zwei Tage nach der Hochzeit, Ihr Bruder in völlige Freiheit geſezt, und des Vergangenen gar nicht mehr gedacht werden, und drittens verſpricht er Ihnen künftig die Königinn beſſer zu behandeln." — Während dieſer langen Rede flehte ich den Allmächtigen an, mir einen Entſchluß einzugeben. Ich antwortete, daß ſie ſich ſehr betrögen, wenn ſie glaubten, daß es der Ehrgeiz wäre, Königinn zu ſeyn, der mich verhindert hätte, meinem Vater zu gehorchen, einmal wüßte ich gar nicht, wodurch ich ſeinen Zorn erregt habe, denn er hätte mir nie etwas von einer Heurath ſagen laſſen, und ich habe nicht geglaubt, daß Everſmanns Geſchwäz über dieſen Gegenſtand den Befehl des Königs zum Grunde gehabt hätte. Wenn der König mit meiner Mutter einig geweſen wäre, würde ich jeden Augenblik bereit geweſen ſeyn, ihm zu gehorchen, und ich würde ihm ſogleich meine Unterwerfung bezeigen, ſobald er mir nur erlauben wolle, die Einwilligung meiner Mutter einzuholen; beſtünde ſie aber darauf, ſie zu verweigern, ſo könnte ich in die mir gemachten Vorſchläge nicht ein-

gehen. — Nein, Ihro königliche Hoheit, nahm Grumbkow das Wort, das iſt Ihnen völlig verboten. Der Wille des Königs iſt, Sie nicht zu verlaſſen, bis Sie uns eine Antwort gegeben haben. — Können Sie noch anſtehen? ſagte darauf der Marſchall von Bork; der König hat mir geſagt, daß ſeine ganze Ruhe davon abhängt. — Ja, ſagte Thulemeier, ich bin ein eifriger Diener der Königinn, aber ſie kann dieſem Schritte nur beiſtimmen. — Hierauf blikte er mir ſcharf ins Geſicht, und ſezte hinzu: Sie wagen alles, wenn Sie ſich nicht fügen. — Ich fragte nun Grumbkow, wer der Mann ſey? und auf die Nachricht, daß ich es mit Thulemeier zu thun habe, begriff ich wohl, daß ich nicht länger zögern müſſe. Gut, ſagte ich, ich werde alſo das Opfer von allen dieſen ſeyn, glüklich mich meiner Familie zu weihen, und die Ruhe in ihr herſtellen zu können. Was Sie anbetrift, meine Herrn, Sie lade ich vor Gottes Richterſtuhl, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß mir der König alle ſeine Verſprechen, beſonders aber das, was meinen Bruder angeht, hält. — Sie beſchworen mir nun mit den ſchreklichſten Eiden, daß ſie alle in der weiteſten Ausdehnung beobachten machen würden, und baten mich, daß ich dem König ſchreiben ſollte: wie ich mich ſeinem Willen unterwürfe, und mich zum Beweiſe meines Gehorſams entſchloſſen hätte, den Erbprinzen von Bayreuth zu heurathen. Sie erlaubten mir auch, der Königinn zu ſchreiben; ich gab ihnen beide Briefe, worauf ſie ſich entfernten. Thulemeier blieb aber noch einen Augenblik zurük, und ſagte: Ihro Hoheit haben wie eine geiſtvolle Fürſtinn gehandelt. Der König wird von Ihrem Nachgeben erfreut ſeyn, es wird ihn beſänftigen, und Sie werden durch dieſen Schritt noch glüklich. Tröſten Sie ſich! es iſt noch nicht alles verloren. — Sobald ſie fort waren, zerfloß ich in Thrä-

nen, meine Hofmeiſterinn verzweifelte, und alles um mich her war in der gröſsten Beſtürzung. Des folgenden Tages erhielt ich die eigenhändige Antwort des Königs, welche alſo lautete:

„Ich bin ſehr froh, liebe Wilhelmine, daſs du dich den Befehlen deines Vaters unterwirfſt. Gott wird dich ſegnen, und ich dich nie verlaſſen, ich werde mein Leben lang für dich ſorgen, und dir allezeit beweiſen, daſs ich dein treuer Vater bin."

Ich antwortete ſogleich, und ſchrieb heimlich folgenden Brief an meine Mutter:

„Ihre Majeſtät wird geſtern durch den traurigen Brief, den ich Ihr unter Einſchlag des Königs ſchrieb, mein Unglück erfahren haben. Es wird mir ſchwer, Ihr meinen Zuſtand zu ſchildern. Meine Einwilligung zu meiner Heurath habe ich mir nicht aus Furchtſamkeit entreiſſen laſſen, nicht aus Schrecken über die Drohungen, die man mir machte, ſo heftig ſie wären, wie ich aus einem Papier erſah, welches einer der Herren in Händen hatte, und das vom König unterzeichnet, mein Urtheil enthielt, im Falle ich mich länger weigerte. Allein man ſprach von nichts, als der Uneinigkeit zwiſchen dem König und Ihnen, und das mit Umſtänden, die mir Schauder erregten. Auch mein Bruder ward nicht verſchont. Man benahm mir jede Urſache, die ich nur anführen konnte, ſogar die, daſs ich mich ohne die Einwilligung Ihrer Majeſtät nicht könnte zu dieſer Heurath entſchlieſſen, indem man mich erinnerte, daſs Ihre Majeſtät vor einem Jahre denſelben Vorſchlag ſelbſt gethan hätten; auſserdem verbot mir der König, Sie um Rath zu fragen, und die Herrn hatten Befehl, nicht eher das Zimmer zu verlaſſen, bis ich ihnen meine Antwort ertheilt hätte. Es wäre mir unmöglich, alles Vorgefallene zu melden, ich ſpare es auf, bis ich die Ehre

habe, Ihro Majestät wieder zu sehen. Wie groß Ihr Schmerz seyn wird, begreife ich sehr, und das thut mir am wehesten; allein ich beschwöre Ihre Majestät, sich in Gottes willen, der alles zum Besten lenkt, zu ergeben, ich bitte um so zuversichtlicher, da ich ja glücklich genug bin, mich für meine theure Mutter und meinen Bruder aufzuopfern, die ich so innig liebe, daß ich noch viel mehr für sie zu thun im Stande wäre. Ich beschwöre Sie also noch einmal, wenn Ihre Majestät noch die geringste Gnade für mich haben, so erhalten Sie Ihre Gesundheit, die mir kostbarer ist, wie das Leben. Ich hatte bisher das Unglück, die einzige, unschuldige Ursache Ihres Kummers zu seyn, ich kann das nicht länger ertragen! ich bin den Rathschlüssen der Vorsehung völlig ergeben, und hoffe, daß sie die Gebete, die ich unaufhörlich für die Ruhe Ihrer Majestät zu ihr erhebe, erhören wird. Ein ziemlich hinreichendes Mittel, Sie zu trösten, ist das Versprechen, das man mir machte, meinem Bruder die Freiheit zu geben, und Sie selbst auf eine anständige Weise zu behandeln. Ich schreibe diesen Brief unter tausend Thränen, mit zitternder Hand, aber mit innerer Ruhe, da ich mich ganz Ihrer Majestät geweiht habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Bericht Sie rühren muß; Sie werden nur die lebhafteste Zärtlichkeit einer Tochter darinn finden, gegen eine Mutter, die sie bis zu ihrem lezten Seufzer ehren und hochschätzen wird, indem sie mit tiefer Ehrerbietung beharrt u. s. w.

Folgendes ist die Antwort, die ich vom Könige empfieng:

In diesem Augenblik erhalte ich den Brief, welchen ..... Cetera desunt.

Die Antwort der Königinn war so fürchterlich, daß ich den Brief nicht aufbewahren wollte, aber ver-

geſſen werde ich Ihn dennoch nie! Sie ſchrieb unter an-
dern: „Du durchbohrſt mir das Herz durch die Nie-
derträchtigkeit, die du begiengſt, indem du dem Wil-
len des Königs nachgabſt. Ich erkenne dich nicht mehr
für meine Tochter, du biſt deſſen unwürdig, und nie
in meinem Leben verzeihe ich dir den grauſamen Ver-
druß, den du mir machſt. Hätte ich dein böſes Herz
früher gekannt, ſo würde ich mir alle den Verdruß
erſpart haben, den ich um deinetwillen litt." — — —

Während acht Tagen erhielt ich unaufhörlich
Briefe in dieſem Ton; meine Antworten waren ſo rüh-
rend, wie möglich. Nie iſt ein Schmerz dem meini-
gen gleich gekommen! — Meine Geſundheit empfand
es auch, meine Nerven wurden in ſo einem Grade an-
gegriffen, daß mir die Beine und Hände dergeſtalt zit-
terten, daß ich mich nicht aufrecht halten konnte.
Meine Lage führte mich auf die traurigſten Betrach-
tungen; ich war im Begriff, einen Prinzen zu heira-
then, den ich gar nicht kannte, die öffentliche Stimme
ſagte Gutes von ihm, allein es war mir unbekannt,
ob die Sympathie, eine zum Glück der Ehe ſo unbe-
dingt nothwendige Sache, ſich bei der meinigen vor-
finden werde. Ich ſah mich mit der Königinn, deren
rachſüchtigen Karakter ich kannte, auf immer entzweit;
alle, die mir ſonſt den Hof gemacht hatten, drehten
mir den Rücken zu, und die erſten davon waren die
Damen der Königinn. Ich begreife nicht, wie ich habe
alle dieſen Kummer ertragen können, ohne zu ſterben.

Eversmann kam eines Tages zu mir, und brach-
te mir einen Gruß vom König, mit der Nachricht,
daß er des folgenden Tages nach Berlin kommen, und
ſich beeilen würde, um noch vor der Königinn einzu-
treffen, die erſt am Abend anlangen ſollte. Er ließ
mir zugleich befehlen, mich mit meinen Schweſtern in
ſeinen Zimmern einzufinden. Eversmann ſagte mir noch,

daß meine Mutter unerbittlich sei, und ich von ihr die übelste Behandlung zu erwarten hätte, auch benachrichtigte er mich, daß die Herzoginn von Bevern, die seit einigen Tagen in Potsdam war, alle ihre Rednerkünste angewendet hätte, um sie zu besänftigen. Ich brachte diesen ganzen Tag in Unruhe und Thränen hin.

Den folgenden Tag begab ich mich in die Zimmer des Königs, wo er Nachmittags um zwei Uhr ankam. Ich erwartete einen gütigen Empfang, war also sehr erstaunt, ihn mit einem eben so wüthenden Gesicht eintreten zu sehen, als ich bei unsrer lezten unglücklichen Zusammenkunft bei ihm wahrnahm. „Willst du mir gehorchen, oder nicht?" war seine Anrede. Ich warf mich ihm weinend zu Füssen, und versicherte, daß ich seinem Willen ganz ergeben sey, und ihn nur um die Rückkehr seiner väterlichen Liebe beschwöre. Nun hob er mich auf, umarmte mich und sagte: „so bin ich mit dir zufrieden. Ich werde mein Lebelang für dich sorgen, und dich nie verlassen." — Darauf schenkte er mir ein Stück Zeug, und sagte: „damit sollst du dich an den Festen, die ich geben werde, puzen. Geh jezt und erwarte deine Mutter in ihren Zimmern."

Die Königinn kam erst Abends um sieben Uhr an, indem ich ihr den Rock küssen wollte, fiel ich in Ohnmacht, und wie man mir nachher sagte, schien sie mein Zustand gar nicht zu rühren. Es dauerte lange, ehe man mich zu mir selbst bringen konnte, dann warf ich mich zu ihren Füssen, aber mein Herz war so voll, und meine Stimme von Thränen so erstikt, daß ich kein Wort vorzubringen vermochte. Diese ganze Zeit durch betrachtete sie mich mit Strenge und Verachtung, und sagte mir alles Harte, was man sich nur erdenken kann. Dieser Auftritt hätte kein Ende genommen, wäre die Damen nicht eingetreten, die der Königinn vorstellte, daß der König ihr

Betragen, wenn er es erführe, sehr mißbilligen, und nicht ermangeln würde, sie dafür zu mißhandeln; mein Schmerz wäre ja augenscheinlich so groß, daß ich mich nicht bemeistern könnte, wenn die Königinn also keine andre Art annähme, sehe sie lauter neuen unangenehmen Auftritten entgegen. Diese dienstgeflissene Predigt machte die Königinn ein Bischen in sich gehen, dann sie fürchtete den König wie den Teufel; sie that also, als würde sie gerührt, hob mich auf, und sagte sehr trocken: sie wollte mir verzeihen, unter der Bedingung, daß ich meinen Schmerz mir nicht weiter merken ließ.

Inzwischen trat der Herzog von Berrin mit seiner Gemahlinn und seinem Sohn ins Zimmer. Die Herzoginn schien von meinem Zustande gerührt; mein ganzes Gesicht war aufgedunsen und von Weinen wund. Ich hatte diese Fürstinn nie gesehen, sie bezeigte mir aber mit leisen Worten ihre Theilnahme, so daß wir uns von diesem Augenblik an liebgewannen, und seitdem beständig vertraute Freundinnen geblieben sind.

Des folgenden Tages schrieb Herr von Thulemeier, dessen ich oben erwähnte, der Königinn in Geheim, und meldete ihr: die Sache wäre hundert noch nicht ganz verloren; er hielt alle Schritte, die der König zu meiner Heurath gethan hätte, für eine Lockspeise, wodurch er England endlich zu einem, seinen Wünschen gemässen, Entschlusse zwingen wollte; er habe sich von allen Seiten nach dem Erbprinzen von Baireuth erkundigt, aber gar nichts von ihm erfahren können, es sey also unmöglich, daß er in sein Land zurückgekehrt sey, also auch unmöglich, daß er nach Berlin kommen könnte. Dieser Brief gab der Königinn ihre Ruhe wieder; sie behandelte mich ziemlich gütig, und befahl mir, ihr alles, was sich zugetragen hatte, auf das genaueste zu erzählen; Vorwürfe machte

ſie mir zwar noch ſehr viele, aber doch mit mehr Sanftheit gemiſcht. Ihre Hoffnung wuchs von Tage zu Tage, der König erwähnte meiner Heurath nicht mehr, es ſchien, als habe meine Nachgiebigkeit ihm alle Gedanken daran benommen.

Der ſieben und zwanzigſte Mai, der an einem Montag fiel, war zur Truppenmuſterung beſtimmt; ſie ſollte dieſes Jahr auf eine glänzende Art vollzogen werden, weßhalb der König alle Cavallerie- und Infanterie-regimenter in der Gegend der Stadt zuſammengezogen hatte, die, in Verein mit der Beſazung von Berlin ein Corps von zwanzigtauſend Mann bildeten. Einige Tage vorher kam der Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg an; mein Vater hatte ihn kurz vor dem unglücklichen Zeitpunkt meines Bruders beſucht, und geheuchelt durch alle ſeine Bemühungen ihm den Aufenthalt in Stuttgardt angenehm zu machen, hatte er ihn nach Berlin eingeladen. Da nun ſeine größte Freude im Kriegswesen beſtand, glaubte er auch andern nichts Angenehmeres geben zu können, und zeigte daher allen fremden Prinzen, die nach Berlin kamen, ſeine Truppen. Der Billigkeit gemäß muß man aber eingeſtehen, daß er dieſesmal an Pracht ſich ſelbſt übertraf, denn ſolange die fremden Fürſten in Berlin blieben, trug man allezeit vierzehn Schüſſeln auf. Für den König war das eine groſſe Anſtrengung. Doch ich kehre zu meiner Geſchichte zurück.

Sonntags den ſechs und zwanzigſten befahl der König meiner Mutter, des folgenden Morgens zu der Muſterung zu gehen; „die Herzogin von Bevern und meine beiden Töchter, ſollen Sie im Phaëton begleiten, ſagte er, und Sie müſſen früh um vier Uhr angezogen ſeyn. Ich will nicht zu Abend ſpeiſen, geben Sie ſich Mühe, den fremden Prinzen die Zeit zu vertreiben, denn ich lege mich ſchlafen.“ Die König-

ginn verließ ihn, und gieng in ihr Zimmer, wo sie Pharao spielte. Kaum war das Spiel zu Ende, so sahen wir eine Chaise mit Postpferden heranfahren, die vor der großen Schloßtreppe hielt; da dieses Vorrecht nur Fürsten zugestanden wurde, ward die Königinn sogleich sehr bestürzt, und fragte: wer es sey? Bald kam man, ihr die Ankunft des Erbprinzen von Baireuth zu melden. Ein Donnerschlag wär ihr nicht schrecklicher gewesen! Sie ward blaß, wie der Tod, und so bestürzt, daß wir glaubten, sie fiele in Ohnmacht. Mir war nicht viel besser zu Muthe, und nach einigem Nachdenken neigte ich mich ihr, und beschwor sie, mir zu erlauben, daß ich des folgenden Tages von der Revue zu Hause blieb. Der König, sagte ich, wird mich auf eine Weise ansehen, die Ihrer Majestät unangenehm ist, und die wir im Angesicht des Publikums aushalten müßten. Die Königinn gab mir Recht, aber ihre knechtische Furcht vor dem Könige verhinderte sie, meine Bitte zu gewähren; nach langem Streit ward beschlossen, daß ich gehen müßte.

Ich brachte eine grausame Nacht zu, das fürchterlichste Herzklopfen quälte mich, und eine solche Angst, daß ich gar nicht sprechen konnte. Meine Hofmeisterinn that ihr Möglichstes, mich zu trösten, sie zerfloß neben meinem Bette in Thränen; dem ungeachtet mußte ich aufstehen; um mein Gesicht zu verbergen, verhüllte ich mich in mehrere Kappen, und begab mich dann zur Königinn, mit der ich auch sogleich abfuhr. Die Truppen standen schon in Schlachtordnung; wir fuhren längs den Linien hin, und man stellte uns neben eine Batterie, die sehr weit von den Truppen entfernt war. Der Oberste von Wachholz, einer von des Königs Günstlingen, nahte sich der Königinn, und sagte ihr, daß er die Ehre haben solle, ihr auf

des Königs Befehl den Erbprinzen Heinrich von Bayreuth vorzustellen. Einen Augenblik darauf führte er ihn herbei. Die Königinn empfieng ihn stolz, sagte ihm einige trockene Worte, und machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Prinz war groß, schön gewachsen, er hatte eine edle, offene und gefällige Physienomie; obschon seine Züge nicht regelmäßig, noch schön waren, bildeten sie doch im Ganzen einen schönen Mann. Das heisse Wetter, die Furcht und Unruhe, in der ich mich befand, zogen mir eine Ohnmacht zu; man trug mich in den Wagen, worinn sich die Königinn und meine Hofmeisterinn befanden, die mich durch Hülfe einer Menge frischen Wassers und geistiger Mittel wieder zu mir selbst brachten. Ich blieb nun die ganze Musterung durch bei ihnen, und sie wendeten alle ihre Beredtsamkeit an, um mich zu beruhigen. Alle die Fürsten, sowohl wie der König, speißten in der Stadt zu Mittag, so daß wir heute den Prinzen gar nicht sahen. Den acht und zwanzigsten kam er mit den andern Fürsten zur Königinn, die aber sehr wenig mit ihm redete; er wendete sich auch zu mir, ich erwiederte aber seinen Gruß, ohne zu sprechen.

Ich kann hier eine komische Geschichte, die sich in dieser Zeit zutrug, wenn sie gleich mit meiner Geschichte gar nicht in Verbindung steht, doch nicht mit Stillschweigen übergehen. So oft ich daran denke, macht sie mich noch lachen. Unter den Hofdamen der Königinn befand sich eine, die für eine große Schönheit galt, sie hieß Pankewitz, und war, ohne besonders viel Geist zu haben, sehr liebenswürdig; ihre Aufführung war immer so regelmäßig, daß der König, der den Ruf aller Weiber beschmuzte, an dieser nichts auszusezen gefunden hatte. Ich weiß nicht, ob es aus Lust, sie zu plagen, geschah, oder ob er wirklich

Neigung zu ihr faßte — genug, er fieng an, ihr den Hof zu machen. Der König war nun nichts weniger, wie galant, da er aber diese seine schwache Seite kannte, und wohl wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Junggesellenknecht zu spielen, nahm er sich vor, lieber in die Sitten des goldnen Zeitalters zurückzugehen. Dem zufolge frazte er die Pankwitz sehr treuherzig: ob sie seine Maitreße seyn wollte, und begleitete diesen Vorschlag mit sehr vertraulichen Vernunftgründen. Die Schöne wieß ihn auf das Schnödeste ab, — ihre Kühnheit gefiel dem Könige, und so schlecht sie ihm seine Mühe lohnte, machte er ihr ein ganzes Jahr lang den Hof. Zu Braunschweig endlich, entliebte *) er sich. Die Pankwitz war der Königinn dahin gefolgt; eines Tags wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem Könige auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete, er wollte sie umarmen, und ihr die Hand in den Busen stecken, sie verstand aber keinen Spaß, sondern schlug ihm mit der Faust so geschikt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase sprützte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: Sie sind ein braves Mädchen, aber bös wie der Teufel. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Der neun und zwanzigste und dreißigste gieng hin, ohne daß der König sich etwas verlauten ließ; allein den ein und dreißigsten rief er die Königinn und mich in sein Kabinet. „Sie wissen, sagte er, daß ich meine Tochter dem Prinzen von Bayreuth versprochen habe. Ich will, daß morgen die Verlobung vor sich gehe. Sie können, wenn Sie die Sachen mit einer guten Art thun, sich meine ganze Liebe erwerben, geschieht aber das Gegentheil, so seyn Sie auch meiner Rache gewiß." — Mir sagte er ungefähr das Gleiche.

*) Il se désamouracha, sind die Worte des Originals

und wir beyde, die Königinn und ich, antworteten, daß sein Wille unser Gesetz seyn sollte. Darauf befahl er der Königinn, mich recht zu putzen, und mir alle ihren Schmuck zu leihen. Meine Mutter erstikte fast vor Zorn, mußte ihn aber in sich verschliessen, nur warf sie mir von Zeit zu Zeit wüthende Blicke zu. Der König sagte ihr, er würde ihr nun ihren Schwiegersohn zuführen, sie möchte ihn wohl empfangen — Dem zufolge begab sich die Königinn in ihr Zimmer, und nach einer kurzen Zeit führte der König den Prinzen herein.

Es ist Zeit, daß ich nun über den Karakter dieses Prinzen und den Zustand seiner Angelegenheiten etwas sage. Er war in Genf, mehr als Mann von Stande, wie als Prinz erzogen. Der Markgraf, sein Vater, der nur ein apanagirter Prinz des Hauses Culmbach war, hatte nicht Mittel genug, seinem Stand gemäß zu leben, und zog sich also nach Beverling, einem kleinen Städtchen im Gebiet des Königs zurück, nachher lebte er in Rothenburg, einer fränkischen freien Reichsstadt. Er hatte die ersten Ansprüche an die Markgrafschaft von Brandenburg Culmbach, allein da der damalige regierende Fürst, den man den Markgrafen Georg Wilhelm hieß, jung und verheurathet, und der Prinz, von dem wir sprechen, sehr schlecht berathen war, überließ er seine Ansprüche an die Markgrafschaft dem König Friedrich dem Ersten, unter der Bedingung, für sich 400,000 Thaler, und für jeden seiner Brüder ein Regiment zu erhalten .....

Hier findet sich in der Handschrift eine Lücke.

Wie der Markgraf die Regierung antrat, fand er seine Angelegenheiten in der größten Unordnung. Sein Vorgänger hatte ihm viele Schulden hinterlassen, und die Einkünfte hatten durch die schlechte Ver-

waltung ſehr abgenommen. Aus dieſem Grunde konnte er der Erziehung ſeines Sohnes nicht die gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken; er gab ihm blos einen Bürgerlichen zum Hofmeiſter, und nur erſt, wie er reiſen ſollte, kam er unter die Aufſicht eines Mannes von Stande, eines Herrn von Voit. Das war eine elende Politik! eine gute Erziehung iſt das Koſtbarſte, was man ſeinen Kindern geben kann.

Dieſer Prinz kehrte nun eben von ſeinen Reiſen nach Holland und Frankreich zurük, wie er in Berlin anlangte. Er war ſehr lebhaft, ungezwungen, und ſeine Unterhaltung war ſehr angenehm; er hat einen vortreflichen Kopf, viel Scharfſinn und eine Herzensgüte, die ihm aller Welt Ergebenheit erwirbt. Großmüthig, mitleidig, höflich, zuvorkommend, gleichgelaunt — kurz, man kann von ihm ſagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimiſchung eines einzigen Laſters beſize. Man könnte mir Partheilichkeit verwerfen, aber ſein ganzes Land, von dem er angebetet iſt, und alle, die ihn kennen, werden für mich zeugen. Doch niemand iſt ohne Fehler, und ich werde die ſeinigen in der Folge dieſer Geſchichte kennen lehren. Sie ſind ſehr geringfügig, da ich mich aber anheiſchig gemacht habe, aufrichtig zu ſchreiben, muß ich auch ſogar die meinigen nicht verbergen.

Die Königinn empfieng den Prinzen ziemlich gut, und ſo lange der König dabei war, behandelte ſie ihn ganz artig, ſobald dieſer aber den Rüken gewendet hatte, hörte ſie nicht auf, ihm empfindliche Dinge zu ſagen. Abends nach der Tafel folgte er ihr nach, und bat ſie um einige Augenblicke Gehör, welches ſie ihm gern verſagt hätte, wär es mit dem Anſtand nur einigermaſſen verträglich geweſen. Sobald ſie allein waren, ſagte er: „ich bin von allem dem Verdruß unterrichtet, der Ihre königl. Majeſtät bisher gequält hat;

ich weiß, daß die Prinzessinn für den Prinzen von Wallis bestimmt war, daß Ihro Majestät sehnlich wünscht, sie in England zu verehren, und daß ich nur dem Bruch dieser Heurath die Ehre verdanke, von dem Könige zu seinem Schwiegersohn gewählt zu seyn. Ohne Zweifel bin ich sehr glücklich, an eine Fürstinn Anspruch machen zu dürfen, für die ich alle Ehrfurcht, und alle Empfindungen hege, die sie verdient, aber eben diese Empfindungen machen sie mir zu theuer, um sie gegen ihren freien Willen heurathen zu wollen. Ich bitte Ihre Majestät also unterthänigst, mir Ihre Gesinnungen darüber freimüthig zu eröffnen. Sie können versichert seyn, daß ich mein Betragen nach Ihrer Antwort einrichten werde, und durch meinen Bruch mit dem König lieber der unglücklichste der Menschen seyn, als die Prinzessinn unglücklich machen will."

Die Königinn erwartete diese Rede gar nicht; sie besann sich einen Augenblick — da sie aber an des Prinzen Aufrichtigkeit zweifelte, und den Zorn des Königs scheute, antwortete sie: daß sie nichts gegen die Befehle des Königs einzuwenden habe, und sowohl wie ich genöthigt sey, ihnen zu gehorchen.

Den ersten Juni, eines Sonntags Morgens, begab ich mich zur Königinn, wo sich der König sogleich auch einstellte. Er gab mir einen schönen brillanten Ring, den ich am Abend dem Prinzen als Verlöbniß-Ring schenken sollte, auch ein goldenes Gebet schenkte er mir, und wiederholte der Königinn und mir die Ermahnung: die Dinge mit einer guten Art zu thun. Ich speiste allein mit der Königinn; sie war in der heftigsten Bewegung, und sah mich die ganze Zeit mit einem Auge voll Zorn an.

Den Abend um sieben Uhr begaben wir uns in die Prunkzimmer des Schlosses. Die Königinn und alle Prinzessinnen saßen in einem Gemach, das

ausdrüklich dazu bereitet war, und wo niemand auſ-
ſer ihrem Hoſſtaat den Zutritt hatte. Einige Zeit
darauf trat der König mit dem Prinzen herein; der
König in eben ſo heftiger Bewegung, wie meine Mut-
ter, ſo daß er darüber vergaß, das Verlöbniß öffent-
lich in dem dazu beſtimmten Saale zu vollziehen. Er
nahte ſich uns, und ließ uns die Ringe austauſchen;
— ich wollte ihm die Hand küſſen, er umarmte mich
aber, und drükte mich lange heftig weinend an ſeine
Bruſt. Die Königinn empfieng mich mit ihrer ge-
wohnten Kälte. Mein Vater befahl darauf dem Prin-
zen, mir die Hand zu geben, um mich in den, zu
dem Ball bereiteten, Saal zu führen. Gleich bei
unſerm Eintritt ward die Heurath erklärt. Man liebte
mich ſehr in Berlin, und ein jeder hatte mich in Eng-
land vermählt gewünſcht, die Beſtürzung war alſo
allgemein; alle Damen weinten und beeiferten ſich,
mir ſtillſchweigend den Rock zu küſſen, ja ſogar der
König hörte nicht auf, Thränen zu vergieſſen.

Grumblow und Seckendorf ſchwammen indeß in
Freuden, denn ſie hatten einen neuen Streich nach ih-
rer Art vollführt. Mylord Cheſterfield, der engli-
ſche Geſandte in Holland, hatte im Namen ſeines Hr-
fes einen Courier nach Berlin geſchikt, der ſchon am
Morgen dieſes Tages anlangte, aber von Grumblow
und Seckendorf aufgehalten ward, ſo daß ſie dem Kö-
nige erſt des Abends nach vollzogenem Verlöbniß ſeine
Depeſchen überreichten. Der König von England hatte
ſich endlich entſchloſſen, dem Willen meines Vaters
nachzugeben, und ſich mit meiner Heurath mit dem
Prinzen von Wallis, ohne Rükſicht auf die meines
Bruders, zu befriedigen. Dieſe Nachrichten waren ein
Donnerſchlag für den König, allein Grumblow und
Seckendorf fanden doch Mittel, ihn zu beruhigen, und
ihm eine Antwort geben zu laſſen, die ganz nach

ihren Wünschen auffiel, das heißt, eine völlige Weigerung auf alle ihm gethanen Vorschläge enthielt. Meine Mutter erfuhr es erst am folgenden Tag, allein ungeachtet der Antwort des Königs schmeichelte sie sich, meine Heirath noch abzubrechen, sie theilte mir ihren Gedanken mit, und verbot mir auf Gefahr ihres Zorns, weder mit dem Prinzen Heinrich zu sprechen, noch ihm nur Höflichkeit zu erzeigen.

Dieser Fürst war mir ziemlich gleichgültig; ich empfand weder Abneigung noch Liebe zu ihm, aber ich wünschte, ihn bald zu heurathen, um vor der Königinn und allen, die mich ohne Unterlaß plagten, Friede zu haben. Alle, die während des verstorbenen Markgrafen Lebzeiten an seinem Hofe gewesen waren, hörten nicht auf, mir die Pracht und die Vergnügungen zu rühmen, die dort herrschten; sie versicherten, daß er an Reichthum des Geräths und Silberzeugs den Berliner Hof weit übertraf. Das alles machte mich wünschen, bald dort zu seyn, und ich baute die schönsten Luftschlösser von dem stillen, angenehmen Leben, das ich dort führen wollte. So lange ich aber noch bei meiner Mutter seyn würde, beschloß ich, in allen Stücken ihren Befehlen zu folgen, sowohl aus Furcht vor ihr, als um ihren Mißhandlungen nicht ausgesezt zu seyn.

Aber mein böser Stern verfolgte mich, denn ein neuer Dämon hob damals sein Haupt, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Anfang dieser Memoiren sagte ich, daß meine älteste Schwester den Markgrafen von Anspach geheurathet habe, meine zweite Schwester, die Charlotte hieß, war aber mit dem Prinzen Carl von Bevern aus dem Hause Braunschweig, dem Neffen der Kaiserinn, vermählt. Von allen meinen Schwestern liebte ich damals Charlotte am meisten, ich hatte ihr sogar die Liebe meiner Mutter zuzu-

wenden gewuſt, aber ich kannte ihren ſchlechten Karakter, den ich nachmals leider nur zu ſehr erfahren habe, noch gar nicht. Sie hatte viel Verſtand und Lebhaftigkeit, und weil ſie ſich nicht bekümmerte, wenn man ſie ausſchmähte, hatte man ihr den Zunahmen: Ohnеſorgen, gegeben. Das ganze Menſchengeſchlecht galt ihr gleich, ſie rührte nichts als ihre kleine Perſon; ſie war von der beſten Laune, allezeit luſtig und ſo voll Einfälle, daß man ſich hätte recht lachen können; auſſerdem liebkoſend, zuvorkommend, wenn ſie jemanden bedurfte, allein ohne die geringſte Stetigkeit, bitter, ſchmähſüchtig, ſich auf aller Welt Unkoſten beluſtigend, überall das Lächerliche hervorſuchend, falſch, verdublt, eiferſüchtig, eigennüzig. Damals war ſie fünfzehn Jahr alt. Das Anſehen, in dem ich bei der Königinn ſtand, hatte ſie neidiſch gemacht, wie ſie alſo dieſelbe während meines Verhafts nach Muſſerhauſen und Potsdamm begleitete, hatte ſie alles gethan, um ſich bei ihr in Gunſt zu ſezen, und aus Furcht, daß meine Gegenwart ihre Plane vereiteln möchte, that ſie mir ſo viel Schaden, wie möglich, und bemühte ſich noch täglich, die Königinn gegen mich zu erbittern. Ein neuer Umſtand trug noch dazu bei, ſie gegen mich zu waffnen; Prinz Heinrich war ſchöner und hübſcher gewachſen, wie Prinz Carl; er ſcherzte mit ihr, und erzeigte ihr viel Höflichkeit, nach und nach gefiel er ihr, denn ſeine aufgeweckte Gemüthsart war ihr angenehmer, als das Phlegma des Prinzen Carls, der ungeheuer ſchüchtern war.

Nach einigen Tagen giengen wir nach Charlottenburg, einem prächtigen Landhauſe, das die Königinn, meine Großmutter, hat bauen laſſen. Unterwegs war eine groſſe Jagd, zu der der Fürſt von Anhalt mit ſeinen beiden Söhnen, den Prinzen Leopold und Moriz, auch eingeladen waren. Dieſe alle waren

wüthend über meine Heurath, sie hatten sich immer geschmeichelt, ich sollte den Markgrafen von Schwedt heurathen. Prinz Heinrich war ein guter Schüz, er hatte schon mehreres Wildpret erlegt, als ihm ein ungeschikter Büchsenspanner eine ungestellte Flinte reichte; der Schuß fiel, wie er sie in die Hand nahm, und die Kugel streifte des Königs Schläfen. Der Fürst von Anhalt bob diese Unvorsichtigkeit sehr heraus, und Prinz Leopold sagte so laut, daß Prinz Heinrich es hören konnte, daß ein solcher Schuß dem Schüzen verdient hätte, sogleich niedergeschossen zu werden. Prinz Heinrich antwortete derb, und die Sache wäre weiter gegangen, hätte sie der Herzog von Bevern und Seckendorf nicht zu versöhnen gesucht. Der König that, als sei ihm von dem ganzen Vorgang nichts kund, und nachdem die Jagd zu Ende war, sezten wir unsern Weg nach Charlottenburg fort.

Nachmittags fieng die Königinn eine neue Rolle an. Ich weiß nicht, ob sie uns ein Schauspiel darstellen wollte, war das der Fall, so machte es mir wenigstens sehr wenig Vergnügen. Sie machte die Schulmeisterinn, und examinirte den Erbprinzen über seine Studien. „Wissen Sie die alte und neue Geschichte? fragte sie, die Geographie, Mathematik, Philosophie, Malerei, Teutsch?" — Anfangs antwortete er mit einem sehr lakonischen: ja, oder nein; da er aber sah, daß diese Fragen, die man sonst nur den Kindern vorlegt, gar nicht aufhörten, sagte er lachend: ich weiß auch meinen Catechismus und das A. B. C. Diese Antwort machte die Königinn so verwirrt, daß sie nichts mehr zu wissen verlangte.

Einige Tage später kehrten wir nach Berlin zurük. Die grausame Gewalt, welche sich meine Mutter angethan hatte, ihren Zorn vor dem Könige zu bemeistern, zog ihr bei ihrer Rükkehr nach Berlin ein

dreitägiges Fieber zu. In den drei Wochen, die ihre Krankheit dauerte, verließ ich sie keinen Augenblik, und suchte auf alle Weise ihre Gunst wieder zu erlangen. Aber sie war meine zärtliche Mutter nicht mehr. alle ihre Liebe hatte sich in Haß verwandelt, von dem sie mir täglich Beweise gab. Ich speißte oft mit ihren Damen und dem Erb-Prinzen in ihrem Vorzimmer, denn der König war nach Potsdamm gegangen, und alle die fremden Herrschaften nach Hause zurückgekehrt. Während wir am Tische waren, ließ die Königinn mich beobachten, ob ich auch mit dem Prinzen spräche; allein es gelang ihr nicht, mir einen Verwurf machen zu können; er hat mir nachher oft gesagt, daß er in Verzweiflung und mehr wie einmal in Begriff gewesen wäre, alles abzubrechen; allein Herr von Voit, der bei ihm war, hielt ihn zurück. Gewiß war er sehr zu beklagen! alle Welt behandelte ihn übel, alles was er that, suchte man falsch auszulegen, und den ganzen Tag ward er gequält.

Wie meine Mutter hergestellt war, kam der König auf einige Tage nach Berlin, um von da nach Preussen abzureisen. Er kündigte der Königinn an, daß er bei seiner, in sechs Wochen zu erfolgenden, Rükkehr meine Hochzeit vollzieben wollte, und ihr daher Geld zur Besorgung meiner Ausstattung geben würde. Die Königinn wollte sich nicht dazu bequemen, sie sagte, die Zeit sey zu kurz, die Kaufleute mit den nöthigen Waaren nicht versehen, und ohne ein Wunder könnte das nicht geschehen. Auf ihre dringenden Vorstellungen ließ er sich bewegen, meine Hochzeit bis in den November zu verschieben. Mein Vater befahl ihr an, dem Prinzen Heinrich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben, so viel Bälle und Feste zu geben, wie sie wollte, aber besonders mich nicht zu mißhandeln. Plözlich änderte sich der Königinn ganzes Betragen, sie machte dem

Prinzen tausend Liebkosungen, und stellte sich sogar als erzeige sie ihm viel Freundschaft und als mache es ihr Freude, ihn bald zum Schwiegersohn zu haben. Aber dabei kam der Teufel doch nicht zu kurz; mich mißhandelte sie vor wie nach, und es ging kein Tag hin, wo ich nicht Ströme von Thränen vergeß. Auch meine arme Hofmeisterinn litt ihr Theil, sie gab ihr unaufhörlich Schuld, mich zum Gehorsam gegen den König beredet zu haben. sie sagte sie ar einmal zu mir: „Nun? wenn man nun die Sennefeld für todes erklärt hätte, wär denn das Unglück so groß? du bärst doch noch Königinn werden können" Hätte ichs nur wagen dürfen, gern hätte ich ihr gesagt, daß ich nicht wie Agrippina sagen könnte: „man tödte mich, aber er herrsche!" und daß ich lieber tausend Kronen verlieren, wie eine Person, die ich zu schätzen und lieben Ursache hatte, unglücklich sehen wollte. Aber solche Empfindungen waren nicht Mode, und galten für Schwachheit, ich antwortete also nur mit Stillschweigen. Wirklich war meine Lage so traurig, daß sie selbst den Unempfindlichsten Mitleiden einflößte, und ich hätte können mit Alzire sagen:

Mes maux ont ils touché
Les coeurs nés pour la haine?

Wie Grumbkow durch die Namen erfuhr, daß die Königinn sich unaufhörlich bemühte, meine Heurath abzubrechen und mit England wieder anzubinden, und mit Recht fürchtete, daß sie mich so lange mißhandeln würde, bis ich in ihre Absichten einstimmte, beschloß er, sie zu hintergehen. Er warf seine Augen auf den Herrn von Sastet, den Kammerherrn der Königinn, von dem ich schon ehmals gesprochen habe, er trug ihm auf, der Königinn zu hinterbringen, daß es dem König gereue, mich mit dem Prinzen von Baireuth verlobt zu haben, er könne ihn nicht leiden, und sey entschlossen, diese Ver-

bindung bei seiner Rükkehr nach Berlin zu trennen, und mich dem Herzog von Weißenfels zu verloben, den er zum Feldmarschall in seinem Dienst machen wollte. Er habe zwar schon alles gethan, um den Schlag abzuwenden, allein er fürchte sehr das Uebel sei ohne Rettung. Diese vermeinte Eröffnung that die gewünschte Wirkung; die Königinn beschloß, allen zum Troz, den Prinz Heinrich zu beschüzen, begegnete mir weit gütiger, und befahl mir sogar, den Prinzen mit Höflichkeit zu behandeln, weil sie, wie sie sagte, lieber sterben, als mich mit dem Herzoge von Weissenfels verheirathet sehen wollte.

Lange dauerte diese gute Zeit aber doch nicht. Nach des Königs Rükkehr aus Preussen, die kurz darauf erfolgte, sah sie an seinem ganzen Benehmen gar wohl, daß sie Grumbkow hinter das Licht geführt hatte. Wahr ist es, daß ihm Prinz Heinrichs feine Sitten nicht gefielen, er hätte gerne einen rohen Schwiegersohn gehabt, der nur Wein und Soldaten geliebt hätte, er machte den armen Prinzen täglich betrunken, um, wie er sagte, seinen Karakter zu prüfen, und ihn ans Getränk zu gewöhnen. Aber er verlor Zeit und Mühe dabei. Ja er bezeugte sogar Seckendorf und Grumbkow seine Unzufriedenheit darüber, daß er, wie er sagte, ein Jungfernknecht sei, ein Mensch ohne Geist, und dessen Sitten ihm unerträglich wären. Wie diesen Beiden täglich dergleichen Reden wiederholt wurden, ward es ihnen endlich bange, und um den nachtheiligen Eindruck, den des Königs Abneigung haben könnte, abzulenken, schlugen sie dem Prinzen vor, ein preussisches Regiment zu fordern; sie stellten ihm diesen Schritt als das einzige Mittel vor, sich beim König in Gunst zu sezen, und seine Heirath vollziehen zu machen; die englische Nation hörte, wie sie sagten, nicht auf, über die falschen Maasregeln ihres Königs zu murren, der Prinz von Wallis war

in Verzweiflung, mich zu verlieren, und bewegte Himmel und Erde, um meine Heirath mit ihm zu hintertreiben, sie kannten also kein anderes Mittel, um allen den drohenden Unannehmlichkeiten auszuweichen, als den Vorschlag, den sie ihm so eben machten. Prinz Heinrich war sehr in Verlegenheit; der Markgraf sein Vater war ein starrsinniger Mann, er hatte seinem ältesten Sohn nie erlauben wollen, in Kriegsdienst zu gehen; um dieses zu vermeiden, hatte er zwei kaiserliche Regimente abgegeben, welche der Markgraf George Wilhelm auf die Bedingung errichtet hatte, daß eines davon seinem zweiten Sohn, das andere dem General Philippi gehören solle. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er aber doch, Grumbkows und Seckendorfs Rath zu befolgen, und ein Regiment anzunehmen. Der König übergab es ihm einige Tage nachher, und machte ihm zugleich einen goldnen Degen zum Geschenk, so schwer daß man ihn kaum aufheben konnte.

Alle diese Klatschereien ärgerten mich sehr. Ich kannte den König nur zu gut, ich wußte, daß er alle, die in seinen Diensten standen, wie Sklaven ansah, und wußte voraus, er würde den Prinzen, wie meine Brüder und alle andere Prinzen vom Geblüt behandeln, die gar keiner andern Auszeichnung genossen, als ihres Militair-Rangs. Meine Muthmassungen waren nur zu gegründet; eh der König nach Potsdamm zurückkehrte, ließ er dem Erbprinzen zu verstehen geben; er würde wohl thun, sich zu seinem Regiment zu begeben, das in Baserwalk, einem kleinen pommerschen Städtchen lag. Der Prinz mußte gehorchen, und reiste einige Tage nach dem Könige ab. Er war tödtlich betrübt, erhob tausend Klaglieder bei mir über unsre Trennung, und über die Furcht, in welcher er sich befände, ich möchte Abscheu gegen ihn hegen, denn anders konnte er die unerträgliche Kälte meines Betragens nicht

denten. Er fühle ſich, ſagte er, der Ehre nicht wür-
dig, die ihm der König erzeige, aber er verdiene ſie
dennoch durch die Ehrfurcht, die er Zeitlebens für mich
hegen würde. Tauſendmal küßte er mir die Hand,
da ich ihm aber nicht antwortete, bat er mich flehent-
lich, ihm ganz offen zu ſagen, was ich empfände; daß
er in Verzweiflung ſeyn würde, mich unglücklich
zu machen, ſo bald ich Abneigung gegen ihn hätte;
wär ich ihm aber nicht entgegen, ſo hoffte er, ich wür-
de in ſeiner Abweſenheit keinen nachtheiligen Einflüſſen
gegen ihn Gehör geben, er beſchwöre mich alſo, ihm
eine entſcheidende Antwort darauf zu geben. Indem
er ſo ſprach, hatte er Thränen in den Augen und war
bis ins innerſte Herz bewegt. Ich war ſehr in Ver-
legenheit ihm zu antworten, endlich faßte ich mich aber
und ſagte: ich dächte zu gut, und ſchäzte ihn zu ſehr,
um gegen mein ihm gegebenes Wort zu fehlen, er ſolle
alſo in dieſer Rückſicht ganz ruhig ſeyn; allein fügte
ich hinzu, ich hätte gewünſcht, Sie wären nicht in
den königlichen Dienſt getreten, hätten Sie mich zu
Rath gezogen, ſo wär das nie geſchehen. — Man
drohte mir mit Ihrem Verluſt, erwiederte er, und eh
hätte ich alle mögliche Regimenter, und die härteſten
Bedingungen in der Welt angenommen, als mich die-
ſem Unglük unterworfen. — Die Königinn, die in den
Alleen von Montbijou, wo wir uns befanden, ſpazie-
rengegangen war, machte durch ihre Annäherung, die-
ſem Geſpräch, dem meine Hofmeiſterin beiwohnte, ein
Ende.

Frau von Konnken, die Oberhofmeiſterinn der Kö-
niginn, die wahrſcheinlich Abends bei der Tafel lange
Weile hatte, ließ aus ihrem Hauſe ſolche kleine Herz-
chen von Zucker holen, in denen inwendig Verſe ver-
ſteckt ſind. Alle Welt nahm davon, und man gab ſie
ſich einander. Prinz Heinrich gab mir auch eines und

zerbrach es mir in der Hand. Die Königinn fand das ganz unerhört! „ich kenne dich nicht mehr, seit diese verdammte Heirath an dem Brett ist, sagte sie; du hast weder Scheu noch Schaam mehr. Ich bin gestern für dich erröthet, wie dein Pinsel von Prinzen dir das Herz in der Hand zerbrach. Solche Vertraulichkeiten schicken sich nicht, und er hätte besser wissen sollen, was er dir schuldig ist." — Ich antwortete, daß ich die Sache nicht für so wichtig gehalten hätte, um so weniger, da er dergleichen Herzen ja auch in der Hand meiner Schwester Charlotte zerbrochen hätte, ohne daß es ihren Tadel erregte. Dennoch sollte es nicht wieder geschehen. Meine Antwort besänftigte sie nicht, und sie lag damit noch lange meiner Hofmeisterinn in den Ohren, der sie wie einem Hund begegnete.

Vierzehn Tage darauf gingen wir nach Wusterhausen. Die Beschreibung dieses berühmten Orts wird hier nicht am unrechten Orte seyn. Mit unsäglicher Arbeit hatte der König endlich einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das Schloß nicht eher sah, als bis man herab gestiegen war. Dieses Schloß bestand in einem Hauptgebäude, dessen verträglichste Zierde ein alter, ehmals zum Diebeswinkel benutzter Thurm war, denn eine Bande Räuber, denen ehmals dieses Schloß gehörte, hatten ihn gebaut. Es war von einem Erdwall und mit Gräben umgeben, deren Wasser ihrer Schwärze wegen dem Styx glichen und die keineswegs Lavendelwasser ausdünsteten. Ueber diesen Graben war eine Brücke gebaut, die zu dem Hof dieses Pallastes führte. Er hatte zwei einzeln stehende Flügel, deren jeder von zwei schwarzen, und zwei weissen Adlern bewacht wurde. Die Schildwache bestand in zehn oder zwölf grossen Affen, die auf ihren Hintertaten umherspazierten, weil man ihnen die Vordern abgeschnitten hatte. Mitten

im Hof erhob ſich ein Born, aus dem man mit vieler Kunſt einen Springbrunnen gemacht hatte, er war mit einem eiſernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dieſen angenehmen Platz hatte der König zu ſeiner Tabagie auserſehen. Meine Schweſtern und ich waren mit unſerm ganzen Gefolge in zween Zimmer gedrängt, die vielmehr einem Hoſpital als einer fürſtlichen Wohnung ähnlich ſahen. Wie auch das Wetter ſeyn mochte, ſo aß man unter einem Zelte, das von einer groſſen Linde beſchattet war, und wenn es regnete, ſaßen wir zuweilen bis an das halbe Bein im Waſſer. Die Tafel war immer von vier und zwanzig Perſonen, von denen drei Viertel jederzeit faſteten, denn es wurden nie mehr, als ſechs Schüſſeln gegeben, und dieſe waren ſo ſchmal zugeſchnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Menſch ſie mit viel Bequemlichkeit allein aufzehren konnte, den ganzen Tag waren wir in das Zimmer der Königinn eingeſperrt, wir durften nicht einmal friſche Luft ſchöpfen, wenn es auch noch ſo ſchön Wetter war, ſondern muſten, von vielem Sizen und allen unangenehmen Dingen, die wir anhörten, miltſüchtig werden.

Prinz Heinrich kam einige Tage nach uns in dieſen angenehmen Aufenthalt. Meine Schweſter bezeugte ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit, ſie hob nun die Larve, und zeigte, wie ſehr ſie mich haßte. Unaufhörlich brachte ſie die Königinn gegen mich auf, aber für den Prinzen ſuchte ſie dieſelbe einzunehmen. Eines Tages, wie die Königinn mich ſehr übel behandelt hatte, und ich ſehr traurig war, fragte ſie mich um die Urſache? ich ſagte ſie ihr, und ſezte hinzu, daß ich auf die Länge über dieſe Mißhandlungen vor Gram ſterben müßte. Du biſt eine rechte Thörinn, ſagte ſie darauf, wenn ich ſo einen artigen Liebhaber hätte, wie du, ſo lachte ich der Königinn, und ließ ſie brummen, ſo viel

ſie wollte. — Du haſt dich nicht zu beklagen, antwortete ich, der Deine iſt liebenswürdig genug, auſſer dem haſt du keinen Verdruß, ich werde aber von aller Welt geplagt, und der König verläßt mich auch. — Darauf ſagte ſie auf eine muthwillige Weiſe: nun gut! wenn du Prinz Carln ſo liebenswürdig findeſt, ſo laß uns Ringe wechſeln! — ich hielt es für einen Scherz und erwiederte: da ich mich noch in einer glücklichen Gleichgültigkeit befände, wollte ich ſie ihr beide abtreten. Nun ſo gieb mir deinen Ring! wiederholte ſie, und ich gab ihn ihr — darauf zog ſie den, welchen ihr Prinz Carl gegeben hatte, ab, und verbarg ihn, in einem Winkel des Zimmers. Indeſſen näherte ſich die Zeit der Mittags Tafel, und da ich fürchtete, daß der König, der die Augen überall hatte, und über ſolche Kleinigkeiten ſehr abergläubig war, bemerken würde, daß mein Ring mir fehlte, ſo bat ich ſie auf das dringendſte, mir ihn wieder zu geben, aber konnte ſie nicht dazu bewegen, ſie behielt ihn zwei Tage; wie ich nun wahrnahm, daß weder ich, noch meine Hofmeiſterin nichts über ſie gewinnen konnten, wendete ich mich an die Damen, welche es der Königinn ſagte, und auf ihren Verweiß mußte Charlotte mir meinen Ring wieder geben, und den ihrigen wieder an Finger ſtecken. Dieſen Streich verzieh ſie mir nie; ich durfte den Kopf nicht mehr auf die Seite wenden, wo der Prinz war, ſo klagte ſie mich ſogleich bei der Königinn an, daß ich mit ihm liebäugelte.

Grumbkow und Seckendorf hatten indeſſen wohl vorausgeſehen, daß Engelland noch einen Schritt thun würde, um meine Heurath zu hintertreiben. Wir waren in Makenau, einem artigen, nicht weit von Muſterhauſen gelegnen Landſitz, als ſich ein heſſiſcher Oberſter: Doney, verſtellen ließ, — denn der König von Engelland, der ſich keiner abſchlägigen Antwort mehr

aussetzen wollte, hatte dem Prinzen Wilhelm von Hessen die Unterhandlung aufgetragen, der demzufolge diesen Obersten Deney nach Makenau schickte, um meinem Vater sehr annehmliche Vorschläge zu thun. Hätte mein Vater Grumbkow und Seckendorf betriegen wollen, so konnte ihn in diesem Augenblick nichts daran hindern. denn die Sache ward so geheim getrieben, daß sie beide bis diese Stunde nichts davon wissen würden, hätte es ihnen der König nicht selber gesagt. Mein Vater war die ganzen acht Tage, die wir in Makenau zubrachten, von der fürchterlichsten Laune. Die Königinn mußte es entgelten, mit der zankte er von früh bis Abend, und sie schüttete denn alles empfangene wieder brühheiß über mich aus. Unter andern hatte sie auch die Unmenschlichkeit, mich zum Ausgehen zu zwingen, obschon ich ein mit heftigem Fieber begleitetes Geschwür im Halse hatte; das Geschwür brach auf, und ich ward besser. Ich hätte diesen Zufall Seiltänzern zu danken, die ihre Künste im Schloß-Hofe zu Makenau machten, der König und die Königinn schauten ihren Sprüngen aus einem Fenster ihres Zimmers, meine Schwestern, Prinz Heinrich, und ich aus dem andern zu. Er sah diesen Tag sehr traurig aus, und sagte zu mir: „ich bin in Verzweiflung! der heutige und morgende Tag entscheidet mein Schicksal.“ Seine Worte befremdeten mich, aber ich hütete mich wohl, ihn zu fragen, was sie bedeuteten; er nahm also das Wort weiter, und setzte hinzu: „Herr Deney ist im Namen des Königs von Engelland hier, er hat dem Könige neue Vorschläge von Seiten des englischen Hofes gemacht, bis jezt hat der König Seckendorf und Grumbkow ein Geheimniß daraus gemacht, heute Morgen hat er endlich mit ihnen gesprochen. Sie haben ihm die stärksten Vorstellungen gemacht, aber noch scheint er unentschlossen.“ Diese schöne Nachricht mach-

te mich ganz starr, so, daß ich ihm nur mit Stillschweigen antworten konnte. Noch denselben Abend ließ Herr Deney die Königinn unter der Hand von seinen Aufträgen, und den schönen Hoffnungen, welche sie enthielten, benachrichtigen, und der Ausdruck von Nachdenken und Kummer, den sie an Prinz Heinrich wahrnahm, bestärkte sie noch in der Hoffnung, es werde ihr endlich gelingen. Sie war diesen Abend in der bezaubernd̈sten Laune, und erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten, mir war aber ganz anders zu Muthe, ich hatte Neigung für den Prinzen gefaßt, und müde, das Spielwerk des Glückes zu seyn, war ich fest entschlossen, mich keinem Tausche mehr zu unterwerfen.

Den Tag darauf giengen wir nach Wusterhausen zurück, wo mich die Königinn sogleich in ihr Cabinet kommen ließ, um mir die Neuigkeiten des Tages zu erzählen. „Heute, sagte sie, wird deine Heirath gebrochen, und morgen, hoffe ich, reißt Prinz Heinrich ab, denn du hast, glaube ich, kein so niedriges Gemüth, daß du ihn dem Prinzen von Wallis vorziehst.“ Auf mein Stillschweigen setzte sie hinzu: „ich will deine Denkungsart darüber wissen; du mußt dich entschließen, denn ich frage dich nicht ohne Ursache darum; verstehst du mich?“ — Während die Königinn sprach, hatte ich alle Heiligen des Paradieses um Hülfe angefleht — ich weiß nicht, ob sie mir halfen oder mein guter Engel mich erleuchtete? ich faßte endlich Muth und sagte: „ich habe den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorsamt; wie ich ihnen durch meine Nachgiebigkeit gegen den König widerstrebte, und mich für Prinz Heinrich erklärte, that ich es um den Frieden in der Familie herzustellen, Ihre Majestät von dem täglichen Kummer zu befreien, und meinem Bruder seine Freiheit wieder zu schaffen. Meine Neigung hatte bei diesem allen nichts zu thun, denn ich kannte den Prinzen noch nicht;

jezt aber, nun ich Achtung für ihn gefaßt, und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Urſache mit ihm zu brechen, da ſein Karakter und ſeine Perſon auch nicht zu der mindeſten Klage berechtigen." Kaum konnte die Königinn das Ende meiner Rede erwarten, ſie überhäufte mich mit den bitterſten Vorwürfen, und behandelte mich ohne alle Schonung. Meine Thränen floſſen unaufhaltſam, ich ſah mich aufs neue dem Muthwillen des Zufalls unterworfen, und meinen Leiden kein Ende. Dennoch mußte ich mir in des Königs Gegenwart Zwang anlegen. Er hatte ſeit meiner Verlobung kein Wort mehr mit mir geſprochen, mich kaum eines Blickes gewürdigt, auch dieſen Tag war er ſehr übel geſtimmt. Wie Prinz Heinrich des Abends wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder meine Mutter noch Schweſter im Zimmer, er eilte ſehr heiter auf mich zu, küßte mir die Hand und ſagte: „alles geht gut! Herr Deney reißt morgen ſehr unzufrieden ab, denn der König hat alle ihm gethanen Vorſchläge verworfen." — Ich that, als wäre nichts vorgefallen, allein dieſe Worte hatten meinem armen Gemüthe den Frieden wieder gegeben. Einige Stunden darauf erfuhr die Königinn die gleiche Nachricht, ſie war darüber in Verzweiflung, und ich mußte wieder die Zeche bezahlen.

Der König hatte meine Schweſter, und den Markgrafen von Anſpach zu meiner Hochzeit eingeladen. Wie man ſie acht Tage nach dieſem Vorfalle in Muſterhauſen erwartete, ritt ihnen der König entgegen, und führte meine Schweſter ſogleich nach ihrer Ankunft in das Zimmer der Königinn. Wir erkannten ſie faſt nicht mehr! ſie war ſehr ſchön geweſen, nun war das vorbei, ihre Haut war gänzlich verderben, und ihr ganzes Betragen verändert. Die Königinn hatte ſie nie leiden können, und ſeit ich bei dem Könige in Ungnade war,

hatte sie bei ihm meinen Platz eingenommen. Er liebkoßte sie auf alle Weise, nennte sie einmal über das andere Königliche Hoheit, so daß die Königinn, die es nicht leiden konnte, wenn man jemand andern wie ihr schön that, höchst beleidigt ward, ohne es sich jedoch merken lassen zu dürfen. Meine Schwester war sehr liebreich gegen mich, und ich that alles Mögliche, um ihr meine Freude über unser Wiedersehen zu bezeugen. Nach Tisch führte sie der König in ihre Kammer, denn man kann ein kleines Loch unter dem Dache nicht Zimmer nennen, und wie man ihr meldete, daß ihre Kammerfrauen noch nicht angelangt wären, sagte er, indem er auf mich zeigte: „Deine Schwester kann die Kammerfrauendienste thun, sie taugt ohnehin zu sonst nichts.“ Ich blieb bei diesen Worten wie eingewurzelt; eine solche Behandlung hatte ich nicht verdient, dennoch bemeisterte ich mich, und begab mich bald nach dem Könige hinweg. Bei meiner Ankunft in mein Zimmer vergoß ich einen Strom von Thränen, meine kleine Eigenliebe war bitter gekränkt; indem der König meine Schwester über mich stellte, that er Unrecht, denn ich war die älteste, und es kam ihr nicht zu. Die Königinn war sehr erzürnt darüber, allein ihre Vorstellungen hatten wenig Gewicht, es blieb also, wie es war.

Vierzehn Tage nach meiner Schwester Ankunft, kehrten wir nach Berlin zurück. Der König hatte die Herzoginn von Sachsen-Meiningen, die Tochter des Churfürsten Friedrich Wilhelm, den Herzog, die Herzoginn und den Prinzen Carl von Bevern, und den Markgrafen von Bayreuth, meinen künftigen Schwiegervater eingeladen. Die Herzoginn von Meiningen kam zuerst an; diese Prinzeßinn hatte drei Männer gehabt; den Herzog von Curland, den Markgrafen Christian Ernest von Bayreuth, und nun war sie Wittwe von dem Herzog von Meiningen. In ihrer Jugend hatte sie sehr

gern gefallen, und man hätte keine bessere Schauspielerinn finden können, wie sie, besonders in Karakter-Rollen, die waren ihr angeboren. Ihr rundes Angesicht und eine Dicke, die sie beinahe am Gehen hinderte, deuteten hinlänglich an, daß ihr die Freuden der Tafel am liebsten wären; sie betrug sich auf eine freche, gemeine Art; und obschon in die sechzig, war sie ausgepuzt wie ein junges Mädchen, dadurch ward sie noch lächerlicher; mit Edelsteinen bedeckt, und mit tausend Schnurrpfeifereien geschmückt, sah sie aus wie ein Festaltar. Die Königinn war genöthigt, ihr den ersten Besuch zu machen; wie sie hinging, befahl sie mir, mich von ihrer Rückkehr benachrichtigen zu lassen, um ihr dann auch aufzuwarten. Ich gehorchte; es war spät, und die Königinn hielt diesen Tag Appartement. Wie ich mich dahin verfügte, fand ich sie beschäfftigt, die Anwesenden zu unterhalten, wie sie mich sah, fragte sie mich, aber zornig: woher ich käme? — Von der Herzoginn, antwortete ich. — Wie? und auf wessen Befehl? — Auf den Befehl Ihrer Majestät? erwiederte ich. — „Auf den meinen? rief sie, ich habe dir nie befohlen, Niederträchtigkeiten zu begehen, noch Dinge, die unter deiner Würde sind; allein seit einiger Zeit bist du dergleichen so gewohnt, daß es mich nicht mehr wundert.“ Diesen Verweiß machte sie mir ganz laut, im Angesicht des ganzen Hofes — alle Welt nahm Aergerniß daran, und beklagte mich im Stillen, ich war aufs Aeusserste gebracht, und mußte dennoch meine Fassung behalten.

Der König kam zu gleicher Zeit mit dem Beverschen Hofe an, und wenige Zeit darauf, der Markgraf von Bayreuth. Da ich den Faden der Geschichte nicht unterbrechen will, verspar ich sein Gemählde auf eine andere Zeit. Er ward mir bei der Königinn vorgestellt, wo er mir Complimente und Freundschaftsversicherungen ohne Ende machte. Da meine Hochzeit drei Tage

darauf, am zwanzigsten November, vor sich gehen sollte, gestattete die Königinn ihm und seinem Sohne freien Zutritt zu mir, sie konnten diese Erlaubniß aber wenig benuzen, denn ich war den ganzen Tag bei der Königinn, und sprach sie des Abends nur einen Augenblick in aller Welt Beisein, in meinen Zimmern, so daß ich sie nicht genau kennen lernen konnte.

Den zwanzigsten begab ich mich in Nachtkleidung zu dem Könige; er sagte mir, daß ich der, allen Prinzessinnen, die sich vereblichen wollten, gewöhnlichen Ceremonie mich unterziehen müsse: der Entsagung der Allodialgüter. Da ich von dieser Förmlichkeit benachrichtigt war, befremdete sie mich nicht; ich folgte dem König und der Königinn in ein Zimmer, wo ich die beiden Markgrafen Vater und Sohn fand, wie auch Grumbkow, Thulemaier und Podewils, und Herrn von Voit, den Bayreuther Staatsminister. Man las mir die Eidesformel vor, die des Inhalts war: daß ich während Lebzeiten meiner Brüder und ihrer Nachkommenschaft allen Allodialgütern entsagte, aber im Fall ihres Absterbens in mein volles Erbrecht wieder einträte, ausgenommen der Ansprüche des Prinzen Heinrich auf die Länder von Jülich und Bergen. Ich stand keinen Augenblick an, diesen Schwur abzulegen, allein nach diesem ersten Artikel folgte ein anderer, der mich ins äusserste Erstaunen sezte, und den ich, da man mich gar nicht vorbereitet hatte, gar nicht vorher sah — er enthielt eine vollständige Verzichtleistung auf alle Güter der Königinn, im Fall sie ohne ein Testament zu machen, mit Tode abging. Anstatt auf jeden Artikel mit den Worten zu antworten, so mir Gott helfe! — blieb ich ganz stumm, und hob auch die beiden Finger der rechten Hand nicht auf, wie es die Gewohnheit in solchen Fällen erfordert. Der König, der bis dahin keinen Blick von mir gewendet hatte, trat jezt zu mir, umarmte mich, und sagte mit Thränen in den Augen: du mußt dich dieser harten Bedingung unter-

werfen, meine liebe Tochter! die Markgräfinn von Anſpach hat daſſelbe gethan, — es iſt eine bloſſe Förmlichkeit, und deine Mutter hat ja jeden Augenblik Freiheit, ein Teſtament zu machen, wie ſie es will. — Dieſe Worte tröſteten mich nicht ſehr! ich küßte dem Könige die Hand und ſagte: er hätte mir auf das Feierlichſte verſprochen, für mich zu ſorgen, ich könnte alſo nicht glauben, daß er mich mit ſo viel Härte behandeln wolle. Er veränderte die Farbe, und ſagte: es ſei keine Zeit, Einwürfe zu machen; wollte ich nicht gutwillig unterſchreiben, ſo würde er mich dazu zwingen, ich ſolle alſo meinen Entſchluß darüber nehmen. Dieſes alles ward ganz leiſe geſprochen, und der König führte mich an den Tiſch, wo ich das saubere Aktenſtük unterſchreiben mußte. Darauf liebkoßte er mich auf das Zärtlichſte für die Willfährigkeit gegen ſeinen Willen, und gab mir die ſchönſten Verſprechungen, die er eben ſo wenig zu halten gedachte, als ich den eben abgelegten Eid. Nachher ſezte man ſich zu Tiſch, bei dem niemand zugegen war wie der König, die Königinn, meine zwei älteſten Schweſtern, die Herzoginn von Bevern und Prinz Heinrich, die andern Herrſchaften waren in der Stadt eingeladen.

Nach der Tafel fieng man an, mich zu putzen. Ich hatte ſo viele Kammerfrauen, die Königinn an ihrer Spize, daß die eine verdarb, was die andere aufgebaut hatte. Die Königinn zog alles, ſo viel möglich, in die Länge, ohne daß ich die Urſache begriff, bis ich, nachdem ihr der König zu wiederholten Malen befohlen hatte, ein Ende zu machen, endlich nach vier Stunden Arbeit ausſah, wie eine Närrinn. Ich hatte eine brillantene Krone von ſechs Bogen auf dem Kopfe, und vier und zwanzig lange Locken daran herunterhängen, die mir den Kopf dergeſtalt zogen, daß ich ihn nicht gerade halten konnte. Mein Kleid

war eine Hofrobe von reichem Silberſtoff mit einem goldnen Netze, der Schlepp, zwölf Ellen lang, ward von meinen beiden Damen, und zween Damen der Königinn getragen. Meine Hofmeiſterinn ward an dieſem Tage zur Aebtiſſinn von Wolmirſtätten ernannt, und der König hieng ihr das Ordenskreuz ſelbſt um den Hals.

Wir begaben uns alle in die groſſen Zimmer des Schloſſes. Ich glaube, eine kleine Beſchreibung dieſer Zimmer wird nicht unwillkommen ſeyn. Sie beſtanden in einer Folge von ſechs groſſen Gemächern, die an einen Saal ſtieſſen, der ſich ſowohl durch die Pracht der Bauart, als der Schilderein auszeichnete. Von dieſem Saal trat man in mehrere groſſe Zimmer, die ſich endlich in eine Gallerie endigten, die mit Gemählden von den größten Meiſtern ausgeziert war; dann kam wieder eine Reihe groſſer Zimmer, die abermals ein groſſer Saal beſchloß. Das alles iſt nichts Auſſerordentliches, beſonders in dem Hauſe eines Königs; allein die ungeheuern ſilbernen Geräthſchaften, welche dirſe Zimmer verzierten, gaben ihnen einen unſchätzbaren Werth. Wie der König die Pracht des Königs von Polen in Dresden geſehen hatte, wollte er ſie noch übertreffen, er fiel alſo auf eine ganz neue Art von Aufwand; er lieſt Spiegelrahmen verfertigen von ſechs bis ſieben Fuß Höhe, welche zwanzig Mann nicht fortbringen konnten, unter jedem dieſer Spiegel ſtand ein gediegener Tiſch, an dem zwölf Perſonen bequem ſpeiſen konnten. Die Wandleuchter waren vier Fuß groß, und die Kronleuchter hatten den innern Werth von 10.000 bis 100,000 Thalern; die Gueridons waren ſieben Fuß hoch. Beide Säle waren mit Schenktiſchen geziert, von denen das geringſte Gefäß zwölftauſend Thaler werth war; der Balkon von einem dieſer Säle war von demſelben Metall, und al-

les mit Kunſt und Geſchmak gearbeitet. Man konnte in allen dieſen Zimmern nur Altarkerzen brennen, die zum Erſticken rauchten, und Geſicht und Kleider aller Anweſenden ſchwarz färbten. Der Werth aller dieſer Reichthümer ward auf ſechs Millionen geſchäzt.

Der lezte dieſer Säle war zur Einſegnung meiner Ehe zubereitet. Zu dem Endzwek hatte man einen Thronhimmel von karmoſinrothem Sammt mit goldenen Crepinen aufgerichtet, unter dem der Trautiſch ſtand. Nach der Einſegnung wurde eine dreimalige Canonenſalve gegeben; alle Geſandte, auſſer dem engliſchen, waren zugegen, und der Markgraf von Schwedt mußte ſich auf des Königs Befehl dabei einfinden. Man kann leicht denken, daß der lezere ein trübſeliges Geſicht machte, und ziemlich wenig Faſſung haben konnte. Nachdem ich dem König meinen Salamalek verrichtet und alle Glükwünſchungen angenommen hatte, mußte ich mich neben die Königinn unter den Thronhimmel ſetzen, und Prinz Heinrich eröffnete mit meiner Schweſter von Anſpach den Ball. Er dauerte nur eine Stunde, worauf man zur Tafel gieng. Ich behauptete das obere Ende der Tafel; der König ſaß neben dem Prinzen, und der Markgraf mein Schwiegervater neben mir. Der König fand ſeine Freude daran, den Prinzen betrunken zu machen, er mußte ihm mit aller Gewalt Beſcheid thun. Eine meiner Damen, und eine der Königinn blieben die ganze Zeit hinter meinem Stuhl ſtehen, eben ſo auch zwei Cavaliere des Königs, und zwei, die zu meinem eignen Hofſtaat gehörten. Der eine der erſten hieß Herr von Breiche, der andere Major..... Die andern beiden waren mein Ober-Kammerherr, Herr von Veit, und der Kammerherr von Pindemann.

Nach der Tafel, die zwei Stunden dauerte, begaben wir uns in den erſten Saal zurück, wo der Ta-

tkeltanz begonnen ward. Dieser Tanz wird mit Gepränge aufgeführt. Alle Hofmarschälle gehen mit ihren grossen Stäben voraus, die Generallieutenants folgen mit den Fackeln, dann kommen die Brautleute, man macht zweimal einen Kreis durch das Zimmer, dann nimmt die Braut jeden Prinzen allzeit nach seinem Range, hat sie mit der ganzen Reihe getanzt, so nimmt der Bräutigam ihren Plaz, und tanzt eben so mit den Prinzessinnen. Sobald der Tanz beendigt war, kleidete man mich, dem Ceremoniel gemäß aus. Die Königinn gab mir nur das Hemd, obschon sie mich ganz aus, und auch wieder an hätte kleiden sollen. Darauf legte man mich auf ein karmosinrothes mit Perlen gestiktes Bett. Alle Herrschaften, ausser denen von Braunschweig und Anspach, so wie alle Damen aus der Stadt, nahmen dann Abschied von mir. Die Königinn konnte sich nicht enthalten, mir im Vorbeigehen noch einige harte Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn an dem heutigen Tage war ein Courier von England mit so vortheilhaften Vorschlägen angelangt, daß meine Heurath, wäre er nur um vier und zwanzig Stunden früher eingetroffen, gewiß rückgängig geworden wäre.

Ich kann hier einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die mich nicht von meinem Gegenstande entfernen sollen. Man wird sich erinnern, daß England am Tag meiner Verlobung eben solche Anerbietungen hatte machen lassen, als am Tage meiner Hochzeit. Ich habe stets den Verdacht gehabt, daß diesem eine falsche Politik Englands zum Grunde gelegen habe. Der König hatte die Heurath seines Sohnes nie gerne gesehen, er wollte eine Schwiegertochter von beschränktem Geiste, die sich in kein Geschäft mischen könnte; ich weiß nicht, ob man ihm meinen Geist umfassender geschildert hatte, wie er ist, aber seine Abneigung grün-

bete ſich auf die Furcht, ich möchte, an einem ſo intri-
ganten Hofe wie der Berliner erzogen, dieſelben Grund-
ſätze eingeſogen haben. Welches aber auch die Urſache
ſey, ſo war er mir allezeit entgegen geweſen. Der
Prinz von Wallis und die ganze Nation wünſchte da-
gegen dieſe Verbindung ſehr eifrig. Um ſich nun über
den Bruch der beiden Höfe zu entſchuldigen, hatte
der König nicht umhin gekonnt, alle ſchon erwähnten
Schritte zu thun, aber er maß ſie immer ſo gut ab,
daß ſie nie zu einer Entſcheidung führen konnten. Von
der andern Seite hatte mein Vater, wie ich ſeitdem er-
fahren habe, die Heirath mit dem Prinzen von Bay-
reuth nie gewünſcht, nur die Verſicherungen von Se-
ckendorf und Grumbkow, daß dieſes das einzige Mit-
tel ſey, England zu einer günſtigen Erklärung für die
einfache Heirath zu bringen, hatte ihn dazu vermocht.
Der Markgraf von Bayreuth war auch wüthend über
die Heirath ſeines Sohnes, zum Theil aus Eiferſucht,
zum Theil aus Urſachen, die ich weiter unten aus ein-
ander ſetzen werde. So ſah ich mich alſo gegen den
Willen des Königs, der Königinn und meines Schwie-
gervaters verheirathet, und alle drei ſtellten ſich dem-
noch, als wenn ſie ſehr zufrieden damit wären. Wenn
ich das alles bedenke, kann ich das Schikſal nicht ge-
nug bewundern, und ich geſtehe, daß meine Philoſo-
phie zuweilen den Gedanken, welche die Erfahrung
mir über dieſen Gegenſtand eingiebt, Plaz machen
muß. Doch ich breche meine Betrachtungen ab; wol-
te ich mich allen denen überlaſſen, die ich über die ver-
ſchiednen Lagen meines Lebens gemacht habe, und noch
mache, ſo wüchſen dieſe Memoiren zu Foliobänden an.

Ich habe ſeit meiner Freilaſſung nie von meinem
Bruder geſprochen, um den Faden der Geſchichte nicht
zu unterbrechen. Der König hatte ihm die Stadt Kü-
ſtrin zum Gefängniß angewieſen; um ihn zu demüthi-

gen, ließ er ihm nicht die Uniform ſeines Regiments wieder geben, ſondern befahl ihm, ein ganz einfärbiges franzöſiſches Kleid zu tragen, was er für einen Schimpf anſah. Mein Bruder ließ es nach dem Muſter deſſen machen, welches Katt an dem Tage ſeiner Hinrichtung trug. Weiter befahl der König, daß er täglich in dem Range eines Auscultator im Finanzdirektorium arbeiten ſolle. Dieſen Poſten giebt man gewöhnlich jungen Leuten, die ſich unterrichten wollen; ſie haben täglich freien Zutritt in dem Direktorium, ſind Zeuge aller Beſchlüſſe, die genommen werden, ohne jedoch je mit zu ſtimmen, und wenn ſie eine Zeitlang ſo fortgegangen ſind, werden ſie befördert. Dieſer Poſten iſt ſehr gering, und wird nur dem kleinen Adel oder dem Bürgerſtande gegeben. Wir ſchrieben uns zuweilen; der Major Sonnsfeld, der Bruder meiner Hofmeiſterinn beſorgte unſere Briefe. Ich hatte das Verſprechen, welches mir der König durch Grumbkow gegeben hatte, den Prinzen ſogleich nach meiner Hochzeit in Freiheit zu ſetzen, nicht vergeſſen; jezt trug ich Herrn von Saſtot auf, den lezteren zu erinnern, daß er den König aus allen Kräften auffordern ſollte, ſein Wort zu halten. Grumbkow ließ mir ſagen, daß ich ohne Sorge ſeyn ſollte, indem er zu ſeiner Zeit unfehlbar mit dem Könige ſprechen werde.

Die erſten zwei Tage nach meiner Hochzeit verſtrichen ſehr ruhig. Abends war Spiel bei der Königinn, ihre finſtere Laune nahm zu, ſie konnte mich nicht mehr ausſtehen. Der Markgraf von Anſpach, ein ſehr ſchlecht erzogener junger Prinz, der ſich auf unſre Unkoſten bei ihr in Gunſt ſezen wollte, ſchürte das Feuer noch an, und brachte ihr über Prinz Heinrich und mich die albernſten Mährchen bei. Die beiden Länder von Bayreuth und Anſpach grenzen an einander, und ſind beide zu ihrem größten Nachtheil

jederzeit eines dem andern gehäſſig geweſen, da ſie doch, im Fall die männliche Linie des einen Hauſes erlöſcht, einander zufallen. Anſpach war über die, ſo eben von Bayreuth eingegangene, Verbindung ſehr unzufrieden, gar nicht aus politiſchen Gründen, ſondern aus bloſſer Eiferſucht.

Den drei und zwanzigſten gab der König in den Prunkzimmern des Schloſſes einen groſſen Ball. Da ich den Tanz ſehr liebte, that ich mir recht etwas zu Gute, ſo daß Grumbkow, mit dem ich tanzte, mir verſchiedne Mal ſagte: „Ihre königliche Hoheit iſt dergeſtalt mit dem Balle beſchäftigt, daß ſie gar nicht ſieht, was um ſie her vorgeht.“ — Ich fragte ihn endlich, was denn zu ſehen ſey? — „Mein Gott, antwortete er, endigen Sie doch den Tanz! Sie ſcheinen heute von der Tarantel geſtochen — umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort ſteht.“ — Ich gerieth vor Freuden ſo auſſer mir, daß ich, ohne ſeine Unterſtützung, der Länge nach hingeſtürzt wäre. Endlich fand ich dieſen theuren Bruder neben dem Spiel der Königinn, und ſchloß ihn in meine Arme. Ich war wie närriſch, weinte, lachte und ſchwatzte das verworrenſte Zeug. Sobald dieſer erſte Augenblik vorüber war, warf ich mich dem Könige zu Füßen, und ſagte ihm in meiner Dankbarkeit ſo viel rührende und zärtliche Dinge, daß er anfieng zu weinen. Dieſes gab der ganzen Geſellſchaft das Zeichen, man ſah nichts mehr wie Schnupftücher, ſo daß es ein vollſtändiges Trauerſpiel ward. Mein Bruder hatte ſich ſo verändert, daß er mir, hätte man ihn mir nicht gezeigt, unkenntlich geweſen wäre. Er war nicht gewachſen, ſein vieler Kummer hatte ihn ungeheuer fett gemacht, die ehemalige Gelenkigkeit ſeines Körpers war verſchwunden, er war breitſchulterig, und der Kopf ſtak ihm in den Schultern — er war nicht mehr ſo

schön wie sonst. Ich konnte gar nicht aufhören, ihn zu liebkosen, und die Freude zu bezeigen, die mir seine Rückkehr machte, er antwortete aber mit ziemlicher Kälte und sehr wenig Worten. Ich stellte ihm den Erbprinzen vor; er sagte ihm kein Wort. Dieses Betragen befremdete und beunruhigte mich, ich durfte ihn aber nicht um dessen Ursache fragen, denn der König beobachtete uns zu sehr. Die Königinn schien ziemlich froh, ihn zu sehen, aber es fehlte viel, daß ihre Freude der meinigen geglichen hätte. Sie hat nie eines ihrer Kinder geliebt. Sie nahm nur insofern Theil an ihnen, wie sie zum Werkzeug ihrer Größe und ihres Eigennutzes dienen konnten. Die Verbindlichkeit, die mein Bruder mir bei seiner Versöhnung mit meinem Vater hatte, verminderte ihre Freude, wäre sie allein dabei thätig gewesen, so hätte sie sich ganz anders bezeigt.

Endlich looste man, und sezte sich zu Tisch; an dem vierhundert Paar, lauter Leute von Stande speißten. Der König befand sich nicht dabei, er speißte mit meinem Bruder selbander. Wie die Tafel aufgehoben ward, sagte mir Grumbkow, daß mein Bruder seine Sache durch die Kälte, mit welcher er mich empfangen habe, verderbe. „Sie mißfalle dem Könige, sagte er, denn er könne nur von zwei Dingen eines daraus folgern — entweder thue er sich Zwang an, und dann wäre dieses Mißtrauen sehr beleidigend gegen den König; oder er sey wirklich gleichgültig — dann verrathe er ein sehr schlechtes Herz. Sie hingegen, Ihro Hoheit, haben sich sehr gut betragen. Sie haben Ihr Herz ganz offen gezeigt, und damit dem Könige Freude gemacht. Fahren Sie so fort. Sprechen Sie keck mit dem Kronprinzen, sagen Sie ihm, er soll offen und ohne Umschweif handeln; das ist die einzige Art, fortan den Frieden in der Familie zu er-

halten. „Sein Rath war im Grunde g[illegible]. Der Ball fieng wieder an. Ich theilte meinem Br[illegible]er Grumbkows Bemerkungen mit, und fügte einige gelinde Vorwürfe über seine Veränderung gegen mich hinzu. Er antwortete mir, er sey stets der Alte, habe aber Ursachen, also zu handeln. Den Tag darauf schikte ihn der König zu mir, wo er über eine Stunde blieb, und wir uns gegenseitig alle unsre Begegnisse mittheilten. Er war sehr verlegen und links mit mir, und alle seine Betheuerungen schienen erzwungen und studiert. Verschiedne Male musterte er Prinz Heinrich mit den Augen, und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten. Ich war ganz irre an ihm; ich erkannte gar nicht mehr den geliebten Bruder in ihm, der mich so viele Thränen gekostet, für den ich so viel aufgeopfert hatte. Doch suchte ichs zu verhehlen, und behielt meinen alten Ton gegen ihn. Der König gab ihm an diesem Tag ein Infanterie-Regiment, und schikte ihm Degen und Uniform wieder zu; er bestimmte ihm auch ein gewisses Jahrgehalt, und wies ihm Ruppin, wo sein Regiment lag, zum Wohnort an.

Es wurden während seines Aufenthalts in Berlin noch verschiedene Bälle gegeben, die übrigen Abende war bei der Königinn Spiel, allein die Prinzen mußten den König in seine Tabagie begleiten, die sie erst Abends zur Tafelzeit verliessen, um zur Königinn zu gehen. Ich habe die Gehässigkeit des Markgrafen von Anspach gegen Prinz Heinrich schon erwähnt. Seit meiner Hochzeit hatte sie nur zugenommen, und eines Abends liess er sich beikommen, in der Tabagie über einen, dem Prinz Heinrich sehr empfindlichen, Gegenstand, einige sehr unüberlegte Reden fallen zu lassen. Sie betrafen des Erbprinzen Mutter, eine Prinzessinn von Holstein, die schon lange von dem Markgrafen sei-

dem Vater ge[illegible], in einer anſpachiſchen Feſtung eingeſperrt war, wo ſie ſtreng bewacht wurde. Sie war ein Bischen verrükt, und hatte eine Menge unkluge Streiche gemacht, von denen der geringſte die ihr angediehene Behandlung verdiente. Einige bittere Scherze über ihre Abenteuer mußten Prinz Heinrich entrüſten, er antwortete aber nur: daß er des Königs Gegenwart zu ſehr ehre, um auf dieſe Reden, wie ſie es verdienten, zu antworten, aber die gelegene Zeit dazu deshalb nicht verſäumen würde. Der Herzog von Bevern und ſein Sohn, die ſich gegenwärtig befanden, verſuchten ſogleich, ſie zu verſöhnen, und die Sache blieb dabei. Sobald Prinz Heinrich bei der Königinn eintrat, ſah ich, daß er verſtimmt war, wollte ihn aber doch nicht eher um die Veranlaſſung fragen, als Abends, wie wir allein waren. Es koſtete mir viel Mühe, ihn beichten zu machen, und man kann leicht denken, wie mich dieſe ganze Sache bekümmerte. Ich ſtellte ihm vor, welche nachtheilige Folgen dieſer Streit nach ſich ziehen könnte, einmal konnte es an eine Kataſtrophe erinnern, die ihm und ſeinem Vater ſehr empfindlich ſeyn mußte, und die jezt in Vergeſſenheit geſunken war; weiter war ſein Gegner ſein Schwager, und ein Fürſt ohne Erben, nach deſſen Tode ſein Land ihm zufiel; hätte nun irgend ein Zufall ſtatt, ſo ſezte ſich Prinz Heinrich den nachtheiligſten Urtheilen aus. Anfangs verhinderte ihn ſein Zorn, meine Gründe zu hören, alles, was ich erhalten konnte, war das Verſprechen, bis zum folgenden Morgen nichts zu übereilen.

Der Herzog von Bevern hatte indeſſen den Markgrafen von Bayreuth von dem ganzen Vorfall unterrichtet; dieſer kam am Morgen zu mir, und hatte eine lange Unterredung mit ſeinem Sohn, in welcher er ihm alle, von mir angeführte, Gründe wiederholte,

Dabei beruhte es bis zum Abend. Alle Welt rieth mir, dem Markgrafen von Anſpach den Kopf zu waſchen, und beide Gegner dann zu verſöhnen. Der Herzog von Bevern, ſeine Gemahlinn und viele andere unterhielten ſich mit mir über dieſe Sache, als meine Schweſter von Anſpach, die ſchon unterrichtet war, jezt aber uns behorcht hatte, mit offenen Armen auf mich zu kam — „ich bin in Verzweiflung über das Geſchehene, rief ſie; mein Gemahl hat durchaus Unrecht, ich bitte in ſeinem Namen, ihm dieſen dummen Streich zu verzeihen, und werde ihn tüchtig abputzen. —" Ich ſagte ihr, daß es mir leid ſey, daß ſie unſere Unterredung angehört habe, daß der Zwieſpalt zwiſchen unſern Männern meine Zärtlichkeit für ſie nicht vermindern würde, daß ich ſie aber bäte, ſich nicht in die Sache zu miſchen, indem ſie ſie nur ſchlimmer, und ſich ſelbſt Verdruß machen würde. Sie lebte nämlich damals mit dem Markgrafen wie Hund und Katze, — auf meine dringende Vorſtellung verſprach ſie mir endlich, ſich ruhig zu verhalten.

Nach der Abendtafel knüpfte ich mit dem Markgrafen ein Geſpräch an; ich wollte einige Vorrede machen, meine Schweſter ließ mir aber nicht Zeit dazu, ſondern wuſch ihm waidlich den Kopf. Er erhob die Stimme und antwortete ihr ziemlich rauh; Prinz Heinrich, der ſich einbildete, die Rede habe ihm gegolten, gab Gleiches mit Gleichem zurük; er kam herbei, um den Markgrafen zur Verantwortung zu ziehen, und drohte, ihn ins Camin zu werfen, wo er nach Gefallen röſten ſollte. Der arme Menſch fürchtete ſich; man führte ihn in das Audienzzimmer der Königinn, wo dieſe mit groſſen Schritten auf und ab gieng, und that, als wüßte ſie von gar nichts. Der Prinz verſteckte ſich hinter einen Vorhang, und weinte bitterlich, bis die Herzoginn von Bevern, die ihm nach-

gegangen war, wie eine gute Kindermuhme ihn tröste te und versicherte: Prinz Heinrich wollte ihn nicht todtschlagen. Um diesen hatten sich indessen sein Vater, der Prinz von Bevern und mein Bruder versammelt, und konnten sich des Lachens nicht enthalten über die Einfälle, die er über das Betragen seines Gegners vorbrachte, denn er behauptete, der Kleine müsse die Ruthe haben, damit er das Weinen liesse. Da sie aber doch fürchteten, daß diese Reden Folgen haben könnten, führten sie ihn in sein Zimmer. Mit dem Markgrafen von Anspach machte man es eben so — der ergoß seinen Zorn aber in einen Durchfall und Erbrechen, die ihm beinahe das Leben gekostet hätten. Wie diese heftige Ausleerungen ihm die Galle vertrieben, und ihn in einen ruhigern Zustand versezt hatten, mochte er die Gefahr, der er ausgesezt war, erst recht überlegen, und beschloß also, sich mit Prinz Heinrich zu versöhnen. Dem zu Folge trug er dem Herzog von Bevern auf, ihm Entschuldigungen zu machen, die Prinz Heinrich auch annahm. Er umarmte den Markgrafen, und hat nie wieder dergleichen Auftritte mit ihm gehabt.

Einige Tage darauf reiste mein Bruder ab. Obschon seine Freundschaft für mich erkältet schien, nahmen wir doch einen herzlichen Abschied von einander. — Mir that diese Trennung unendlich weh.

Mein ganzes Bestreben gieng nun dahin, meines Vaters Gunst wieder zu gewinnen, denn mit der Königinn war alle Mühe vergebens — von ihrem Unwillen gegen mich spreche ich gar nicht mehr. Oeffentlich mußte sie sich jezt ein Bischen vorsehen, aber deste mehr litt ich in ihrer Nähe. Ich wußte, daß man dem Könige kein gröfferes Vergnügen machen konnte, als indem man ihm solche Titanssöhne verschaffte, oder vielmehr solche ungeheure Colossen, die

er in sein Potsdammer Regiment stecken konnte — aber grosse Menschen wachsen nicht wie Pilze; es war mir unmöglich, dergleichen zu finden. Eine zweite Art, ihn zu gewinnen, bestand darinn, daß man ihm und seinen Günstlingen zu essen gab und volle Gläser einschenkte. Ich beschloß also, ihn zu gastiren. In meinem Leben habe ich ihn nicht so guter Laune gesehen! Er liebkoßte mich und Prinz Heinrich auf das Herzlichste, und wollte durchaus den ganzen Tag bei mir bleiben. Abends bestand er darauf, daß Ball seyn sollte, und ließ alle Prinzessinnen vom Geblüt, und viele Damen aus der Stadt dazu einladen, er selbst eröffnete ihn mit mir und tanzte — was er noch nie gethan hatte — mit allen Damen.

Den siebzehnten Dezember gieng er mit allen Prinzen von der Familie und Fremden, nach Rauen, um einigen grossen Wilde-Schweinsjagden beizuwohnen, die in jener Gegend gegeben werden sollten; sie kehrten erst am ein und zwanzigsten nach Berlin zurük. Der Markgraf von Anspach, der noch immer einen Groll gegen den Erbprinzen, der auch von der Jagdgesellschaft gewesen war, behalten hatte, beschloß, ihm einen neuen Streich zu spielen. Gleich nach seiner Rükkunft begab er sich zur Königinn, und weil er ihr Zuträger war, fragte sie ihn sogleich, was sich alles in Rauen zugetragen? worauf er denn Gelegenheit fand, Prinz Heinrich zu verläumden, indem er ihr glauben machte, er sey in die niedrigsten Ausschweifungen versunken, und habe alle Nächte mit den Bedienten und Wirthshaus-Mägden mit Trinken zugebracht. Ja das genügte ihm noch nicht; er hatte meinem Schwiegervater dasselbe Mährchen erzählt, der ihm Glauben beimaß, es meiner Schwester anvertraute, und sich darauf verließ, daß sie es mir auch mittheilen würde. Dieses vorgebliche Geheimniß machte meiner Mutter

viel Freude, und sie beschloß, sich damit auf meine Unkosten zu belustigen. Wie ich am Abend zu ihr kam, empfieng sie mich sehr gut, hielt aber bald allerlei wunderliche Reden, die mir bewiesen, daß sie es auf irgend jemand in der Gesellschaft gemünzt hatte; sie machte es sogar merklich, wie sie Prinz Heinrich hie und da boshafte Blicke zuwarf, und mit meiner Schwester Charlotte, ihn ansehend, leise sprach. Der Markgraf von Bayreuth war seinerseits sehr übler Laune, und ich wie vor den Kopf geschlagen, denn das ganze Benehmen war mir ein Räthsel. Meine Schwester von Anspach, die mir immer gewogen war, bemerkte meine Unruh, zog mich bei Seite, und erzählte mir die schöne Geschichte, die im Umlauf war. Ich war nun vier Wochen verheirathet, ich hatte also Zeit gehabt, den Karakter meines Gemahls kennen zu lernen, und wußte, daß er solcher Niederträchtigkeiten gar nicht fähig wäre. Diese Nachricht beunruhigte mich also gar nicht, ich sah den ganzen Anschlag durch, und bat meine Schwester nur, aus Gründen, die ich ihr aus einander sezte, nicht davon zu sprechen. Sobald ich den Augenblick erspähen konnte, gieng ich zum Herzog von Bevern, und brachte ihm meine Klagen über die Neuigkeit des Tages an. Er antwortete mir, daß ihm diese ganze saubere Fabel bekannt sey, sie enthalte auch kein einziges wahres Wort, der Erbprinz habe mit ihm die ganze Zeit in demselben Hause gewohnt, und sei ihm fast nicht von der Seite gewichen; er übernähme es, dem König und dem Markgrafen von Bayreuth, denen man dieselben Lügen aufgebunden hätte, die Augen zu öffnen. Ueber das Uebrige, sezte er hinzu, müssen Sie sich hinweg setzen, und der Königinn die Freude über Ihr eingebildetes Unglück gönnen. Am Abend machte der Markgraf von Bayreuth vielen Lärm, und bezeugte seinem Sohn in

ziemlich harten Ausdrücken seinen Unmuth, so daß dieser gegen die Urheber der Verläumdung, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte, ausgebrochen wäre. Die ganze Geschichte ward des folgenden Tages beigelegt, aber dem Markgrafen von Anspach machten diese Ränke offenbar keine Ehre.

Bis dahin hatte ich über meinen persönlichen Vortheil noch nie nachgedacht; das Wort des Königs, das er mir bei meiner Heirath gab: für mich zu sorgen, hatte mir das vollkommenste Vertrauen eingeflößt, so daß ich mich um das Nähere meiner Angelegenheiten noch gar nicht bekümmert hatte. Zur Strafe meiner Sünden ergriff mich eines Tages die Neugierde. — Ich fragte Herrn von Voit. Wie ich nun meinen Heirathsvertrag sah, war ich sehr bestürzt, mich sehr schlecht versorgt zu sehen. Er enthielt folgende Artikel; der König liehe dem Markgrafen ohne Interessen zweihundert sechzig tausend Thaler zur Tilgung seiner Schulden; nach Verlauf von zwei Jahren sollte man anfangen, die Rückzahlung, jährlich mit fünf und zwanzig tausend Thalern zu machen. Das war die besondere Gnade, die man mir versprochen hatte. Meine Mitgift betrug 40,000 Thaler, zu denen der König noch als Entschädigung für die entsagte Erbschaft meiner Mutter 60,000 Thaler an freiwilligen Geschenken hinzufügte. Mein Wittwengehalt belief sich auf 16,000 Thaler, und der Unterhalt von Prinz Heinrich und mir, nebst unserm ganzen Hause war auf 14,000 [illegible]timmt. Von dieser lezten Summe gehörten zwei tausend mir an, von denen ich aber noch alle Trinkgelder geben sollte, so daß endlich nur zwölfhundert Thaler zu meinem Gebrauch übrig blieben. Man denke sich mein Erstaunen! Herr von Voit zukte die Schultern und sagte: der König habe das alles selber angeordnet, er hätte geglaubt, ich wäre damit einver-

ſtanden, ſonſt hätte er mich davon benachrichtigt, jezt ſei aber das Uebel geſchehen, denn die Verträge wären abgeſchloſſen und unterzeichnet. Nach einigem Nachdenken beſchloß ich, mich an Grumbkow zu wenden, und ihm aufzutragen, daß er dem Könige vorſtellte, welches Unrecht er mir thäte, indem er mich ſo grauſam verließe. Ich ließ ihn rufen und ſagte zu ihm: Sie ſind einer von denen, die der König beauftragt hatte, mich zu meiner Heurath zu bereden; Sie wiſſen ſelbſt mit wie viel Thränen und Zwang ich dem Befehl, den Sie mir brachten, gehorcht habe. Sie warens, der mir den beſondern Schuz des Königs zuſicherte, und die beſondere Sorge, die er Zeitlebens für mich tragen wollte. Sie bedienten ſich ſogar des Ausdrucks: „daß er mich vor allen ſeinen andern Kindern begünſtigen wollte; und am Tage meiner Verlobung hat er ihn ſelbſt wiederholt. Weit entfernt aber, dieſe Verſprechungen zu halten, verſorgt er mich weniger gut, als meine Schweſter von Anſpach, ſo daß ich nicht einmal ſo viel habe, um wie eine bloſſe Privatfrau leben zu können — und zugleich gab ich ihm die oben erwähnten Artikel. Er dachte einen Augenblik darüber nach, und ſagte nachher: ich ſolle mich beruhigen; er ſtünde mir dafür, mir beim König eine Penſion zu bewirken, ich ſollte aber bis zu der Abreiſe des Markgrafen von Bayreuth aus der ganzen Sache ein Geheimniß machen;" denn, ſezte er hinzu, ich kenne unſern alten Herrn, wenn es aufs Geben ankommt, iſt er zäh wie der Teufel, er wird mit dem Markgrafen Streit anfangen, und behaupten, Ihnen mehr zu geben, wie an dem iſt. Das gäbe nichts wie Unfrieden, der Ihre Sache um nichts weiter brächte, iſt er aber abgereiſt, kommt es dem Könige zu, das Ihnen gethane Unrecht wieder gut zu machen! Ich dankte ihm aufs Schönſte, und verſprach ſeinem Rathe zu folgen.

Zum Unglück war die Königinn von allen so eben angeführten Umständen unterrichtet gewesen, und es hatte ihr nur an einer Gelegenheit gefehlt, mit mir davon zu sprechen. Sie besoldete unaufhörlich Aufpasser die um mein Zimmer herschlichen, und sie von allem, was da aus- und einging, benachrichtigten. Grumbkows Besuch bey mir, blieb ihr auch keinen Augenblik ein Geheimniß. Die den Weibern natürliche Neugier spornte sie den Gegenstand unsers langen Gesprächs zu wissen; sie errieth ihn halb und halb, wollte aber doch näher unterrichtet seyn, und unternahm es also, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Nach einiger Zeit, in der sie sich sehr liebenswürdig mit mir unterhielt, lenkte sie das Gespräch auf meine Abreise. Sie sagte, daß es sie in Verzweiflung bringe, mich zu verlieren, auch schöbe sie den Zeitpunkt so weit möglich hinaus; — „und was mir am wehsten thut, sezte sie hinzu, ist zu sehen, wie wenig der König für dich gesorgt hat. Du bist von Seiten der Glüksumstände sehr schlecht versehen, und hatte ich etwas gegen deine Heirath, so war es, weil ich wohl sah, wie das kommen würde. Du hast indessen recht wohl getban, mit Grumbkow davon zu sprechen, denn wenn er dir helfen kann, thut er es gewiß. Was hat er dir denn gerathen?" — Ich will hier nur meine Dummheit gestehen, denn ich bin dafür gestraft worden, wie ich es verdiente. Ich erzählte der Königinn meine ganze Unterredung mit Grumbkow, und beschwor sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Sie versprach es mit dem Zusaz: „sie erkenne zu sehr die Folgen die es haben könnte, um nicht davon zu schweigen." Gleich nach der Tafel begab ich mich in mein Zimmer, und ließ die Königinn mit dem König allein, da sie nun nicht wußte, mit was sie dem König die Zeit vertreiben sollte, entdekte sie ihm das ganze Geheimniß, und

theilte ihm meine Unterhandlung mit Grumbkow mit. Der König ließ sich nichts merken, that als wenn er mich beklage, und auf Mittel sänne, dem Uebel abzuhelfen. Im Grunde der Seele war er aber sehr beleidigt, daß ich mich an Grumbkow und die Königinn gewendet hatte; er war mißtrauisch und glaubte, ich gieng mit Hinterlist um, für die er mich bestrafen wollte. Kaum hatte er die Königinn verlassen, so ließ er sich den Contrakt geben, den er mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte, strich allen Lohn meiner Domestiken durch, und verminderte die für Prinz Heinrich und mich bestimmte jährliche Summe um viertausend Thaler. Ganz triumphirend über die so eben ausgeführte Heldenthat, ließ mich die Königinn sogleich zu sich rufen, und sagte, indem sie mich umarmte: „Nun brauchst du Grumbkow gar nicht mehr in deine Angelegenheiten zu mischen, ich habe das alles mit dem Könige ins Reine gebracht. Ich habe ihm unser Gespräch von heute Morgen erzählt, er beklagt dich, will das alles ändern, und recht für dich sorgen! Ich blieb versteinert, und klagte dann bitterlich über ihre Unvorsichtigkeit; sie ward böse, und sagte mir harte Dinge. Grumbkow ließ mich noch am selben Tag begrüßen, und mir sagen: er würde sich nie mehr in meine Angelegenheiten mischen; durch meine Schwazhaftigkeit habe ich alles verdorben, der König habe viertausend Thaler von dem mir und Prinz Heinrich angewiesenen Jahrgelde eingezogen, und das freue ihn, Grumbkow, weil ich seinem Rathe nicht habe folgen wollen, und ihn dem Zorn des Königs ausgesezt habe. Nun könnte ich sehen, wie ich es machte, denn er spräch nie wieder zu meinem Besten. Ich war unendlich betrübt über diese Sache, und durfte nicht einmal dagegen murren, da meine Mutter daran schuld war. Mir gieng alle Geduld aus, und am wehsten that es mir, meine Hof-

meiſterinn und mein treues Hausgeſinde ſo ſchlecht verſorgt zu ſehen, ohne daß ich im Stande war, ihnen etwas zu geben.

Der Markgraf, ſo wie alle fürſtliche Perſonen, reisten nach einiger Zeit ab. Der König ging nach Potsdamm, ich ſollte ihn mit der Königinn dort aufſuchen und von da meinen Weg nach Bayreuth antreten. Ich zählte Stunden und Minuten bis ich dort wäre, denn Berlin war der Gegenſtand meines Abſcheus geworden. Abgerechnet von den Reichthümern hoffte ich in meinem neuen Wohnort ein ſtilles ruhiges Leben zu führen. So trug ich meine Leiden mit Geduld, denn ich dachte, ſie würden mit dem Jahre 1732 enden. Nun iſts aber Zeit daß ich das von 1732 anfange.

Für mich begann mit ihm eine neue Epoche. Schon ſeit einiger Zeit befand ich mich gar nicht wohl, hielt aber den heftigen Kummer, den ich gelitten hatte, für die Urſache. Ich wollte vor meiner Abreiſe das Abendmahl genießen, allein mitten in der heiligen Handlung wandelte mich eine Ohnmacht an, die einige Stunden dauerte. Wie ich wieder zu mir ſelbſt kam, war ich ſehr erſtaunt, mich auf dem Bett zu finden, von der Königinn und einer Menge Menſchen, die mir zu Hülfe geeilt waren, umgeben. Der Arzt hielt mich für ſchwanger, worüber man mich ſehr aufzog, aber ohne daß ich viel darauf achtete, denn ich war zu krank. Noch an demſelben Tage fiel ich verſchiedene Male in Ohnmacht, und war unfähig das Bett zu verlaſſen. Den Tag darauf ließ mir die Königinn ſagen, daß ſie das Dreikönigsfeſt bei mir feiern wollte, ich ſollte alle Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüt zu mir einladen laſſen, wo ſie dann zugleich von mir Abſchied nehmen könnten. Dieſes kleine Feſt war ziemlich langweilig, alle Gäſte hatten Thränen in den Augen,

und schienen von meiner Abreise gerührt. Von der Markgräfinn Philipp nahm ich einen zärtlichen Abschied, denn meine Heirath hatte unsere Freundschaft nicht geschwächt. Von so vielen Personen, die meine Freunde waren, konnte ich mich nicht ohne Schmerz trennen, aber Berlin zu verlassen, that mir nicht weh.

Den Tag darauf giengen wir nach Potsdamm. Der König empfieng mich aufs beste; er schwamm in Freude bald Großvater zu seyn, und sagte mir die herzlichsten Dinge darüber. Leider war mir seine Stimmung von keinem Nuzen, denn ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, und hatte solchen Ekel, daß ich nicht begreife, wie ich nicht bin aus Mangel an Nahrung gestorben, denn genießen konnte ich durchaus gar nichts.

Meine Hofmeisterinn hatte drei Nichten, Töchter des General Marwitz, eines großen Günstlings des Königs. Die älteste war vierzehn Jahr alt, aber alle sollten einst reiche Erbinnen werden. Fräulein von Sonnsfeld hatte nach dem Tode ihrer Mutter für ihre Erziehung gesorgt, sie wünschte sehr die älteste mit sich nach Bayreuth zu nehmen, wagte aber nicht den König darum zu bitten, weil er kurz vorher einen Befehl hatte ergehen lassen, wodurch er allen Erbinnen, oder reichen Mädchen verbot, das Land zu verlassen und anderwärts zu heirathen. Ich erhielt diese Erlaubniß vom Könige gegen das Versprechen, daß ich den oben erwähnten Befehl wollte beobachten machen. Da nämlich dieser Umstand mit der Folge meiner Memoiren in genauer Verbindung steht, habe ich ihn nicht übergehen dürfen.

Der Tag meiner Abreise ward endlich auf den eilften Jenner festgesezt. Ich beschloß nun einen lezten Versuch zu machen, um den König zu meinem Besten zu erweichen. Ich ergriff einen Augenblik, wo

die Königinn abwesend war, und öffnete ihm mein ganzes Herz. Ich erinnerte ihn an die Vergangenheit, rechtfertigte mein ganzes Betragen während meiner Ungnade, doch ohne die Königinn dadurch in Schaden zu bringen, mahlte ihm auf das rührendste meine gegenwärtige Lage, und bat endlich um seinen Schuz und seinen Beistand. Er zerschmolz in Thränen, konnte vor Schluchzen nicht sprechen, sondern begnügte sich mich an seine Brust zu drücken. Endlich ermannte er sich und sagte: „ich bin in Verzweiflung! ich habe dich nicht gekannt, man hat dich mir mit so schwarzen Farben gemahlt, daß ich dich haßte, so wie ich dich nun liebe. Das sehe ich nun wohl, hätte ich mit dir gesprochen, so hätte ich dir und mir vielen Kummer erspart, — mehr wie einmal hatte ichs im Sinne, aber man verhinderte mich daran. Ich bin von allen Seiten betrogen worden, und deine Mutter ist zum Theil an allem was vorgefallen ist, schuld." Hier unterbrach ich ihn, und sagte, daß die Absichten der Königinn gerecht gewesen wären, daß sie durch ihre Liebe für meinen Bruder und mich zu allen ihren Schritten bewogen worden sey. „Laß das nur gut seyn, sagte er, was geschehen ist, ist geschehen, ich will es gern vergessen, was aber dich betrifft, so glaube mir: du sollst mir fortan die liebste unter meinen Kindern seyn, und ich will dich vor ihnen allen begünstigen. Fahre nur fort mir Vertrauen zu erzeigen, so werde ich dich nie verlassen, und du kannst auf meine Hülfe und Schuz zählen." Er gab mir darauf noch einige väterliche Ermahnungen und sagte dann: „es thut mir zu leid Abschied von dir zu nehmen — geh zu deiner Mutter, indessen ich deinen Gemahl umarme, und dann reiset ab." Ich begab mich schluchzend hinweg, und ging zu meiner Mutter, die ich flehend bat, mir ihre Gunst wieder zu schenken; ich that alles, um sie

zu rühren, aber vergeblich! sie antwortete mit lauter höflichen Redensarten, denen man es wohl ansah, daß sie nicht aus dem Herzen kamen.

Der Herzog von Holstein führte mich darauf in meinen Wagen, in welchem ich mich mit meiner Hofmeisterinn und Prinz Heinrich befand. Abends kamen wir glücklich bis Klosterzina, von wo ich am andern Morgen in aller Frühe wieder abreiste. Man hatte eine trächtige Stutte an meinen Wagen gespannt, kaum hatte ich zwei Stationen zurükgelegt, so stürzte das Thier, der Wagen gieng über sie, und ward umgeworfen. Wir hatten mit sehr vorsichtigen Leuten zu thun, die irgend eine Entführung befürchtet haben mochten, denn es befanden sich zwei geladene Pistolen im Wagen, und außerdem noch ein paar sehr schwere Koffer, die wenigstens weder Wechsel noch Geld enthielten. Diese ganze Ladung fiel mir, ohne mir das mindeste Leid zu thun, auf den Leib. Meine Hofmeisterinn schrie ohne Aufhören wie ein gerichteter Sünder: O mein Gott und Heiland erbarme dich meiner. Ich fragte sie: ob sie sich weh gethan hätte? sie antwortete verneinend, und fuhr fort zu schreien. Prinz Heinrich war aus dem Wagen gesprungen, und ich hatte wohl gesehen, daß er nicht verletzt war. Der ganze Auftritt war so komisch, daß ich, beladen wie ein Maulesel, mit alle meinem Gepäcke, doch vor Lachen fast erstikte. Endlich zog man mich mit aller ersinnlichen Mühe aus dem Wagen hervor, meine Leute waren aber so erschroken, daß sie mich aus lauter Albernheit hundert Schritte weit von dort auf ein mit Eis und Schnee bedektes Feld trugen, und stehen ließen. Aus Furcht zu fallen, konnte ich auf den glatten Boden keinen Schritt wagen, dachte also wirklich das Schikſal von Loths Weibe zu haben, da es aus Sodom ausgieng, und zu einer Eissäule zu frieren; glüklicher Weise las

men aber die Wägen meiner Hofdamen und Cavaliere an, um dieſes Wunder zu verhindern. Ganz erſchrocken lieſen meine Damen auf dem ganzen Feld umher und ſchrieen: wo iſt aber Ihre Königliche Hoheit? — Ich antwortete ihnen vergeblich, ſie waren ſo verworren, daß ſie vor mir ſelbſt vorbei lieſen und mich fragten, wo ich ſey? Ich lachte ganz ausgelaſſen über dieſe Verwirrung, und überredete ſie doch endlich, daß ich es wirklich ſey, die mit ihnen redete. Die armen Mädchen klagten und weinten, und meynten ich müſſe gewiß ein unzeitiges Kindbett haben; man begoß mich mit hunderterlei Riechwaſſern, und wollte mir eine Menge widriges Zeug eingeben, das ich aber fein verbat. Der Erbprinz war ſo verwirrt wie die andern, endlich ward aber der Wagen wieder aufgehoben, und ich ſezte meinen Weg fort.

Ich vergäß zu ſagen, daß der König dem Herrn von Bürſtell befohlen hatte, mich als ſein Miniſter an den Bayreuther Hof, zu begleiten. Kaum war ich in Torgau, wo wir übernachten ſollten, angelangt, ſo begab er ſich zu meiner Hofmeiſterinn und forderte ſie auf, mich zu bereden, daß ich mich durchaus einige Tage an dieſen Ort aufhalten ſollte, ſowohl um auszuruhn, als um den gefährlichen Folgen des Falles vorzubeugen. Meine Hofmeiſterinn trat ſeiner Meinung ſogleich bei, ſie flößten beide dem Erbprinz ein eine paniſche Furcht ein, und kamen nun mit ihren großen Vorſtellungen gegen mich angerükt. Ich hatte ſie ſchon von Weitem kommen ſehen, und mir vorgenommen, dieſes Abenteuer zu meiner Beluſtigung zu benuzen. Es war eben Leipziger Meſſe, welches eine der größten in Deutſchland iſt, ſie wird von allen Seiten beſucht, und man vertreibt ſich dann mit allerlei Luſtbarkeiten die Zeit. Den folgenden Tag ſollte in Leipzig mein Nachtlager ſeyn; ich gab alſo Prinz Hein-

rich einen Wink, und erhielt, unter dem Vorwand, daß es mir in Torgau an Bequemlichkeit fehle, und kein Arzt daselbst sey, die Bewilligung, in Leipzig zwei Tage ausruhen zu dürfen.

Den folgenden Tag kamen wir also in dieser Stadt an, sie ist in Sachsen, und durch ihre Universität, und wie ich schon sagte, durch ihre großen Märkte berühmt, liegt ziemlich gut, hat ein ziemlich heiteres Ansehen, und ist ganz von Gärten umgeben. War ich nun gleich weder müde noch unpäßlich, so legte ich mich doch gleich bei meiner Ankunft ins Bett, damit das Decorum nicht verlezt, und ich nicht verhindert würde, den folgenden Tag auszugehen. Meine erste Frage gieng sogleich dahin: ob viele Menschen da wären? aber, o Schmerz, niemand war mehr da; alle Welt war schon die vorige Woche abgereist. Ich tobte waidlich über diese Fehlschlagung, die alle meine kleinen Hoffnungen zerstörte, hatte zwei Tage schreckliche Langeweile, und mußte alle Anreden und Ehrenbezeigungen, mit denen man mich überschüttete, geduldig ertragen.

Des folgenden Tages giengen wir bis Gera, darauf nach Zeitz. Ich hatte nie Berge gesehen, denn des Königs Land ist sehr eben, und ich hatte nie gereist. Wie ich nun die fürchterlichen Abgründe sah, machte ich große Augen, und schwitzte große Tropfen. Auf jeder Station ward der Weg schlechter, ich war wie gerädert. Trotz allem, was man mir sagte, stieg ich aus, und gieng, so viel mir möglich war, zu Fuße — die Furcht vor den Abgründen gab mir Kräfte. Ich dachte in Lappland zu seyn, in diesen mit Schnee bedekten Bergen, in denen ich nichts als fernhin einige Waldungen sah, seufzte leise, und fragte: wann diese abscheulichen Berge endigen würden? aber

leider erhielt ich nicht viel Troſt! denn man verſicherte mir: die dauerten fort bis Bayreuth.

Endlich, den neunten Tag meiner Reiſe kam ich nach Hof, der erſten Markgräflichen Stadt. Man empfieng mich mit dreimaliger Salve, die ganze Bürgerſchaft ſtand in Reih und Glied, und ich ſtieg im Schloſſe ab. Der Hofmarſchall von Reitzenſtein mit einigen Kammerherrn und der ganzen unmittelbaren Reichsritterſchaft des Voigtlandes, erwartete mich unten an der Treppe — wenn man ein Ding, das einer Leiter wirklich viel ähnlicher ſah, ſo nennen will. So bald ich mein Zimmer erreicht hatte, trat Herr von Reitzenſtein herbei, und bewillkommte mich im Namen des Markgrafen, wegen meiner glüklichen Ankunft in ſeinem Lande. Alsdann empfieng ich die Anrede des Adels. Man hatte mich darauf vorbereitet und mir gerathen, dieſe Leute gut zu empfangen. Bekanntermaßen hat der unmittelbare Adel groſſe Vorrechte im Reich, maßt ſich an allein vom Kaiſer abzuhängen, und will gern kleine Fürſten vorſtellen. Da das nun unbillige Vorzüge ſind, welche die Kaiſer ihnen angedeuhen ließen, und die nur dahin abzweken, die Reichsfürſten herabzuſezen, ſo giebt es unaufhörliche Schikanen und Prozeſſe zwiſchen ihnen. Der Adel des Voigtlandes hatte ſich mit dem der benachbarten Kantone entzweit, und von ihm getrennt, ſo daß dieſer ihn nicht mehr für reichsunmittelbar halten wollte. Die Markgrafen hatten dieſe Gelegenheit benuzt, um ſeine Vorrechte ungefähr auf die des übrigen Adels zu beſchränken, der jezt regierende aber, damit noch nicht zufrieden, hatte ihn auch noch ſeiner wenigen übrig gebliebenen Privilegien, kurze Zeit vor meiner Heirath, berauben wollen. Darauf empörte ſich dieſer Adel, und bildete einen Aufſtand, der ſehr unangenehme Folgen hätte haben können. Nur mit Mühe waren dieſe Un-

ruhen beigelegt worden, und der Markgraf mußte von seiner Unternehmung abgehen. Herr von Voit, mein Hofmarschall, ein Mann aus einer großen und berühmten Familie, aber nicht aus diesem Kanton, gehörte auch zu diesem Adel, aber seine Güter lagen nicht in der Markgrafschaft. Dieser machte dem Erbprinzen begreiflich, daß man, um diese Leute zu gewinnen und zu benutzen, durchaus mit Sanftheit und Güte gegen sie handeln müßte. Man hatte mir gesagt, sie wären alle aus großen Häusern und reich, ich schmeichelte mir also, ihre Erziehung würde diesen beiden Vortheilen entsprechen, und sie würden sich dürfen sehen lassen, — Wie hatte ich mich geirrt! — ich muß sie doch ein bischen beschreiben.

Es mochten einige dreißig seyn, die mich bewillkommten, meistens lauter Reitzensteins, lauter Gesichter, um kleine Kinder aus Furcht zu Bett zu jagen, und um ihre Antlitze noch zu verschönern, hatten sie alle die Haare in Gestalt von Perücken zugestuzt, in welchen Läuse, die ihren Stammbaum wenigstens so weit wie sie selbst, hinaufführen konnten, seit undenklichen Zeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Auch ihre Kleidung bezeugte ihr Alterthum, sie bestand aus lauter Erbschaftsstücken ihrer Voreltern, und war nach der Weise ihrer Lebzeiten zugeschnitten, die meisten paßten ihnen gar nicht auf den Leib, und ungeachtet es ihre Staats- und Feströcke waren, sahen die Tressen so schäbig und schwarz aus, daß man kaum erkennen konnte, daß es Gold sey. Ihre Sitten waren ihren Gesichtern und ihrer Kleidung ganz angemessen — man hätte sie vor Bauern halten sollen, und um allen diesen Leibreizen die Krone aufzusetzen, war noch der größte Theil von ihnen krätzig. Kaum konnte ich mich bei ihrem Anblick des Lachens enthalten. Ich redete einen jeden an, allein sie verstanden mich nicht, und

was ſie mir ſagten, war mir wie hebräiſch — denn die Ausſprache der Reichs iſt ganz anders wie die Brandenburgiſche.

Auch die Geiſtlichkeit ſtattete mir ihre Begrüſſung ab. Das waren nun wieder andere Art Thiere. Die hatten groſſe Halskrauſen wie Wäſchkörbchen; ihre Anreden wurden ſehr langſam vorgetragen, damit ich ſie beſſer verſtehen könnte, ſie ſagten das lächerlichſte Zeug von der Welt, und ich hatte wieder alle Mühe, mein Gelächter zu unterdrücken.

Endlich ſchaffte ich mir alle die unbarmherzigen Redner vom Leibe und ſezte mich zu Tiſche. Ich verſuchte mehrere Gegenſtände, um das Viehzeug um mich her zum ſprechen zu bringen, aber es war vergeblich. Endlich brachte ichs auf das Wirthſchaft-fach, und da ging ihnen das Herz auf. Augenblicklich erhielt ich Kenntniß von allen ihren Heerden und Höfen, ja es erhob ſich ſogar ein ſehr geiſtreicher und intereſſanter Streit, bei dem es darauf ankam, zu entſcheiden, ob die Ochſen im Ober- oder Unterlande fetter wären. Um die Mitte der Tafelzeit benachrichtigte man mich, daß es Zeit ſey, des Markgrafen Geſundheit in einem groſſen Glaſe zu trinken; man brachte mir eines dergleichen, ſo groß, daß ich mit dem Kopf hätte hineinfahren können, und ſo ſchwer, daß ich in Gefahr war, es fallen zu laſſen. Darauf trank der Hofmarſchall meine Geſundheit; — es waren vierzig Perſonen an der Tafel, ich dachte, ich würde mir vor lauter Verbeugungen die Hüften verrenken. Endlich ward mir die Zeit bei dem allen ſo lang, daß ich aufſtand und davon ging.

Man hatte mir geſagt, ich müßte den folgenden Tag, weil es ein Sonntag ſey, in Hof bleiben, und die Predigt mit anhören, ſo eine Predigt hatte ich denn auch noch niemals gehört! — Der geiſtliche Herr begann

damit alle Heyrathen herzuzählen, die von Adam bis Noah hatten Statt gefunden, er erließ uns nicht den geringsten Umstand, so daß die Männer alle lachten, und die Weiber bis an die Nagelspitzen erröthteten. Die Tafel glich der des vorhergehenden Tages. Nachmittag langten alle benachbarten Damen bei mir an. Heilger Gott, welche Damen! alle eben so häßlich wie ihre Männer, alle mit Haaraufsätzen, in denen die Schwalben genistet hatten, bunt wie die Regenbogen mit funfzigerlei Bändern geschmückt — kurz sie waren aufgepuzt wie Närrinnen. Einige davon waren am Hofe gewesen — das war eine wahre Komedie, zu sehen, welch ein Ansehen sie sich gaben. Die andern wollten ihnen nachahmen — Nein, nie sah ich so etwas komisches! besonders die Art, wie sie uns mit ihren Blicken durchmusterten. —

Ich brachte den ganzen Tag in dieser Arche Noah zu und ging den folgenden Morgen bis nach dem, nur drei Meilen von Hof gelegenen Gefres, wohin mir der Markgraf entgegen kam. Er empfing mich in einem elenden Wirthshaus, wo ich die Nacht bleiben sollte, erzeigte mir viel Höflichkeit und überhäufte mich, sowohl wie seinen Sohn, mit Freundschaftsbezeigungen. Abends nach der Tafel führte er mich in mein Schlafzimmer und unterhielt mich zwei Stunden lang, stehend, von Telemach und der römischen Geschichte, nach Amelot de Lahoussaye. — Da nun der gute Fürst nicht sehr beredsam war, glich seine Unterredung den Predigten, die man sich zum Einschlafen vorliest. Mir ward übel, und hätte er nicht schnell Leute gerufen, so wär ich länge langs hin gestürzt, denn es währte drei Stunden, eh ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir selbst gebracht werden konnte. Man wollte mich noch den andern Tag in dieser saubern Herberge festhalten, aber ich drang durchaus darauf, nach Bay-

reuth, das nur drei Meilen davon entfernt iſt, zu geben. Der Markgraf war ſchon voraus gegangen, ich reiſte nach Tiſch ab und kam Abends um ſechs Uhr den zwei und zwanzigſten Jenner in Bayreuth an.

Man wird vielleicht neugierig auf meinen Einzug ſeyn? Eine Viertelſtunde von der Stadt, wurde ich mit noch einer Anrede empfangen, von Seite des Herrn von Dabeneck, Oberamtmanns von Bayreuth. Es war ein langer Mann, ganz aus einem Stücke gemacht. Wär es mir nicht bekannt geweſen, daß er aus einem vornehmen Hauſe ſey, ſo hätte ich ihn vor einen deutſchen Schauſpieler gehalten, denn gerade ſo deklamirte er. Endlich erreichten wir die Stadt unter dreimaligem Kanonendonner. Mein Wagen, von ſechs elenden Poſtpferden gezogen, eröffnete den Zug, dann folgten meine Damen, dann der Oberkammerherr, dann zwei Wagen voll Kammerleute, und ſechs oder ſieben groſſe Packwagen, welche den Zug beſchloſſen. Ich glaube nicht, daß je eine Fürſtinn ſo empfangen wurde; aber mir mußten immer ſonderbare Dinge begegnen, bis bei den geringſten Kleinigkeiten — es verdroß mich, aber ich ließ es mir nicht merken. Der Markgraf mit ſeinen beiden Töchtern und ſeinem ganzen Hofe, empfing mich unten an der Treppe, und führte mich ſogleich in meine Zimmer; — dieſe waren ſo ſchön, daß ich ihre Beſchreibung nicht verſchieben muß.

Ein groſſer ſchmuziger Vorſaal führte in ein groſſes Zimmer, in dem die Decke, wenn gleich ſehr altväteriſch, doch die vorzüglichſte Zierde war. Die Hautelliſſe, mit welchen er behangen war, mußten zu ihrer Zeit einen ſehr ſchönen Anblik gewährt haben, jezt bedurfte es aber eines Mikroſcops, um die darauf befindlichen Figuren zu erkennen, denn ſie waren völlig verblichen. Durch unermüdet fleiſiges Anſchauen, entdeckte ich endlich, daß es die Geſchichte von Moſes und

Kron sey; alle Figuren waren in Lebensgröße, und die verblichnen Gesichter luckten einen wie Gespenster an. Von da kam ich in ein Kabinet, das mit einem halben Brokad behangen war, dessen Farbe ich nie habe entdecken können, daneben war ein Zimmer, dessen grün damastenes durchstochenes Geräth den bezaubernsten Anblik gewährte. Ich nenne es durchstochen, denn es war so verlumpt, daß überall die Leinwand durchsah. Nun kam endlich mein Schlafzimmer; es war auch von grünem Damast, spärlich mit einem bischen Golde geziert und so nageneu, daß nach vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr am Bette waren, denn täglich, wenn man daran rührte, fielen einige Stücken davon herunter.

Ich blieb bey diesem Anblick wie versteinert! so einen Pomp hatte ich nie gesehen, und nie hatte ich erwartet, so prächtige Zimmer zu haben, und so schuftig meublirt zu seyn. Kaum war ich in dieses prunkmäßige Zimmer angelangt, so ließ mir der Markgraf einen Lehnstuhl reichen; wir sezten uns nieder und führten eine zierliche Zwiesprache, die nur eine Stunde dauerte, mir aber ein ganzes Jahrhundert schien. Darauf stellte man mir die Herren vom Hofe, und dann die anwesenden Fremden vor. Hier will ich aber einen Augenblick stehen bleiben und erst ein Bild dieses Hofes, so wie er damals war, entwerfen.

Der Markgraf war damals fünf und vierzig Jahr alt, von mittlerer Größe, mit einem von denen Gesichtern, die weder schön noch häßlich, auch weder etwas sagen noch versprechen, nur das nahm man bei scharfer Beobachtung wahr, daß seine Augen etwas falsches hatten. Er war außerordentlich mager und hatte krumme Beine, an Grazie fehlte es ihm ganz und gar, und doch wollte er sich welche geben; sein Kopf war beschränkt, seine Unterhaltung ungeheuer langweilig, sein Betragen höflich aber unangenehm. Er war von

Eigenliebe beſeſſen, ſprach von nichts als ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Regierung, und maſte ſich eine Feſtigkeit an, die in den meiſten Fällen in Schwäche ausartete. Er hatte gar keinen Geſchäftsgeiſt, war falſch, mißtrauiſch und eiferſüchtig. Telemach und Amelot de la Houſſaye hatten ihm den Kopf verrückt, denn er ſprach nie von etwas andern. Dabei jagte er nach einem ganz falſchen Ruhme, that von einer Seite Dinge, die ihm nicht zukamen, und von der andern beging er Niederträchtigkeiten. Weder geizig noch großmüthig gab er nie nichts, wenn man ihn nicht daran erinnerte. Ungeachtet er wenig Verſtand hatte, beſaß er doch einen durchdringenden Blick, alle Menſchen an ſeinem Hofe kannte er bis in des Herzens Grund. Er that ſich auch etwas zu gut, ein Phiſionomiſte zu ſeyn, und behauptete, den Karakter der Menſchen in ihren Geſichtszügen leſen zu können. Er unterhielt immer eine Menge Spione, und dieſe Spizbuben ſtifteten ungeheuer viel Unheil, wie ich es leider ſelbſt durch ihre Verläumdungen erfuhr.

Die Prinzeſſinn Charlotte, die älteſte der beiden Töchter, die nicht verheirathet war, konnte vor eine wahre Schönheit gelten. Sie hatte große blaue offne Augen, eine Adlersnaſe, die aber ſehr ſchön gebildet war, und einen kleinen Mund, auch eine recht hübſche Geſtalt. Aber alle dieſe Vortheile waren durch gar keine Annehmlichkeit unterſtüzt, ſie war vollkommen einfältig. Die Markgräfin von Anſpach, die ſie erzogen hatte, hatte ſich umſonſt bemüht, etwas aus ihr zu machen, alle ihre Arbeit war vergebens, und wenn man ſich mit dieſer armen Prinzeſſinn unterhielt, nahm man gar leicht wahr, daß es nicht richtig in ihrem Kopfe war.

Die zweite: Wilhelmine, war groß und wohlgewachſen, aber gar nicht hübſch, ſie hatte eine widrige

milchweiße Gesichtsfarbe, und gar keine angenehmen Züge. Ihr Geist ersezte das; sie war sehr gescheidt, aber intrigant, falsch, kokett und eifersüchtig. Sie war des Vaters Liebling und hatte sich seines Geistes so bemächtigt, daß sie ihn bis zu meiner Ankunft völlig beherrschte.

Frau von Grafenreuter, ihre Hofmeisterin, war ein gutes Landweibchen, die ihnen nur zur Gesellschaft diente.

Herr Baron von Stein, erster Staatsminister, war aus einem sehr großen Hause; sein Aeußeres verrieth, daß er die große Welt kannte, er war ein ehrlicher Mann, der aber von Seiten des Geistes sich nichts vorzuwerfen hatte, er sagte zu allem: Ja.

Herr Baron von Voit, der zweite Minister und mein Oberkammerherr, konnte sich überall sehen lassen, als ein Mann von Stande, er hatte mehrmals ganz Europa durchreist, sein Verstand war angebauet und er in der Unterhaltung ziemlich angenehm. Dabei war er ein redlicher Mann. Allein er ward unleidlich durch sein hochmüthiges, entscheidendes Wesen, er hatte eine ungeheure Herrschsucht, keine Festigkeit, und wir nannten ihn nur den Hinderniß-Vater, weil er bei allen Dingen Hindernisse fand.

Herr von Fischer, auch Staatsminister, war ein bürgerlicher, von Stuffe zu Stuffe endlich zu diesem Rang gestiegen, und so weit gelangt, wie ein Mann von Stande behandelt zu werden. Es war ein intriganter Mensch, und wollte, was ihm sehr schlecht anstand, den großen Herren vorstellen. Es war ein schlechter Mensch, verworren, bös und ehrgeizig. Sein alter Haß gegen Herrn von Voit, war auf mich gefallen, weil jener zu meiner Heirath beigetragen hatte, und Fischer sich fürchtete, er möchte in mir eine Stüze gefunden haben.

Herr von Korff aus einer guten Curländiſchen Familie war ein Tölpel, dumm wie der dümmſte, aber ſehr überzeugt, ein Mann von Verſtande zu ſeyn. Er war intrigant, Zuträger und eigennützig.

Der Herr Oberjägermeiſter von Gleichen iſt ein braver Mann, aber ungeheuer langweilig, und ſeine Phiſionomie beweißt, daß ihm Actäons Schickſal zu Theil ward, denn in meinem Leben ſah ich niemand, der einem Hahnrei ſo ähnlich war, wie er.

Der Oberſt von Reitzenſtein hatte einen Intriguengeiſt, aber nie ſah ich jemand ſo unfähig, zur Annehmlichkeit der Geſellſchaft beizutragen, wie er. Er hatte ein ſchwarzes Herz, war eigennützig, böſartig, fähig alles ſeinen Abſichten zu opfern, ein ungeheurer Trunkenbold und roher Menſch.

Herr von Pirting-hofen, Jägermeiſter und Kammerherr, glich ihm in allen Stücken, war aber biegſamer und kurzweiliger. Er hatte die unbarmherzigſte böſe Zunge, die alle Leute unter einander gleich ſtellte, wie das ewige Leben, denn ſie behandelte Prinz und Bettler gleich ohne Schonung.

Die übrigen übergehe ich mit Stillſchweigen, ich habe nur die abhandeln wollen, die mit dieſen Memoiren in Berührung kommen. Alle ohne Ausnahme, wenn ich Herrn von Voit abrechne, waren unerträgliche Leute, mit denen man von gar nichts anderm ſprechen konnte, als von Oekonomie und Pferden. Sie waren gar nicht zur guten Geſellſchaft zu rechnen, denn ihre Hauptleidenſchaft beſtand darinne, von früh bis Abends zu trinken — man denke ſich, ob mir das Freude machen konnte.

Die Abendtafel war ſehr ſchlecht beſetzt, es war beinahe nichts davon zu genießen. Faſt alle Speiſen waren mit Eſſig, großen Roſinen und Zwiebeln gewürzt. Man hatte noch nicht halb abgeſpeißt, ſo

ward mir übel, und ich mußte mich hinweg begeben. Man hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit für mich gehabt, meine Zimmer waren nicht geheizt worden, die Fenster waren zerbrochen, und die Kälte unerträglich! Mir war die ganze Nacht zum Sterben weh. Ich machte die traurigsten Betrachtungen über meine Lage. Den Prinzen liebte ich mit Leidenschaft, aber ich befand mich in einer neuen Welt, mit Menschen, die vielmehr Bauern als Hofleuten ähnlich waren; überall blickte die Armuth durch; ich suchte vergeblich das reiche Silberzeug, das man mir versprochen hatte; nirgend erblickte ich ein Stück — mir blieb nichts übrig, als meinen Kummer unter einem lächelnden Gesicht zu verbergen.

Den folgenden Tag hatte ich Appartement. Ich fand die Damen sehr unangenehm und langweilig. Die Baroninn von Stein wollte meiner Hofmeisterinn nicht den Vorrang lassen; das ärgerte mich abscheulich! ich beklagte mich darüber bei dem Markgrafen, der mir versprach sie zur Vernunft zu bringen, aber es gelang ihm nie, sie von ihren Ansprüchen abzubringen, und so lange er lebte, vermied sie, sich an Ceremonien-Tagen mit ihr zusammen zu finden. Dieser Ceremonien-Tage gab es damals sehr viel, und ich will deren einige, die mir zu Ehr und Ruhm begangen wurden, beschreiben.

Man begann damit zu drei verschiednen Malen, nämlich um eilf und halb zwölf, und endlich um zwölf des Mittags, Trompeten und Pauken ertönen zu lassen; beim zweiten Male begab sich der Erbprinz mit dem ganzen Hofstaat zum Markgrafen, indeß die beiden Prinzessinnen zu mir kamen; darauf stellte sich auch der Markgraf mit seinem ganzen Gefolg. Alle in zierlichen Galakleidern, daselbst ein. Der Oberhofmarschall mit seinem Staabe meldete, daß aufgetragen sey;

der Markgraf reichte mir die Hand, und führte mich in den Speiſesaal; dieſer war mit eben dergleichen kleinem Brokad, wie mein Kabinet, meublirt, und ſo verſchoſſen, daß man keine Farbe mehr daran ſehen konnte. Ein groſſer Tiſch von zwanzig Gedecken, war auf eine Erhöhung unter einen Thronhimmel geſezt, die Wache ſtand rund um den Tiſch, und ich nahm an dem oberſten Ende deſſelben meinen Plaz. Der ganze Adel und andre Hofbeamte, ausgenommen die Miniſter, blieben, bis die erſte Tracht aufgehoben war, hinter dem Tiſche ſtehen; man hatte gewollt, daß meine Damen eben ſo thun ſollten, aber ich litt es nicht; nur meine Hofmeiſterinn ſpeißte mit, und die Geſandten, Miniſter und Geheimräthe. Ich brachte in einem groſſen Glaſe die Geſundheit des Markgrafen aus, und die des ganzen Hauſes Brandenburg ward bei Trompeten- und Paukenſchall, und unter Ablöſung der Kanonen getrunken. Dieſes unerträgliche Gepränge währte drei Stunden, und hätte noch viel länger gedauert, wär mir nicht übel geworden. Ich war in einem bemitleidungswürdigen Zuſtande; ich hatte unaufhörliche Schwächen und einen Ekel, der mir den Magen hob, wenn ich nur Speiſen erblickte, ja ſogar nur Brod. Aus einer falſchen Schaam vor meiner Schwangerſchaft, zwang ich mich ſo viel möglich, aber das Uebel ward ſtärker wie ich; ich ſchwand zuſehends, und ward täglich ſchwächer. Man gab mir mehrere Feſte, aber ich konnte ſie nicht genieſſen, denn ich konnte kaum eine Viertelſtunde dabei ſeyn. Endlich bat ich den Markgrafen um die Erlaubniß, in meinem Zimmer bleiben und nicht mehr bei Tafel erſcheinen zu dürfen. Meine Hofmeiſterinn blieb bei mir, und man trug ihr ihr Mittag- und Abendeſſen heimlich auf, um mir das Leiden zu erſparen. Ich machte mich auch von den ermüdenden Beſuchen des Markgrafen frei, denn der

ſaß den ganzen Tag bei mir, und unterhielt mich mit ſeiner langweiligen Moral — im Grunde hatte er aber nur die Abſicht, ſeinen Sohn und mich zu ſpioniren. Man ſtellte ihm vor, daß der Zwang, den ich mir anthät, mein Uebel vermehrte, und ich endlich ein zu frühzeitiges Kindbett zu fürchten haben würde.

Bis dahin war ich ziemlich zufrieden mit ihm, und ſchmeichelte mir, daß ich ihn auch mit ein bischen Geduld fortan wohl regieren könnte. Aber ich kannte ihn nicht. Die Prinzeſſinn Wilhelmine war in Verzweiflung über den Einfluß, den ich über ihren Vater gewann, eben ſo wars Herr Fiſcher, ſie arbeiteten, jeder von ſeiner Seite, dieſe gute Eintracht zu ſtören, und ich war dumm genug, um Gelegenheit dazu zu geben. Man wird in der Folge dieſer Geſchichte ſehen, daß ich meine Eigenliebe nicht ſchone; ich ſchreibe aufrichtig und bekenne mein Unrecht.

Durch Vermittlung des Königs, hatte Herr von Wolt die Stelle eines Oberkammerherrn erhalten. Bisher war er ſehr in des Markgrafen Gunſt geſtanden, wie dieſer aber ſah, daß er ſeinem Sohne und mir ergeben ward, faßte er Eiferſucht gegen ihn, und fing an ihn zu verabſcheun, jedoch ohne es ihm, ſeiner angebornen Verſtellungskunſt nach, im geringſten merken zu laſſen. Herr Fiſcher, der dieſes bei ſeiner Rückkehr wahrnahm, erbitterte ihn nur noch mehr, er ſagte ihm, daß Herr von Wolt zum unmittelbaren Reichsadel gehörte, alſo nicht ermangeln würde, den Erbprinzen für dieſen Stand zu gewinnen, das könne denn für den Markgrafen die ſchädlichſten Folgen haben, denn dieſer Theil des Adels, der ſich für ſehr beeinträchtigt hielt, könne eine Parthei bilden, die ihn zwänge, die Regierung nieder zu legen, um ſo mehr, da ſie ſicher ſeyn könnte, daß der König, mein Vater, bei dieſer Gelegenheit den Prinzen unterſtützen würde.

Nach allem, was sie von mir gehöret haben, sey ich intrigant und geſcheidt. Der Markgraf ſey alſo in Gefahr, das Schikſal des Königs Victor Amadeus von Sardinien zu theilen, und der Kaiſer ſey mit dem Könige ſo genau verbunden, daß er mit Freuden die Hand dazu bieten würde, ſeinen Schwiegerſohn in Beſitz der Regierung zu ſetzen. Man ſieht leicht, daß dieſe ganze Erörterung des Herrn von Fiſcher nichts als ein windiges Geſchwäz war, ohne einen Schatten von Wahrheit, aber es that ſeine Wirkung; und er war es auch, dem ich meinen ſchönen Einzug in Bayreuth zu verdanken hatte. Kaum war ich vierzehn Tage daſelbſt, ſo ſtellte mir Herr von Voit vor, daß er, unerachtet der Mühe, die er ſich gegeben habe, meine Heirath zu Stande zu bringen, von dem Markgrafen nicht die geringſte Belohnung erhalten habe, daß er nicht einmal einen Pfennig für ſeine Stelle als Oberkammerherr, die ihn doch zu unvermeidlichem Aufwande zwänge, bezöge. Er bäte mich alſo inſtändig, es bei dem Markgrafen dahin zu bringen, daß er das Oberamt Hof, welches ihm ſchon mehrmals verſprochen geweſen ſey, erhielte, in welchem Fall er jeder andern Zulage entſagen wolle. Da ich ſeine Forderung billig fand, verſprach ich ihm, mich bei der erſten günſtigen Gelegenheit für ihn zu verwenden.

Ehe ich Berlin verließ, hatte mir der König ein ſehr ſchönes ſilbernes Tiſchgeräthe geſchenkt. Der Markgraf wünſchte es zu ſehen, und ich ſagte ihm ſcherzend, daß ich ihn, damit er es in vollen Glanze erblicke, darauf bewirthen wolle. Einige Tage nachher gab ich wirklich meine Mahlzeit. Wie ich nachher hörte, ward er ſogleich übler Laune, mein Silbergeräth war viel ſchöner wie das ſeine, und das reichte hin, ihm die Galle zu reizen. Er zwang ſich jedoch, mir tauſend verbindliche Dinge zu ſagen, und hörte nicht auf, mich

zu loben; nun hielt ich also die Zeit für günstig, ihm Herrn von Voits Brief zu überreichen, und unterstützte ihn aus besten Kräften. Der Markgraf veränderte sogleich die Farbe und sagte sehr heftig, er bäte mich, in Zukunft für niemand mehr, ohne Unterschied, Gnadenbezeugungen zu fordern; wenn er jemanden begünstigen wolle, denke er von selbst daran, und bedürfe keinen, der ihn daran erinnere. Zum Glück setzte mich diese unerwartete Antwort dergestalt in Schrecken, daß ich keine Worte fand. — Aber dabei kam der Teufel nicht zu kurz; ich war grimmig erboßt über ihn und wenn ich meine Zunge im Zaum hielt, bezeigte mein Gesicht doch hinlänglich, was in meiner Seele vorging. Er sah seinerseits wie ein Wüthender aus, und so standen wir bald darauf beide auf. Viele der Anwesenden, die den Frieden zu erhalten wünschten und den Vorgang mit angesehn hatten, versuchten endlich den Markgrafen wieder guter Laune zu machen, indem sie seiner herrschenden Leidenschaft, dem Trunke, schmeichelten; denn er war in der Regel des Tages dreimal, das heißt, früh, Mittag und Abend betrunken. Er setzte sich also mit seinen Hofleuten um den Schenktisch her, wo man zwei oder drei Stunden lang trank. Der Erbprinz war bei diesen Festen nicht zugegen, er zog sich gleich nach der Tafel zurück.

Nach der Tafel war Ball. Ich erstickte fast für Wuth über das, was mir begegnet war, und brannte vor Begierde, meine Galle gegen irgend jemand ergießen zu können. Da fand ich Herrn von Burstell und meine Hofmeisterinn, die sich in meinem ersten Cabinet zusammen unterredeten, und ihnen erzählte ich die Behandlung, die mir so eben widerfahren war. Ich war sehr aufgebracht, sie waren es nicht weniger, wie ich. — Burstell erbitterte mich noch mehr, und meine Hofmeisterinn, die sehr lebhaft war, und für meine

Gesundheit fürchtete, vermehrte noch meinen Zorn. In ihrem übel berechneten Eifer für mich, ging sie zum Markgrafen, und warf ihm, doch mit Mäßigung, die unverbindliche Art, mit der er mich behandelt hatte, vor. Er antwortete ihr sehr trocken, sie ihm wieder, und sie stritten sich endlich tüchtig herum, so daß der Markgraf sich ohne mir gute Nacht zu wünschen sehr erzürnt hinweg begab, und der Ball sich endigte.

Burstell hatte den Erbprinzen von dem Vorgang unterrichtet, dieser war jung und heftig, — es entstand ein Teufelslärm in meinem Zimmer! meine Hofmeisterinn weinte, der Erbprinz, Burstell und ich, wir sprachen alle auf einmal. Ich muß meine Schwäche nur bekennen, ich war in Berlin in Begriffen von Größe erzogen, bestimmt vier Kronen zu tragen, die, wie man es in diesen Memoiren gesehen hat, mir alle viere entgangen waren. Ich bildete mir ein, mein Vater könnte allen Fürsten des Reiches Gesetze vorschreiben, und es sey für den Markgrafen eine so große Ehre, mich zur Schwiegertochter zu haben, daß er mir nicht Ehrfurcht und Achtung genug zu bezeigen im Stande sey. Burstell stak in demselben Irrthum; er hatte Verstand, war aber zu hitzig, und hatte nie andere Geschäfte getrieben, als die, welche das Innre des Landes betrafen, seine Begriffe von der Macht des Königs waren daher irrig. Denselben Abend konnten wir nie zu einem Beschlusse kommen, und Voit, der sehr furchtsam war, besorgte, daß man mich zu einem heftigen Schritte verleiten möchte, dessen Opfer er werden könnte, er vermochte uns also uns zu trennen.

Den folgenden Tag erhielt er von Seiten des Markgrafen einen tüchtigen schriftlichen Wischer, daß er mich zur Mittelsperson erwählt hätte, von ihm Gnadenbezeugungen zu erbitten; um ihn noch mehr zu demüthigen, forderte er ihm zu gleicher Zeit seinen Orden

ab, unter dem Vorwande; daß er Johanniterritter sey, und nicht zween Orden auf einmal tragen könne. Der Hofmarschall von Reitzenstein, ein sehr redlicher aber beschränkter Mann, ward mit dieser Bothschaft beauftragt. Nachdem er sie überbracht hatte, bat er Herrn von Voit, uns zu melden, daß der Markgraf sehr zornig gegen mich, aber noch mehr gegen meine Hofmeisterinn sey, und dem Könige schreiben werde, um ihre Zurückberufung nach Berlin zu erhalten. Voit erzählte uns das alles in Wurstells Gegenwart, worauf dieser sogleich eine Staffette nach Berlin senden wollte, um den König von allem zu unterrichten. Ich war seiner Meinung, so schlecht sie war, aber meine Hofmeisterinn verhinderte sie zu befolgen, und rieth Wurstell, boshaftig zu sein, und in Gegenwart von einigen bekannten Spionen des Markgrafen zu sagen: daß er vorhabe dergleichen zu thun, nachher sollte er dem Markgrafen zu verstehen geben, er habe es auf meine Vorstellung hin unterlassen.

Der Markgraf gab sich indessen den ganzen Tag über für krank aus; unsre Verabredung that aber ihre ganze Wirkung. Wurstells vorgeblicher Zorn und meine angenommene Großmuth, bestürzten und bezauberten den Markgrafen. Des folgenden Tages schrieb er mir einen höchst verbindlichen Brief, den ich in eben dem Ton beantwortete, und die Sachen blieben, der Aussenseite nach, in dieser Lage, denn im Grunde des Herzen liebte er mich nicht, und ich vergalt ihm Gleiches mit Gleichem.

Kurze Zeit darauf empfing ich einen Brief von meinem Bruder. Er enthielt lauter Klagen. Mein Schicksal, sagte er, war ziemlich erträglich, ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Bücher, meine Flöte, und einige mir zugethane Menschen, verschafften mir ein ganz angenehmes Leben. Jezt reißt man

mich heraus, um mich zu einer Heirath mit einer Perſon zu zwingen, die ich gar nicht kenne; man hat mir ein Ja entriſſen, das mir ſehr ſchwer geworden iſt. Man beſtimmt mir die Prinzeſſinn von Bevern. Soll ich denn immer tyranniſirt werden, ohne Hoffnung einer beſſern Zeit? Ja, wenn noch meine angebetete Schweſter hier wäre, ſo ertrüg ich das alles mit Geduld" — der Brief rührte mich tief. Ich liebte dieſen Bruder noch immer mit Leidenſchaft, und ſeine Rückkehr zu mir, verurſachte mir die lebhafteſte Freude.

Kurze Zeit nachher meldete mir die Königinn, daß der Herzog von Bevern mit ſeiner Gemahlin, Tochter und Sohn, in Berlin angekommen wären, und das Verlöbniß meines Bruders unverzüglich ſtatt finden würde. „Die Prinzeſſin, ſchreibt ſie, iſt ſchön, aber dumm wie ein Bund Stroh, und ohne die geringſte Erziehung. Ich weiß nicht, wie dein Bruder ſich mit dem Dummkopf vertragen wird."

Dieſe ſchönen Neuigkeiten zogen mir, auſſer dem Kummer, den mir das Schikſal meines Bruders verurſachte, noch manchen andern Verdruß zu. Die Prinzeſſinn Wilhelmine hatte ſich bis jetzt geſchmeichelt meinen Bruder zu heirathen, und in der Hoffnung, daß ich der Königinn eine vortheilhafte Schilderung von ihr machen ſollte, hatte ſie alle mögliche Gefälligkeit für mich gehabt. Dieſer Einfall war mir aber gar nicht in Sinn gekommen, ſie paßte ſich in keiner Rükſicht weder für meinen Bruder, noch für die ganze Familie, denn ſie war zu häßlich und zu intrigant. Da ſie nun durch dieſe Heirath mit der Prinzeſſinn von Bevern alle ihre Hoffnungen ſcheitern ſah, erwachte ihre Eiferſucht gegen mich, ſie bildete ſich ein, ich habe gegen ſie gearbeitet, und beſchloß, ſich zu rächen.

Wenige Tage nachher erhielt ich von der Königinn und meinem Bruder abermals Briefe. Sie ſagten mir

daß das Verlöbniß Statt gefunden hätte, und mein Bruder sezte hinzu, daß er den Herzog Alexander, einen apanagirten Prinzen von Wirtemberg, beredet hätte, über Bayreuth zu gehen, um mich von verschiedenen Dingen, die er dem Papier nicht anvertrauen dürfte, zu unterrichten, daß der Herzog auch wirklich den Tag, an welchem der Brief geschrieben sey, abgereißt wäre. Ich berechnete sogleich, daß er denselben Abend ankommen müßte, und ließ den Markgrafen davon benachrichtigen. Er antwortete, daß er mich bäte, Wirthinns Stelle zu vertreten, und den Herzog zu empfangen, indem er unbaß sey, und in einigen Tagen das Zimmer nicht verlassen würde. Das war alles bloße Verstellung, denn er liebte die Gesellschaft nicht, und war verlegen, wenn er Fremde sah. Nachmittags schikte uns der Herzog einen Kammerjunker mit der Nachricht, daß er am Abend eintreffen würde. Da sein Wagen zerbrach, kam er erst Abends eilf Uhr, wo er sich sogleich zu mir verfügte, und mir nach den ersten Begrüßungen alle Aufträge meines Bruders ausrichtete. Er sagte mir, daß Grumbkow und Seckendorf in der Gunst des Königs besser stünden, wie je, und die Heirath meines Bruders gänzlich ihr Machwerk sey; daß die Prinzessinn sehr übelgezogen, und ohne den geringsten Anstand sey, nichts als Ja und Nein sage, und einen Fehler an der Zunge habe, wekwegen man kein Wort von ihr verstehen könnte; daß sie mein Bruder auch nicht leiden könnte, und es zu fürchten stehe, daß sie sehr schlecht zusammen hausen möchten. Ich unterhielt mich über eine Stunde mit ihm, und stellte ihm hernach die beiden Prinzessinnen vor, denen er eine Verbeugung machte, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Er war sehr höflich und nicht ohne Verstand, hatte sich als kaiserlicher Marschall einen großen Kriegsruhm erworben, und ist seitdem zu der Regierung von Wir-

temberg gelangt. Die Zeit verſtrich mir mit ihm bei der Abendtafel ſo angenehm, daß ich mich erſt um drei Uhr des Morgens zur Ruhe begab. Die Prinzeſſinn Wilhelmine höchſt beleidigt, daß der Herzog gar nicht mit ihr geſprochen hatte, war den ganzen folgenden Tag in einer Teufelslaune, zankte mit meiner Hofmeiſterinn und behauptete, ich behandle ſie als eine Magd, und ſey ſchuld daran, daß der Herzog ihr gar keine Höflichkeit erzeigt hätte. Meine Hofmeiſterinn, die nicht unter die Langmüthigſten gehörte, ließ ſie ablaufen; ſie kam zu mir gerannt und wuſch mir den Kopf, ich gab ihr ſpitzige Antworten, und ließ ſie ſtehen. Der Herzog blieb den ganzen Tag bei uns, und reißte ſehr zufrieden mit dem Erbprinzen und mir, ab, und ſehr unzufrieden mit dem Markgrafen, den er beſucht hatte, aber ſehr übel empfangen worden war.

Dieſer fuhr fort, noch einige Tage den Kranken zu machen. Die Prinzeſſinn Wilhelmine ſandte eine Franzöſinn an ihn ab, die ſie ehemals erzogen hatte, ein böſes grundboßhaftes Geſchöpf, von dem die Läſterchronik ſagte, daß ſie des Markgrafen Maitreſſe ſey, worin ſie ihr doch, wie ich glaube, Unrecht that. Dieſe ſaubere Jungfer hatte eine lange Unterredung mit ihm, die den Erfolg hatte, daß die Prinzeſſinn Wilhelmine ganz allein zu ihrem Vater zur Tafel eingeladen ward. Sobald dieſe aufgehoben war, kam ſie zu mir; da ich ſie nun mit ganz geſchwollnen, rothen Augen erblikte, fragte ich verwundert, ob ſie Verdruß gehabt hätte, denn ich ſähe wohl, daß ſie geweint habe? Sie antwortete ſehr ironiſch, daß ſie keinen Verdruß habe, ihr Vater ſey ſo gütig gegen ſie, daß ihr nichts zu wünſchen übrig blieb, ſie habe nur den Schnupfen. Ich war durch zu viele Schulen gegangen, um mich anführen zu laſſen, mein Verdacht ward auch bald beſtätigt, denn ich erfuhr, daß ſie

gigen bei jedermann auf das gräulichste gegen mich loszog. Sie hatte den Markgrafen auch so gegen mich aufgebracht, daß er mir seitdem unter der Hand alle mögliche Possen spielte, denn vor den Leuten stellte er sich immer als habe er alle Achtung und Zärtlichkeit für mich.

Es befriedigte diese Dame nicht Zwietracht zwischen ihrem Vater und mir zu stiften, sie suchte sich auch der Neigung ihres Bruders zu bemeistern. Ich habe von seinem Charakter schon einen Begriff gegeben, und gesagt, daß seine Erziehung nicht die beste gewesen sey. Er liebte keine ernste Beschäftigung, und darinn stimmte seine Schwester mit ihm überein, sie giengen den ganzen Tag zusammen spazieren, liefen im Walde umher, bald auf die Jagd, bald zu kindischen Spielen; ich war indessen in einem so klaglichen Zustande, daß ich kaum einige Stunden das Bett zu verlassen vermochte. Das schlechte Wetter verhinderte mich, in der freien Luft zu seyn, so daß ich den Erbprinzen fast den ganzen Tag nicht sah; und selbst, wenn er zu mir kam, sagte er mir nicht viel. Alle Welt brachte bei mir seine Klagen an; der Markgraf selbst sagte: wenn er dieses Betragen fortsetzte, könnte er sich nie in den Stand setzen, einst die Regierung zu übernehmen. Das alles brachte mich zur Verzweiflung! ich that oft des Nachmittags als wenn ich schlief, nur um in Freiheit weinen zu können. Der Prinz war mir so unendlich lieb, seine Freundschaft alleine konnte mir die Lage, in der ich mich befand, erträglich machen. Ich war nicht einmal im Stande mir ein Kleid anzuschaffen. Man hatte mir in Berlin zwei Quartale voraus bezahlt, aber alle das Geld war in durchaus nothwendigen Geschenken aufgegangen, zu denen mir weder der König noch die Königinn, je einen Heller hatten geben wollen. Ich war wie das Schaaf unter

den Wölfen; an einem Hofe, der mehr einem Bauergut ähnlich war, bei groben, langweiligen, oder bösen, gefährlichen Leuten, täglich von bittern körperlichen Leiden geplagt, ohne alle Ergözlichkeit, und von allen Seiten bekümmert. Oft klagte ich es meiner Hofmeisterinn, die mich zu trösten bemüht war, im Grunde aber so traurig war, wie ich selbst.

Es ist billig, nach so vielen Klagliedern, einige komische Bilder hin zu mahlen, und meine Thränen auf eine Zeitlang zu troknen. Das Georgenfest nahte heran; an ihm hatte der Markgraf Georg Christian den rothen Adlerorden gestiftet, und zu diesem Andenken ward jährlich ein groses Fest gegeben, an welchem der Markgraf neue Ritter machte. Dieser Orden war sehr angesehen, er ward nur vornehmen Leuten gegeben, und man muste Obersten-Rang haben, um ihn zu erhalten. Obschon mehr todt als lebendig, mußte ich mich nach dem Brandenburger Hause bringen lassen, einem, nur eine Viertelstunde von Bayreuth gelegenen Lustschlosse, das wohl beschrieben zu werden verdient. Eine schöne Lindenallee führt dahin, das Haus liegt zwischen zwei sehr artigen Gärten, das Hauptgebäude ist von Stein, man geht durch ein verkürztes *) Thor, auf einen sehr hübschen **) Treppenplaz. Das Aeußere dieses Gebäudes ist voll Fehler, beide Flügel sind nicht massiv, und nach des Markgrafen Georg Wilhelms Plan, sollten neue von Stein gebaute an ihre Stelle kommen. Das Innere besteht in einem großen, sehr wohl verzierten, wohl proportionirten Saal, der an jeder Seite acht Zimmer hat, die eines in das andere führen, wodurch dieser Bau ein Ansehen von Größe erhält, aber im Grunde sehr unbequem ist. Alle diese Zimmer waren im Geschmak des Bayreuther Schlosses, d. h. sehr schlecht,

*) Portail écrasé.
**) Perron.

meublirt. Einer der Gärten wird von einem großen See begrenzt, auf dem sich allerliebste Gondeln, ein kleiner Haven und eine Insel befinden. Die Lage ist außerdem die reizendste von der Welt. Es gefiel mir gar sehr, denn es herrschte eine gewisse Größe daselbst, die mir das Herz erfreute.'

Am frühen Morgen lößte man alle Kanonen des Havens ab, denen die auf den Schiffen antworteten. Darauf stieß man zu dreien Malen in die Trompeten, und rührte die Pauken. Bei dem dritten Trompetenstoß begab sich der Erbprinz mit allen Rittern in die Kirche zur Predigt. Nach der Kirche kam er zu mir, und wir begaben uns, von dem ganzen Hofe und allen Damen der Stadt begleitet, zum Markgrafen, um ihm Glük zu wünschen, und der Creation der Ritter beizuwohnen. Der Markgraf, reich gekleidet, stand auf einen Tisch gestüzt, der ausdrüklich dazu hingestellt war, und bildete sich ein, wenigstens Kaiser zu seyn; er nahm auch an denselben Tagen ein ganz kaiserliches Wesen an, sein ernstes, majestätisches Gesicht sollte Ehrfurcht gebieten, es machte ihn aber nur höchst lächerlich, denn mir kam er völlig wie Hanswurst, als Kaiser im Monde vor. Wie er sich mit allen ihm aufgetischten Complimenten hinlänglich gesättigt hatte, ließ er zwei oder drei Herrn hereintreten, denen er den Orden ertheilte, wobei er an jeden eine besondere, ziemlich schlecht gesetzte, und schlecht gesprochene Anrede hielt. Dann ertönte der Lärm der Kanonen, Trompeten und Pauken von neuem; man sezte sich zur Tafel, und jede dabei ausgebrachte Gesundheit, ward mit drei Kanonenschüssen begleitet. Ich verweilte nur einen Augenblik dabei, denn der Geruch der Speisen machte mir gar zu übel. Man betrank sich den ganzen Nachmittag, und Abends war Ball, dem ich aber meines Uebelbefindens wegen nicht beizuwohnen vermochte.

Da ſich die Sonnsfeld den Fuß vertreten hatte, mußte ſie ſich auch hinwegbegeben, ſie wohnte unter mir, und obſchon am Ende Aprils, war die Kälte doch noch ſo ungeheuer, daß man überall einheizte; darüber kam in Fräulein von Sonnsfeld Zimmer Feuer aus, das bald ſo heftig wurde, daß es mein erſtes Vorzimmer ergriff. Dennoch löſchte man es glüklich, und mit ſo wenig Geräuſch, daß ich die Sache erſt am andern Morgen beim Erwachen erfuhr. Dieſer Zufall ſtörte die langweiligen, uns zubereiteten Feſte, und wir kehrten, zu meiner großen Freude — denn die Kälte hatte mir ſehr geſchadet — nach Bayreuth zurük.

Bald darauf war ich in der Hälfte meiner Schwangerſchaft. Meine Hofmeiſterinn ließ es dem Markgrafen wiſſen, und erinnerte ihn zugleich, daß er von nun an in allen Kirchen müßte für mich beten laſſen. Er lachte dem Ueberbringer dieſer Vorſchaft laut ins Geſicht, und antwortete: ich ſey gar nicht ſchwanger, daß ſey ein bloßer Einfall meiner Hofmeiſterinn. Sie ſprach nun ſelbſt mit ihm, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn dahin zu vermögen, daß er meiner in den öffentlichen Gebeten gedenken ließ. Ich war erſtaunlich ſchlank, meine Schwangerſchaft war ſo wenig ſichtbar, daß ſie viele Perſonen vor erdichtet hielten. Die Ueberzeugung, daß ſie wirklich ſey, verurſachte am Hofe und im Lande eine unendliche Freude; das ärgerte den Markgrafen, und er ſagte, daß er wünſchte, ich möchte nur eine Tochter haben, denn brächte ich einen Sohn zur Welt, ſo würde er genöthigt ſeyn, mir eine Zulage meiner Einkünfte zu geben. Seine üble Laune ward durch die Emiſſaren des Herrn von Fiſcher noch vermehrt; dieſe bließen ihm immer in die Ohren, daß ſein Sohn mehr geliebt würde, wie er, und daß alle Welt ſich dieſer aufgehenden Sonne zukehrte. Seine Wuth gegen den Erbprinzen ward dadurch ſo erhöht,

daß er ihn eines Abends in einem Kabinette bei Seite zog, und ihm über seine vorgeblichen Intriguen mit dem Reichsadel die bittersten Vorwürfe machte. Der Prinz verstand ihn gar nicht, denn er hatte mit diesen Leuten nie die geringste Verbindung gehabt; er stellte endlich seinem Vater vor, daß es müßte Uebelgesinnte geben, die sie gerne entzweien wollten, der Markgraf sollte sein Betragen untersuchen lassen, denn er sey jeden Augenblik bereit seine Unschuld zu beweisen. Anstatt ihn zu beruhigen, brachte ihn diese Antwort immer noch mehr auf, so daß er in eine Heftigkeit gerieth, die ohne meine Dazwischenkunft die gefährlichsten Folgen hätte haben können. Ich fand ihn, wie er seinen Sohn am Kragen hielt, und sich gewiß, wenn der Prinz, welcher stärker war, nicht seine beiden Hände gepackt hätte, bis zu Schlägen vergessen hätte. Man denke sich meinen Schrecken! Meine Gegenwart hielt ihn zum Glüke zurük, denn trotz seines Hasses fürchtete er mich, und hatte Achtung für mich. Wie er mich erblikte, wendete er sich plözlich um, und gieng fort. Ich war so erschrocken, daß ich in eine lange Ohnmacht fiel, und der Erbprinz gerieth in einen solchen Zorn, daß er sich gar nicht mäßigen konnte; da er aber ein sehr gutes Herz hat, brachten wir ihn durch unsere Ermahnungen so weit, daß er am folgenden Morgen seinen Vater besuchte, und eine Versöhnung zu Stande kam. Ich benuzte diese Gelegenheit, um mit dem Markgrafen eine Erklärung zu haben, durch welche ich ihm den Schaden vorstellte, den er sich selbst thäte, wenn er seinen Sohn auf diese Weise behandelte. Ich sagte ihm, daß der Schrecken, den mir der vorgefallene Auftritt verursacht hätte, leicht ein vorzeitiges Kindbett hätte herbei führen können, und er, wenn je wieder dergleichen Statt hätte, an dem Tode meines Kindes Schuld seyn würde. Er gab mir eine Menge falsche Zusiche-

rungen, die ich als wahr aufnehmen mußte, und die Dinge blieben beim Alten.

Am folgenden Tag ließ ich mir zur Ader, ich war die Nacht über sehr übel, so daß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Diese ganze Zeit durch machte sich die Prinzessinn Wilhelmine sehr viel um mich zu thun. Daß sie eine Absicht dabei habe, merkte ich sehr wohl, ich konnte nur nicht errathen, welche? endlich kam sie eines Morgens zu mir, und wünschte mich allein zu sprechen; nachdem ich alle Welt entfernt hatte, sagte sie: da sie sich mit meinem Wohlwollen schmeichelte, bäte sie mich, ihren Vater zu bereden, daß er an eine Versorgung für sie denken möchte; sie kenne ihren Vetter, den Erbprinzen von Ostfriesland; als Kinder hoben sie beide sich sehr lieb gehabt, und die Neigung daure noch fort; ihre Tante, die Prinzessinn von Ostfriesland wünsche die Heirath sehnlich, habe auch ihren Vater, den Markgrafen oft gebeten, sie zu ihr zu schicken, wo sie wie eine Tochter behandelt werden, und da diese Prinzessinn keine Töchter habe, einst auch als solche bedacht werden sollte. Sie ließ sich dabei sehr stark gegen ihren Vater aus, daß er so wenig Sorge nähme sie zu verheirathen, sezte aber hinzu, daß sie nie den Muth haben würde, über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen, darum bäte sie mich dringend die Sache so einzuleiten, daß sie nach Aurich gehen dürfe. Da ich den Verdacht hatte, daß dieses ganze Verlangen ein bloßer Kunstgriff sey, um meine Gedanken auszuholen, und nachher einen übeln Gebrauch davon zu machen, so befand ich mich in einer großen Verlegenheit. Ich antwortete ihr daher, daß ich, ungeachtet meines Wunsches sie zu verbinden, ihrem Verlangen sehr viele Hindernisse entgegenstreben sähe; und daß ich mich nie mit Heirathsintrignen, und noch

weniger damit abgeben würde, sie von Bayreuth zu entfernen. Ich bat sie, den vorhabenden Schritt, wohl zu überlegen, und ihn nicht zu thun, wenn sie in Rücksicht ihrer Heirath nicht sehr feste Zusicherungen aus Ostfriesland erhielt; denn wenn der Erbprinz seine Neigung geändert hätte, oder er ihr nicht gefiele, so wäre sie durch die Reise so gebunden, daß sie sich nicht mehr mit Ehren zurükziehen könnte; sie sollte also wohl überlegen, was sie thäte, und nichts übereilen. Sie antwortete mir, daß sie die Sache auf das reiflichste und von allen Seiten betrachtet hätte, daß ich also einen ungeheuern Haß müsse auf sie geworfen haben, um sie dergestalt zu verlassen. Darauf weinte sie, und bat so sehr, so sehr, daß ich ihr endlich versprach, mich für sie bei dem Markgrafen zu verwenden. Ich hielt Wort. Der Markgraf war sehr erstaunt über meinen Vorschlag, er ließ seine Tochter rufen, sie stimmte allem, was ich gesagt hatte, bei, und drang in ihn, ihrem Verlangen nachzugeben. Endlich willigte er ein, jedoch unter der Bedingung, daß ihm die Prinzessin von Ostfriesland über die Heirath mit ihrem Sohne hinlängliche Sicherheit geben würde, zu welchem Endzwek er noch an demselben Abend dieser Fürstinn zu schreiben versprach.

Der Kaiser hatte sich zu dieser Zeit in das Karlsbad begeben, hauptsächlich in Rükſicht der Kaiserinn, die damals nur einen Erzherzog gebohren hatte, der im Jahre 1716 gestorben war, und drei Erzherzoginnen. Man schmeichelte sich, daß sie das Carlsbad fruchtbar machen, und den Wunsch von ganz Deutschland durch die Geburt eines Erzherzogs erfüllen würde. Mehrere schlechte Politiker, von denen der Hof voll war, riethen dem Markgrafen dahin zu gehen, um dem Kaiser aufzuwarten. Der Erbprinz, der ihn sehr zu begleiten wünschte, erhielt nur mit vielem Widerwillen von sei-

nem Vater die Erlaubniß dazu. Sie machten sich mit einem sehr ärmlichen Gefolge auf den Weg, und kamen nach vierzehn Tagen wieder zurük. Der Kaiser und die Kaiserinn hatten den Erbprinzen sehr ausgezeichnet, und sich mit ihm, fast ausschließend nur von mir, unterhalten; außerdem hatte er aber Langeweile gehabt, wie ein Hund, denn der Markgraf hatte ihm nicht erlaubt, irgend eine Gesellschaft zu besuchen.

Nach ihrer Rükkehr begaben wir uns in die Eremitage, ein Lustschloß, das man einzig in seiner Art, nennen kann. Nach dem Tode meines Schwiegervaters machte mir mein Gemahl ein Geschenk damit, und ich habe es so verschönert, daß es jezt einer der schönsten Orte in Deutschland ist. Zu einer andern Zeit will ichs beschreiben, und die Zeichnung der vorzüglichsten Partien hinzufügen. Während unsers dasigen Aufenthalts besuchte mich die Prinzessinn von Weikersheim; sie war von Seiten ihrer Mutter Geschwisterkind mit der Kaiserinn, und hatte den Grafen von Hohenlohe Weikersheim geheirathet, der in der ersten Ehe eine Prinzessinn von Culmbach, die Schwester des Markgrafen gehabt hatte. Die Prinzessinn war sehr häßlich, schien mir aber eine vernünftige Frau; der Markgraf liebte sie, und sie hatte Einfluß auf ihn. Die arme Prinzessinn Charlotte war noch immer in einem höchst schwermüthigen Zustand, sie beklagte sich oft gegen mich, daß sie ihr Vater und ihre Schwester mißhandelten, und es verhielt sich wirklich also, denn der Markgraf konnte sie nicht leiden, und die Prinzessinn Wilhelmine, die auf ihre Schönheit neidisch war, behandelte sie wie eine Magd. Ich hatte die Sache nicht ändern können, da sie die Prinzessinn von Weikersheim aber vertraut kannte, öffnete sie ihr das Herz, worauf diese ihr vorschlug, sie mit sich zu nehmen, und bis zur Abreise der Prinzessinn Wilhelmine,

die in drei Wochen Statt finden sollte, bei sich zu behalten. — Denn die Prinzessinn von Ostfriesland hatte dem Markgrafen geantwortet, daß ihr nichts angenehmeres widerfahren könnte, als die Heirath ihrer beiderseitigen Kinder; daß sie ihre Nichte mit Ungeduld erwartete, und nach einiger Zeit, in welcher diese beobachten könne, ob ihr der Erbprinz gefiele, sollte das Verlöbniß vollzogen werden. Sehr froh, seine älteste Tochter los zu werden, kam er voll Freude, mir diese Nachricht zu melden, und wenig Tage darauf reiste sie auch wirklich mit der Prinzessinn von Weikersheim ab.

Nach und nach erkaltete die Freundschaft des Erbprinzen zu seiner jüngsten Schwester; er hatte Regellosigkeiten in ihrem Betragen gefunden, die ihm sehr missfielen, und dazu kamen ihre ewigen Intriguen, denn sie konnte nicht aufhören jedem, der es hören wollte, Böses von mir zu erzählen. Jezt verließ er mich fast nicht mehr, und erzeigte mir alle mögliche Zärtlichkeit. Beinahe glaube ich, daß diese Veränderung zum Theil durch seiner Schwester Entschluß nach Ostfriesland zu gehen, veranlaßt wurde. Bisher hatte sie sich geschmeichelt ihren Bruder zu beherrschen, und mich in Abhängigkeit zu erhalten; da sie ihre Hoffnungen fehlschlagen sah, wählte sie lieber eine sehr mittelmäßige Heirath, nur um sich entfernen zu können, als daß sie im Schoos ihrer Familie geblieben wäre, wo ihr mit der Zeit eine viel bessere Versorgung nicht entgehen konnte. So reiste sie denn also, sehr vermißt von ihrem Vater, und den Händelmachern des Hofes ab. Der Markgraf war nach Himmelkron gegangen, um Abschied von ihr zu nehmen, wir blieben indessen in der Eremitage, wo ich einige ziemlich ruhige Tage zubrachte. Lange war mir das aber nicht vergönnt, denn der Markgraf machte unsern kleinen Freuden bald

ein Ende; ich mag ſie wohl ſo nennen, denn ſie waren in der That nicht weit her. Es ging kein Tag hin, wo man mir nicht Verdruß machte, und ich lebte in einem unaufhörlichen Zwange.

Herr von Burſtell war ſehr unzufrieden mit dem Markgrafen, der ihn vor ſeiner Abreiſe ungebührlich behandelt hatte, nach Berlin zurückgekehrt. Ungeachtet aller meiner Bitten benachrichtigte er meinen Vater von allem was vorgefallen war. Da dieſer nun von Natur ein ſehr gutes Herz hatte, rührte ihn meine Lage, und beſonders der elende Zuſtand meiner Geſundheit. Er ſchrieb mir einen unendlich rührenden Brief, eigenhändig! eine ſo ungeheure Gunſt, daß er ſie nur Menſchen, die er ausnehmend lieb hatte, erzeigte. Er ſchrieb: „es thut mir recht leid, liebe Tochter, daß man dich ſo viel plagt, denn obſchon du mir nichts davon ſchreibſt, weiß ich doch gar wohl, daß du darum krank biſt. Du mußt durchaus hierher kommen zu deinen Eltern, die dich lieben. Ich will dir eine gute Wohnung einrichten laſſen, damit du hier dein Kindbett halten kannſt; zähle darauf, daß ich dir meine Freundſchaft bezeigen, und lebelang für dich ſorgen werde!! Das ſind die eignen Ausdrücke ſeines Briefes, und ich erhielt deren mehrere in demſelben Tone.

Ich war ſterbend, aber meine Geduld, ſowohl wie des Erbprinzen ſeine, ging zu Grunde. Wir durften ohne des Markgrafen Erlaubniß keinen Schritt thun; wenn der Prinz zwei Tage nach einander ſpazieren ritt, hörten die Strafpredigten nicht auf, es hieß dann, er richte die Pferde zu Grunde, und man werde ihm keine mehr geben. Ging er auf die Jagd, ſo beſchuldigte man ihn, das Wildpret zu zerſtören; blieb er zu Haus, ſo ſpann er Intriguen an, — kurz man machte ihm alles was er that zum Verbrechen.

und wir wurden täglich und stündlich geschmählt. Um den allen zu entgehen beschloßen wir, uns nach Berlin zu begeben; ich bat also den König, dem Markgrafen darüber zu schreiben, welches er auch in sehr dringenden Ausdrücken that, und die Gewährung unsers Wunsches sehr leicht von ihm erhielt. Damit war uns aber noch nicht geholfen, denn wir hatten gar kein Geld zur Reise, und niemand wollte uns Credit geben; von Bayreuth bis Berlin waren zwei und vierzig deutsche Meilen, und mein Gesundheitszustand zwang uns kleine Tagereisen zu machen, so daß wir unmöglich rechnen konnten, früher als in zehn Tagen da zu seyn. Ich sprach mit dem Markgrafen über diesen Gegenstand, er antwortete mir, daß er Sorge tragen würde uns mit Geld zu versehen, ich sollte also ruhig seyn. Des folgenden Tages ließ er mir sagen, er habe tausend Gulden zu meinen Reisekosten bestimmt; das reichte nun kaum zur Hälfte aus, allein ich fand das Uebrige bei meinen Damen, und in den Säkeln meiner armen Domestiken.

Viele Leute tadelten meinen Schwiegervater sehr, daß er mich in meinen damaligen Umständen abreisen ließ. Wir waren am Ende Junius und ich sollte im August niederkommen. Man murrte sehr, besonders das gemeine Volk, denn man wünschte sehr einen Erben. Der Markgraf war dazumal in Himmelkron, seinem Lieblings-Lustschloß, wo ich, da es auf meinem Wege lag, bei meiner Durchreise von ihm Abschied nehmen sollte. Da er mehr wie irgend Jemand auf der Welt auf seinen guten Ruf hielt, wollte er sich in den Augen des Publikums über die Gefahren meiner Reise rechtfertigen, und schickte mir Herrn von Dabeneck zu, der mich, als der beredteste Mann seines Hofes, von meiner Reise abwendig machen sollte. Unglücklicher Weise hatte aber seine deutsche Theaterkunst nicht die Gewalt

der Ueberredung auf mich. Ich beantwortete die Begrüſſung, welche er mir in den Namen des Markgrafen machte, ſehr verbindlich, doch ohne im geringſten nachzugeben, ſondern ich entſchuldigte mich mit dem Verlangen, das ich hatte, meine Familie zu ſehen, und der Erwartung meines Vaters mich in wenig Tagen in Berlin zu empfangen. Wirklich reißten wir auch am folgenden Tage ab, und kamen Abends in Himmelkron an, wo wir von dem Markgrafen mit der Verſicherung aller möglichen Zärtlichkeit empfangen wurden. Zufällig fand ſich ein Herr von Badenhauſen dort, heſſiſcher Geheimrath, ein braver Mann, der ſeine Leute zu unterſcheiden wußte, und ſehr wohl am Hofe und beim Markgrafen gelitten war. Er hatte mich noch nie geſehen, fand mich aber ſo abgezehrt, ſchwach und entſtellt, daß er noch an dem gleichen Abend dem Markgrafen rieth, mich nicht abreiſen zu laſſen. Der erſte Leibarzt des Markgrafen von Anſpach, der mich zuweilen beſuchte, und ſich eben gegenwärtig befand, ſtimmte ihm bei; er verſicherte den Markgrafen, wenn die Reiſe Statt fände, ſo wär ein Sarg mein nothwendigſtes Reiſegeräth, denn ich könnte nicht zwei Stationen machen, ohne das Leben zu wagen. Eben das ſagte er auch zum Erbprinzen, kurz, alles verſchwor ſich gegen mich, und zu meinem groſſen Kummer, wirklich aber zum Glücke, denn ich traute mir mehr Kräfte zu wie ich hatte — ward meine Reiſe rückgängig gemacht.

Meine Leiden hatten jezt eine andere Geſtalt angenommen; ich hatte nun beinahe keine Ohnmachten mehr, aber Engbrüſtigkeiten, deren Anfälle ſo heftig waren, daß mir die Augen aus dem Kopf traten, und mein ganzes Geſicht aufſchwoll. Ich konnte ſogar keinen Fiſchbeinrock tragen, denn alles, was mir den Leib einpreßte, war mir unleidlich. Mein Elel währte immer

fort, und ich war so athemlos, daß ich nicht durch das Zimmer gehen konnte, ohne einige Mal auszuruhen. Die Aerzte waren lauter Esel, sie wollten mir nicht zur Ader lassen, und behaupteten, man hätte nie im heiligen römischen Reich einer schwangern Frau zwei Mal zu Ader gelassen, alle Regeln der Fakultät setzten sich dagegen, und lieber ließen sie mich verplazen, als ein Haarbreit über diese hinaus zu schreiten. Der Schlaf war mir ganz versagt, denn so wie ich mich niederlegte, glaubte ich ersticken zu müssen, meine einzige Nahrung bestand in Milchkaffee, dessen ich eine Tasse des Morgens und eine des Abends genoß, ausserdem trank ich bloßes klares Wasser.

Himmelkron war sonst ein Kloster; wie es protestantisch ward, sekularisirte sich die Aebtissinn mit allen ihren Nönnlein, und nach ihrem Tode fiel es nach Culmbach zurück. Seine Lage ist ziemlich angenehm, man hat dem alten Hauptgebäude einen neuen Flügel angebaut, der sehr bequem ist; aber von Spaziergängen giebt es nichts, wie einen Mail, der beinahe so schön ist, wie der in Utrecht. Der Markgraf hatte eine Falkonnerie daselbst angelegt, man konnte vom Schloß aus dem Flug der Vögel gut zusehen. Die Art, wie man hier lebte, war vollkommen langweilig; der Markgraf betrank sich täglich mit den Herrn seines Gefolgs, man hatte zur Unterhaltung nichts wie Trunkenbolde, die keine Unze gesunden Verstand hatten, und ihren kleinen Rest davon noch im Weine ersäuften, und den ganzen Tag gellten einem die langweiligen Trompeten und Jagdhörner in den Ohren. Dieser wilde Lärm beraubte mich meiner einzigen noch übrigen Erholung, der Lektüre. Die kleine Marwitz, die Nichte meiner Hofmeisterinn, war meine Vorleserinn; dieses Mädchen, für deren Erziehung die Gräfinn von Finkenstein gesorgt hatte, war in sehr üble Hände ge-

ſollen, ſie hatte weder Anſtand noch Grazie, und war ungeheuer leichtſinnig. Für mich faßte ſie gar viel Anhänglichkeit und ſuchte mir auf alle Weiſe zuvorzukommen, da mich das rührte, beſchloß ich, ſie zu erziehen. Sie hatte viel Verſtand und Gedächtniß, aber alles war noch unangebaut. Ich raiſonnirte oft mit ihr, und ſuchte ihr Gefühl und Eifer für das Lernen einzuflößen. Es gelang mir über alle meine Erwartung, und ich werde im Verfolg dieſer Memoiren noch oft Gelegenheit haben, von ihr zu ſprechen. Wir blieben einige Wochen, die mir Jahrhunderte ſchienen, an dieſem langweiligen Ort. Eine große Jagd, die man in Selb, einer kleinen Stadt an der Grenze von Böhmen veranſtaltete, erlößte uns endlich; der Markgraf beſuchte ſie mit ſeinem Sohn, und ich ging nach der Eremitage zurück. Meine Uebel hatten ſich dergeſtalt vermehrt, daß ich ſehr krank daſelbſt ankam. Man berief einen Arzt, der gewiß der Unwiſſendſte ſeiner Zunft war, denn er gab mir nach einander drei ſo heftige Gaben eines ſtarken Karatifs, daß ich beinahe die Seele aufgab; ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, und ließ jeden Augenblick eine zu frühzeitige Niederkunft fürchten. Die Stärke meiner Natur, und die für mich gehegte Sorgfalt, retteten mir das Leben; zwar war ich dieſen Tag und die ganze Nacht in dem gewaltſamſten Zuſtand, allein den folgenden Tag befand ich mich beſſer.

Abends erhielt ich eine Staffette vom König, mit der Nachricht, daß er in zwei Tagen in der Eremitage anlangen würde. Dieſe Freude trug nicht wenig dazu bei, mir meine Kräfte wieder zu geben. Mein Vater kam damals von Prag, in deſſen Nähe er, in einem kleinen Orte, der Altdorp heißt, eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer gehabt hatte. Man hatte einen Saal mit zwei Eingängen errichtet; der Abrede gemäß ſollten

beide Fürsten und die Kaiserinn zu gleicher Zeit anlangen, ein jeder durch den ihm bestimmten Eingang, auch sollte jeder Theil bei der Tafel an der Seite, wo er eingetreten war, sitzen. Allein ungeachtet aller Gegenvorstellungen, begab sich der König zwei Stunden vor dem Kaiser an den anberaumten Ort, und wie dieser anlangte, ging er ihm entgegen und begrüßte ihn auf eine Weise, die einem gekrönten Haupte gar schlecht anstand. Grumbkov hat mir diesen Auftritt oft erzählt, der hätte vor Aerger vergehen mögen, wie sein Herr sich zu solchen Niederträchtigkeiten hinreißen ließ. So wie ich Nachricht von der Ankunft des Königs empfing, ließ ich es den Markgrafen wissen, und erhielt zur Antwort, daß ich alles zur Aufnahme dieses Fürsten zubereiten sollte, indeß er ihn in Selb, welches auf seinem Wege lag, empfangen und nach der Eremitage begleiten würde. Dieser Ort war sehr klein; Er enthielt einen Saal und zwei kleine Zimmer, in jedem der Flügel waren 4 Zellen, so daß wir uns, wenn der Markgraf und ich daselbst wohnten, sehr eng behelfen mußten. Hundert Schritte vom Schloß war eine Meyerei, wo man ein bequemes aber auch sehr kleines Haus gebaut hatte. Dieses ließ ich für den Markgrafen bereiten, und räumte dem König seine Zimmer im Schlosse ein. Der Markgraf Albert, Bruder meines Schwiegervaters, und der Prinz von Gotha waren auch in Selb angekommen; ich verschaffte ihnen Platz in demselben Gebäude, welches der Markgraf einnahm, und hatte alles so eingerichtet, daß ich glaubte alle Welt zufrieden gestellt zu haben, als plötzlich sich ein Umstand ereignete, der mir allen nachfolgenden Verdruß zuzog.

Den Abend vor des Königs Ankunft in der Eremitage, erhielt der Kammerherr von Pindemann, der einzige Cavalier, der bei mir geblieben war, einen Be-

ſchen, der auf den Abend ſelbſt, die Ankunft des Markgrafen von Anſpach mit ſeiner Gemahlinn und einem Gefolge von mehr wie hundert Perſonen ankündigte. Bindemann war ein ſehr braver Mann, allein das Pulver hatte er nicht erfunden, wie er alſo die wirkliche Unmöglichkeit überlegte, allen dieſen Leuten Unterkommen zu verſchaffen, verlor er den Kopf, und ließ dem Baron von Seckendorf, dem Hofmarſchall von Anſpach gerade zu ſagen, daß ſein Herr den angekündigten Beſuch mit der größten Freude aufnehmen würde, allein des Platzes wegen, der ſo enge ſey, daß man ſogar dem König nur mit Mühe eine Wohnung verſchafft hätte, würde er in die größte Verlegenheit gerathen. Mich benachrichtigte er erſt am Morgen von der Ankunft meiner Schweſter. Sogleich ſandte ich dem Markgrafen eine Staffette, die ihn von dieſer Unannehmlichkeit benachrichtigte, und um Befehle bat, wohin ich den Markgräflichen Hof logiren ſollte? ich ſtellte ihm vor, wie beleidigt ſie ſeyn würden, wenn man ſie nicht in die Eremitage aufnähme. Da nun aber da kein einziges leeres Zimmer wäre, hielte ich Monbijou, die vorher erwähnte Menerei, vor den einzigen für ſie anſtändigen Aufenthalt, darum wollte ich ihm, meinem Schwiegervater, meine Zimmer einräumen, und mit den Erbprinzen indeß campiren. Ich wußte wohl, daß er dieſen Vorſchlag nicht annehmen würde, ich hätte ihn auch gar nicht ausführen können, denn noch war ich nicht im Stande das Bett zu verlaſſen. Wirklich antwortete er mir nach einigen Stunden, daß er nie in dieſen Plan willigen würde, ich ſolle ihm nur eine der Zellen einräumen.

Wie es Abend war, ſtrengte ich alle meine Kräfte an, um das Bett zu verlaſſen, und ſetzte mich, ſo ſchwach, daß ich kaum auf den Füßen ſtehen konnte, in die Avenüe, um meine Schweſter zu empfangen.

Es war schon acht Uhr und niemand kam; ich schickte mehrere reitende Bothen ab, um Nachricht von ihr einzuholen, denn ich dachte es wäre ihr etwas begegnet, wie ich aber bis zehn Uhr vergeblich gewartet hatte, und endlich unruhig ward, trat Herr von Bindemann mit einem selbstzufriednen Lächeln herbei und sagte: ich sollte mich nur zufrieden geben, denn sie käme nicht. Voll Erstaunen fragte ich, woher er das wisse? „weil ich dem Marschall von Seckendorf dieses und das geantwortet habe; sie werden also wohl auf dem Wege umgekehrt seyn.“ Das gieng nämlich auf seine weiter oben erwähnte Antwort, auf die er jezt ganz stolz war. Obschon mich nun die Ankunft des Anspacher Hofes gar nicht sehr freute, denn ich sah vorher, er würde nur mit dem Könige eitel üble Händel erregen, und obschon er uns ungeheuer lästig war, ärgerte mich Bindemanns Dummheit doch in der Seele, denn ich sah die Folgen, die sie haben mußte, im Voraus. Auch irrte ich mich darin keineswegs.

Kurz darauf kam Herr von Seckendorf an; das war ein grundböser Mensch, der an allem Kummer meiner Schwester, und an der zwischen ihr und ihrem Manne obwaltenden Uneinigkeit schuld war. Er wusch mir von Seiten seiner Herrschaften waidlich den Kopf; nie, sagte er, habe man einem Fürsten von des Markgrafen Ansehen so unverbindlich die Aufnahme verweigert; meine Schwester sey aufs äußerste gegen mich erbittert, diese Sache werde eine ewige Uneinigkeit unter den beiden Häusern nach sich ziehen, meine Schwester habe geschworen, nie mehr den Fuß in das Gebiet von Bayreuth zu setzen, und er sey beauftragt, zu dem König zu eilen, um ihn von der empfangnen Beleidigung zu unterrichten, denn auf seinen, des Königs Befehl, haben sie sich in die Eremitage begeben wollen, und dieser würde mein Betragen sehr tadeln. Ich

erklärte ihm Bindemanns Albernheit und ließ ihn, um ihn zu überzeugen, nach Monplaisir führen, wo er ſehen konnte, daß alles zum Empfang ſeines Hofes bereit war, demnach ſchickte ich dem Poſtmeiſter in Bayreuth Befehl, ihm unter irgend einem Vorwande Pferde zu verweigern, damit er, im Fall es ihm mit ſeinem Auftrag an den König Ernſt wäre, dadurch aufgehalten würde.

Noch denſelben Abend benachrichtigte ich den Markgrafen von dieſem verdrießlichen Vorfall, und ließ den Oberforſtmeiſter von Gleichen, der wenige Meilen davon lebte, herbei rufen, um ihn mit zwei Briefen, an den Markgrafen und meine Schweſter nach Anſpach zu ſchicken. Sie enthielten viele Entſchuldigungen über den ſtattgefundenen Mißverſtand, und luden ſie dringend ein, zu der Eremitage zurück zu kehren. Außerdem trug ich Herrn von Gleichen noch auf, die Sache um jeden Preis ins Reine zu bringen. Ich brachte dieſesmal eine grauſame Nacht zu; mein Vater war meine einzige Stütze auf Erden, und jetzt ſah ich den Augenblick, wo er ſich mit mir vereinigen, ja mich vielleicht mißhandeln konnte, welches mir in Bayreuth noch tauſendmal empfindlicher, wie in Berlin geweſen wäre. Man konnte ihn ſo leicht aufbringen, und ich wußte, daß die Anſpacher alles anwenden würden, um dahin zu gelangen. Herr von Gleichen kam zwei Stunden vor des Königs Ankunft zurück, und brachte zwar ſehr verbindliche Briefe zur Antwort, die aber dennoch die bündigſte Weigerung in die Eremitage zu kommen enthielten. Herr von Gleichen verſicherte mich, mein durch ihn gethaner Schritt habe mich völlig entſchuldigt, allein trotz aller ſeiner Mühe habe er ihnen nie ganz ausreden können, daß Herr von Bindemann nur auf Befehl des Markgrafen alſo hätte handeln können.

Der König kam den sechsten August an. Er empfing mich sehr gnädig, schien aber über mein verändertes Aussehen sehr befremdet, ja sogar gerührt. Er wollte nie zugeben, daß ich ihn in seine Zimmer führte, sondern geleitete mich in das meinige. Ich küßte ihm tausendmal die Hände, hörte nicht auf ihn zu liebkosen, und meine Freude über sein Wiedersehen zu bezeugen. Sobald wir allein waren, erzählte ich ihm ganz natürlich den ganzen Zwiespalt, der zwischen den Markgraf und uns Statt fand, und bat ihn, uns zu versöhnen; zugleich zeigte ich ihm die Briefe, die mir Gleichen zurück gebracht hatte. Er antwortete: „Es ist ärgerlich, daß Bindemann diesen dummen Streich gemacht hat, aber noch mehr, daß du da mit Leuten ohne alle Vernunft zu thun hast. Dieser Markgraf von Anspach bildet sich ein, ein Ludwig der vierzehnte zu seyn; nach seiner Meinung hättest du ihm in Person deine Entschuldigungen machen sollen. Die Leute sind Narren! aber es freut mich, daß du ihnen zuvor gekommen bist; ich werde ihnen sagen lassen, daß sie kommen sollen, und wollen sie nicht, so mag sie der Teufel holen.“ Darauf verließ er mich und trug dem Hofmarschall von Seckendorf auf, sogleich eine Staffette nach Anspach zu schicken, die seine Kinder bäte, ihn zu besuchen. Grumbkow und der österreichische Minister Seckendorf waren in des Königs Gefolge. Ich empfing sie sehr verbindlich; sie brachten mir die schmeichelhaftesten Grüsse von der Kaiserinn, die meiner in den schmeichelhaftesten Ausdrücken erwähnt hatte. Der König, welcher unsre Unterredung angehört hatte, näherte sich, und sagte: „ja liebe Tochter, du bist der Kaiserinn für die, gegen dich geäußerten Gesinnungen Dank schuldig, schreibe ihr, um ihn zu bezeigen.“ Ich antwortete, daß ich seinen Rath mit Vergnügen befolgen würde. Wie wir bald darauf zu Tafel gingen, nahm

der König den erſten Platz, den er fand, ich ſetzte mich ihm zur Rechten, der Markgraf zur Linken. Er war ſehr guter Laune, wie ich aber die Tafel verlaſſen mußte, gerieth er in die peinlichſte Unruhe, denn er glaubte, daß ich ſterben würde.

Den folgenden Tag ſtand ich frühzeitig auf, und zeigte ihm alle Spaziergänge, die er ganz allerliebſt fand, beſonders eine kleine Einſiedelei, die ich hatte zu ſeiner Tabagie einrichten laſſen. Er ſagte: „Du haſt alle mögliche Aufmerkſamkeit für mich gehabt, mir däucht, ich bin in Potsdamm, ſo ähnlich ſind dieſe Zimmer den meinigen; du haſt ſogar eben ſolche Stühle und Tiſche darein machen laſſen, wie ich dort habe.“ Wirklich hatte ich mich darum bemüht, und das führte zu keinen großen Ausgaben, denn der König ſaß nie auf etwas anderm, als hölzernen Schemeln, und die mußten ſo hoch ſeyn, daß ſeine Füße kaum den Boden berührten, ich hatte auch zween große Fäſſer mit Waſſer hinein ſetzen laſſen, deſſen er ſich zum Waſchen bediente, denn es hat wohl nie einen reinlicheren Menſchen wie ihn auf Erden gegeben, er wuſch ſich wohl zwanzig Mal des Tages und ſeine Zimmer mußten immer ſo geordnet ſeyn, daß man nirgend ein Stäubchen erblickte. Der lange Spaziergang hatte mich über meine Kräfte angeſtrengt, ſo daß ich bei Tiſch ſo heftiges Erſticken bekam, daß man mir den Tod abwartete.

Der berühmte Stahl, der erſte Leibarzt des Königs, war an eben dieſen Tag in Bayreuth angekommen; die Königinn hatte ihn mit einer Hebamme geſchickt, um mir bei der Niederkunft beizuſtehen. Seine vorzüglichſte Wiſſenſchaft beſtand in der Chemie, in welcher er ſehr große Entdeckungen gemacht hatte. Sein phyſikaliſches Syſtem war ſehr einfach, er ſtellte ſich vor, daß alle Krankheiten aus der Einbildungskraft entſtänden, und dem zufolge gab er nur zwei Arzneimittel,

ohne allen Unterschied, gegen jede Krankheit. Das waren nämlich Pillen und Pulver. Das hinderte meine Eltern aber nicht, viel Vertrauen in ihn zu haben. Der König ließ ihn also rufen; er fand mich sehr übel und gab mir sogleich eine Gabe seiner Wunderpillen. Der König setzte sich neben mein Bett, und befahl der Sonnenfels einen Stuhl zu nehmen; darauf fragte er mich, wie ich mit dem Markgrafen stünde? ich gab ihm den vollständigsten Bericht von allen, was mir begegnet war, bat ihn aber dabei inständigst, den Markgrafen gut zu behandeln, um das Uebel nicht zu verschlimmern. Er beklagte mich sehr und sagte: „Ich sehe wohl, sehr wohl, daß dir dein Zustand nicht erlaubte nach Berlin zu kommen, allein du mußt die Reise sogleich nach deinem Kindbette machen. Dein Markgraf kann voran nach seinem Regimente gehen, und wenn du wieder hergestellt bist, magst du ihm folgen. Ich will deinen und deiner Leute Unterhalt auf mich nehmen und mich so einrichten, daß ich etwas zu deinen Gunsten thun, und dir zu leben geben kann. Dein Kind mußt du mit bringen; Ich werde für dich und dein Gefolg Zimmer zubereiten lassen, denn daß du hier mißhandelt wirst, will ich einmal nicht länger mit ansehen. Dein Schwiegervater und mein Schwiegersohn von Anspach sind Narren, die ins Tollhaus gehören. Dem Alten will ich höflich seyn, aber dem letzten und deiner Schwester werde ich begegnen, wie sie es verdienen.“ — Ich flehte, daß er den Markgrafen von Anspach und meine Schwester schonen solle, da sie ohnehin schon unglücklich genug sey, daß nur Sanftheit sie bessern könne, da hingegen seine Strenge uns noch mehr entzwein und sie vermögen würde, mich zu beschuldigen, als habe ich ihn gegen sie aufgebracht. Er versprach es mir, und der Anspacher Hof kam wenige Stunden darauf an. Der König empfing

ihn kalt; ich hatte das Bett verlassen, um der Abendtafel beizuwohnen, nach welcher sich ein jeder zur Ruhe begab.

Der ganze folgende Vormittag ging von Seiten des Königs damit hin, meine Schwester auszukeifen. Abends war Tabagie. Die Kopfwäsche, die der König dem Anspacher Hofe hatte angedeihen lassen, hatte ihn böser Laune gemacht, und jetzt fing mein Vater an den Markgrafen über den Zustand seines Landes zu befragen. Es würde diesem Herrn sehr schwer geworden seyn, einen gründlichen Bescheid zu geben, denn er kannte seine Geschäfte nur sehr oberflächlich. Der König warf ihm vor, daß er keine Ordnung hielt, und sich betrügen ließ; stellte ihn auch über ein Capital von 30,000 Thalern zur Rede, das er ihm zur Tilgung seiner Schulden geliehen hatte, dessen Rükbezahlung er nun aber nicht erhalten konnte, er zeigte ihm, wie er dadurch die Interessen verlöre, und seinen Credit schmälerte. „Ich entschuldige Sie, sagte der König, denn es ist noch nicht lange her, daß Sie die Regierung führen, und Sie mußten sich bisher den Personen anvertrauen, die Sie in den Aemtern vorfanden; nun müssen Sie aber anfangen, mit Ihren eignen, nicht durch anderer Leute Augen zu sehen. Aber das bedenken Sie, daß alle Ihre Mühe vergeblich ist, wenn Sie Ihren Sohn nicht mit den Geschäften bekannt machen. Nehmen Sie ihn mit in den Geheimenrath, lassen Sie ihn in den Dikasterien arbeiten, damit er die Geschäfte und den Zustand seines Landes kennen lernt. Er muß Ihnen dann alle Tage Bericht erstatten, und Sie haben noch den Vortheil dabei, daß die Collegien fleißiger seyn werden, wenn sie in Gegenwart ihres Prinzen arbeiten, und sie werden Sie nicht mehr betrügen dürfen, wie bisher." Diese Ermahnung gefiel dem Markgrafen keineswegs; er beantwortete sie auch ganz zwei-

deutig, der König sagte hinwieder, daß er ihm diesen Rath gäbe, weil ihm seine Kinder lieb wären, und er ihn schätze. Wollen Sie, setzte er hinzu, lieber Markgraf, daß ich Ihnen jemanden zuschicke, der Ihre Angelegenheit in Richtigkeit bringt, und Ihnen aus der Klemme hilft? denn nehmen Sie keinen Fremden dazu, der in den Grund der Sachen eindringt, und alle vorgegangnen Spitzbübereien entdeckt, so kommen Sie nie heraus." Obgleich der Markgraf über das, was er ihm in Rücksicht des Erbprinzen gesagt hatte, sehr beleidigt war, nahm er die Anerbietung doch mit Dank an, und verbarg seine Unzufriedenheit so gut, daß ich nichts davon wahrnahm. Der König ließ sich sein Wort geben, daß er uns nach meinem Kindbett nach Berlin schicken wollte, und stellte ihm vor, wie das, da er uns freihalten wolle, seine Ausgaben ansehnlich vermindern würde. Auch dieses bewilligte der Markgraf sehr freudig, und dem Anschein nach waren sie einer mit dem andern sehr zufrieden.

Des Abends nahm ich, nicht ohne viel Thränen, von meinem Vater Abschied, worauf er den folgenden Tag, den neunten des Monats, abreiste. Der Anspacher Hof blieb diesen Tag noch bei uns. Der Markgraf, mein Schwager, hatte sich in die Grumbkow verliebt, und bezeigte es ihr auf eine so unverschämte Art, wie es nur ein feiles Mädchen hätte erwarten dürfen. Fräulein Grumbkow war demnach sehr von dieser schönen Eroberung geschmeichelt, und wendete nichts gegen seine frechen Sitten ein. Ich kann doch bei dieser Gelegenheit ihr Portrait machen; sie war groß, mager wie ein Weinrebstöckchen, sehr weiß, mit einem langen Gesicht, einer Habichtsnase und schönen Zähnen, dabei ziemlich hübsch gewachsen. Sie war drollig und kurzweilig, aber ihre Zunge schonte keinen Menschen und war scharf, wie ein Messer, ausserdem war sie

stolz, unverschämt, verbuhlt im höchsten Grade, und stiftete Unheil, wo sie nur konnte. Sie hatte eine Art sich beliebt zu machen, und ihre Fehler zu verbergen, die ihr viele Freunde verschaffte. Meine Schwester ward über diese entstehende Liebe so eifersüchtig, daß sie beständig weinte; es that mir leid, da dieses Mädchen aber Grumbkows Nichte war, und ich ihren Oheim nöthig hatte, mußte ich doch glimpflich mit ihr verfahren. Die Abreise des Anspacher Hofes machte dieser Verlegenheit aber bald ein Ende.

Damals hatte ich Gelegenheit den Prinzen Albert von Culmbach, den Bruder des Markgrafen, näher kennen zu lernen, er war Generallieutenant in kaiserlichen Diensten, und hatte sich bei den Ungrischen Feldzügen sehr ausgezeichnet. Er war häßlich, ohne widrig zu seyn, sehr höflich, und, da er stets in der großen Welt gelebt hatte, war seine Unterhaltung leicht und angenehm. Da ihm sein Bruder der Markgraf schreckliche Langeweile machte, brachte er die Nachmittage stets bei mir zu.

Kaum war der König abgereist, so entlud sich der Markgraf gegen den Erbprinzen und mich seiner Galle. Zum Anfang machte er mir Vorwürfe, daß ich ihn aus Monplaisir herausgewiesen, und es meiner Schwester eingeräumt hatte; er ließ mir durch Herr von Voit sagen: daß er noch nicht todt sey, sondern uns zum Possen noch eine gute Weile zu leben gedächte, sich daher also sehr wundere, daß ich mir das Ansehen einer Regentinn gäbe. Mir hätte es zu danken, daß der König ihm so viel unangenehme Sachen gesagt habe, er wollte mich jedoch in diesem Stücke entschuldigen, weil meine Hofmeisterinn mich zu diesen Schritten hinriß, die, wie er wohl wisse, ihn tödlich hasse; er sey aber alle der Ränkespielerei müde, und werde sie nach Plassenburg, einer kleinen, nahe bei

Bayreuth gelegenen Festung, senden, wo sie die Ehrerbietung, die sie ihm schuldig sey, lernen sollte. Ich begreife nicht, woher ich die Geduld nahm, diese Rede bis ans Ende anzuhören, denn der Zorn übermannte mich dergestalt, daß ich wie ein Espenlaub zitterte; endlich brach ich aber auch los, und sagte die unverschämtesten Dinge über den Markgrafen. Voit ließ meine Hitze ausrauchen, die Sonnefeld lachte über meine Drohungen, und rieth mir, meinen Schwiegervater mit Güte zurückzuführen, ihm einen verbindlichen Brief zu schreiben, oder dem Prinzen von Culmbach unsre Versöhnung aufzutragen. Diesen lezten Rath befolgte ich; der Prinz tadelte seinen Bruder gar sehr über sein Betragen gegen mich und die Sonnefeld, er versicherte sogar, daß er ihm schon sehr derb die Wahrheit darüber gesagt hätte. Um mich in seinen Augen ganz zu entschuldigen, zeigte ich ihm die Briefe, in denen mir mein Schwiegervater ausdrüklich auftrug, alles zu besorgen, und sich selbst mit einer der Zellen zu begnügen, weil für meine Schwester kein anderer Platz zu finden sey, als Monplaisir. Der Prinz von Culmbach nahm die Briefe mit zum Markgrafen, und überwies ihn daraus von dem Unrecht, das er mir thäte. Nun machte er mir einige Entschuldigungen, und schien in sich zu gehen, aber das war bloße Verstellung, denn er sann nur darauf, wie er mir einen neuen Possen spielen könnte.

Da ich meiner Niederkunft sehr nahe war, wünschte man, daß ich nach Bayreuth zurückkehren möchte. Das geschah denn auch den zwanzigsten. Es war mir nach unendlich vielen Bitten gelungen, mein Schlafzimmer neu meublirt zu erhalten, das eine meiner Cabinets hatte ich sehr artig mit Holzwerk und Porzellain verzieren lassen, so daß ich meine Wohnung viel heiterer wieder fand, als ich sie verlassen hatte.

Der Markgraf, der mit mir nach Bayreuth zurückgekehrt war, besuchte mich den Tag nach meiner Ankunft mit seinem Bruder, und meldete mir, daß er des folgenden Morgens nach Himmelkron zu reisen, und erst nach meinem Kindbette wieder zu kommen gedächte. Meine Antwort drückte ihm meine Unzufriedenheit aus, ihn so bald abreisen zu sehen, doch, sezte ich hinzu, wäre mirs lieb vorher seine Befehle zu vernehmen. Ich kann nicht vermeiden, fuhr ich fort, den König, meinen Vater, meine Entbindung wissen zu lassen, er würde aber unzufrieden seyn, wenn man ihm nur eine Estaffette schickte, ich würde also Ihrer Durchlaucht vorschlagen, den Herrn von Voit an ihn abzuschicken, der denn zugleich dieselbe Nachricht Ihrer Durchlaucht nach Himmelkron bringen könnte. Er ward roth, und schwieg einen Augenblick; dann sagte er: was Berlin anbetrifft, so ist das recht und billig, mich braucht man es aber nicht wissen zu lassen. Ich erwiederte, wenn Herr von Voit ihm nicht angenehm sey, so solle er jeden andern Cavalier, der ihm anstünde, ernennen. Ich will gar keinen, war seine Antwort, ich habe auf dem ganzen Weg bis Himmelkron Kanonen aufpflanzen lassen, die mir früher von Ihrer Königlichen Hoheit Nachricht geben werden, als irgend ein Courier. Ich antwortete, daß das wohl möglich sey, daß ich aber in keinem Stück gegen die ihm schuldige Ehrerbietung fehlen möchte, und ihn also bäte, mir meinen Willen zu lassen. Er bestand darauf, alle Zeremonien zu verbieten, es wäre, sagte er, keine gute Art, mit Freunden so umzugehen, er hasse dieses Betragen wie den Tod, und würde das Gegentheil wie ein Freundschaftszeichen von mir annehmen. Voit würde er auftragen, meine Befehle nach Berlin zu erwarten, übrigens wünschte er mir ein glückliches Kindbett, und sich einen Enkel, der seiner Mutter

glicht — wofür ich ihm dankte, und worauf er davon gieng.

Glücklicher Weise war der Prinz von Culmbach bei dieser Unterredung gegenwärtig gewesen. Ich fragte ihn, warum der Markgraf also verführe? er versicherte mich, daß es bloße Laune von ihm sey; man müßte Geduld mit ihm haben, und ihm den Willen thun. Ich versprach ihm seinem Rath zu folgen, und nahm Abschied von ihm, worauf er sich hinweg begab.

Den neun und zwanzigsten bekam ich würkliche Wehen; den dreißigsten war ich sehr übel, den ein und dreißigsten in Lebensgefahr, genaß aber doch des Abends um sieben Uhr von einer Tochter, eben wie man an meinem und meines Kindes Leben verzweifelte. Der arme Erbprinz war, wie man mir nächher sagte, denn ich hatte alle Besinnung verloren, in einem bemitleidungswürdigen Zustande. Auch glich nichts seiner Freude, mich entbunden zu sehen; er fragte gar nicht nach dem Kinde, seine ganze Aufmerksamkeit ging auf mich; er benetzte meine Hände mit seinen Thränen, indeß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel. Obschon der Markgraf sehr wohl von meiner Gefahr unterrichtet war, hatte er es doch nicht für gut gefunden, sich nach mir erkundigen zu lassen; sein Bruder hingegen ließ alle Stunden nach mir fragen, und bewieß mir damit, wie lebhaft er an mir Theil nahm. Herr von Voit reiste unmittelbar nach meiner Entbindung nach Berlin ab, und alsdann wurden die Kanonen der Stadt drei Mal gelöst. Alle Geistlichen kamen in Gesamt, das Gebet vor meinem Bette zu verrichten, ich hörte aber nicht viel davon, denn ich war so schwach, daß man mich unaufhörlich mit geistigen Mitteln rieb, um Ohnmachten zu verhindern. So blieb ich die ganze Nacht, bis ein kurzer Schlaf, den ich gegen Morgen genoß, mich im Stand setzte, das Bett zu verändern.

Zu meiner Verwunderung hörte ich nichts vom Markgrafen, bis der Erbprinz Mittags ein Billet von seinem Oheim erhielt, in welchem er ihm über meine Niederkunft Glück wünschte, und zugleich meldete, daß er dem Markgrafen die Nachricht davon überbracht hätte, denn die Kanonen wären so schlecht gestellt gewesen, daß man sie in Himmelkron gar nicht hätte hören können. Er würde seinen Bruder zu bereden suchen, daß er den Abend nach Bayreuth gienge, er wäre aber so böser Laune, daß er nichts darüber versprechen könnte. Wirklich kam er aber doch Abends gegen sechs Uhr an, er ließ sogleich den Marschall von Reitzenstein rufen, und erhob die bittersten Klagen gegen ihn, über seinen Sohn und über mich, daß wir ihn wie einen Strohmann behandelten, daß er der lezte gewesen sey, der meine Entbindung erfahren hätte, daß er endlich die Geduld verlieren würde, denn er sey doch Herr, und könnte seinen Sohn, sobald er es wollte, auf eine Festung setzen, um ihn zu lehren, wie er sich gegen ihn betragen sollte. Der arme Reitzenstein, der von gar nichts wußte, blieb wie versteinert — ward es aber noch viel mehr, wie ihm der Markgraf auftrug, dem Erbprinzen und mir, alle diese schönen Dinge in seinem Namen zu sagen. Er erklärte ihm aber gerade zu, daß er den Auftrag nie übernehmen würde; dann ließ er seinen Zorn verrauchen und stellte ihm darauf vor, welchen Schaden er sich thäte, mich so unwürdig zu behandeln, besonders in dem Zustande, worinn ich mich würklich noch befände; daß ich noch gar nicht außer Gefahr sey, und eine heftige Gemüthsbewegung mich unmittelbar tödten könne. Was aber den Erbprinzen anbeträfe, so wäre er überzeugt, daß derselbe unfähig sey, gegen die seinem Vater schuldige Ehrerbietung zu handeln, er solle die Sache nur untersuchen lassen, er wäre gewiß, daß sie durch

ein Misverständniß sey veranlaßt worden. Indeß war der Prinz von Culmbach in das Zimmer getreten, er vertheidigte mich mit vieler Wärme, und erinnerte den Markgrafen an die Unterredung, die er in seiner Gegenwart mit mir gehabt hatte. Der Markgraf war nicht wenig erstaunt, ihn davon unterrichtet zu wissen, denn er hatte nicht wahrgenommen, daß er damals im Zimmer war, nun schämte er sich, schlumpfte auf sein Gedächtniß, das ihm alle Tage ungetreuer würde, und ließ seinen Sohn rufen, den er ziemlich artig aufnahm, worauf er auch zu mir kam. Er behandelte mich ziemlich kalt, und man sah wohl, daß das, was er vorbrachte, nicht vom Herzen gieng. Er sagte mir, der Landesgebrauch heischte, daß das Kind den dritten Tag getauft werde, die Ceremonie müßte also morgen Früh Statt haben. Ich erwiederte, daß er darüber Herr sey, ich mich aber zu schwach fühle, um irgend jemand zu sehen, noch Glückwünsche anzunehmen. Er meinte, das sey gar nicht nöthig, ich sollte ihm nur die Taufzeugen nennen. Anfangs weigerte ich mich dessen, dann nannte ich aber die Kaiserinn, den König und die Königinn, meine Eltern, die Königinn von Dänemark, die des Markgrafen Schwester war, die verwittwete Markgräfinn von Culmbach seine Mutter, meinen Bruder, meine Schwester von Anspach, und den Prinzen von Culmbach. Er war mit dieser ganzen Gevatterschaft sehr zufrieden, und verließ mich.

Des folgenden Tags gaben die Trompeten und Pauken das Zeichen, der Markgraf, mit seinem ganzen Hofe, und die Prinzessinn Charlotte, die seit einigen Tagen von Weikersheim zurück war, und das Kind zur Taufe trug, kamen in mein Zimmer, von wo aus man sich in meinen Audienzsaal begab, wo die heilige Handlung Statt hatte. Darauf wurden die Kanonen gelößt, und man brachte das Kind in mein

Zimmer zurück, es war groſse Tafel, bei welcher um die Plätze gelosst wurde, und Abends Ball in dem wegen seiner ungeheuren Grösse berühmten Schlosssaal.

Vierzehn Tage darauf kam mein Schwager, der Prinz Wilhelm von Culmbach, von seinen Reisen nach Frankreich und Holland zurück. Der Erbprinz, dessen gutes Herz ihn an alle seine Verwandte knüpfte, freute sich sehr ihn wieder zu sehen; er führte ihn sogleich zu mir. Es war ein Mensch von zwanzig Jahren, aber nicht gröſser, wie ein Knabe von vierzehn, er hatte ein hübsches Gesichtchen, aber keine Annehmlichkeit, ziemlich hübsch gewachsen, aber so kindisch in seinem Betragen, als in seiner Gestalt. Sein Verstand war beschränkt, er hatte in Utrecht studiret, doch ohne allen Gewinn, denn sein zerstreuter, flüchtiger Sinn war zu nichts gut als Fliegen zu fangen. Gutherzig war er wohl, aber mehr aus Temperament als aus Grundsätzen. Der Erbprinz und ich thaten während seinem kurzem Aufenthalt in Bayreuth alles Mögliche, um ihn ein Bischen zuzustutzen, aber alle unsre Mühe war verloren. Er war Kaiserlicher Oberster, sein Regiment stand in Italien, er sollte sich jetzt dahin begeben, aber sich einige Zeit unterwegs mit seinem Oheim in Wien, aufhalten. Ich werde ihn fortan immer den Prinzen Wilhelm nennen.

Um diese Zeit kam Herr von Voit von Berlin zurück, von wo er mir von dem Könige und der Königinn die verbindlichsten Briefe mitbrachte. Er sagte mir, daſs meine glückliche Entbindung in Berlin eine allgemeine Freude verursacht, und der König vom Erbprinzen und mir mit der gröſsten Zärtlichkeit gesprochen habe.

Kaum fing ich nun an einiger Ruhe zu geniesſen, als der Erbprinz einen Brief vom Könige erhielt, der sie wieder verscheuchte. Er erinnerte ihn an das ihm

gegebene Verſprechen nach Berlin zu kommen, und befahl ihm ſogleich zu ſeinem Regimente abzureiſen, wobei er noch hinzuſezte, daß er übrigens auf ſeine Freundſchaft und die Beweiſe, die er ihm davon geben würde, zählen könnte. Das war für mich ein Donnerſchlag! ich liebte den Prinzen aufs zärtlichſte, unſre Ehe war unendlich glücklich, er war mein einziger Troſt, und nun ſollte ich mich, kaum drei Wochen von dem Kindbett aufgeſtanden, von ihm auf lange Zeit trennen. Aber es war nicht abzuändern, ohne uns mit dem König, deſſen Unterſtützung wir mehr wie je bedurften, zu entzweien; alles, was uns übrig blieb, war, dieſen traurigen Zeitpunkt ſo viel möglich zu entfernen. Der Markgraf that, als wenn er ſehr betrübt darüber wäre, im Grunde machte es ihm aber groſſe Freude, denn er wünſchte nichts mehr, als uns los zu ſeyn.

Endlich reiſte der Erbprinz den zweiten Oktober ab, und zwar ganz auf ſeine Koſten. Der Schmerz über dieſe Trennung zerſtörte meine Geſundheit aufs neue, und nie hat ſie ſich wieder erholt. Ich ward ſo mager wie ein Gerippe, und brachte die Nächte mit Weinen zu, denn am Tage mußte ich mir Zwang anthun. Alle Abende war Aſſemblee bey mir, zu welcher ſich die ganze Familie vereinigte, man ſpielte und hatte tödliche Langeweile, denn ich konnte mich mit niemand unterhalten als mit dem Prinzen von Culmbach, der mein einziger Geſellſchafter war. Doch fing ich an mehr Faſſung zu gewinnen, als ein zweiter Brief des Königs mich in neue Verlegenheit verſetzte. Er ſagte mir, daß ich nach meinem Kindbett zu meiner Schweſter nach Anſpach gehen ſolle; ich ſey ihr einen Beſuch ſchuldig, und er wüßte von guter Hand, daß es ſie beleidigen würde, wenn ich ihn vernachläſſigte. Die Einigkeit zwiſchen unſern beiden Häuſern ſey zu unſerm gegenſeitigen Vortheil nothwendig, da ich nun die Ver-

nünftigſte ſey, ſoll ich alles thun, um ſie zu befördern. Nach meiner Rückkehr nach Bayreuth ſollte ich dann nach Berlin kommen, wo man mich mit offnen Armen empfangen würde. Das war alles ſchön und gut, aber ich mußte Geld dazu haben, und mein und des Prinzen Beutel war durch ſeine Reiſe nach Berlin gänzlich erſchöpft. Außerdem wußte ich nicht, was ich mit meiner Tochter machen ſollte, die ich doch unmöglich auf Gerathewohl zurücklaſſen konnte. Ich ſchickte endlich des Königs Brief dem Markgrafen zu, der mir durch Herrn von Voit zurückſagen ließ, daß er ſeinem ganzen Inhalt vollkommen Beifall gebe, und es mir völlig frei ſtellte, nach meinem Sinne zu handeln. Darauf ſprach ich ihn ſelbſt, ich bat ihn, mir mit einigem Gelde beizuſtehen, denn obgleich ich um alles in der Welt ihm nicht läſtig ſeyn möchte, triebe mich doch die Nothwendigkeit, ihm vorzuſtellen, daß meine Mittel nicht zu alle den Bedürfniſſen zureichten. Ich ſtellte ihm vor, daß ich meine Tochter unmöglich allein in den Händen ihrer Wärterinnen laſſen könnte, eben ſo unmöglich ſey es, in dieſer harten Jahreszeit ſie mit nach Berlin zu ſchleppen, ich wünſchte alſo ihr eine Hofmeiſterinn von Stande zu geben, die mit der Zeit ihre Erziehung übernehmen könne. Er antwortete, er wolle das alles überlegen, und mir des folgenden Tages durch Herrn von Voit Antwort ſagen laſſen. Dieſe Antwort war ſeiner würdig; ſie ſagte: es ſey in meinem Heirathsvertrag weder von den Töchtern, die ich zur Welt ſetzen, noch den Reiſen, die ich machen würde, die Rede geweſen, ſeine Finanzen, welche die Ausrüſtung ſeines jüngſten Sohnes ſehr in Unordnung gebracht hätte, ſetzten ihn außer Stand mir zu helfen, es käme auch außerdem dem Könige zu, es zu thun, da er mich zu der Reiſe aufforderte. Ich war in Verzweiflung! ich mußte nun nach Berlin ſchreiben, und

die Antwort abwarten, und so schob sich diese Reise, die ich sehnlich wünschte, um den Erbprinzen wieder zu sehen, immer weiter hinaus. Da ich gar nicht zweifelte, daß mir der König Geld schicken würde, kündigte ich ein Capital von zweitausend Thalern, das ich auf Interessen gelegt hatte, zur Bestreitung aller meiner Reisen auf. Dieses war alles, was ich auf Erden besaß; mein Bruder hatte es mir geschenkt, denn seit er mit der Prinzessinn von Braunschweig versprochen war, zog er viel Geld vom Wiener Hofe.

Inzwischen machte ich den zwölften Oktober meinen Kirchgang, man sang das Tedeum in der Schloßkapelle und lößte die Kanonen; des folgenden Tags war Ball, an dem ich aber, das Herz von Kummer schwer, wenig Theil nahm. Doch hatte ich ein Vergnügen an diesem Abend, denn ich erhielt einen Brief vom Erbprinzen, der mir seine glückliche Ankunft in Berlin meldete, und wie er vom Könige und der Königinn so gut empfangen worden sey, und wie ungeduldig er sey, mich wieder zu sehen. Er sagte mir ferner, daß er nun im Begriff sey, zu seinem Regimente abzugehen, doch erst nach meiner Ankunft in Berlin dahin zurückgehen würde; daß ihm auch mein Bruder und alle Welt versicherte, der König werde uns seine Liebe auf die ausdrücklichste Art bezeigen. Mein Vater habe ihm gesagt, wegen der Reise nach Anspach müßte ich seinen Willen befolgen, und ich möchte bald dahin gehen, um mich bald wieder mit ihm zu vereinigen. Ueber diesen Punkt brauchte er mich nicht zu beilen, ich war ungeduldig genug ihn wieder zu sehen, allein um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, bedurfte ich Zeit: damals hatte ich aber doch ein paar gute Tage — ich nenne es gute; denn ich entbehrte das Vergnügen, den Markgrafen zu sehen und seine langweilige Moral anhören zu müssen. Er war unbaß und ließ sich zur

Aber, ich wollte ihn beſuchen, er nahm mich aber nicht an.

Seine Abweſenheit wurde uns indeß durch eine andere eben ſo langweilige Geſtalt erſetzt; nämlich einen anderen ſeiner Brüder, den ich den Prinzen von Neuſtadt nennen will, weil er ſich dort aufhielt. Er war Oberſt eines däniſchen Regiments, und kam aus Copenhagen; wie wir nachher erfuhren, in der Abſicht ſich zu verheirathen. Er meldete ſeinem Bruder von Neuſtadt aus, daß er ihn in einigen Tagen beſuchen werde. Dieſer Prinz war der Auswurf der ganzen Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden, und wenn ich ihn beſchrieben haben werde, kann ihn kein Menſch mehr darum tadeln. Er fragte alſo auch gar nicht viel nach ſeinem Beſuch, beſonders ſo lange ich abweſend war — und ich ſollte in einigen Tagen abreiſen; um dieſer Urſache willen, antwortete er ihm, er wünſche, daß er ihn bis nach meiner Rückkehr nach Bayreuth verſchieben möchte. Unglücklicher Weiſe erhielt der Prinz dieſen Brief erſt unterwegs, und ganz nahe bei Bayreuth, — Wetter und Wege waren zu ſchlecht um umzukehren, er fand ſich aber durch die Botſchaft des Markgrafen ſo beleidigt, daß er ſeinen Weg zwar fortſetzte, aber um ſich zu rächen, in Bayreuth auf dem Rathhauſe abſtieg, und die ganze Nacht daſelbſt verblieb, ohne weder ſeinen Bruder noch irgend jemanden von der Familie begrüßen zu laſſen. Dieſer lud ihn mehrere Mal ein, die für ihn im Schloſſe zubereiteten Zimmer zu beziehen, erhielt aber immer zur Antwort, der Markgraf habe ihm einen Schimpf angethan, er wolle ihm nun denſelben zurückgeben, indem er ihn gar nicht beſuche. Der ganze Tag ging mit gegenſeitigen Botſchaften hin; zuletzt entſchloß ſich der Markgraf, der Vernünftigſte zu ſeyn, und ſchickte ſeinen Sohn, den Prinzen Wilhelm an ihn ab, um ihn

abzuholen. Nun zog endlich diese liebenswürdige Gestalt bei mir ein. Er war weder groß noch klein, und ziemlich wohl gebaut; er hatte kleine blaßblaue Augen wie ein Ferkel, ein Maul wie ein Abgrund, denn es war viereckig und die Lippen so enge und kurz, daß sie weder Zahnfleisch noch Zähne bedeckten, und diese Zähne endlich, waren schwarz wie Kienruß. Außerdem hielt er den Mund immer offen, so daß man ihm bis in die Kehle hinab sehen konnte. Dieses holde Angesicht war weiter mit einem langen dreifachen Kinne verziert, dessen unterster Stock mit einem großen schwarzen Pflaster belegt war, das immer abklaffend eine schöne Fistel in Kaskaden-Form zur Schau stellte. Diese Fistel war dem Besten der Gesellschaft sehr zuträglich, sie ersparte ihr alle Brech- und Spreymittel, auch sollen die Apotheker ihr Möglichstes gethan haben sie zu heilen, denn sie verhinderte ihnen den Absatz aller ausleerenden Arzneien. Dieser schöne Kopf war mit Haaren von einer sehr kühn blonden Farbe gekrönt, und mit seinem von Golde strotzenden Kleide sah er wie der Esel aus, der die Reliquien trägt. Seine Seele glich ihrer reizenden Behausung, er war stumpfsinnig und schien zu Zeiten närrisch zu seyn, dann mußte man ihn nicht aus den Augen lassen, denn er wollte alle Welt umbringen. Ich suchte mir diese abscheuliche Gestalt so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und schob sie der Prinzessinn Charlotte und Prinz Wilhelm zu.

Da der Markgraf Lust hatte, seine ganze Familie beisammen zu sehen, hatte er auch seine älteste Tochter die Prinzessin von Taxis eingeladen, so daß man sie jeden Augenblick erwartete. Die Prinzessinn Wilhelmine war sehr unzufrieden in Ostfriesland, sie hatte durch die hochmüthige Art, wie sie den Prinzen und die Prinzessinn, ihre Tante, behandelte, ihre Aussichten selbst verdorben, so daß ihre Heirath, statt vorwärts, rück-

wärts ging, und sie nun ach und weh schrie, um nach Bayreuth zurück zu kommen. Man machte dem Markgrafen die Folgen der ganzen Sache begreiflich, und er beschloß, daß sie, im Fall die Heirath wirklich ganz abgebrochen würde, bevor sie zurück kehrte, eine Reise nach Dännemark machen sollte, damit man sagen könnte, sie habe alle ihre Verwandten besucht. Zu eben der Zeit boten sich zwei Versorgungen für die Prinzessinn Charlotte dar; der Prinz von Weißenfels, dessen ich in diesen Blättern so oft als meines Freiers gedacht habe, und der Prinz von Usingen. Die Prinzessinn zog diesen lezten vor, aber ungeachtet aller meiner Bemühungen, ihre Wünsche zu begünstigen, schlug der Markgraf beide Bewerbungen, aus dem bloßen Eigensinne ab, daß er die jüngste seiner Töchter nicht vor der ältesten verheirathen wollte. Ich hatte keine wichtige Stimme im Rathe, denn er konnte mich nicht mehr leiden, und ließ michs nach Kräften fühlen, denn er plagte mich, wo er nur immer konnte. Den ganzen langen Tag brummte er über den Erbprinzen und strich dagegen Prinz Wilhelm heraus, so daß ich vor Galle hätte ersticken mögen.

Den ein und zwanzigsten reiste ich endlich nach Anspach ab. Mein gerader Weg führte mich über Erlangen, wo die Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm, meines Schwiegervaters Vorgänger, ihren Wohnsitz hatte. Ich war neugierig diesen Ort zu sehen, man hatte mir ihn sehr gerühmt, und er war beim Anfang unserer Heirath zu unserm Aufenthalt bestimmt gewesen; weil aber Herr von Fischer, der daselbst Oberamtmann war, diesen Plan nicht gut geheißen hatte, wurden wir nach Bayreuth geschafft. Auf ganz abscheulichen Wegen kam ich Abends nach einer kleinen niedlichen Stadt, die Bayerdorf heißt, wo ich Herrn von Fischer fand, und mit ihm Herrn von Egloffstein,

Kreishauptmann der Ritterschaft, Herrn von Wildenstein, Hessischen Obersten und Mitglied dieser Ritterschaft, und Herrn von Bassewitz, Generallieutenant des fränkischen Kreises. Alle diese Herrn empfingen und begrüßten mich an der für mich bereiteten Wohnung. Herr von Fischer sagte mir leise: er habe vom Markgrafen Befehl, mich in der Stadt mit eben den Ehrenbezeugungen, die er selbst erhielte, zu empfangen, die Markgräfinn von meiner Ankunft zu unterrichten und ihr zugleich anzudeuten, daß sie mir den obern Platz zugestehen und mich meinem Range gemäß empfangen solle; bis jetzt habe er aber dieses noch nicht von ihr erhalten können; sie wolle mich durchaus als Erbprinzessinn behandeln, nicht als Königstochter. Er habe also befohlen, die Tafel in denen für mich im Schloß zugerichteten Zimmern zu decken, und rieth mir sie gar nicht zu sehen, ja sie gar nicht begrüßen zu lassen, um sie recht zu demüthigen. Ich antwortete ihm, daß ich das wohl zufrieden wäre, und nicht die mindeste Lust hätte, ihre Bekanntschaft zu machen. Kaum hatte ich das gesagt, so meldete man mir den Oberkammerherrn der Markgräfinn, der mich von Seiten ihrer begrüssen sollte. Ich empfing ihn, er hielt eine halbestundelange Rede, bei der er beständig stockte und stotterte, und die er mit der Nachricht beschloß, daß die Markgräfinn so eben in den Wagen steigen wolle um mich nach Erlangen einzuladen, wo sie mir eine Abendmahlzeit bereitet hätte. Ich lehnte den Besuch und die Abendtafel nach bestem Vermögen ab, antwortete auf die Begrüssung so höflich wie möglich, und entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit und dem Verlangen, den folgenden Mittag in Erlangen zu speisen. Nun nahm Herr von Fischer das Wort und sagte: „Ihre Königliche Hoheit wird nach Erlangen gehen, wenn sie die Markgräfinn gebührend zu empfangen

gedenkt, sonst wird sie nicht für gut halten, ihr die Ehre ihrer Gegenwart zu gönnen, sondern die Tafel in ihren eigenen Zimmern decken lassen.“ Der Herr Oberkammerherr erwiederte: daß seine Fürstinn es nie an dem, was sie der Tochter eines so großen Königs schuldig sey, würde fehlen lassen, sondern mir alle von ihr abhängende Ehre erzeigen würde. Sogleich sendete ich einen meiner Stallmeister, um ihr meinen Gegengruß zu machen, worauf ich zur Tafel ging. Herr von Fischer führte dabei das große Wort; alle seine Gespräche ertönten vom Lobe des Prinzen Wilhelm, meines Gemahls erwähnte er mit keiner Silbe, so daß ich dermaßen ergrimmte, daß ich die Tafel verließ, ehe sich noch jemand satt gegessen hatte.

Des folgenden Tags reiste ich um zehn Uhr ab; wobei ich von zwei Compagnien der Bayreuthischer und Erlanger Reuterei begleitet wurde. Alle die Herrn, welche mich empfangen hatten, folgten mir in Kutschen, und der ganze junge Adel von Erlangen kam mir zu Pferde entgegen. Die Bürgerschaft, welche auf beiden Seiten der Straße in Erlangen aufgestellt war, empfing diesen ganzen Zug. Ich fand die Stadt ganz allerliebst, sie liegt angenehm, und ist nach der Schnur und im neuen Geschmacke gebaut. Das Schloß, obschon artig, und im nämlichen Geschmack wie die Stadt erbaut, kann doch nur ein artiges Landhaus heißen, denn für ein Schloß ist es nicht groß genug. Von einer Seite stößt es an einen großen Platz, von der andern an einen prächtigen Garten, der, nach dem Plan des Herrenhäusers angelegt, einen ungeheuren Umfang hat, aber durch seinen sandigen Boden aller Annehmlichkeit beraubt wird. Man nennt diese ganze Gegend der Markgrafschaft das Unterland, weil sie gar keine Berge hat. Der Markgraf Christian Ernst baute diese Stadt, und legte eine französische Colonie daselbst an,

welcher die deutschen Einwohner viele Verbindlichkeit haben, denn sie lehrten sie etwas Höflichkeit und feine Sitten. Der Unterschied zwischen Erlangen und Bayreuth ist auch so auffallend, daß man, obschon beide Orte nur acht Meilen von einander entfernt sind, in zwei ganz verschiednen Ländern zu seyn glaubt. Nürnberg, eine freie Reichsstadt, liegt ganz nahe, und macht das Verkehr sehr lebhaft. Alle Welt lief herbei um mich zu sehen, die guten Menschen drängten sich dergestalt zu meinem Wagen, daß ich in Todesangst war, es möchte ihnen Leids widerfahren.

Endlich kam ich im Schlosse an. Die Markgräfinn empfing mich mit ihrem ganzen Hofstaat unten an der Treppe. Nach den ersten Begrüssungen bot mir Herr von Voit, mein Oberkammerherr, die Hand, und führte mich in meine Zimmer. Die Markgräfinn, die ich sogleich beschreiben will, folgte mir nach. Sie war die Schwester des oftmals erwähnten Prinzen Johann Adolf von Weißenfels, in ihrer Jugend soll sie engelschön gewesen seyn, mit ihrem Gemahle, dem Markgrafen Georg Wilhelm, lebte sie aber nie gut. Sie konnte unter die berühmten Weiber des Alterthums gerechnet werden, denn sie war in Rücksicht ihrer Sitten die Lais ihres Jahrhunderts; viel Verstand gab man ihr aber niemals schuld. Wie ich sie sah, war sie acht und dreißig Jahr alt, fett, schön gewachsen; ihr Gesicht ist länglich, eben so wie ihre Nase, die sie aber sehr entstellt, denn sie ist kirschroth, ihre braunen Augen, mit denen sie Gesetze zu geben gewohnt ist, haben einen schönen Schnitt, aber sie sind so trübe, daß ihre Lebhaftigkeit nicht mehr sehr auffällt. Ihre Augenbraunen sind falsch und kohlenschwarz; ihr Mund, obgleich groß, dennoch schön gebildet und voll Liebreiz, sie hat Zähne so weiß wie Elfenbein, und gleichwie Perlen, allein ihre Haut, wenn gleich

rein, war doch sehr welk, dabei sah sie wie eine Theaterkönigin aus, und ihre Art sich zu betragen, entsprach auch diesem Karakter; dennoch machte dieses wunderliche Gemisch eine ziemlich schöne Frau.

Wir ließen uns auf Lehnstühlen nieder, wobei ich nur mit Mühe verhinderte, daß sie sich nicht auf ein Tabouret setzte, wie sie durchaus Willens war. Unsre Unterhaltung war sehr gleichgültig, ich war in Erwiederung aller von ihr empfangenen Höflichkeiten so verbindlich wie möglich; sie sagte mir, daß sie sich sehr freue, mich kennen zu lernen, vorher habe sie aber davor gezittert, denn man habe ihr gesagt, ich sey stolz und hochmüthig und würde sie ohne alle Rücksicht behandeln. Sie stellte mir ihre sogenannte Hofmeisterinn vor, denn sie hatte sie immer nur auf Borg, und ihre beiden Hofdamen, ein paar Zwillingsschwestern, beide klein und fett, wie ein paar Kugeln. Wie sie sich bückten, mir den Rock zu küssen, verloren sie beide das Gleichgewicht, fielen um und kollerten im Zimmer umher, so daß ich herzlich lachen mußte. In meinem Leben habe ich nichts so häßliches gesehen, wie diesen Hof! ich glaube die Markgräfinn hatte alle Ungeheuer aus dem ganzen Lande zusammen gelesen, damit sie ihre Reize durch den Gegensatz erhöhten.

Endlich gingen wir zur Tafel, wo man mir das obere Ende einräumte. Die Markgräfinn war in beständiger Verlegenheit; Herr von Calofstein, der damals ihr Liebhaber war, (ich sage damals, denn sie änderte so oft Liebhaber, wie Leibwäsche) hatte sie ihre Lection so gut gelehrt, daß sie weder den Mund aufthun, noch eine Schüssel anrühren durfte, ohne ihn um Rath zu fragen. Nach der Tafel begab ich mich in ihr Zimmer, wo ich den Kaffee einnahm, darauf führte sie mich in mein Zimmer zurück, wo mich alle Damen aus der Stadt erwarteten, und mir von ihr

vorgestellt wurden. Es waren einige recht liebenswürdige darunter, da ich aber sehr eilig war, meine Reise fortzusetzen, hatte ich nicht Zeit, sie näher kennen zu lernen. Was ich auch that, so bestand sie darauf, mich bis unten an die Treppe zu begleiten, Herr von Egloffstein, sagte sie, habe es ihr so befohlen, und sie thue alles, was er ihr sage.

Ich kam Abends ziemlich spät nach Carlsburg, wo ich einige Anspachische Hofbediente und Cavaliere fand, die mir entgegen geschickt waren. Des folgenden Tags kam ich Abends um sieben Uhr in Anspach an.

Meine Schwester und ihr Gemahl empfingen mich mit allen möglichen Freudenbezeugungen, ich erwiederte sie und war sehr erfreut über ihr Betragen. So lange ich dort war gab man täglich große Tafel, und wie ich auch bat, erhielt ich doch nie, daß man mich als Schwester und ohne Umstände behandelte. Das Schloß, ob es schon Fehler in der Bauart und keine bequeme Ausgänge hat, ist schön, neu, sehr hübsch meublirt und verziert. Der Hof ist zahlreich, aber alles ist nach derselben Form wie in Bayreuth zugeschnitten, mit dem einzigen Unterschied, daß man hier französisch spricht. Man zog zweimal die Loose, und nach der Tafel war Ball von zwei und vierzig Paaren. Was die Damen anbetrifft, so wars ziemlich gemischte Waare, doch hatten sie alle einen bessern Ton wie in Bayreuth.

Meine Schwester war zur großen Freude des ganzen Landes schwanger; allein ihr Ehezwist dauerte immer fort; jetzt eben war der Markgraf in ein Scheuermensch aus dem Schlosse sterblich verliebt; er war ganz närrisch darüber. Meiner Schwester war es bekannt worden, und sie hatte Lärm geschlagen; der Obermarschall von Seckendorf und Herr von Schenk, die beiden Günstlinge des Prinzen, hatten ihn dergestalt

gegen seine Gemahlinn aufgehetzt, daß er sich förmlich mit ihr überworfen hatte. Ich that mein Möglichstes um sie zu versöhnen, und wenn es mir auch nicht völlig gelang, glückte es mir doch, dem Verhältniß wieder die äußere Schicklichkeit zu geben. Das begünstigte Mensch ist noch jetzt des Markgrafen Maitresse, und er hat einen Sohn und eine Tochter von ihr, die er hat baronisiren lassen, und denen er den Namen Falk beigelegt hat. Da ich einem Jeden mit Höflichkeit zu begegnen trachtete, machte ich mir in Anspach viele Freunde, selbst der Markgraf ward mir gut, und diese Verbindung ist meiner Schwester seitdem oft sehr nützlich gewesen.

Mein Schwager sollte nach Pommersfelden gehen, um dort eine Zusammenkunft mit dem Bischoff von Bamberg zu haben. Da unser Weg derselbe war, reisten wir den acht und zwanzigsten zusammen bis Bayersdorf, wo ich mein Nachtlager nahm, und mich von dem Markgrafen trennte. Dort fand ich einen Brief des Königs in Antwort von dem meinigen, in dem ich ihn um Reisegeld und eine Hofmeisterinn für meine Tochter bat, er lautete wie folgt, war aber nicht eigenhändig.

„Liebe Tochter, ich habe deinen Brief erhalten; es thut mir sehr leid, daß man dir stets fort Verdruß macht und dir das Reisegeld verweigert. Ich habe deinem alten Narren von Schwiegervater einen recht tüchtig derben Brief geschrieben, damit er dir gibt, wovon du die Reisen bestreitest, und die Flora Sonnsfeld bei der kleinen Friederike bleibt, wodurch die Kosten einer Hofmeisterinn erspart werden. Ich erwarte dich mit Ungeduld und bin u. s. w.

Der Brief brachte mich zur Verzweiflung, denn ich sah wohl, daß ich mich nun zwischen zwei Stühlen befinden würde. Ein anderer, den ich vom Erbprinzen

erhielt, tröstete mich einiger Maßen, er schrieb mir, daß mein Bruder Himmel und Erde bewegte, um den König zu einer mir günstigen Verfügung zu vermögen, daß die Königinn sich auch in Rücksicht meiner ganz verändert hätte, und mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen verspräche, wie nur immer möglich, daß sie mir dieses ausdrücklich sagen ließ, und nur von ihrer Freude, mich wieder zu sehen, redete. Alle diese schöne Dinge beruhigten mich indessen nicht sehr, und ich fing an zu fürchten, daß der König mich betrogen habe.

Ich kam den folgenden Tag nach Bayreuth, sollte aber wenige Tage darauf nach Coburg gehen, um meine Groß-Tante, die Prinzessinn von Meiningen, zu besuchen. Ich habe vergessen zu sagen, daß sie ausdrücklich nach Bayreuth gekommen war, um mir für die Höflichkeit zu danken, die ich ihr in Berlin erzeigt hatte. Dieses böse Weib war an dem Verderben von Culmbach schuld; sie hatte die armen Unterthanen geplündert, alle Schätze des Hauses während ihrer Ehe mit dem Markgrafen Christian Ernst fortgeschleppt, und nach seinem Tode die Allodialgüter an sich gerissen. Das Schloß war damals sehr schön meublirt und prächtig ausgeschmückt. Sie begnügte sich nicht damit, alles Geräth fortzubringen, sondern ließ das Holzwerk zerbrechen, das sie dort zu lassen gezwungen war. Sie war reich, und unumschränkter Herr ihres Vermögens, und hatte versprochen, mich zur Erbinn einzusetzen; um ihre günstigen Gesinnungen gegen mich zu befestigen, entschloß ich mich sie zu besuchen.

Der Markgraf empfing mich sehr gut und fragte, wann ich nach Berlin abreisen würde? Ich sagte ihm, daß ich noch keine Antwort vom König habe, und ohne Geld nicht reisen könne, — denn ich hielt es

für gut, ihm aus dem Brief, den ich in Bayreuth erhalten hatte, ein Geheimniß zu machen. Wir vergalten uns Liſt mit Liſt, denn er verſchwieg mir auch den, welcher ihm zugekommen war. „Ich ſehe wohl, ſagte er darauf, daß das alles ſich zu ſehr in die Länge zieht, und um Ihre königliche Hoheit abreiſen zu machen, opfere ich lieber ein Zehntauſend Gulden auf.“ Er ſagte das ſo ironiſch, daß man wohl ſah, wie ſehnlich er uns los zu ſeyn wünſchte. Ich dankte ihm und ſagte: da zwei tauſend Thaler vollkommen hinreichen würden, ſo würde ich dieſe Summe mit der innigſten Dankbarkeit von ihm annehmen. Er verſprach ſie mir den folgenden Tag zu ſchicken, gedachte aber keineswegs Wort zu halten, denn ich erhielt nur tauſend Gulden, die kaum zur Beſtreitung des Poſtgeldes hinreichend waren.

Den dritten November reiſete ich nach Coburg, das nur acht Meilen von Bayreuth entfernt iſt, ab; halb todt von Ermüdung, da Weg und Wetter ganz abſcheulich waren, kam ich Abends um eilf Uhr daſelbſt an. Ich fand meine Tante nach ihrer alten Manier geputzt und verziert mit Blumen und Franzen; ſie nannte mich tauſend Mal ihre theure Nichte, und ſchlug dabei betheurend auf ihren alten weiſſen Buſen — denn das war ihre Art. Ihre Zimmer und die für mich bereiteten, waren an Geräth und Silberzeug von der größten Pracht. Der Anblik konnte mich nur traurig machen, denn alle dieſe Dinge waren mit dem Brandenburgiſchen Wappen bezeichnet, und ich ſah ſie alle als eine ungerechte, dem armen Brandenburger Lande entriſſene, Beute an. Das Schloß war alt und glich einer Feſtung, die Stadt ſehr häßlich. Mein Aufenthalt dauerte nur einen Tag, den ich damit zubrachte, mit der Herzoginn zu ſchwatzen und zu arbeiten, denn es gab weder einen Hofſtaat noch Adel daſelbſt. Den

den mir gethanen Verſprechen konnte ich nicht die geringſte Zuſicherung erhalten, ja man gab mir unter der Hand Nachricht, daß ſie mich angeführt, und nie daran gedacht habe, mich zu ihrer Erbinn zu machen. Den fünften nahm ich alſo meinen Abſchied und ging, den alten Drachen tauſendfältig verwünſchend, nach Bayreuth zurück.

Ich fand den alten Markgrafen bei meiner Rückkehr krank. Seine Geſundheit empfand ſeit langer Zeit die Folgen ſeiner Lebensweiſe, er betrank ſich täglich in altem Rheinwein, wodurch er ſeine Nerven und Bruſt zu Grunde gerichtet hatte, und dermaßen zitterte, daß er faſt nicht mehr allein geben konnte. Nur mit vieler Mühe beredete ich Fräulein von Sonnsfeld bei meiner Tochter zu bleiben; der Markgraf war ihr ſehr zugethan, und machte ihr ſo viele Liebkoſungen, daß ſie auch einwilligte, die Prinzeſſinn Charlotte zu hüten. Ich war indeſſen ſehr verwundert zu bemerken, daß ſich alle Briefe, die ich ſeit einiger Zeit aus Berlin erhielt, immer einer dem andern widerſprachen. Die meines Bruders und die des Erbprinzen ſtimmten darin überein, mir die herrlichſten Hoffnungen zu geben, indeß die der Königinn und von Grumbkow voll unangenehmer Anzeigen waren. Meine Unruhe darüber war ſehr peinlich. Ich hatte noch immer gehofft, meine Schwägerinn, die Prinzeſſinn von Taris zu ſehen, jetzt ſandte ſie aber einen ihrer Stallmeiſter und ließ ſich, da eine Unpäßlichkeit ſie an ihrem Beſuche verhinderte, bei ihrem Vater entſchuldigen. Da mich nun nichts mehr zurück hielt, reiſte ich den zwölften ab. Mein Abſchied vom Markgrafen war nicht ſehr zärtlich; die Freude, mich los zu werden, blitzte ihm dabei aus den Augen.

Mein Gefolg beſtand in der Hofmeiſterinn, der Grumbkow, der Marwitz, die ich als Hofdame ange-

nommen hatte; und meinem Stallmeiſter, Herrn von Seckendorf, denn Bindemann hatte mich verlaſſen und der Markgraf hatte nicht gewollt, daß mich mein Oberkammerherr von Veit begleitete. Ich hatte die Reiſe in fünf Tagen zurücklegen wollen, um den König, der den ſiebzehnten nach Hamburg abreiſen ſollte, noch zu ſehen. Es war ein hölliſches Wetter! die Wege waren ſo ſchlecht, daß ich, aller meiner Eile ungeachtet, nur bis Hof kommen konnte, und das erſt Abends um eilf Uhr, da es doch nur ſechs Meilen von Bayreuth entfernt iſt. Mein Gepäck war alles zurück geblieben, ich mußte mich alſo ganz angekleidet auf ein ſchlechtes Bett legen, auf dem ich wenig ſchlief. Das Gepäck kam erſt um zwei Uhr an, ich befahl es weiter fahren zu laſſen, in der Hoffnung, daß mein Nachtlager in der zweiten Nacht beſſer ſeyn würde, wie das erſte. Die zweite Tagreiſe war ſehr lang. Ich reiſte um drei Uhr ab, und war Mittags in Schlaiz, das nur vier Meilen von Hof entfernt iſt. Ohne aus dem Wagen zu ſteigen, nahm ich etwas Fleiſchbrühe, um recht früh in Gera, zwei Stationen weiter, wie Schlaiz, einzutreffen. Die erſte legte ich in vier Stunden zurück, auf der zweiten fand ich aber keine Pferde, obſchon ſie zwei Tage vorher ſchon beſtellt waren. Mich begleitete gar kein andrer Wagen als der, in welchem Herr von Seckendorf mit meinen Kammerfrauen ſaß. Der Poſtmeiſter, der wohl abgerichtet ward, bat mich um Gotteswillen nicht weiter zu reiſen, weil die Wege zum Halsbrechen wären; „ſie müſſen, ſagte er, durch einen großen Wald, wo alle Tage geraubt und gemordet wird, und da ſie dieſelben Pferde, welche ſie hierher brachten, auch nach Gera führen müſſen, können ſie nur ſehr ſpät eintreffen. Ich muß Ihnen das alles ſagen, um aller Verantwortlichkeit ledig zu ſeyn.“ Mir ſtieg der Kamm, wir

ich diesen weisen Rathgeber hörte. Meine Hofmeisterinn wollte, daß wir die Nacht in diesem Dorfe zubringen sollten, allein wir hatten weder Betten noch Köche, das Haus sah wie eine Räuberhöle aus, es stank zum sterben, und die Schweinerei, die darinnen herrschte, machte einem übel und weh. Ich entschloß mich also schnell, stellte mich ganz heldenmäßig, indeß mir himmelbang war, und setzte meinen Weg fort. Des Postmeisters Rath ward leider nur zu gut gerechtfertigt! Die Wege waren abscheulich! bei jedem Schritt waren wir in Gefahr umzuwerfen, und das Unglück zu krönen, fing die Nacht an ihren Mantel über uns auszubreiten. Wir hatten zwar Fackeln mit uns, allein in demselbigen Augenblick, wo wir in den Wald traten, verlöschten sie, und die Finsterniß vermehrte unsre Angst. Je weiter wir kamen, hörten wir um uns her Pfisse ertönen, die mich mit Furcht und Zittern erfüllten; der kalte Schweiß lief mir von der Stirn, meine Damen waren nicht besser daran, und wir gingen leise flüsternd zu Rathe, was wir im Fall eines Angriffs thun sollten. In diesem Zustande blieben wir bis Nachts zwei Uhr, wo wir endlich glücklich in Gera ankamen. Wir waren alle halb todt, mir insbesondere hatte meine heldenmüthige Entschlossenheit das Blut so in Wallung gebracht, daß ich die ganze Nacht sterbenskrank war. Meine Ungeduld, den Erbprinzen wieder zu sehen, belebte meine Kräfte aber dergestalt, daß ich mich doch sehr früh wieder auf den Weg machte, und den sechzehnten Abends um acht Uhr in Berlin ankam.

Zur Strafe meiner Sünden war der König an diesem Tage nach Potsdamm gegangen, und die Königinn hatte ihre Andacht verrichtet. Obgleich ich eine Staffette voraus geschickt hatte, um meine Ankunft für den Sonntag zu melden, hatte sie gethan, als wüßte sie es nicht, und mir keinen Menschen entge-

gen geschickt, so daß ich ohne Licht aussteigen mußte. Da meine Beine vom Fahren sehr verklemmen waren, fiel ich der Länge nach hin, als Herr von Brand, der Königinn Oberkammerherr, der zum Glücke eben vorbei ging, mir die Hand bot, und mich in ihre Zimmer führte. Niemand kam mir entgegen als meine Schwestern, aber erst im zweiten Vorzimmer; um meine Unruhe zu vermehren, erblickte ich auch den Erbprinzen nicht; die Königinn sah ich von weitem in ihrem Schlafzimmer, wie sie sich unentschlossen besann, ob sie mich in ihrem Audienzsaale annehmen sollte. Endlich entschied sie sich doch dafür, und nachdem sie mich umarmt hatte, stellte sie mir den Erbprinzen vor. Die Freude, ihn wieder zu sehen, ließ mich den ganzen schlechten Empfang vergessen. Sie ließ mir aber nicht Zeit, mit ihm zu sprechen, sondern führte mich in ihr Cabinet, wo sie sich in einen Lehnstuhl warf, indeß ich vor ihr stand, und mich mit strengem Blick betrachtend, zu mir sagte: „was hast du hier zu thun?“ Dieser Anfang durchbohrte mir das Herz! ich sahe nun, was ich zu erwarten hatte; dennoch faßte ich mich endlich und sagte: ich kam auf Befehl des Königs, und um eine Mutter wieder zu sehen, die ich anbetete, und deren Abwesenheit ich nicht ertragen könnte. „Sag' vielmehr, unterbrach sie mich, daß du ihr den Dolch ins Herz stößt, und daß du kommst, um aller Welt zu zeigen, welche Tollheit du begingst, einen Bettler zu heirathen. Warum bliebst du nicht in Bayreuth, wo du deine Armuth verbergen kannst, statt daß man hier mit Fingern auf sie weißt? Ich habe es dir gesagt, der König wird nichts für dich thun und läßt sich alles, was er dir versprochen, schon längst gereuen. Jetzt wirst du mir zur höchsten Langenweile mit deinem Elende in den Ohren liegen, und uns allen zur Last seyn.“ Man denke sich den Eindruck, den

dieſe Worte auf mich machten! ich zerfloß in Thränen; die Königinn war mir fürchterlicher, wie der Tod, aber ſie hatte mich jetzt in ihrer Gewalt, und ich mußte mich unter ſie beugen. Ich fiel ihr zu Füßen, fraß ihr die Hände faſt mit Küſſen auf und ſagte ihr, um ſie zu erweichen, die rührendſten Dinge von der Welt. Sie ließ mich das eine gute halbe Stunde lang fortſetzen; mochten ſie nun endlich meine Thränen rühren, oder mochte ſies für nöthig halten, doch noch einigen Anſtand gegen mich zu beobachten — ſie hob mich endlich auf und ſagte: „ich will endlich wohl Mitleid mit dir haben, und das Vergangene vergeſſen, aber für die Zukunft rathe ich dir ein anderes Betragen an.“ Darauf ſtand ſie auf und begab ſich in ihr Audienzzimmer zurück. Ich war ganz außer mir, und wie ich die Pankwitz, eine Hofdame der Königinn, die meine liebſte Freundinn geweſen war, eintreten ſah, fiel ich ihr um den Hals, und wollte ihr mein Herz ausſchütten. Sie blickte mich von Kopf zu Fuß an, und that mir kaum die Ehre, mir zu antworten; alle andere Damen der Königinn empfingen mich auf die gleiche Weiſe, ihre Oberhofmeiſterinn, die Frau von Kounken ausgenommen, die mir die lebhafteſte Freundſchaft bezeigte und mich bat, an mich zu halten, da ſich alles noch ändern könnte. Den Erbprinzen anzureden, getraute ich mich nicht, wir ſahen uns alſo traurig an, er ſah wohl an meinem Geſichte, daß ich einen fürchterlichen Auftritt gehabt hatte, und ſeufzte darüber im Stillen. Obgleich ich noch nüchtern war, konnte ich doch keinen Biſſen eſſen, denn meine Schweſter Charlotte hörte die ganze Tafel durch nicht auf, mich aufzuziehen, und jedes Mal, daß ſie ihren Witz an mir ausließ, lohnte ſie die Königinn mit einem Beifall gebenden Blicke. Ich that als wenn ich keine ihrer Anſpielungen verſtünde, allein wenn ich

gleich still schwieg, geschah dem Teufel dabei kein Unrecht, denn ich starb fast für Zorn. Meine Schwestern, Sophie und Ulrike, die mir immer am liebsten gewesen waren, sagten, wie wir uns von der Tafel hinweg begaben, heimlich zu mir, daß sie mir von ganzem Herzen gut wären, allein die Königinn habe ihnen verboten, mit mir zu sprechen. Ungeachtet aller Ermüdung, der ich an diesem Tag ausgesetzt gewesen war, behielt sie mich bis ein Uhr bei sich. Welche Klagelieder stimmten wir nicht zusammen an, der Erbprinz und ich, wie wir endlich zusammen allein waren! Ich erzählte ihm in Gegenwart meiner Hofmeisterinn, wie mein Empfang gewesen sey, worauf sie uns sagte, daß sie und meine Damen wie die Sau im Judenhause empfangen worden wären.

Ich brachte eine traurige Nacht zu! den folgenden Morgen meldete ich dem Könige schriftlich meine Ankunft, auch brachte mir meines Bruders Stallmeister einen Brief von ihm, in welchen er mir sagte, daß er mich in zween Tagen zu besuchen gedächte. Diese Aussicht tröstete mich einigermaßen; meine Zärtlichkeit für meinen Bruder war noch dieselbe, und er war jetzt meine einzige Zuflucht. Meine Schwester Charlotte stattete mir auch einen Besuch ab, sprach aber kein Wort mit mir, sondern scherzte ohne Aufhören mit dem Erbprinzen. Man fand mich allgemein sehr verändert und mager, und nicht mit Unrecht, denn ich hatte nichts als Haut und Knochen an mir. Die Königinn war heute freundlicher; sie hielt nicht mehr Appartement, sondern lebte mit ihren Kindern und ihrem Hofstaat ganz einsam, so daß die Prinzessinnen vom Geblüt nicht einmal mehr zu ihr kamen. Nachmittags ließ sie sich in ihrem Kabinet vorlesen, und machte Knötchen, und Abends spielte sie Lhombre. Nach der Tafel nahm man den Kaffee in ihrem Zimmer,

dann begab sich ein jeder hinweg, die diensthabende Hofdame ausgenommen. Das machte ein ziemlich langweiliges Leben. Ich hatte diesen Tag über viele Besuche, die aber nur um des Anstands willen kamen, denn sie sagten mir alle unangenehme Dinge.

Der König kam endlich den folgenden Tag nach Berlin. Ich hoffte, daß seine Ankunft alle dem Uebel abhelfen sollte; aber wie hatte ich mich geirrt! — Er empfing mich sehr kalt. Haha! rief er, wie ich ins Zimmer trat, da bist du ja! Das freut mich. „Darauf führte er mich an einen Tisch, wo Kerzen standen und fuhr fort: Du bist gewaltig verändert. Was macht die kleine Friederike? — Ich sagte; sie nm armte seine Knie. Ja, fing er wieder an, ihr jammert mich, ihr habt das liebe Brod nicht, und ohne mich müßtet ihr fechten gehen. Ich bin auch ein armer Schelm, viel kann ich euch nicht geben, aber ich will doch sehen, wie ichs machen kann. Ich will euch so hin und her ein zehn Thaler oder Gulden geben; es hilft euch doch immer fort. Und Sie, er wendete sich an die Königinn, geben ihr auch hie und da ein Mal ein Kleid, denn das arme Kind hat kein Hemd auf dem Leibe.“ — Ich dachte bei diesem mitleidsvollen Geschwäz umzukommen, und verwünschte meine thörichte Leichtgläubigkeit, welche mich hatte verleitet, den Versprechungen des Königs zu trauen. Den folgenden Tag ward mir dieser betrügerische Unsinn bei der Tafel wiederholt; der Erbprinz ward dabei roth bis an die Haarwurzel und sagte: ein Fürst, der ein Land, wie das seine besäß, könne nie für einen Bettler gehalten werden, und seine Lage wär nur so schlecht, weil er einen Vater habe, der ihm nichts gäbe, und darum handle wie mancher andre. Nun war die Reihe zu erröthen an dem König, denn er verstand

BIBL. PHILOS. LIPS.

wehl, daß der Erbprinz auf seine Art meinen Bruder und mich zu behandeln, anspielte.

Endlich am folgenden Tage hatte ich die Freude, diesen lieben Bruder zu sehen. Ich war eben bei der Königinn; er war bei meinem Anblicke so entzückt, daß er ihr kaum zwei Worte sagte, sondern mich zu umarmen eilte. Wir sagten uns die zärtlichsten Dinge. Er war sehr erstaunt, wie ich ihm meine Aufnahme erzählte; und versicherte mir, daß er das gar nicht verstünde, aber noch denselben Abend mit Grumbkow und Seckendorf davon sprechen würde, die er ganz am Seile führe, auch wolle er Mittel suchen, der Königinn den Kopf zurecht zu setzen. Während dieser Unterredung ging diese mit großen Schritten mit meiner Schwester Charlotte im Zimmer auf und ab. Wir näherten uns ihr wieder, und gingen kurze Zeit darauf zu Tisch. Hier lenkte die Königinn das Gespräch auf die Prinzessinn von Braunschweig. — „Dein Bruder, sagte sie, ist in Verzweiflung, sie heirathen zu sollen, und hat nicht Unrecht. Sie ist das dümmste Thier zwischen Himmel und Erden, auf alles was man ihr sagt, antwortet sie Ja oder Nein, und lacht dabei so einfältig, daß man ganz übel wird.“ — Oho, rief meine Schwester Charlotte, die liebe Mutter kennt gar noch nicht alle ihre Verdienste. Ich bin einmal des Morgens bei ihrer Toilette gewesen — das war aber nicht auszuhalten! sie stinkt wie ein Aas, und ich glaube sie hat wenigstens ein Dutzend Fisteln am Leibe — das geht gar nicht mit rechten Dingen zu. Dabei ist sie ganz verwachsen, ihr Schnürleib ist auf der einen Seite ausgepolstert, und sie hat eine Hüfte höher wie die andere. — Ich war wie vom Himmel gefallen, solche Dinge in Gegenwart meines Bruders, und von einer Prinzessinn, die er heirathen sollte, sagen zu hören. Wie ich beobachtete, erröthete er von Zeit

zu Zelt, und antwortete zu alle dem nichts. Diese Unterredung unterhielt uns so lange die Tafel dauerte, worauf mein Bruder der Königinn guten Abend sagte, und ich mich auf mein Zimmer begab.

Des folgenden Tages kam der Kronprinz zu mir und sagte, er habe Grumbkow und Seckendorf sehr angelegen, meinetwegen mit dem Könige zu sprechen. Sie haben ihm zugesagt, gemeinschaftlich einen Plan zu entwerfen, den sie mir mittheilen, und wenn ich ihn gut heiße, dem König angenehm machen wollten. Ich fragte ihn dann: ob er mit dem Könige zufrieden sey? worauf er mir sagte, daß sich seine Lage mit jedem Augenblick veränderte, denn einmal sey er in Gunst, einmal in Ungnade. Sein grösstes Glück sey die Entfernung in der er von ihm lebte, denn in Repnin führe er ein sehr angenehmes Leben, indem er seine Zeit zwischen der Musik und den Wissenschaften theile. Er habe sich dort ein allerliebstes Haus und Garten eingerichtet, wo er lustwandeln und ruhig lesen könne. Ich fragte ihn, ob das Portrait, welches die Königinn und meine Schwester von der Prinzessinn von Braunschweig gemacht hatte, wahr sey; und drückte mein Erstaunen aus, daß man sich in seiner Gegenwart also geäußert habe. Da wir allein sind, erwiederte er, und ich dir nichts verhehle, will ich dir die rechte Wahrheit sagen. Die Königinn ist mit ihren verdammten Intrigen an all' unserm Unglück schuld. Anstatt sich nach deiner Heirath ruhig zu verhalten, hat sie sogleich wieder mit Engelland angeknüpft, um Charlottens Heirath mit Prinz Carl abzubrechen, ihr statt dessen den Prinzen von Wallis heirathen zu machen, und mich mit der Prinzessinn Amalie von England zu verbinden. Darüber hat es denn zwischen dem Könige und ihr eine Menge Zänkereyen gegeben; Seckendorf hat sich drein gemischt, und um dem ganzen Dinge

ein Ende zu machen, beſchloß der König meine Heirath mit der Prinzeſſinn von Braunſchweig. Die Königinn möchte darüber verzweifeln, deßwegen ſagt ſie ſo viel Böſes von ihr, denn ſie möchte mich gern überreden, mich mit dem Könige zu überwerfen, und ihm zu ſagen, daß ich die Prinzeſſinn nicht möchte. Das laß ich nun aber wohl bleiben. Sie iſt mir gar nicht ſo unleidlich, wie ich es glauben laſſe, ich ſtelle mich nur ſo an, damit mein Gehorſam gegen den König noch mehr Werth hat. Sie iſt recht hübſch, hat eine Farbe wie Lilien und Roſen, zarte Züge, und kann für ein hübſches Mädchen gelten. Aber ſie iſt ſchlecht erzogen und ſchlecht gekleidet, und ich hoffe, wenn ſie herkommt, ſo biſt du ſo gut, ein wenig an ihrer Bildung zu arbeiten. Ich empfehle ſie dir, und hoffe du ſollſt ſie unter deinen Schutz nehmen. Man kann leicht denken, wie gern und herzlich ich ihm das verſprach.

Der König ſagte uns, daß er eine deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft habe kommen laſſen, die wir heute Abend beſuchen müßten, und dieſes verzweifelte Schauſpiel gefiel ihm ſo gut, daß wir ſo lange wir in Berlin waren, alle Abende dort zubringen mußten. Es dauerte vier Stunden, während denen man ſich ſo ſtill verhalten mußte, wie in der Kirche, und das bei der allerwüthendſten Kälte. Einige Tage darauf ſagte mir mein Bruder: Seckendorf wolle mich ſprechen, ich ſolle ihn heimlich zu mir beſcheiden. „Das iſt ein braver Mann, ſetzte er lachend hinzu, der ſendet mir zuweilen Goldſtorten, ich habe es eingeleitet, daß er von Zeit zu Zeit auch bei dir dergleichen landen laſſe. Geſtern langte mir ſo eine an, und ich will ſie brüderlich mit dir theilen. Wirklich brachte er mir Tags darauf tauſend Thaler mit der Verſicherung, daß ich noch viel mehr bekommen ſollte. Anfangs weigerte

ich mich, es anzunehmen, weil ich seinem Beutel nicht zur Last fallen wollte. Er warf den Kopf in die Höhe" — nimm du nur keck, sagte er darn, die Kaiserinn schickt mir so viel ich will, und ich versichre dich, daß ich den Satan nicht lange herbergen mag, ich treibe ihn so schnell wieder aus, wie möglich. — Die Kaiserinn ist also ein beßrer Teufelsbanner wie andre Priester, antwortete ich ihm eben so. — Ja dafür flehe ich dir, und sie soll deinen Teufel auch beschwören.

Meine Zusammenkunft mit Seckendorf setzte mich in große Verlegenheit. Die Königinn haßte ihn mehr wie jemals, sie stellte Spione um meine Zimmer her, die mich Tag und Nacht beobachteten, und erfuhr stets wer bei mir aus- und eingegangen war. Doch gelang es dem Erbprinzen, ihn bei mir einzuführen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfuhr. Ich beschrieb ihm meinen jetzigen Zustand, sowohl in Bayreuth als in Berlin. Ich habe zu sagen vergessen, daß der Markgraf sehr viel auf ihn hielt, und sogar Vertraun in ihn setzte. Er zog die Schultern und sagte: „Das Uebel ist von beiden Seiten nicht mehr zu ändern, ich kenne den Markgrafen vom Grund aus, er ist falsch, verstellt, und ungeheuer mißtrauisch, sein kleiner Geist ist immer von Unruhe umlagert und, bildet sich ein, daß man ihm die Regierung entreißen will. Wie lange Zeit wird es nicht bedürfen, um ihm diese Albernheiten aus dem Kopf zu bringen? und ists uns mit diesem gelungen, so fällt er auf andre, und man müßte von neuem anfangen. Von dieser Seite ist also kein Frieden zu hoffen. Hier hingegen haben wir mit einem Fürsten zu thun, der aus dem Geld seinen Götzen macht, und daneben keinen Humor hat, der sich führen und leiten ließ; will man von ihm etwas erhalten, so muß es vom ersten Eindruck seyn; — die Ver-

sprechungen, die er Ihnen in der Eremitage gethan hat, gereuen ihn schon längst, und er wird Streit mit Ihnen suchen, um sie zurück nehmen zu können. Ihre Königl. Hoheit sehen also wohl, daß sie sich mit Geduld waffnen müssen, denn des Markgrafen Tod allein, kann, meiner Ansicht nach, allen diesen Uebeln abhelfen. Er hatte nie viel Gesundheit, und wird sich hoffentlich bald todt trinken. Jezt iſts aber Zeit, fuhr er fort, daß ich mich meiner Aufträge an Ihre Königliche Hoheit, von Seiten der Kaiserin entledige. Sie versichert Sie ihrer vollkommenen Achtung und Zärtlichkeit, welche ihr die vortheilhafte Schildrung, die man ihr von Ihrer Königl. Hoheit gemacht hat, eingeflößt habe. Sie wird alles anwenden, um sie Ihnen zu beweisen, empfiehlt Ihnen aber auch dagegen ihre Nichte, die Prinzessinn von Braunschweig. Die Kaiserinn ist sehr besorgt wegen der Abneigung, die der Kronprinz für sie haben soll, sie hätte so sehr gewünscht, dieses junge Paar einig unter einander zu sehen, und dadurch die Verbindung zwischen Oesterreich und Preussen noch zu befestigen. Sie können, wegen der Freundschaft, die der Kronprinz für Sie hegt, mehr wie jemand dazu beitragen; die Kaiserinn wird Ihnen dafür auf die thätigste Weise danken, und bei jeder Gelegenheit Ihre Wünsche zu befördern suchen.“ Ich bezeigte ihm, wie sehr mir die günstigen Gesinnungen der Kaiserinn schmeichelten, daß ich es auch, da mein Bruder mit ihrer Nichte versprochen sey, für meine Pflicht hielt, die Einigkeit dieser Verbindung zu befördern, und die Kaiserinn versicherte, daß ich mir zu diesem Endzweck alle Mühe geben würde. Darauf klagte ich sehr über die Art, wie der König uns behandelte. Er bemerkte dagegen, daß ich mich darum doch gar nicht grämen sollte, weil das einmal seine Art sey, die er nie ablegen würde.

Diese ganze Unterredung erbaute mich sehr wenig, mein einziger Trost war die Gesellschaft des Erbprinzen und meines Bruders, sie zerstreute mich von allen trüben Gedanken. Von meinem Bruder mußte ich mich dennoch bald trennen, denn er reiste nach wenig Tagen nach seinem Regimente ab, und bald darauf auch der König. Vor seiner Abreise befahl dieser der Königinn während seiner Abwesenheit alle Abende in das deutsche Schauspiel zu gehen. Sie dauerte aber nur wenige Tage, worauf er bis Neujahr in Berlin blieb und sich mit der deutschen Comödie und allerlei Festen, die man ihm gab, die Zeit vertrieb. Seckendorf, Grumbkow und ein Dutzend Generäle, bewirtheten ihn alle Tage, einer nach dem andern, wobei man sich immer betrank, bis man unter den Tisch fiel. Der arme Erbprinz war bei allen diesen Gastmahlen, und mußte gut oder übel mit trinken.

Der König behandelte uns wie die Hunde, er sah uns fast gar nicht an, als um uns harte Dinge zu sagen. Die Königinn ihrer Seits liebkoste den Erbprinzen auf das zärtlichste, über mich ergoß sie aber allen ihren Grimm. Das alles hatte ich meiner Schwester Charlotte zu danken; diese verläumdete mich bei der Königinn wo sie wußte und konnte, indeß sie den Erbprinzen, in den sie einmal vergafft war, ohne Aufhören lobte. Sie beherrschte die Königinn so unbedingt, daß sie ihr zuweilen wie einem Stubenmädchen begegnete. Mir machte sie es eben so, denn sie war auf meines Bruders Freundschaft für mich eifersüchtig und dachte auch, daß der Erbprinz, wenn ich ihn nicht daran verhinderte, mehr Ergebenheit für sie haben würde.

Meine Gesundheit nahm täglich mehr ab, ich ward immer magerer, und hatte fast keinen Athem mehr; dabei zitterte ich beständig für des Erbprinzen Wohl-

seyn; da er ein sehr heißes Blut hatte, mußte ihm das beständige Trinken und der tägliche Verdruß scha-den. Eines Tages, wie er von einer der vorerwähn-ten berühmten Mahlzeiten zurück kam, sah er blaß aus, wie der Tod, und zitterte vor Wuth wie ein Laubblatt. Ich erschrak unbeschreiblich bei diesem Anblick, aber noch weit mehr, wie er gleich darauf von einer hefti-gen Ohnmacht befallen ward. Obschon ich mehr todt als lebendig war, leistete ich ihm doch allen möglichen Beistand, nachdem er sein Bewußtsein wieder erhalten hatte, erzählte er mir, welch ein fürchterlicher Auftritt so eben zwischen dem Könige und ihm statt gefunden hatte. Dieser hatte heute, gegen seine Gewohnheit, den Prinzen nicht neben neben sich gesetzt, sondern den Grafen Seckendorf zwischen sich und ihn genommen, aber dabei so laut, daß es der Erbprinz hören mußte, zu diesem gesagt: „ich kann meinen Schwiegersohn nicht leiden, er ist ein Pinsel; ich gebe mir vergeblich alle Mühe, ihm Verstand einzuflößen, er hat nicht einmal genug, um ein großes Glas auszutrinken, und nichts auf der Welt macht ihm Spaß.“ Der Erb-prinz, dem der Zorn aus dem Gesicht schlug, hielt eben ein großes Glas, das er auf des Königs Gesundheit leeren sollte, er wendete sich damit zu Seckendorf und sagte ganz laut: „ich wollte der König wäre nicht mein Schwiegervater, so würde ich ihm zeigen, daß der Pinsel wohl fähig wäre, ihm das Maul zu stopfen.“ Hiemit hob er sein Glas zum Munde und setzte hinzu: „In des Teufels Namen.“ Der König ward dunkel-roth vor Zorn, sagte aber kein Wort, und die andern schlugen alle die Augen nieder. Nach der Tafel stieg der König beim Zuhausefahren ganz allein in den Wa-gen, ohne, wie er sonst gewohnt war, den Erbprin-zen mit sich zu nehmen, da nun kein anderer Wagen da war, mußte er, obschon es ein weiter Weg, und

eine Kälte war, um Steine zu sprengen, zu Fuße nach Haus gehen. Indem er mir diese Umstände erzählte, war er in so einem Zorn, daß ich jeden Augenblick fürchtete, er möchte einen Anfall von Schlag bekommen. Da ich es nicht für zuträglich für ihn hielt, daß er ins Schauspiel ging, ließ ich uns beide aus Ursache seiner Unpäßlichkeit bei der Königinn entschuldigen, erhielt aber zur Antwort, daß der Prinz um jeden Preis ausgehen müsse, denn sie übernähm es nicht, ihn beim Könige zu vertreten. Wir mußten also der Nothwendigkeit weichen; ich ging in Thränen gebadet nach dieser verdammten Comödie, mit einer dichten Kappe über den Kopf um meine Gemüthsbewegung zu verbergen, und der Prinz sah blaß wie der Tod aus, und fluchte in seinen Bart. Der König sprach kein Wort mit ihm, und wir gingen gleich nach der Abendtafel in unser Zimmer. Mein Gemahl war die ganze Nacht sehr krank, er wollte mit aller Gewalt nach Bayreuth zurückkehren, und ich stimmte dieser Meinung sehr bei, allein Seckendorf und Grumbkow, die ihn am folgenden Morgen besuchten, redeten ihm so kräftig zu, daß er sich endlich zufrieden gab; und sich mit ihrem Versprechen beruhigte, den König durch ihre Vorstellungen zu einem andern Betragen zu bewegen. So lange der König noch in Berlin war, schmollten sie zusammen, er und der Erbprinz. Endlich begab er sich nach Potsdamm, wohin wir ihm am zehnten Junius 1733 nachfolgten.

Des Erbprinzen Gesundheit war sehr zerrüttet, er ward täglich magerer und hatte einen trockenen Husten, der ihn Tag und Nacht quälte; alle Mittel nutzten ihm nichts und die Aerzte fürchteten endlich, daß sein Uebel in eine Schwindsucht übergehen könnte. Dazu konnte er sich gar nicht schonen, denn welches Wetter es auch seyn mochte, mußte er früh um zehn Uhr auf

die Parade, und Nachts kamen wir ſelten vor drei Uhr zu Bett, denn jeden Abend blieb man vier oder fünf Stunden am Tiſch, um die langweiligen Mährchen der Montbaille, oder die alten Legenden des hannöveriſchen Hofes mit anzuhören, die ein jeder ſchon auswendig wußte. Alle Lagen, in denen ich mich mein ganzes Lebelang gefunden hatte, waren nichts gegen die damalige. Ich liebte den Erbprinzen über alle Dinge in der Welt, und ſah ihn jetzt täglich dahin ſchwinden, ohne ihn gehörig abwarten zu können, ich ſah mich von allen Seiten mißhandelt und hatte ſo zu ſagen faſt nichts zu leben, und zu dem allem war ich krank und unaufhörlich leidend. Mein einziger heiterer Gedanke war der Tod; das Leben war mir ſo zur Laſt geworden, daß ich mich nach ihm ſehnte. Als Wahrheit kann ich verſichern, daß ich während zwei Jahren den ganzen Tag über nichts mehr zu mir genommen habe, als ein kleines Stückchen trocknes Brod, und dabei trank ich bloßes klares Waſſer, denn mein Eckel dauerte immer fort.

Der König ward in dieſer Zeit durch den Tod des Königs von Polen heftig betrübt. Er ſtarb unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Warſchau. Grumbkow hatte ihn wenige Tage vorher in Fraunſtadt geſehen, wo er ihn in dem Namen des Königs, meines Vaters, bewillkommt hatte. Der König von Polen nahm ſehr zärtlich von ihm Abſchied und ſagte: „ich werde Sie nicht mehr wiederſehn;“ mochte Grumbkow von dieſen Worten beſonders gerührt worden ſeyn, oder der Zufall ſein Spiel treiben, genug Grumbkow kam an demſelben Tag, wo der König ſtarb, zu meinem Vater, und ſagte zu ihm: „O weh! Ihre Majeſtät, der arme Pätron iſt tode! dieſe Nacht kam er in mein Zimmer, öffnete meine Bettvorhänge, und ſah mich Narr an. Ich war hell wach, wie ich es jetzt bin, ich wollte

aufspringen, aber die Erscheinung verschwand.“ Nachher fand sichs, daß der König in derselben Stunde gestorben war, in welcher Grumbkow die Erscheinung gehabt hatte.

Die Krankheit des Erbprinzen nahm in Potsdamm noch zu; die tägliche Ermüdung, die dort noch viel heftiger als in Berlin war, trug vieles dazu bei; täglich mußte er um neun Uhr zu dem König und ich um zehn Uhr zu der Königinn; wir begaben uns mit ihr in die Parade-Zimmer, wo nicht im mindesten eingeheizt war, und wo wir ohne alle Nothwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langerweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Cabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vier und zwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüß aus dem Wasser gekocht, auf dem ein Bischen geschmolzene Butter und gehakte Kräuter oben auf schwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jeder eine Nuß groß bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans, oder einem alten welschen Hahn. Sonntags kam, weil es Fest war, noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegenüber, und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der einem tödtliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben den Kamin in einen Armstuhl, und die Königinn mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu sehen — denn ich für meinen Theil, begab mich sogleich nach der Tafel hinweg. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt, ich mich aber mit dem Erbprinzen zur Königinn begab. Wenn

der König um ſechs Uhr zurückkam, mahlte er oder beſudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königinn ſpielte indeß mit Frau von Kunken und Fräulein von Sonnsfeld Tocadille, bis man ſich um neun Uhr zur Tafel ſetzte, die fünf oder ſechs Stunden dauerte, ehe man durfte zur Ruhe gehen. Dieſes Leben war ſo regelmäßig, wie ein Notenpapier, und alle Tage ſich völlig gleich.

Des Erbprinzen Krankheit nahm indeſſen dergeſtalt zu, daß er nicht mehr im Stande war, weder das Zimmer noch das Bett zu verlaſſen. Der König verwunderte ſich ſehr, wie man ihm eines Morgens ſagte, daß er ſehr ſchlecht ſey. Ich habe ſchon einsmal in dieſen Memoiren geſagt, daß ſeine Fehler nur Temperaments-, keine Herzensunarten waren; dieſe Nachricht machte ihn alſo ſehr unruhig, er beſuchte ihn ſogleich, fand ihn aber ſo verändert, daß er alle Aerzte von Potsdamm verſammelte, und einen Eilboten nach Berlin ſandte, um von dort die berühmteſten Aerzte herbei zu holen, und über des Prinzen Zuſtand zu berathſchlagen. Der Prinz konnte ſich beim Anblick aller dieſer Schüler des Aeſculap des Lachens nicht enthalten, und fragte mich: ob man ihn in die andere Welt befördern, oder zum Doktor machen wollte? Nachdem dieſe weiſen Männer alle Umſtände überlegt hatten, fanden ſie das Uebel nicht ohne Rettung, ſondern meinten, daß er ſich mittelſt einer ſtrengen Lebensweiſe und ruhigen Verhaltens wohl noch vor der Schwindſucht retten könnte. Ich war allein in Potsdamm, man hatte mir nicht erlaubt, meine Damen, nicht einmal meinen Stallmeiſter Herrn von Seckendorf mit mir zu nehmen, alſo verließ ich den Erbprinzen keinen Augenblick, ſondern machte nur täglich eine Viertelſtunde lang dem Könige und der Königinn meine Aufwartung. Der König nahm

mich gütig auf und sprach verbindlich über des Erbprinzen Lage. Eines Tages sagte er: „ich weiß wohl was deinem Markgrafen fehlt. Er hat sich über ein paar Worte geärgert, die ich ihm an der Tafel bei Glasenap sagte, und über meine Offiziere, die ihn hänselu. Ich bin an dem allen schuld und bereue es; aber ich habe es gut mit ihm vorgehabt. Dein Markgraf ist nicht lebhaft genug, ich wollte ihn aufmuntern, und stiftete meine Offiziers an, ihn gelenkig zu machen.“ Ich antwortete: daß der Erbprinz ohne Zweifel über die Behandlung, die er von ihm erfahren hätte, aufgebracht gewesen wäre, aber es nie an der seinem Schwiegervater schuldigen Ehrerbietung würde fehlen lassen, allein sich von Offizieren hänseln zu lassen, wäre seine Sache nicht. Bis dahin habe er die Mäßigung gehabt, zu thun, als verstünde er sie nicht, ich stünde aber nicht dafür, ob er sie beständig erhalten würde, darauf antwortete der König: „meine Offiziers sind artige Leute, die recht dazu gemacht sind, ihn zu bilden, er muß bessre Bekanntschaft mit ihnen machen. Ich will ihnen sagen, daß sie ihn täglich besuchen, und ihm die Zeit vertreiben, er muß nicht immer unter den Weibern seyn.“ Ich sagte: das würde dem Erbprinzen Vergnügen machen, mich aber nicht vermögen, ihn zu verlassen; es sey meine Pflicht bey ihm zu bleiben, und ich wär in tausend Sorgen, wenn ich von ihm entfernt sey. Der König antwortete: „Du bist ein wackres Weib; Gott wird dich segnen! du liebst deinen Mann, laß du dich nie daron abwenden! Die Königinn setzte ihre alte Weise gegen mich fort. Sie zankte mich unaufhörlich und sprach von dem Erbprinzen in den ungemessensten Ausdrücken; sie wollte durchaus nicht, daß ich bei ihm blieb, und verspottete mich auf das bitterste. Mir war das ganz einerley, ich ging meinen Weg fort. Obschon der Kö-

nig mein Betragen gebilligt hatte, schickte er doch alle Tage einen Haufen von Offiziers, meistens junge liederliche Leute ohne Erziehung und Bildung, die zu nichts taugten, als Soldaten abzurichten und das Gewehr schultern zu lehren. Da sie der Erbprinz ohnehin nicht liebte, und ihre Gegenwart ihn an meinem Umgang hinderte, hatte er viele Langeweile und Aerger mit ihnen, wovon seine Gesundheit sehr litt. Außerdem nöthigten sie ihn, alle seine Worte zu wägen, denn er wußte, daß alles dem Könige hinterbracht werden würde.

In dieser Zeit kam der Herzog von Bevern und sein Sohn auf ihrer Rückreise von Wien nach Potsdamm. Der Herzog besuchte sogleich den Erbprinzen und fand ihn sehr schwach. Ich erzählte ihm mein ganzes Unglück, und er versprach, daß er mit dem Könige reden und ihn zur Vernunft bringen wollte. Er brachte mir von der Kaiserinn einen Brief, und einen herrlichen Blumenstrauß von Smaragden und Brillanten mit, den sie mir, wie sie sich ausdrückte, als ein Zeichen ihrer besondern Achtung für mich, schickte. Die Gegenwart meines Bruders und dieser beiden Freunde linderten des Erbprinzen Unmuth ein wenig. Prinz Carl war vertraut mit ihm, und leistete ihm in seinen müßigen Stunden Gesellschaft. Der Herzog hingegen suchte uns bei dem Könige nützlich zu seyn, er schaffte uns die lästigen Offiziersschwärme vom Halse, indem er dem König begreiflich machte, daß des Erbprinzen Gesundheit Ruhe bedürfe. Diese bekam ihm denn auch so gut, daß er nach vierzehn Tagen das Zimmer verlassen durfte, das Fieber hatte sich verloren, allein der Husten, wenn gleich weniger heftig, dauerte noch fort. Der König empfing ihn beim Wiedersehn ziemlich gut, und die Königinn überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Die Gegenwart des Bevernschen Hofes hob meinen Kummer auf eine kleine Zeit lang. Prinz Carl hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert und meine Schwester Charlotte wandelte mit ihm im Liebesparadiese. Sie war dergestalt mit ihm beschäftigt, daß sie die Königinn darüber vernachlässigte, die hinwieder, um sie zu kränken, mir huldreichst begegnete, und mir sogar sehr schöne Geschenke machte. Meiner Schwester Liebesleidenschaft verdroß sie um so mehr, da sie ihre Heirath durchaus abbrechen, und sie mit dem Prinzen von Wallis verheirathen wollte. Dieses Traumbild hatte sie sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, und es gab kein Mittel, es ihr zu entreißen. Mit der Abreise des Herzogs von Bevern schwand auch meine Gunst; Charlotte gewann ihren gewohnten Einfluß wieder, und ich mußte meine guten Tage schwer büßen.

Der König wartete nur des Erbprinzen völlige Herstellung ab, um ihn nach seinem Regiment, dessen Musterung er machen wollte, abzuschicken. Wir wünschten diesen traurigen Zeitpunkt so viel möglich zu entfernen. Mein Gemahl sollte dort seinen Haushalt einrichten; wie war das aber möglich ohne die geringsten Mittel? Seckendorf stellte dem Könige die Unmöglichkeit vor, seine Tafel zu bestreiten, und suchte ihn zu bereden, daß er ihn entweder frei hielt, oder ihm monathlich eine gewisse Summe zu diesem Endzwecke aussetzte. „Er hat das Einkommen seines Regiments zu diesem Gebrauche, antwortete der König sehr rauh, wenn er ein guter Haushälter wäre, so hätte er mehr wie er braucht, aber er ist ein lockerer Vogel.“ Man denke sich, wie eine solche Behandlung uns kränken mußte. Oft waren wir in einer solchen Verzweiflung, daß uns allerley überspannte Mittel einfielen — tausend thörichte Plane gingen uns durch den Kopf. Wir

wollten nach Holland entfliehen, dort meinen Schmuck, der sehr ansehnlich war, zu Geld machen, und bis eine günstige Veränderung unsers Schicksals einträte, unter fremdem Namen unbekannt daselbst leben. Ein Bischen Nachdenken zerstreute diese lächerlichen Anschläge und wir ermahnten uns gegenseitig zur Geduld und Standhaftigkeit.

Der traurige Tag, wo der Prinz abreißen mußte, kam indessen heran, und machte mich untröstlich. Es war der fünf und zwanzigste März. Ich hatte so viel geweint, das ich Augen hatte, so groß wie Hühnereyer, und mein Gesicht ganz zerschunden war. Dennoch mußte ich am Hofe erscheinen, und meinen Kummer verbergen. Der König nahm ihn dennoch wahr und sagte mitleidig: „du bist traurig und hast fürchterlich geweint.“ Ich antwortete, daß es wahr sey. „Es thut mir leid, begann er wieder, allein er mußte zu seinem Regimente, das war nothwendig.“ Um mich zu trösten, trank er bei Tisch meine Gesundheit, und brachte mir die meines Gemahls, was noch nie geschehen war. Die Königinn im Gegentheil hatte die Grausamkeit, mich den ganzen Nachmittag vorlesen zu lassen, so weh mir meine Augen thaten, und obgleich meine Brust viel zu schwach war. Vielleicht war aber ihre Absicht nicht böß; sie gedachte mich vielleicht damit zu zerstreuen. Was ich auch that, meinen Schmerz zu bemeistern, so war er doch auf mein Gesicht geschrieben, und ich hatte fast immer die Thränen im Auge, denn ich kann mich nicht verstellen, das war von jeher mein größter Fehler. Wenige Menschen haben die Gabe, an andrer Leiden Theil zu nehmen; entweder weil sie Ursache zur Freude haben, oder weil ihre Gemüthsart heiter ist, fordern sie andere zur Lustigkeit auf, und ein betrübtes Gesicht ist ihnen unerträglich. So ging es auch dem Kö-

nigt, er war selbst zur Schwermuth geneigt, aber um sich zu zerstreuen, wollte er lauter fröhliche Gesichter um sich sehen. Mein trübseliges Wesen machte ihm auch Langeweile und er trug der Königinn auf mich davon zu benachrichtigen. Es bedurfte nicht viel um sie gegen mich aufzubringen, und sie hielt mir des Nachmittags eine zwei Stunden lange Strafpredigt, und nicht zufrieden damit, mißhandelte sie auch Fräulein von Sonnsfeld. Diese gute Dame nahm mit den fortschreitenden Jahren einige Altersschwächheiten an, sie ward brummig, wozu der viele Verdruß, den sie hatte, vieles beitragen mochte. Wenn wir allein waren, gebrauchte sie ihre alten Rechte über mich und zankte unaufhörlich mit mir, war ich bei der Königinn, so ward ich gehudelt, dabei hatte ich nicht die mindeste Erholung, war von dem Erbprinzen getrennt, und hatte tausend Sorgen für seine Gesundheit und die Ermüdung, der er sich aussetzen mußte. Zum größten Unglück mußte ich Nachmittag nach dem Schauspiel beiwohnen, den König sein Schläfchen machen zu sehn, er rief mich dann zu sich, hieß mich ihm gegenüber sitzen, und sagte mir kein Wort, es war ihm nur darum zu thun, mich zu plagen. — Doch ich sehe, daß ich lange nichts von Bayreuth gesagt habe.

Der Markgraf war, wie ich schon sagte, über meine Abreise höchst erfreut gewesen, und schmeichelte sich mit einer recht langen Dauer meiner Abwesenheit. Er schrieb mir von Zeit zu Zeit sehr höfliche Briefe. Die Weigerung seiner Tochter, der Prinzessinn von Taxis, nach Bayreuth zu kommen, hatte ihn sehr verdrossen, wie er sich aber näher erkundigte, hörte er, daß sich die alte Prinzessinn von Taxis, ihre Schwiegermutter, alle Mühe gab, sie zum katholischen Glauben zu bewegen. Er entschloß sich also selbst nach

Frankfurth zu gehen, wo dieſe ganze Familie ihren Wohnſitz hatte, um dieſem ſchönen Plan ein Ende zu machen. Vorher ſchickte er aber Herrn von Fiſcher dahin ab, um Nachrichten einzuziehen, allein ſchon unterwegs erhielt dieſer einen Brief von der jungen Prinzeſſinn ihrem Beichtvater, der ihm meldete, er habe ſchon lange an dieſer Fürſtinn eine Neigung zum katholiſchen Glauben verſpürt, auf ſeine Vorſtellungen habe ſie ihm aber ihr Wort gegeben, in der ihrer Jugend eingeflößten Religion zu verharren. Neuerlich habe er ſie von der Reiſe nach Maynz abzuwenden geſucht, allein vergeblich, und ſie habe ſo eben ihren Glauben in den Händen des Churfürſten von Mainz abgeſchworen. Die Stadt Frankfurth ſey über dieſen Schritt ſo erboßt, daß ſie ihr hätten ſagen laſſen, die Einwohner würden, wenn ſie es wagte einen Fuß auf ihr Gebiet zu ſetzen, die ganze Familie ermorden, und ihren Pallaſt niederreißen. Auf dieſen Brief kehrte Herr von Fiſcher wieder um, und brachte dieſe unangenehme Nachricht nach Haus. Allein der Markgraf, um den ſtarken Geiſt zu machen, gab an demſelben Abend einen großen Ball, womit er aber keinen Beifall einerntete, und ging dann, um ſeinen Verdruß zu zerſtreuen, nach Neuſtadt, einem Städtchen nahe bei Erlangen. Dort betrank er ſich von früh bis Abends. — Doch ich kehre nach Potsdamm zurück.

Der König war in der böſeſten Laune, die ſeine armen Bedienten aushalten mußten. Ich war von einem Auftritt Zeuge, der mir unendlichen Kummer machte. Er ward gegen einen ſeiner Kammerdiener ſo aufgebracht, daß er drei ſpaniſche Rohre auf ſeinem Kopfe zerbrach, ſo daß der arme Kerl endlich für todt an den Boden ſank; er raufte ihm die Haare, trat ihn mit Füßen, und ſchleppte ihn endlich aus dem Zimmer um ihn einſperren zu laſſen. Ich fiel vor Schrecken

fast in Ohnmacht. Man eilte den armen Teufel zu verbinden, und der König gab ihm den Abschied, — die größte Wohlthat, däucht mir, die er erlangen konnte.

Mein Gemahl schrieb mir indessen, daß er auf seinem Wege nach Pasewalk, meinen Bruder in Rupin, das am Wege liegt, besucht hätte. Dieser war damals sehr liederlich; besuchte alle schlechte Häuser, und nahm vorlieb mit was er vorfand, ohne sich von den übeln Krankheiten, die er mehrmals davon getragen hatte, witzigen zu lassen. Er wollte den Erbprinzen durchaus zu diesen Ausschweifungen verführen, der hatte aber einen Abscheu an dergleichen Schändlichkeiten, und reiste zwei Tage darauf zu seinem Regiment ab. Ich wollte seine Ungeduld seine Pflichten zu erfüllen, bei dem Könige geltend machen, nahte mich ihm und sagte: daß der Erbprinz, der sich ihm zu Gnaden empfehlen ließ, glücklich bei seinem Regimente ankommen sey. „Wie? sagte der König, angelangt? ist er denn nicht in Rupin bei deinem Bruder gewesen?“ — Ja, antwortete ich, allein der Eifer sein Regiment zu sehen, hat ihm daselbst keinen langen Aufenthalt gestattet. Meine Antwort freute den König. „Er hätte sich nicht zu eilen gebraucht, sagte er, ein oder zwei Tage mehr verschlagen nichts; die beiden Schwäger müssen vertraut zusammen werden —“ und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: du machst mir Mitleid; du bist arm, aber du hast einen Markgrafen, der herrliche Eigenschaften hat, das muß dich trösten. Ich habe aber einen Plan im Kopf, der euch zu statten kommen soll. Es gibt gewisse Lehn, die ich, wenn sie fällig sind, wieder vergeben muß, zwei davon werden nächstens fällig, ich bestimme sie deinem Manne; sie werden zusammen gegen zehntausend Thaler eintragen; ich will ihm auch die Anwartschaft von

einer Commende vom Johanniter Orden geben, die ich zu verſchenken habe; der jetzige Beſitzer iſt ſo alt, daß ſie bald ledig werden muß. Dein Markgraf muß, ſo bald wir in Berlin ſind, ſich aufnehmen und einſchreiben laſſen.“ Ich dankte dem König tauſendmal für ſeine Güte. So ſchnelle Wechſel vom Böſen zum Guten, und Guten zum Böſen, veranlaßten mich zu mancherley Betrachtungen über die Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge. Der Lehnspflichtige ſtarb auch wirklich nach vierzehn Tagen, und der König hielt Wort und ertheilte dieſe Lehne dem Erbprinzen. Die Rückkehr meines Bruders vermehrte noch meine Zufriedenheit, er bezeigte mir die herzlichſte Freundſchaft, und ſprach von dem Erbprinzen mit viel Liebe; er gab mir ſo viel Geld, daß ich meine Schulden bezahlen, und den Erbprinzen, ſo lange er abweſend war, unterhalten konnte.

Der König hatte einen ſeiner Finanzbeamten nach Bayreuth geſchickt, um die Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Bei ſeiner Rückkehr machte er den König mit dem Zuſtand der Sachen bekannt, aber wie der Erfolg bewieſen hat, war er ſelbſt falſch unterrichtet worden, er ſagte ihm: der Markgraf wäre mit dem ihm vorgelegten Plane zufrieden geweſen, nach welchem das Bayreuther Land in zwölf Jahren von allen Schulden befreit ſeyn ſollte. Der König theilte mir dieſe guten Nachrichten mit, und ſchickte mir den Mann zu, um mich von dem Geſchäft zu unterrichten, damit ich es dem Erbprinzen auch mitzutheilen im Stande wär.

Mein Gemüth ward unter dieſen günſtigen Umſtänden etwas ruhiger, ich war nun aber einmal beſtimmt, langſam gebraten zu werden, denn hätte man mich immer geplagt, ſo wär ich zu bald geſtorben, deſſen ich mich dann doch eben nicht ſehr verſah. — Ich war immer fort krank, und da wir in Potsdamm fei-

nen Arzt hatten, nahm mein Uebel zu. In der Hoffnung mir Erleichterung zu verschaffen, ließ ich mir zur Ader; der Wundarzt sagte; daß mein ganzes Blut verdorben sey, ich müßte durchaus eine Cur brauchen, aber ich war gar nicht in der Lage es zweckmäßig zu thun, und das Leben hatte auch nicht genug Werth für mich.

In diesem Zeitpunkt erhielt ich schlechte Nachrichten von Bayreuth. Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß die arme Prinzessinn Charlotte gänzlich närrisch geworden sey. Sie hatte sich seit langer Zeit geschmeichelt, den Prinzen von Usingen zu heirathen, obschon sie ihn niemals gesehen hatte, jetzt las sie in den Zeitungen, er werde sich mit der Prinzessinn von Eisenach verbinden. Diese Nachricht machte einen so heftigen Eindruck auf sie, daß ihr Verstand gänzlich unterlag, ja ihre Nähe ward sogar gefährlich. Die Prinzessinn von Taxis, ihrer Seits, hatte kaum ihren Glauben abgeschworen, so ward sie von so fürchterlichen Gewissensbissen gequält, daß sie sich zum Fenster herabstürzen wollte. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter hatten alle Mühe, sie zu trösten, denn ihr Zustand war dem der Prinzessinn Charlotte nicht sehr unähnlich. Fräulein von Sonnsfeld sagte mir auch, daß meine Tochter anfing, Zähne zu bekommen, daß der Markgraf sie gegen der Aerzte Rath mit nach Himmelskron nehmen wollte, ihr aber nun auf ihre Vorstellungen geantwortet habe, daß er mir über diesen Gegenstand schreiben werde. Er that es wirklich den folgenden Postag, ich theilte seinen Brief der Königinn mit, und bat sie um Rath; sie war nicht der Meinung, daß meine Kleine während des Zahngeschäftes die Luft verändern sollte, weil die Kinder in diesem Zeitpunkt immer besonders viel Sorgfalt erfordern. Dem zufolge hat ich den Markgrafen in einem sehr verbindlichen

Briefe, aus den von der Königinn angeführten Gründen, Friederiken in Bayreuth zurück zu laſſen. Er ward, wie ich nachher erfuhr, bei deſſen Empfang höchſt aufgebracht, und ließ mein armes Kind unter tauſend Flüchen mit Gewalt nach Himmelskron führen, indem er behauptete, daß er Herr ſey, mit ihm zu machen, was ihm gut dünke. Es wär ihr faſt theuer zu ſtehen gekommen, denn ſie war eine Zeitlang ſo ſchlecht, daß man an ihrem Leben zweifelte. Dieſe feine Handlungsweiſe gnügte ihm noch nicht, er ſchrieb mir auch noch einen Brief voller Vorwürfe und Härte. Ich zeigte ihn der Königinn, die Anfangs ſo aufgebracht darüber wurde, daß ſie ihm ſelbſt ſchreiben, und den Kopf waſchen wollte, nachher beſann ſie ſich aber, und rieth mir gütlich mit ihm zu Werke zu gehen; Fräulein von Sonnsfeld, die in Bayreuth ſehr geſchätzt war, und Einfluß über den Markgrafen gewonnen hatte, richtete es auch ſo ein, daß ſie uns wieder verſöhnte.

Der König und die Königinn hatten eine groſſe Freude, wie Herr Oberkammerherr von Noſtiz ihnen in dieſer Zeit die Nachricht von der glücklichen Entbindung meiner Schweſter von Anſpach von einem Prinzen überbrachte. Der König gab zur Bezeigung ſeiner Freude ein Feſt — zwei Schüſſeln mehr, wie gewöhnlich, und man trank wie die Spundlöcher. Der König ſagte zu Herrn von Noſtiz, er habe ſchon für den kleinen Prinzen eine Frau ganz fir und fertig gefunden, in meiner Tochter — ich meinte aber, wir hätten noch Zeit vor uns, daran zu denken.

Prinz Carl von Bevern, kam denſelben Abend von einer Reiſe nach Holland zurück. Ich freute mich, ihn wieder zu ſehen, und durch ihn Nachricht vom Erbprinzen zu erhalten. Auch mein Bruder beſuchte uns, und überhäufte mich mit Liebe. Ich ſprach mit ihm

von meiner gegenwärtigen Lage; er sagte zu mir, ich sollte Geduld haben, es würde eine Zeit kommen, wo er mich für allen meinen gegenwärtigen Kummer entschädigen würde. „Ich werde euch nicht allein, sagte er, keinen Schilling von dem, was euch der König als Darlehn gab, zurück zahlen lassen, sondern auch, wenn dein Schwiegervater dann noch lebt, eine Pension von vierzig tausend Thalern geben, und nie zugeben, daß wir uns trennen. Ich geb dir mein Wort darauf, und willst du es, so geb ich dir die schriftliche und mit meinem Siegel verwahrte Versicherung darüber.“ Ich sagte ihm, daß mir sein Wort und seine Freundschaft lieber wären, wie alle Vortheile, die er mir machen könnte. So lange ich diesen geliebten Verwandten um mich sah, vergaß ich all mein Leid.

Der König und die Königinn dachten aufs Neue auf nichts, als mich zu quälen; sie behandelten mich stets fort als die armselige Bettlerinn, der man das Brod geben müsse. Diese Reden kamen alle Tage bei Tische vor, und zu meiner größten Beschämung in Gegenwart des Herrn von Natzmer. Ja, der König schimpfte sogar oft gegen den Erbprinzen, und nannte ihn einen Pinsel und Dummkopf. Wollte ich ihm endlich einmal antworten, so sah er mich mit seinen fürchterlichen stieren Augen an, die mich so erschreckten, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb.

Indessen erhielt ich Nachricht von Bayreuth, daß der Markgraf sehr unbaß sey, sichtlich abnähme und unsre Rückkehr zu wünschen anfing. Fräulein von Sennsfeld, der ich meine traurige Lage anvertraut hatte, schrieb mir, daß ich, wenn mir darum zu thun sey, zurück zu kehren, diese günstige Stimmung des Markgrafen benutzen sollte. Sie meldete auch, daß sich der Zustand der Prinzessinn Charlotte bessere, ihre Verrücktheit kehre nur zu Zeiten zurück. Der Herzog

von Weimar schiene sie heirathen zu wollen, er habe einen seiner Günstlinge geschickt, sie zu besehen, und sie (die Sonnsfeld) habe es so geschickt einzurichten gewußt, daß er ihre Verrücktheit gewiß nicht habe gewahr werden können, so daß sie hoffe, wir werden sie bald los werden. Ich antwortete der Sonnsfeld, sie möchte doch aus allen Kräften an unserer Rückkehr arbeiten, doch wär es jetzt noch nicht Zeit, dem Könige darüber zu schreiben, da er uns vor gehaltener Musterung von des Erbprinzen Regimente gewiß nicht abreisen ließ, auch würde ich mich mit meinem Bruder unfehlbar entzweien, wenn ich Berlin vor Ankunft seiner Braut verließ, um deren Bildung ich ihm versprochen hätte, mich anzunehmen; sie solle alle ihre Minen so anlegen, daß wir, wenn des Markgrafen Krankheit nicht zunähme, im August zurückkehren könnten.

Der Erbprinz schrieb mir jeden Posttag, er gab sich eine ungeheure Mühe, sein Regiment abzurichten; unter anderm theilte er mir auch einen Brief mit, den er vom Könige erhalten hatte, und der nichts als Vorwürfe und Schmähungen erhielt. Diese Behandlung schmerzte ihn um so mehr, da er sie wahrlich nicht verdiente; er liebte den Kriegsdienst und befleißigte sich mit Ernst ihn zu lernen. Auch mich fuhr der König fort zu mißhandeln, anfangs wußte ich gar nicht warum? endlich hörte ich, daß es von einer Zwischenträgerei herrührte, die ihm einige Offiziere gemacht hatten. Der Erbprinz liebte die Musik und spielte artig auf der Querflöte; er hatte einen Violinisten nach Potsdam kommen lassen, um sich von ihm begleiten zu lassen, und so sich die Zeit zu verkürzen. Der König hielt hingegen die Musik für ein Kapitalverbrechen, nach seinem Sinn sollte alle Welt nur eine Sache im Kopfe haben; die Männer das Kriegswesen, und die Weiber den Haushalt; Wissenschaften, Künste und jede andere

Nachforschung rechnete er unter die sieben Todsünden. Ich unterrichtete den Erbprinzen von diesem Geschwätz und bat ihn, sich die kurze Zeit über, wo wir noch von Bayreuth abwesend seyn würden, den Zwang aufzulegen, damit wir mit Ehren und ohne Zwist vom Könige schieden, denn bei unserer Rückkehr nach Bayreuth müßte er uns doch gegen den Markgrafen zur Stütze dienen, indem dieser uns dort eben so gut plagen würde, wie jener es in Berlin that. Der Violinist zog ab und der König thate sogleich des Erbprinzen Lob an, und zeigte mir das huldreichste Gesicht. Die Königinn hingegen hielt mich auf der Folter durch die unerträglichste Verachtung und den ausgelassensten Hochmuth. Ich habe schon gesagt, wie lieb mir meine beiden jüngsten Schwestern waren, es waren liebenswürdige gute Kinder, obschon noch sehr jung, suchten sie mir doch nützlich zu seyn, indem sie mirs jedesmal hinterbrachten, wenn mir meine Schwester Charlotte bei meiner Mutter einen Possen zu spielen suchte. Aber meine Mutter mißgönnte mir auch die kleine Freude, mit den beiden lieben Kindern zu schwatzen, und verbot ihnen mit Androhung ihres Zorns den geringsten Verkehr mit mir zu haben, sie sagte ihnen: ich sey das räudige Schaaf, sie könnten nichts als Böses von mir lernen. So bald ich in der Königinn Zimmer trat, liefen die armen Kinder davon, und sahen mich mit nassen Augen an. Eben so hielt sie es mit ihren Leuten, so daß sich keiner getraute, mir die Thüre aufzumachen, wenn ich mich nahte. Ohne Frau von Kannken wäre ich von Potsdamm abgereißt, und hätte mich bei dem Könige über dieses Betragen beschwert; diese kluge Frau hielt mich durch ihre Vorstellungen davon ab. Ich wollte eine Erklärung mit der Königinn suchen, sie bewieß mir aber, daß ich dabei nichts gewinnen würde, denn je näher die Hochzeit meines Bruders und meiner

Schweſter heran rückte, je erbitterter ward ſie gegen mich. Wenn ſie allein mit Frau von Kunken war, ſagte ſie ihr, ich ſey die alleinige Urſache all ihres Verdruſſes, wenn ich den Erbprinzen nicht geheirathet hätte, würde die doppelte Verbindung meines Bruders und meiner Schweſter auch nicht ſtatt gefunden haben — jedesmal, daß ſie mich nur ſähe, würde ihr jeder Blutstropfen zu Gift. Frau von Kunken ſagte ihr, ſie handle darinn nicht wie eine Chriſtinn, man müßte ſich den Rathſchlägen des Himmels unterwerfen, denn die Heirathen würden von oben beſchloſſen. Darauf erwiederte die Königinn: ſie habe recht, ſie wiſſe wohl, daß Rachſucht ihr größter Fehler ſey, und daß ſie nie verzeihen könne. Der weiſe Rath dieſer Dame brachte mich ein wenig zur Beſinnung; ich beſchloß meinen Kummer mit Geduld zu tragen, und um Dinge, die ich nicht ändern könnte, mich nicht zu grämen.

So iſt mein Leben eine Verkettung von Uebeln geweſen, um aber durch lauter traurige Gegenſtände nicht ganz ermüdend zu werden, will ich hier ein paar luſtige Anekdoten einſchalten.

In dieſer Zeit kam der Prinz von Anhalt Bernburg nach Potsdamm, um dem König ſeine Ehrerbietung zu bezeigen; da dieſer ſehr gern neckte und Heirathen ſtiftete, hatte er den Einfall, dieſen Prinzen mit ſeiner Schweſter Tochter, der Prinzeſſinn Albertine, zu verheirathen. Von dem allen wußte der Prinz von Bernburg aber nichts; er war ein kleiner dicker Menſch mit hohen Schultern, und einem bräunlichen Vollmondsgeſicht. Wie ſeine Mutter mit ihm ſchwanger war, ſtürzte einmal das eine Pferd vor ihrer Kutſche, und drehte den Kopf ſo, daß er ihr gerade ins Geſicht fiel, das erſchräkte ſie dergeſtalt, daß ſie ſich an ihm verſah, und ihr Sohn davon ein Pferdeauge bekam, welches ihn ſehr verſtellte. In meinem Leben habe ich keinen häßlichern

dümmern Menschen gesehen, als diesen Prinzen. Er stotterte, und konnte kein Wort sprechen ohne zu gurgeln wie ein Kind, das erst eben sprechen lernt. Ungeachtet alles meines Kummers, hatte ich alle Mühe mich bei seinem Anblicke des Lachens zu enthalten, denn er war so komisch, daß er einen Heraklit aus der Fassung gebracht hätte. Die Prinzessinn, die man ihm bestimmte, war so häßlich, so dumm, so unangenehm, wie er. Der König, der ihn gleich bei seiner Ankunft der Königinn vorgestellt hatte, sagte bei Tische zu ihm: hören Sie, Prinz, ich will Sie verheirathen, ich weiß eine gute Frau für Sie, die Sie glücklich machen wird. Sie müssen meine Base heirathen, es ist das beste Geschöpf von der Welt, voll guter Eigenschaften, aber häßlich wie tausend Teufel; Sie müssen sie nur im Finstern sehen. Ja, hol mich Satanas, wenn mein Hinterer nicht schöner ist, wie ihr Gesicht. Aber das thut nichts, nicht wahr Prinz? — Der arme Mensch wußte nicht was er sagen sollte, ob Ja, oder Nein. Nachmittags fahre ich mit Ihnen nach Berlin, fing der König wieder an, wir wollen bei meiner guten alten Tante zu Abend essen, und da können Sie sich mit ihrer Tochter versprechen. — Nach einer sehr kurzen Besinnung, fand sich der arme Prinz sehr geehrt, die Base eines Königs zu heirathen, besonders wenn sie so eine große Aehnlichkeit mit seinen Hintertheilen habe; er antwortete also mit stammelnden Worten: daß er ihn, stehendes Fußes, nach Berlin zu begleiten bereit sey. — — — —
— — — — —

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußiſchen Prinzeſſinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schweſter Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Baireuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Theil.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1814.

Vorrede.

Als ich voriges Jahr die Ueberſetzung der Memoires herausgab, wovon hier nun der zweyte Theil folgt, konnte ich mir nicht vorſtellen, daß die Aechtheit meines Originals in Zweifel würde gezogen werden. Allein die Erſcheinung einer franzöſiſchen Ausgabe dieſer Memoires im Verlage von Fr. Vieweg in Braunſchweig gab einem Recenſenten in der Jen. Literaturzeitung Anlaß, mein Manuſcript für eine verfälſchte Kopie zu erklären. Ungeachtet ich die vollkommene Ueberzeugung habe, daß dieſe auf ſehr ſeichten Gründen beruhende Behauptung falſch iſt, ſo wollte ich doch nichts verſäumen, die Aechtheit meines Manuſcripts außer aller Anfechtung zu ſetzen, und wiederhole daher mein Anerbieten, Jeden, der die Handſchrift der Fürſtinn kenne, das Original-Manuſcript zur Vergleichung einſehen zu laſſen. Zugleich trug ich dem Ueberſetzer des erſten Bandes auf, mein franzöſiſches Original mit dem Braunſchweiger genau zu vergleichen und jede Abweichung anzugeben.

Aus dieser Vergleichung entstanden die Nachträge und Zusätze, mit welchen dieser zweite Theil beginnt, und wodurch nun Jeder in Stand gesetzt ist, ein Urtheil in dieser Angelegenheit zu fällen.

Der Fortsetzung nach der Braunschweiger Ausgabe habe ich das Journal secret de Seckendorf beifügen lassen, das Mehreres in den „Denkwürdigkeiten" in ein helleres Licht setzt und einen gleich merkwürdigen Beleg zu der Geschichte des preussischen Hofes in jenem Zeitraum abgibt.

E.

Nachträge und Zusätze zu dem ersten Theil der Denkwürdigkeiten der Markgräfinn von Bayreuth.

Ein aufmerksamer Leser der beiden Ausgaben der Memoiren der Markgräfinn von Bayreuth, sowohl der deutschen Uebersetzung, welche bei Cotta erschien, als der französischen Ausgabe, die bei Vieweg gedruckt ward, wird eingestehen müssen, daß der Unterschied zwischen beiden, so weit sie mit einander fortlaufen, für die Geschichte sehr gleichgültig ist. Da Cottas Handschrift im Anfang des Jahres 1733 aufhört, Viewegs seine aber bis 1742 fortgeht, war es aber Cottas redlichem Bestreben, in alle seine Unternehmen Vollendung zu bringen, sehr angemessen, daß er diese Fortsetzung mit seiner Ausgabe der benannten Memoiren zu verbinden eilte. Doch dieses genügte ihm nicht; er wünschte jede Lücke seiner Ausgabe durch Viewegs seine zu ergänzen. Da gerieth aber der mit diesem Geschäft Beauftragte in eine sehr große Verlegenheit, denn was war hier Lücke? Bei der Vergleichung findet sich eine völlige Verschiedenheit der Wortfügungen, so daß selten eine Seite der andern gleich ist, beinahe durchgängig eine größere Milde des Ausdrucks in Cottas Handschrift; besonders bis zu dem Zeitpunkt, wo die Prinzessin in Bayreuth eintrifft, eine anständigere Behandlung ihres Gegenstandes. Selten hat die Viewegsche Ausgabe ihre eigne Perioden, die der Cotta'schen fehlten, noch seltner ganze Paragraphen, nur ein Mal fehlt bei Cotta eine ganze Epistel. Am Schluß von Cottas Handschrift finden sich hingegen wieder einige Umstände, die Viewegs ganz fehlen. Wollte man also alle Unterschiede angeben, so müßte man Viewegs ganze Ausgabe übersetzen, und die Leser würden daran gar nichts gewinnen; will man nur das bei Cotta Fehlende ersetzen, so ist es in

wenig, was der Leſer gewinnt, daß nur der über beide Aufgaben entſtandene Streit, und des Tübinger Verlegers redliches Bemühen für das Publikum, dem Druck der dahin gehörenden Blätter einiges Intereſſe geben kann. Anders iſt es mit der vom Jahre 1733 dem Cotta'ſchen Manuſcript fehlenden Fortſetzung. Der Leſer wird ſie mit Vergnügen aufnehmen. Schreiber dieſes möchte freilich in Zweifel ſeyn, ob der Geſchichtſchreiber viel Gründlichkeit darinn fände, und kann nicht leugnen, daß das edlere Gefühl viel Verletzung durch ſie erleidet. Sie ſcheinen uns wirklich mehr zur Menſchen- als zur Staatengeſchichte zu gehören, obſchon freilich der philoſophiſche Geſchichtſchreiber von dem Gemälde der Höfe und ihrer Familie, das die alte Dame in der Unſchuld ihres Herzens ſo unbefangen entwirft, wie ein Marquesas-Bewohner ſeine Götzen ſchnitzelt, weil er nie eine Madonna des Urbino's zu denken vermochte — bis zu dem jetzigen Augenblick eine furchtbare Kette von Urſachen und Wirkungen erblicken könnte.

Wir leihen nun die Verſchiedenheiten beider Handſchriften aus.

Von Seite 1—8 bei Cotta und 1—10 bei Vieweg ſind die Schilderungen des erſten Königs, des neugekrönten, unſerer Fürſtinn Vater, Anhalts, Brunkows bei C. viel kräftiger, es iſt mehr Individualität, aber auch vielmehr Güte darinn.

Seite 10 bei V. iſt eine Epiſode im Text aufgenommen, die Seite 9 bei C. als Note ſteht, und mit dem Unterſchied, daß V. Handſchrift ſehr unbefangen erzählt: Friedrich I. habe ſeinen Halbbruder Caſimir, Sohn der zweiten Frau Friedrich Wilhelms, einer geborenen Prinzeſſinn von Holſtein-Glücksburg, in Italien vergiften laſſen. Bei C. ſagt die Note: er ſtarb allda. Die Geſchichte dieſes Prinzen und ſeiner Vergiftung findet ſich, wenn Schreiber dieſes ſich nicht irrt, in einem hiſtoriſchen Journal des letzten Jahrzehntes, und beruht auf einer Mißheirath dieſes Prinzen an einem kleinen Hofe von Oberitalien.

S. 10 wird bei C. der Plan, die Prinzessinn Wilhelmine mit dem nachmaligen Prinzen von Wallis zu vermählen, zum erstenmal nach des alten Königs Tode bei dem Heirathe-Vorschlag des Markgrafen von Schwedt erwähnt, da W. schon S. 8 bei einem Besuch, den die Königinn als Erbprinzessinn in Hannover machte, davon erzählt.

S. 12 bei C. heißt der Lehrer der Prinzessinn „La Crose, ein berühmter Orientalist;“ bei W. La Croze.

S. 14 heißt bei C. der Liebhaber der Wagnitz Kreuz, bei C. 16 bei W. Kreuz heißt. Die übrigen kleinen Verschiedenheiten in der skandalösen Liebesgeschichte dieser Wagnitz verdienen wohl keiner Anzeichnung.

S. 19 erzählt die Pr. bei C. ihren Heirathe-Vertrag mit Karl XII. und der Paragraph schließt mit den Worten: „der Tod des Königs von S., der im Jahr 1719 zu Friedrichshall erfolgte, verhinderte diese Heirath.“ Bei W. steht S. 21 der Heirathe-Vertrag, und S. 22: „nachdem die Könige von Schweden und Preußen reiflich über die Verbindung, welche ihre beiden Häuser vereinen sollte, nachgedacht hatten, fanden sie ein so großes Mißverhältniß in unserm Alter, daß sie beschlossen, dieselbe abzubrechen.“

S. 21 weicht die Geschichte des Staatsverbrechers Clements in Kleinigkeiten von W. S. 23 ab. C. enthält in einer Anmerkung: „der Mensch war aus Transylvanien, und nannte sich Rosenau, er war Secretair des Prinzen Ragotzky gewesen, den er verrieth und verließ, und endlich den Namen Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.“ Dagegen findet sich bei W.: „Clement hielt sich im Haag auf, von wo er verschiedne Male an den König schrieb; sein böses Gewissen erlaubte ihm nicht, diese Zuflucht zu verlassen, und dem Könige war es nicht gelungen, ihn in sein Land zu ziehen. Endlich bediente er sich der Hülfe eines reformirten Geistlichen: Gabionsky, um sich seiner zu bemächtigen. Gabionsky, der mit ihm (mit Clement?) in Halle studirt hatte, begab sich nach Holland, und überredete ihn so gut von den Ehrenbezeugungen und der schmeichelhaften Aufnahme, die

ihm bestimmt ist, daß er sich nach Berlin zu begeben eilends ilgte. Kaum waren sie in das Clever Gebiet getreten, so wurde er ergriffen u. s. w.“ Offenbar gewinnt die Geschichte bei diesem Zusatze nichts, und der Geist dieser Memoiren wird dadurch nicht bezeichneter. Da die meisten von dieser Art sind, ists wohl hinreichend, sie anzuzeichnen, ohne sie zu übersetzen.

S. 21 steht bei C.: „Eine zweite Reise, welche der König und die Königinn im J. 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß, von einer doppelten Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessinn Amalie von England, und dem Prinzen von Glocester und mir zu reden.“ S. 22 steht im nämlichen Paragraph, wo die abgebrochene Heirath Karls XII. erzählt wird: „Der König von Preußen nahm sich vor, die Heirath mit dem Herzog von Glocester aufzunehmen,“ und nun folgt der doppelte Heirathsplan, ohne der Reise nach Hannover zu erwähnen.

S. 30 ist nach der Erzählung, wie Manteufel Frau von Blaspiel überredet, der Königinn das Testament des Königs zu entwenden, bei B. eine Lücke, worauf der Text wieder mit denselben Worten wie S. 27 bei C. fortfährt.

S. 31 ist bei B. wieder eine Lücke bei der Geschichte, wo die Königinn beschuldigt wird, ihre Diamanten verkauft zu haben, der Geist und das Resultat sind aber bei beiden gleich.

S. 33. 35 bei B. Lücken, die aber nur in wenigen Worten zu bestehen scheinen, denn sie schaden dem Zusammenhange gar nicht. Die übrigen Verschiedenheiten sind ganz unbedeutend.

S. 32—38 bei B. und 30. 33 bei C. heißt bei diesem der Generalfiskal bei der Anklage der Fr. v. Blaspiel: Katz, bei B. heißt er Katsch.

S. 50 hat B. folgende bei C. ganz fehlende Episode.

„Ich habe in dem vergangnen Jahre vergessen, der Ankunft des Czar Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist merkwürdig genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Clever Lande mußte er sich aufhalten,

die Czarina hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Geſellſchaft noch Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königinn in den Vorſtädten von Berlin hatte, wohnen zu laſſen. Dieſes war ein ſehr niedliches Gebäude, das die Königinn mit Vorliebe auf das prächtigſte verziert hatte. Es enthielt eine ſehr reiche Gallerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den ſchönſten Spiegeln verziert, und da dieſes Haus ein wirkliches Kleinod war, trug es auch den Nahmen: Monbijou. Der Garten war artig, und erhielt von dem an ihm vorbeifließenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Ruſſen überall, wo ſie ſich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königinn das ganze Haus ausräumen, und alles Zerbrechliche bei Seite ſchaffen. Einige Tage darauf traf der Czar, ſeine Gemahlinn und ihr ganzes Gefolg auch wirklich zu Waſſer in Monbijou ein. Der König und die Königinn empfingen ſie am Ufer des Fluſſes; der König bot der Czarinn die Hand, um ſie ans Land zu führen; ſo bald der Czar gelandet war, reichte er dem König die Hand und ſagte: „Ich freue mich, Bruder Friedrich, euch zu ſehen;“ darauf näherte er ſich der Königinn, die er umarmen wollte, allein ſie ſtieß ihn zurück. Die Czarinn begann damit, der Königinn die Hand zu küſſen, welches ſie oftmals wiederholte; ſie ſtellte ihr darauf den Herzog und die Herzoginn von Mekelnburg vor, die ſie begleitet hatten, und vierhundert ſogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meiſten waren deutſche Mägde und thaten Hofdamen-, Kammerfrauen-, Köchinnen- und Wäſcherinnen-Dienſte. Beinahe alle dieſe Creaturen hatten reichgeſtickte Kinder auf den Armen, und wenn man ſie fragte, ob ſie ihnen gehörten, antworteten ſie mit einem ruſſiſchen Kreuzfuß: „der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieſes Kind zu machen.“ Die Königinn wollte dieſe Geſchöpfe nicht grüßen, dagegen behandelte die Czarinn die Prinzeſſinnen vom Geblüt mit vielem Stolz, und der König bewog ſie nur mit vieler Mühe, daß ſie ſie grüßte. Ich ſah dieſen Hof den

folgenden Tag, wo der Czar und seine Gemahlinn die Königinn besuchte. Diese empfing sie in den grossen Zimmern des Schlosses, und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen. sie gab der Czarinn die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Czar folgte ihnen: so bald der Czar mich sah, erkennte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte. er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfte. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mir meine Lection gelehrt: ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gib gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Czarinn machte mir viele Liebkosungen. die Königinn und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armsessel; ich stand neben der Königinn, die Prinzessinnen vom Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Czarinn war klein und breit. braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihr niedres Herkommen zu errathen. Ihrem Putzug nach hätte man sie vor eine deutsche Schauspielerinn gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränklich, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vornen mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung beladen, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen, sehr schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Dutzend Orden, und eben so viel Heiligenbilder und Reliquien. die an der Besetzung ihres Kleides angebracht waren. machten, wenn sie ging, ein Geklingel, als hörte man einen gezäumten Maulesel. Auch die Orden. die gegen einander klapperten, machten ein eben solches Geräusch.

Der Czar hingegen war groß und wohlgewachsen, schön von Gesicht. aber seine Physionomie hatte etwas rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid.

Seine Gemahlinn, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königinn nur wenig verstand, rief ihre Hofmeisterinn zu sich, um sich mit ihr auf Russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstinn Galizinn, und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten. Was sie der Czarinn sagte, weiß ich nicht; aber es machte sie ein helles Gelächter aufschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tische, der Czar setzte sich neben die Königinn. Bekanntermaßen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine kranke Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art Convulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch kam ihm so ein Anfall, er machte allerlei gewaltsame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, focht er damit so heftig ganz nahe neben der Königinn, daß sie sich fürchtete, und ein paar Mal vom Tisch aufstehen wollte. Der Czar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehthun würde, und bat sie, ohne Furcht zu sein, zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltsam zwischen den seinen, daß sie um Barmherzigkeit schrie, worüber er maker lachte, und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Male bereitet, aber er stahl sich gleich nach Tisch fort und kehrte allein und zu Fuß nach Monbijou zurück. Den folgenden Tag zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter andern auch die Medaillen- und Antiken-Sammlung. Unter dieser letzten befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitkammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten, und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Czar bewunderte es sehr, und befahl der Czarinn, es zu küssen; sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und auf schlechtes Deutsch zu ihr sagte: Kyrab; welches so viel hieß, als: ich will dich küssen, wenn du mir

nicht gehorcht. Darauf fürchtete sich die Czarinn dergestalt, daß sie alles that, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen von dem Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, eben so machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein überlegt war. Dieser Schrank, der der einzige in seiner Art war, und dem König Friedrich dem ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen ab. Die Königinn eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas ähnliches! Alles war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß die Königinn genöthigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen." Die Culturgeschichte von Peter dem Großen litte durch die Unterdrückung dieser Darstellung freilich unvollkommen.

S. 56 bei W. wird bei der Ernennung von Friedrich des Großen Hofmeistern Duhenion genannt, der S. 33 bei C. nicht vorkommt.

S. 50 bei C. stimmt der Besuch der Pölnitz am Berliner Hof ganz mit W. S. 70 überein, dieser hat noch folgendes Detail:

„Sie (die Pölnitz) suchte unaufhörlich mir etwas anzuhängen. Eines Tages sprach man vom Gedächtniß; die Königinn sagte, das meinige sei ganz unvergleichlich. Die Pölnitz lächelte auf eine boshafte Art, die mich zu verstehen gab, daß sie daran zweifelte. Unwillig schlug ihr die Königinn vor, mich auf die Probe zu setzen, ob ich nicht in einer Stunde hundert und fünfzig Verse auswendig lernte. Gut, antwortete die Pölnitz, sie mag ihr Lokalgedächtniß einmal versuchen, ich will wetten, sie behält das nicht, was ich ihr aufschreibe. Die Königinn bestand auf ihrer Behauptung, ließ mich rufen, und sagte mir heimlich, daß sie mir alles Vergangne verziehe, wenn ich ihr die Wette gewinnen machte. Was nun das Lokalgedächtniß war, wußte ich gar nicht, ich

hatte nie davon reden hören. Die Plinitz schrieb mir indeſſen auf, was ich lernen ſollte — es waren funfzig abgeſchmackte Namen von ihrer eignen Erfindung, alle nummeriert; ſie las ſie mir zweimal vor, ſagte bei jedem die Nummer, und darauf mußte ich ſie ſogleich auswendig herſagen. Die erſte Probe glückte mir ſehr gut, nun verlangte ſie aber eine zweite, indem ſie die Namen auſſer der Reihe fragte, und nur die Nummer nannte. Auch dieß gelang zu ihrem großen Verdruß. Nie habe ich aber auch mein Gedächtniß ſo angeſtrengt; dennoch konnte ſie ſich nicht überwinden, mir ein Lob beizulegen u. ſ. w.“

S. 63 kommt bei E. zum erſtenmale der Name der Grafen Finkenſtein vor. Bei V. heißt dieſe Familie, von der drei Perſonen vielfach genannt werden, immer nur: Fink.

S. 64 bei E. und 90 bei V. ſind die Farben bei dem letztern ſtärker aufgetragen, aber kein Umſtand verändert.

S. 66 hat E. einige Details, die V. fehlen; aber eben ſo gleichgültig ſind.

S. 59 hat E. was erſt S. 94 bei V. kommt — der Streit über die gewaltſame Werbung der großen Soldaten im Hannöverſchen. Bei V. ſcheint mir die Zeitordnung die beſſere. Solche kleine Anachronismen ſind häufig, aber ſie ſind ſo unbedeutend, daß man nicht weiß, welcher der beiden Handſchriften ſie zur Laſt fallen.

S. 74 bei E. und 98—99 bei V. handelt von der Hypochondrie des Königs und ſeinem Wunſch, die Krone niederzulegen. V. hat noch:

„Dieſer Geiſtliche (Frank) machte ihm die unſchuldigſten Dinge zur Gewiſſensſache; er verwarf als verdammlich alle Vergnügungen, ſelbſt die Muſik und die Jagd; man ſollte einzig von Gottes Wort ſprechen, alles andre war verboten; bei Tiſche führte er immer das Wort, und machte den Vorleſer, wie in einem Refectorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, ſein Kammerdiener ſtimmte einen Geſang an, den wir alle begleiteten. Meinen Bruder und mich ergriff oft die Lachluſt ſo gewaltig, daß wir aus

brachen, dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen, büßenden Gesicht annehmen mußten, das wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurzum der Hunde-Frank machte, daß wir wie in La Trappe lebten. Diese übertriebene Frömmeley brachte den König auf noch viel wunderlichere Einfälle; er beschloß, zu Gunsten meines Bruders die Krone niederzulegen. Er wollte sich, wie er sagte, jährlich zehntausend Thaler vorbehalten, und mit seiner Gemalinn und seinen Töchtern in Wusterhausen leben; dort, äußerte er, will ich beten und dem Landhaushalt vorstehen, indeß meine Frau und Töchter die Wirthschaft besorgen. Du bist geschickt, sagte er zu mir, dir gebe ich die Aufsicht über das Leinenzeug, das du nähen sollst, und über die Wäschen; Friederike ist geizig, die soll alle Vorräthe verwalten. Charlotte wird auf den Markt gehen, Lebensmittel einkaufen, und meine Frau besorgt die Küche und meine kleinen Kinder. Er fing sogar an, eine Instruktion für meinen Bruder auszuarbeiten, worüber Grumkow und Seckendorf sehr erschraken u. s. w."

Dagegen hat C. eine Anmerkung S. 73, die V. fehlt.

S. 102 hat V. bei des Königs Reise nach Dresden:

„Da der König von Preußen die Ceremonien nicht liebte, richtete man sich ganz nach seinem Geschmack. Er hatte gebeten, bei dem Grafen Wackerbarth, den er sehr schätzte, wohnen zu können; das Haus dieses Herrn war prächtig, er fand eine wahrhaft königliche Wohnung daselbst. Unglücklicherweise kam in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft Feuer darinn aus, die Brunst war so heftig, daß man alle Mühe hatte, den König zu retten; der ganze schöne Pallast ward in Asche gelegt. Der Verlust würde dem Grafen von Wackerbarth ohne des Königs von Polen Aushülfe sehr empfindlich gewesen sein, dieser schenkte ihm aber das Schloß Pirna, das viel prächtiger, wie das abgebrannte, und mit dem kostbarsten Geräthe versehen war."

Bis S. 112 erzählen beide Handschriften sehr ähnlich, die von V. abermals roher wie die von C.

S. 85 enthält den vorgeſchlagenen Vertrag zwiſchen Preußen und Polen, wo B. S. 105 darinn abweicht:

„Der König von Preußen verband ſich, dem Könige von Polen eine gewiſſe Anzahl Truppen zu geben, um die Polen zu zwingen, daß ſie die Krone ihres Landes in dem Hauſe Sachſen erblich machten u. ſ. w.“

S. 112 bei B. die mit S. 80 bei E. übereinſtimmt, hat:

„Der Tod des Königs von England hatte den König nun ganz von der großen Allianz abwendig gemacht. Er ſchloß endlich einen Traktat mit dem Kaiſer, Rußland und Sachſen; er machte ſich ſowohl, wie die beiden letztern, verbindlich, dem Könige zehntauſend Mann zu ſtellen, wogegen ihm der Kaiſer Jülich und Berg garantirte u. ſ. w.“

S. 113 hat B. vom Kronprinz von Polen:

„Ein verlegnes Weſen begleitet alle ſeine Handlungen, und um ſeine Verlegenheit zu verbergen, nimmt er zu einem erzwungnen Lächeln ſeine Zuflucht, das ſehr unangenehm iſt.“

S. 92—93 hat E. ein paar recht gutmüthige Betrachtungen, die bei B. S. 132 nachfolgen. Solche Verſetzungen ſind zu unbedeutend, um ſie alle anzuführen.

S. 87—90 bei E. und 123—126 bei B. iſt die Erzählung von des Prinzen von Weißenfels Freywerberey etwas verſchieden in dem Vortrag; die Perſonen, z. B. der Kronprinz, werden redend eingeführt, welches bei B. überhaupt ſehr oft der Fall iſt, und nicht zur Glaubwürdigkeit beiträgt. Hier wird auch Graf Finck (bei E. immer Finkenſtein) als derjenige genannt, der dem armen Freyer die unhöfliche Botſchaft zu bringen übernahm.

S. 130 hat B. einen Zug, der bei E. da, wo er Platz haben könnte, fehlt. Grumkow und Seckendorf geben dem Könige Trinkgelage, denen der Kronprinz beiwohnen muß —

„Eines Tages, wie ſie im Zuge waren zu trinken, ließ man einen groſſen Becher kommen; er hatte die Geſtalt eines Mörſers und war ein Geſchenk des Königs von Polen an den König von Preußen. Das ſehr ſchöne Gefäß von vergoldetem Silber und gegrabener Arbeit enthielt einen zweiten

Becher von Kameil, der mit einer goldnen, reich mit Edelsteinen besetzten Kugel geschlossen war. Man trank in der Hitze des Weins diese beiden Becher mehrere Male rund um den Tisch herum aus. Plötzlich fiel es meinem Bruder ein, auf den König zuzuspringen und ihn wiederholt zu umarmen: Seckendorf wollte es verhindern, aber er stieß ihn kräftig zurück, fuhr fort, seinen Vater zu liebkosen, versicherte, er liebte ihn zärtlich, er wäre von der Güte seines Herzens versichert, und schrieb die Unzucht, mit der er ihn täglich überhäufte, dem schlechten Rath gewisser Leute zu, die von dem Zwiespalt, den sie in der Familie stifteten, Vortheil zu ziehen hofften, daß er aber den König lieben, ehren und, so lange er lebte, unterthänig sein wollte. Dieser Einfall gefiel dem Könige sehr, und verschaffte meinem Bruder auf vierzehn Tage lang einige Erleichterung. Doch diese Ruhe dauerte nicht lange u. s. w.“ Nun scheint sich der C. Text S. 11 anzuschließen.

S. 132 findet sich bei W. im Verfolg der Betrachtungen von S. 92 bei C. noch folgendes:

——— „Wahre Zärtlichkeit leidet keine Theilung. Ein Mann, der Maitressen hat, ergiebt sich ihnen, und in dem Maße, wie seine Liebe für sie zunimmt, vermindert sie sich für die, welche ihr rechtmäßiger Gegenstand sein sollte. Welche Meinung kann man von einem Manne, welche Achtung für ihn haben, wenn er sich gänzlich leiten und führen läßt, wenn er das Wohl seines Landes, seine Geschäfte, vernachlässigt, um sich nur mit seinem griesgrämigen Vergnügen zu beschäftigen? Ich wünschte mir einen wirklichen Freund, dem ich mein Vertrauen und mein Herz schenken könnte, den ich achtete und liebte, der mein Glück, so wie ich das seinige, machen könnte. Daß der Prinz von Wallis meine Sache nicht war, sahe ich wohl; er besaß die Eigenschaften nicht, die ich forderte, noch weniger war es der Herzog von Weißenfels. Außer dem Mißverhältniß, welches zwischen uns Statt fand, paßte sich unser Alter nicht, indem ich neunzehn, und er drei und vierzig Jahr alt war. Seine Gestalt war mehr unangenehm als gefallend, er war klein und äußerst dick; er hatte

weil Lebensart, aber im vertraulichen Umgang war er roh und sehr ungeschliffen. Man denke sich den Zustand meines traurigen Herzens u. s. w.“

S. 133 bei W. wird Vene als der Maler genannt, der der Königinn Bildniß malte, welches den Streit mit Cromwell veranlaßte.

S. 145 hat W., was zu S. 101 bei C. gehören mag.

„Eines Morgens, wie wir zu ihm zur Aufwartung gekommen waren, schickte er uns fort. Geht, sagte er zornig zur Königinn, geht mit euern verfluchten Kindern, ich will allein sein. Die Königinn wollte antworten, er legte ihr aber Stillschweigen auf, und befahl, das Mittagessen in der Königinn Zimmer zu bringen. Diese war unruhig, uns machte es aber viel Freude, denn mein Bruder und ich wurden aus Mangel an Nahrung mager wie die Postknechte. Kaum saßen wir aber bei Tisch, so kam einer der Kammerdiener meines Vaters gelaufen, und rief ganz außer Athem: „Kommen Sie um Gottes willen so geschwind, wie möglich — der König will sich erdrosseln!“ Die Königinn eilte zu ihm, und fand, daß er sich einen Strick um den Hals gelegt hatte, und ohne ihre Hülfe gewiß erstickt wäre. Er phantasierte und hatte ungeheuer viel Hitze, die jedoch am Abend, wo er sich überhaupt besser befand, abnahm.“ Nun schließt es sich wieder an C. Handschrift S. 102 an.

Bis S. 109 bei C. und 156 bei W. sind die Abweichungen ganz unbeträchtlich. S. 156 hat die Darstellung bei W. noch folgende kräftige Schattirung:

„Der König ließ meinen Bruder und mich Hungers sterben, er ähte bei Tisch das Vorschneideramt, gab aller Welt, außer mir und meinem Bruder, seinen Antheil, und wenn von ungefähr etwas in einer Schüssel blieb, sie er hinein, um uns zu verhindern, daß wir nicht davon äßen. Wir lebten alle beide von bloßem Milchessen und trocknen Kirschen, wovon ich mir den Magen ganz vollkommen verdarb u. s. w.“

S. 110 bei C. hat der König eine Zusammenkunft in Libnow mit dem König von Polen, und hofft noch, die

Heirath zwiſchen ihm und ſeiner Tochter zu Stande zu bringen; bei W. S. 153 wird dieſer Hoffnung nicht erwähnt.

S. 160 ſteht bei W. der Brief des Kronprinzen wörtlich, deſſen Inhalt bei C. nur erzählt wird.

S. 162 bei W. und 113. 114 bei C. weichen in Kleinigkeiten ab, die die eleuden Intriguen um nichts intereſſanter machen.

S. 130 iſt bei C. von einer Reiſe des Königs nach Dresden die Rede.

S. 156 findet ſich bei W.: „Ich hatte von meinem Bruder ſchon Abſchied genommen und war im Begriff, mich zu Bett zu legen, als ich einen jungen, ſehr prächtig nach franzöſiſchem Schnitt gekleideten Menſchen in mein Zimmer treten ſah. Anfangs ſtieß ich einen Schrei aus, und verbarg mich hinter einen Schirm. Frau von Sonsfeld, eben ſo erſchrocken wie ich, trat ſogleich hinaus, um zu erfahren, wer ſo kühn ſei, zu ſo einer unziemlichen Stunde eindringen zu dürfen, allein einen Augenblick darauf ſah ich ſie mit dem Cavalier, der von Herzen lachte, zurückkommen, und ich erkannte in ihm meinen Bruder u. ſ. w.“ Die Fortſetzung dieſes Paragraphs folgt bei C. S. 132 ohne weſentlichen Unterſchied.

S. 131 bei C., welche mit 129 bei W. übereinſtimmt, fehlt:

„Nun kam mein Bruder; er ſagte ihm ganz kurz, daß er ihm um ſeiner Mutter willen das Vergangne verzeihe, er ſolle ſeine Aufführung ändern, und ſein Betragen nach ſeines Vaters Willen einrichten, in welchem Falle er auf ſeine väterliche Liebe zählen könnte.“

S. 193 fehlen bei C. in dem Briefe des Kronprinzen an die Prinzeſſinn die Worte: „Du ſchmeichelſt dir, aber vergeblich, daß die Ankunft des Ritter Hotham unſer Elend beendigen wird.“

S. 134 bei C. ſind mehr Details über die Sendung des Cayland der Königinn nach England und der Ankunft des Ritter Hotham.

S. 138 hat C., daß Hotham nicht glaubte, daß des Königs Vorſchlag, den Kronprinzen zum Statthalter von Hannover u. ſ. w. zu machen, die geringſte Schwierigkeit finden würde. Bei B. S. 199 ſagt Hotham gerade das Gegentheil.

S. 139 bei C. erwähnt die Prinzeſſinn zum erſtenmal der franzöſiſchen Kleidung des Prinzen, die in B. ſchon 136 vorkam.

S. 155 bei C. kommt mit S. 222 bei B. überein. Letzterer hat noch den Zuſatz zu Katts Geſpräch, den die gute Dame wohl nicht ohne Grund ſpäterhin würde ausgelaſſen haben:

— — — „Allein ich geſtehe Ihnen, gnädige Frau, der Tod wär' mir nicht ſo bitter, wie die Trennung von ihm (dem Miniaturportrait der Prinzeſſinn). Uebrigens, fuhr er fort, habe ich in meiner Gunſt bei dem Kronprinzen viele neidiſche Feinde, die, da ſie mir nichts anhaben können, zu Verläumdungen ihre Zuflucht nehmen. Aber ich wiederhole Ihrer Königl. Hoheit, ſo lange ich bei dieſem geliebten Fürſten wohl angeſchrieben bin, werde ich ihn verhindern, ſein Vorhaben auszuführen, obſchon ich nicht einſehe, warum er eigentlich ſo viel wagte. Welches Unglück oder Uebel könnte ihm denn daraus entſtehen, wenn man ihn einholte? Er iſt der Kronerbe, und niemand wird ſo kühn ſein, ſich an ihm zu reiben u. ſ. w.

S. 162 bei C. und 231 bei B. enthält ganz daſſelbe, B. hat eine beſtimmtere Angabe wegen des Petſchafts, man lieſt:

„Mein Gott! rufte der Kammerdiener, ich habe ein ganz ähnliches Petſchaft bei mir; vor mehr wie vier Wochen fand ich es in dem Garten von Monbijou, und trug es immer bei mir, um zu erfahren, wem es gehört. Wie wir die beiden Petſchafte verglichen, fanden wir, daß es Katt angehören müſſe u. ſ. w.“

S. 240 wird bei B. ein Oberſt Grävenitz genannt, der ſich Mühe gab, des Kronprinzen Flucht aus Weſel zu befördern. (Auch hier finde ich in C. Handſchrift immer Wilde-

tung, Vorſicht, Sorge, nicht zu kompromittiren, denn im Weſentlichen hat V. keinen Unterſchied).

S. 169 hat E. mehr Details als V. S. 241.

S. 243 hat V. den unanſtändigen Zuſatz:

(Der König) „beſchuldigte mich (die Prinzeſſinn), ein paar Kinder von Katt gebabt zu haben."

S. 253 ſteht bei V.: „Der Kronprinz ward anfangs nach Mittenwalde gebracht, wohin ſich Grumkow, Dreſchow, Millus und Gerber begaben, um ihn zu verhören." — Bei E. wird er ſogleich nach Cüſtrin gebracht und dort zum erſtenmal verhört.

S. 254 bei V.: „Grumkow drang noch wegen mehrerer Punkte in meinen Bruder, ohne andere als ſtolze und harte Antworten zu erlangen. Das machte ihn ungeduldig, und er drohte mit der Folter. Mein Bruder hat mir ſeitdem mehr als einmal geſtanden, daß ſein Blut bei dieſer Erklärung in ſeinen Adern erſtarrte; dennoch gelang es ihm, ſeinen Schrecken zu bemeiſtern, und er ſagte: ein Henkersknecht, wie er, müſſe Freude an ſeinem Handwerke haben, er fürchte es übrigens nicht, denn er habe alles geſtanden, was ihm jetzt übrigens leid thue. denn, ſetzte er hinzu, es geziemte mir nicht, einem Schurken wie Sie, Rede zu ſtehen."

Bei E. S. 130 iſt dieſer große Zug unterdrückt, oder als nicht geſtrichen?

Bei E. S. 184, bei V. S. 259 geringer Unterſchied; ſo auch in den folgenden Intriguen. Bei E. ſcheint der Leibmedikus Stahl bei der Prinzeſſinn vorgeblicher Krankheit Mitwiſſer, bei V. wie die andern betrogen geweſen zu ſein.

S. 272 hat V. in der Geſchichte von Katts Prozeß und Hinrichtung den Zuſatz: „Döhndorf zog in ſeinem Urtheil die Schriftſtelle an: O Abſalon, mein Sohn! mein Sohn! — u. ſ. w." und weiter unten: „Der König hätte ungezweifelt das Todesurtheil (an dem Kronprinzen) vollziehen laſſen, hätten nicht alle fremden Mächte, beſonders der Kaiſer und die Generalſtaaten für ihn gebeten."

Bei V. S. 279 noch in derſelben Geſchichte der abſcheuliche Zuſatz: „Der Henker ging am folgenden Tage zum General Wartensleben, um den Lohn für die Hinrichtung (ſeines Enkels: Katt.) zu empfangen, worüber der Greis faſt vor Schmerz ſtarb.“

S. 230 bei V. vom jungen Natzmer, einem der dem Kronprinz zugegebenen Geſellſchafter in Küſtrin, folgende Anekdote:

„Wie er ſich einſt in Wien in dem Vorzimmer des Kaiſers befand, ſah er den Herzog von Lothringen, nachmaligen Kaiſer, in einem Winkel des Zimmers, wie er heftig gähnte. Ohne an den Uebermuth zu denken, den er beging, lief er zu ihm, und ſteckte ihm den Finger in den Mund. Der Herzog war darüber etwas erſtaunt, da er aber Karl VI. ſtrenge Etikette kannte, machte er kein Aufſehen, ſondern begnügte ſich zu ſagen: er habe ſich vermuthlich in der Perſon geirrt.“ Bei dieſem Zug gewinnt weder die Geſchichte noch Herr von Natzmer, und der H. v. Lothringen, wenigſtens nicht als Kaiſer.

S. 253 bei V. „Eines Tags, wie ich mit Fr. v. Gonnsfeld bei Tiſch ſaß und wir uns traurig anſahen, denn wir hatten nichts als eine Suppe von Waſſer und Salz und ein Ragout von Knochen voll Haare und andern Unreinigkeiten, hörten wir ziemlich hart an mein Fenſter klopfen. Betroffen ſtanden wir beide auf, um zu ſehen, was das ſei, und fanden eine Krähe, die ein Stückchen Brod in ihrem Schnabel hielt, das ſie bei unſerm Anblick auf das Simß des Fenſters fallen ließ und wegflog. Bei dieſem Vorfall kamen mir die Thränen in die Augen. Unſer Loos iſt ſehr beklagenswerth, ſagte ich zu meiner Hofmeiſterinn, da es unvernünftige Weſen rührt, ſo daß ſie mehr Mitleid mit uns haben, wie die Menſchen, welche uns ſo grauſam behandeln. Wir wollen die Vorbedeutung dieſes Vogels auf uns anwenden; ich leſe jetzt die römiſche Geſchichte, fuhr ich ſcherzend fort, und ich finde darinn, daß die Annäherung dieſer Thiere Glück bringt. Die ganze Sache ging übrigens ſehr natürlich zu; die Krähe war gezähmt, und gehörte dem Herzog Albert, allein meine Die-

verschaft fand diese Begebenheit so wundersam, daß sie bald in der ganzen Stadt herum kam, und so viel Mitleiden einflößte, daß die französische Kolonie mir täglich ganze Körbe voll Speisen schickte; sie wurden vor meiner Garderobe hingesetzt, wo sie die Meermann dann sorgfältig ausleerte.“ Dieser letzte Umstand findet sich in der nämlichen Verbindung bei E.

S. 292 bei V. ein Zusatz der zu S. 205 bei E. gehören möchte:

„Ich beklage Sie von ganzem Herzen, sagte er (Eversmann) zu Fr. v. Sonnsfeld, zu so einem Schimpf verurtheilt zu sein, es hängt aber von der Prinzessinn ab, Ihnen denselben zu ersparen. Gewiß würden Sie ein schönes Schauspiel abgeben; das Blut, welches von Ihrem weißen Rücken herabfließ, müßte seine Weiße erhöhen und gar appetitlich aussehn u. s. w.“

Bis S. 297 bei V. und 209 bei E. ganz geringfügige Verschiedenheiten. Hier nennt Grumkow bei V. die Festung, wohin die Prinzessinn gebracht werden soll: Memel in Lithauen.

Ebendaselbst bei V. sagt die Prinzessinn zu Grumkow: „Die Königinn hat mein Glück zu machen geglaubt, wenn sie mich nach England verheirathete, aber sie hat dabei nie mein Herz zu Rathe gezogen, und ich habe ihr meine eigentlichen Empfindungen nie entdecken können.“ So aufrichtig ist sie nicht bei E. Ueberhaupt ist dieser Auftritt in sehr geringfügigen Dingen verschieden.

S. 212 bei E. ist die Antwort des Königs bei den ersten Worten abgebrochen und läßt eine Lücke, bei V. steht:

„Denselben Abend brachte mir Eversmann folgenden, vom König eigenhändig geschriebnen Brief:

„Ich bin sehr erfreut, meine liebe Wilhelmine, daß du dich dem Willen deines Vaters unterwirfst. Der gute Gott wird dich segnen, und ich dich niemals verlassen; mein ganzes Lebelang will ich für dich sorgen, und dir beweisen, daß ich bin dein sehr gewogener Vater u. s. w.“

S. 210 findet ſich bei C. eine Lücke angezeigt, die S. 315 bei B. alſo ausgefüllt iſt:

„Der Markgraf Heinrich, Großvater meines Gemals, war ein apanagirter Prinz von Bayreuth. Er hatte ſich ſehr früh verheirathet und viele Kinder bekommen; eine ſehr kleine Apanage, die er jährlich bezog, reichte nicht zum Unterhalt einer ſo zahlreichen Familie zu, er befand ſich in der größten Nothdurft, oft fehlte es am täglichen Unterhalt, ſo daß er aus Geldmangel wie ein einfacher Bürger leben mußte. Im Fall, daß der damalige Markgraf, Georg Wilhelm, ohne männliche Erben ſtarb, war er Erbe von Bayreyth, allein dieſe Hoffnung ſchien ſehr eitel, denn dieſer Fürſt war ſehr jung und hatte einen Sohn. Da mein Großvater, König Friedrich der erſte, ſeine traurigen Umſtände kannte, wollte er Nutzen daraus ziehen; er ſchlug ihm vor, ihm gegen eine große Summe, und ein Regiment, das er ſeinem zweiten Sohne geben wolle, ſeine Anſprüche an das Fürſtenthum abzutreten. Nach langem hin und her reden ward der Vertrag abgeſchloſſen, und die beiden älteſten Söhne des unglücklichen Heinrichs begaben ſich nach Utrecht, um ihre Studien zu machen. Bei ihrer Rückkehr von der Univerſität fanden ſie ihren Vater dem Tode nahe, und ihre ganze Familie untröſtlich; die Bedingungen des Vertrags waren nicht erfüllt, und die Penſion um zwei Drittel eingezogen worden. Da der Prinz Heinrich indeß geſtorben war, beſchloß der Markgraf Georg Friedrich Carl, nach vielen vergeblichen Bitten bei den Miniſtern, endlich, ſich in Weverlingen, einer kleinen Preußiſchen Stadt, niederzulaſſen, dort gebahr die Prinzeſſinn von Heiſtein, ſeine Gemalinn, den, der mein Gemal werden ſollte, und mehrere andere Kinder, von denen ich nachmals reden werde. Bald nachher ſtarb auch König Friedrich der erſte. Die Thronbeſteigung meines Vaters änderte das Schickſal der Prinzen nicht; zur Verzweiflung gebracht, fingen ſie an, ihre Entſagung zu unterſuchen, und fanden ſie, mit Einſtimmung aller Rechtsgelehrten, die ſie über dieſen Punkt befragten, ungültig. Sie entwichen alſo heimlich aus Weverlingen und

besuchten alle deutsche Höfe, um sie für ihr Interesse zu gewinnen. Vom Kaiser, dem Reich, und der Gerechtigkeit ihrer Sache unterstützt, gelang es ihnen, den gemachten Vertrag aufheben zu machen, und sie wurden in alle ihre Rechte wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Markgrafen Georg Wilhelms und seines Sohnes fiel das Fürstenthum auf den Prinzen Georg Friedrich Carl.“ Nun tritt die C. Handschrift wieder ein.

S. 317 fügt die Prinzessinn zu dem Bilde ihres Gemals bei B. noch hinzu:

„Er ist sehr munter, seine Unterhaltung ist angenehm, obschon er einige Mühe hat, zu sprechen, da er sehr stark schnärrt.“

S. 321 bei B. mahlt die Pr. ihre Lage mit noch stärkern Farben, als S. 223. 224 bei C.

„Wenn sie (die Königinn) mich über ihren Zustand unruhig sah, sagte sie: Dir kommts zu, dich über meine Gesundheit zu beunruhigen, da du mich zu Tod ärgerst ....“ Und: „ich durfte nur alte, verschmuzte Kleider anziehen, aus Furcht, sie möge glauben, ich wolle dem Prinzen gefallen ....“ Und: „Alle Welt ließ sich angelegen sein, (des Prinzen) seine Handlungen und Worte übel auszulegen, man bezeigte ihm nicht die mindeste Achtung, und behandelte ihn wie einen Buben. — — —“

S. 328 bei B. sagt die Pr. von den Bären in Wusterhausen: „Bösartige Thiere, die einen Jeden anfielen.“ Bei C. S. 232 sagt sie: „zehn oder zwölf Bären, die auf den Hintertatzen umherspazierten, weil ihnen die Vordertatzen abgehauen waren.“ — Andre kleine Unterschiede sind zu geringfügig, um sie zu berühren.

S. 335 ist bei B. eine Lücke, welche bei C. S. 237 ausgefüllt ist, aber gar nicht belehrt, warum jene Handschrift sie für nöthig erachtete.

S. 339 findet sich ein Absatz, der zu S. 239 bei C. zu gehören scheint:

„Den neunzehnten war ich erſtaunt, die Königinn in Rückſicht auf mich ganz verändert zu finden. Sie überhäufte mich mit Liebkoſungen, und verſicherte mich, ich ſei ihr das liebſte ihrer Kinder. Dieſes Betragen war mir unerklärlich, allein ſie zog den Abend die Larve ab, indem ſie mich in ihr Kabinet rief und mir ſagte: Morgen wirſt du aufgeopfert, ich habe es, trotz aller Anſtrengungen, nicht dahin bringen können, deine Hochzeit zu verhindern. Ich erwarte einen Courier aus England, und bin im Voraus gewiß, daß der König, mein Bruder, von der Heirath deines Bruders abſteht, und in dieſem Fall wird dein Vater keine Schwierigkeit machen, deine Verbindung mit dem Erbprinzen abzubrechen. Da ich aber nicht weiß, wie lange der Courier ausbleiben kann, und keinen Ausweg kenne, deine Hochzeit aufzuſchieben, iſt mir ein Gedanke gekommen, der mich beruhigen kann, und deſſen Ausführung von dir abhängt. Verſprich mir alſo, dich in keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen einzulaſſen, ſondern wie Bruder und Schweſter mit ihm zu leben; das iſt das einzige Mittel, deine Heirath aufzulöſen, die nichtig iſt, ſo bald du ſie nicht vollziehſt. Der König trat in dem Augenblick ein, da ich ihr antworten wollte, und ſie ward ſo umlagert, daß es ihr den ganzen Abend nicht mehr möglich war, mit mir zu ſprechen.“

S. 346 bei B. findet ſich nach der Ceremonie des Auskleidens:

„Man brachte mich darauf in mein eigentliches Schlafzimmer, wo mich der König niederknieen hieß, und mir befahl, den Glauben und das Vaterunſer zu beten.“

Bei E. S. 244 fehlt dieſer Zug.

S. 360 findet ſich bei B. ein Paragraph, der zu S. 255 bei E. gehören kann:

„Einige Tage darauf fragte ſie (die Königinn) mich ganz boshaft: ob ich mich noch nicht erkundigt hätte, was in meinem Ehekontrakt für mich ausgemacht ſei? Ich bin neugierig, ſetzte ſie hinzu, welche große Vortheile der König dir gemacht, und wie viel Einkommen du haſt. Ich weiß nicht,

wie es Herr Gubelius (der englische Resident) erfahren hat, aber das habe ich gehört, daß er gesagt hat: eine Kammerfrau der Prinzessinn von Wallis habe mehr Lohn, als du jährlicher Einkünfte. Nehme du also ja deine Maasregeln im Voraus, denn betteist du nachher, so ists nicht meine Schuld, wenigstens hast du von mir nichts zu erwarten. Ich habe deine Heirath nicht gemacht, das ist des Königs Sache; da du so viel Vertrauen in ihn gesetzt hast, mag er auch für dich sorgen."

S. 11 Theil II. bei B. erklärt die Pr. die fränkischen adlichen Herren in Hof geradezu vor Trunkenbolde — bei C. ist sie etwas mäßiger.

S. 16 Th. II. welches mit S. 272 bei C. übereinstimmt, beschließt die Pr. die Darstellung der Pr. Wilhelmine also:

„Seit ihrer Heirath hat sie sich ganz gebessert, und ich kann sagen, daß sie jetzt so viele gute Eigenschaften besitzt, wie sie deren damals böse hatte."

S. 52 bei B., welche mit S. 306 bei C. übereinkommt, sagt der König noch: „Wie ich zur Regierung kam, befand ich mich in derselben Lage, wie Sie, und fand mich bei dem Rathe, den ich Ihnen gebe, sehr gut."

S. 61. bei B. setzt bei S. 314 bei C. noch hinzu:

„Ich fürchtete, daß er sich (der Erbprinz) bei seiner Jugend zu Ausschweifungen hinreißen ließ und in Verwilderung gerieth. Daß die preußischen Offiziers, ihr Handwerk abgerechnet, roh und sittenlos waren, wußte ich schon lange. Ich hatte viele Prinzen, die bei ihrem Eintritt in des Königs Dienst sehr liebenswürdig waren, Verstand und Sitten verlieren und zu rohen Menschen werden sehen u. s. w."

S. 76 bei B. fehlen Details der Reise der Pr. nach Berlin, die C. S. 329—330 giebt.

S. 85 bei B. hat gegen S. 338 bei C. noch den Zusatz:

„Wir können, Grumkow und ich, so viel Böses thun, wie wir wollen, aber zum Guten haben wir gar keinen Credit."

Von S. 93 bei B. und S. 349 bei C. weichen die beiden Handschriften sehr ab, so daß die Cotta'sche von 349 bis 360, wo sie endigt, einige Umstände mehr, und andre in etwas verschiedner Ordnung enthält. Die Uebersetzung des B. Ueberrests fängt schon hier an, damit der Leser keines Details beraubt wird.

So wären alle Verschiedenheiten zwischen den beiden Handschriften auf das Genauste angezeigt. Jeden Wort, jeden Ausdruck zu erwähnen, wäre eine sehr vergebliche Mühe. Es schien uns wichtiger, neben den wirklichen Bereicherungen, die uns die B. Handschrift darbot, den Karakter beider herauszuheben, weil er, hilft er auch nicht die bessere oder ächtere zu entdecken, ein historisches Interesse hat. Die Entscheidung hierüber ist wohl sehr leicht, da den beiden Verlegern an der Erkennung des Originals gelegen sein muß. Beide Handschriften dürfen wohl nur mit einander und mit Briefen der Markgräfinn, deren sich gewiß noch in vielen Händen finden, verglichen werden. Ist es aber uns erlaubt, unsre Muthmaßungen zu äußern, die wir fast so zuversichtlich machen möchten, wie Zadig seine über das Hündchen der Sultaninn und das Roß des Sultans, doch ohne alle Hoffnung wichtigen Erfolgs, wie jene hatten, so möchten wir glauben, beide Handschriften seien ächt. Wir können uns keinen Grund denken, warum die beiden Herren Verleger betrogen sein sollten; denn daß sie beide recht zu haben glauben, bezeigt ihr Eifer — wir können uns aber eine sehr große Wahrscheinlichkeit denken, daß sie beide recht haben. Beide Handschriften enthalten mit sehr wenig Unterschied ganz dieselben Umstände, sind ganz in derselben Denkart geschrieben, haben dieselben Ansichten. Die Episode von dem Besuch des Czars in Berlin ist der einzige wirklich interessante Umstand, der in der Cotta'schen Handschrift fehlt; der einzige Unterschied in beiden Handschriften, der, so weit die Cotta'sche geht, ganz durchgehend ist, besteht in einer größern Milderung der Ausdrücke, Schonung der Individuen, und Vermeidung von Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung. Wir haben das in den Auszügen schon

angemerkt. Dieſe gröſsere Härte und Rohheit des Gefühls bleibt in der Vieweg'ſchen Fortſetzung der Memoiren, die hiernächſt verdeutſcht nachfolgt, ſehr ſichtbar, ja der Seelenzuſtand der Verfaſſerinn ſcheint ſich bis zum letzten Blatt dieſer Fragmente zu verſchlimmern. Wir haben groſse Luſt, zu vermuthen, die Handſchrift, welche in Viewegs Beſitz kam, ſei die erſte, welche die Markgräfinn aufſetzte, an der ſie, wie ſie ſelbſt erzählt, im Jahre 1744, alſo faſt bis zu dem Zeitpunkt, wo das Fragment abgebrochen iſt, ſchrieb. In dieſem Zeitpunkt war ſie, wie die letzten Seiten anzeigen, in einer gewaltſamen Stimmung, und das in mehr wie einer Rückſicht; ihr Bruder, der groſse Friedrich, vernachläſsigte ſie, der Markgraf war ihr unlieb, die Finanzen waren erſchöpft und ſie war in das Alter getreten, wo das weibliche Geſchlecht leicht in Gefahr geräth, eine Zeit lang mit einer gewiſſen Herbe des Gemüthes zu kämpfen. Wenn nun die Markgräfinn in dieſer Zeit ihre Memoiren aus dem Gedächtniſs, vielleicht hie und da aus einzelnen handſchriftlichen Aufzeichnungen und aus geſprächsweiſen Rückerinnerungen mit ihrer getreuen alten Oberhofmeiſterinn zuſammengeſetzt hätte? Nachmals mochte ſie ſie oft durchleſen — denn welches höhere Intereſſe kann wohl eine gute alte Dame haben, als ſo einen Guckkaſten ihres eignen Lebens? ſie mochte ſie auch wohl Stückweis Vertrauten vorleſen. Vielleicht gelang es einem oder dem andern um eine Abſchrift bitten zu dürfen, vielleicht fand ſie auch nur ſelbſt, nachdem die wohlthätige Zeit manche ihrer Empfindungen milderte, nachdem ſie von manchem Menſchen, der ſie kränkte, ſtatt ſeines ärgerlichen Geſichts nur noch ſein unſchädliches Grab kannte, daſs ihr Manuſcript einer Umſchrift bedürfe, und ſo entſtand die Cotta'ſche Handſchrift, die ſie zu vollenden nicht Zeit hatte. Wir wollten faſt wetten, daſs der letzte Theil der Vieweg'ſchen, die Cotta'n fehlt, an vielen Stellen ſehr gemildert worden wäre, hätte ſie ſie noch abſchreiben können. Dieſe Groſsen, die in allen Stücken andern Menſchen gleichen, haben auch das mit ihnen gemein, daſs ſie im Alter guter oder böſer werden, ſo wie jene. —

Friedrichs Schweſter hatte einige Charakterzüge, die uns ſehr wahrſcheinlich machen, der Herbſt der Jahre habe die Frucht ihres Gemüths gemildert, nicht ſauer gemacht und giftig, wie der ſinkende Sonnenſtrahl oft verkümmerten Früchten thut. Für die Seelenerfahrung alſo allein — denn die Geſchichte gewänne wirklich wenig dabei — wünſchten wir, die beiden ehrenwerthen Männer, welche dem Publikum die beiden Ausgaben dieſer intereſſanten Memoiren verſchafften, träten freundlich in der Liebe zur Wahrheit zuſammen, die wunderliche Unſicherheit zu entſcheiden. Wir wünſchten aus Theilnahme an der Markgräfinn, unſre Vermuthung träf ein. Ein ſo armes, in Liebebedürfniß und Herzenskälte zugebrachtes, von Kleinigkeitsgeiſt und Täuſchung verſtümmeltes Leben hätte wohl das Gefühl beſänftigter Bitterkeit in ſeinen ſpätern Tagen verdient.

Fortsetzung der Denkwürdigkeiten der Markgräfinn von Bayreuth,

aus der Wieneg'schen Ausgabe der Handschrift nach dem Französischen übersetzt.

Die böse Laune der Königinn dauerte ununterbrochen fort, sie suchte Zank mit mir über alles, was ich that. Des Morgens, wenn ich zu ihr kam, sagte sie: Guten Morgen, Ihr Liebden. Mein Gott, wie sehen Sie aus! Sie sind ja wie eine Thörinn aufgesetzt, und der ewige lange Hals! — Ich habe Ihnen doch tausend Mal gesagt, daß mir ihr widriges Ansehen unleidlich ist! — endlich verliere ich noch alle Geduld. So ging es ein und alle Tage. Sie wollte, daß ich nach der Berliner Mode gekleidet seyn sollte, wo man die Haare ganz platt ohne die geringste Kräuse trug; die meinen waren französisch zurecht gemacht. Der Erbprinz hatte es so gewollt, und man trug es überall also, nur in Berlin nicht. Ich war so mager, daß es mir Mühe kostete, mich in der Schnürbrust zu halten, und da mein Magen immer geschwollen war, litt ich sehr, wenn ich mich gerade hielt; aber das alles ward vor nichts bedeutende Entschuldigungen erklärt, die man nicht annahm.

Die Nachrichten, die ich damals von Bayreuth erhielt, waren sehr befriedigend, Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß der Markgraf augenscheinlich abnähme. Er hatte seinen Schlingel von Bruder in Neu-

ſtadt, deſſen Portrait ich oben gemacht habe, und der ſo eben eine Prinzeſſinn von Anhalt Schaumburg geheirathet hatte, beſucht, und machte bei ſeinem Aufenthalte in Neuſtadt ungeheure Ausgaben, und brachte ſeine Tage mit Spielen und Luſtbarkeiten zu, bis er endlich in der Trunkenheit beim Herabſteigen von einer Treppe einen gefährlichen Fall that, von dem er halbtod in ſein Zimmer gebracht wurde. Ich weiß nicht, ob er ſich innerlich verletzte — die ihn umgebenden Aerzte waren ſo unwiſſend, daß ihre Berichte keinen Glauben verdienten. Mag es nun der Fall oder das Trinken ſein, genug daß eines von beiden ihm einen ſo ungeheuern Hemorhoidalblutfluß zuzog, daß man ſeine letzte Stunde erwartete. Es ward ſogar ſchon nach einem Geiſtlichen geſchickt, um ihn zum Tode zu bereiten, ſein Temperament rettete ihn aber dieſes Mal, indem er, wiewol langſam, genas.

Seit dieſem Vorfall ſchrie ein jeder nach unſrer Rückkehr. Der Markgraf ſelbſt wünſchte es, und ſchrieb mir: ich ſollte ihm melden, auf welche Weiſe er unſre Rückkehr nach Bayreuth bewerkſtelligen ſollte? Ich zeigte dieſen Brief einigen Perſonen, von denen ich ſicher war, daß ſie es dem Könige wiederſagen würden, und erzählte ihnen alle ſo eben erwähnte Umſtände, worauf ſie denn auch nicht ermangelten, den König davon zu benachrichtigen. Dieſer wollte uns nicht verlieren, aber eben ſo wenig wollte er uns gut behandeln; um uns aber jetzt an jedem Gedanken an die Abreiſe zu verhindern, beſchloß er, uns zu gewinnen zu ſuchen. Er machte mir alſo tauſend Liebkoſungen, ſprach vom Erbprinzen in lauter Lobſprüchen, rührte mich aber ſehr wenig dadurch, denn ich war zu oft betrogen worden, um mich länger täuſchen zu laſſen. Der König war unbaß; ſein Geſicht hatte ſich ſehr verändert, und er ſchwoll alle Nächte auf. Eines Nachmittags, während er ſchlief,

und wir alle um ihn herſaßen, überfiel ihn ein Erſtikken, das wir, weil er immer ſehr laut ſchnarchte, anfangs nicht wahrnahmen. Ich bemerkte zuerſt, daß er ganz ſchwarz ward und ſein Geſicht anſchwoll; ſogleich ſchrie ich auf, und ſagte es der Königinn, die ihn verſchiedne Male, allein vergeblich, anſtieß, um ihn aufzuwecken. Ich rief alſo Leute herbei, man ſchnitt ihm die Halsbinde auf, und wir ſchütteten ihm alle Waſſer in das Geſicht, worauf er denn nach und nach wieder zu ſich kam. Dieſer Zufall erſchreckte ihn ſehr, allein um ihm den Hof zu machen, behandelten ihn alle Aerzte, die er um ſich hatte, wie eine Kleinigkeit, da er doch im Grunde ſehr gefährlich war, und ſich ein jeder ins Ohr ſagte: es ſei eine zurückgetretene Gicht, die ihm üble Streiche ſpielen könnte.

Die ſchöne Jahrszeit, welche die ganze Natur erfreut und neubelebt, war für mich nur eine neue Züchtigung. Alle Abende mußten wir in des Königs Garten gehen. Mein Vater hatte ihn, ich weiß nicht, warum, Marli genannt. Es war ein ſchöner Gemüßgarten, in welchem ſich der König eine Freude gemacht hatte, die ſchönſten europäiſchen Früchte zu verſammeln, allein zum Spazierengehen bot er nicht die mindeſte Annehmlichkeit, weil gar kein Schatten darinn war. Wir begaben uns alle Nachmittage um drei Uhr dahin, um uns in der Kühle des Herrn vom Vendome zu röſten *). Um acht Uhr ſpeiſte man daſelbſt ſehr mäßig, und ohne ſich den Magen zu überladen, zur Nacht, und um neun zog man ſich zurück. Der König ſtand alle Morgen um vier Uhr auf, um bei der Muſterung ſeines Regimentes zugegen zu ſein; ſie geſchah unter ſeinen Fenſtern, und da ich zu ebner Erde wohnte, konnte ich die ganze Nacht nicht die Augen ſchließen, denn man feuerte

*) Gewiß ein damals bekannter Scherz vom franzöſiſchen Hofe. A. d. U.

Diviſions- und Peletonsweiſe. Ein Soldat, der zu ſchnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladſtock herauszuziehen, der Schuß ging los, traf in mein Zimmer, und ſchlug den Spiegel von meiner Toilette herab, der durch einen beiſpielloſen Zufall nicht zerbrochen ward.

Ich ertrug alle dieſe Ermüdungen mit Geduld. Die Rückkehr des Erbprinzen machte mir zu viele Freude, um an etwas Anderes zu denken. Er langte den ein und zwanzigſten Mai mit meinem Bruder in Potsdamm an. Zu meiner großen Freude fand ich ihn beſſer ausſehen, wie bei ſeiner Abreiſe; allein der Huſten hielt, obgleich ſehr vermindert, noch immer an. Der König empfing ihn ſehr gut, und war mit dem Bericht, den er ihm von ſeinem Regiment erſtattete, ſehr zufrieden. Die Markgräfinn Albertine, ihre Tochter, und der Prinz von Bernburg, deſſen Hochzeit den folgenden Tag ſein ſollte, trafen noch denſelben Abend ein. Die Prinzeſſinn Albertine war vollkommen glückſelig, und that nichts wie lachen, wenn man von ihrem Bräutigam ſprach. Zwei Damen, die ſie hatte, machten das Echo ihres Gelächters, der Prinz gab das Zeichen mit einem lauten Ausbruch von Lachen, die beiden Damen beantworteten dieſes, und wir fanden das ſo drollig, daß wir auch lachten — dergeſtalt, daß man nichts als Gelächter hörte. Der König, der die Braut gern plagte, ſagte ihr derbe Zweideutigkeiten, auf die ſie nur mit Lachen antwortete, und dadurch ſich und uns tüchtige Zoten zuzog. Ich bot alles auf, um ſie zum Ernſt zu bewegen, allein es war alles vergeblich; die Freude, bald einen ſo liebenswürdigen Mann zu haben, war zu groß, um ſie zu bemeiſtern.

Der Erbprinz und der Prinz Carl von Braunſchweig, den der König auch zur Hochzeit geladen hatte, machten den folgenden Tag, mehr um ſich zu beluſtigen, als aus Höflichkeit, dem Bräutigam ihren Beſuch.

Niemand, wie ihm, war es unbekannt, daß er sich an diesem Abend verheirathen sollte; seine Zerstreuung aber sein schlechtes Gedächtniß hatte es ihm vergessen machen, er fluchte wie ein Karrenschieber, daß er weder ein ...leid noch einen Schlafrock habe; die Hochzeit müsse bis auf den folgenden Tag verschoben sein. Der König belustigte sich sehr darüber, und der Erbprinz mußte ihm einen Schlafrock leihen, wofür er denn so dankbar war, daß er ihn in allen Stücken um Rath fragte. Weiß Gott, in welche barmherzigen Hände er da gefallen war, und was vor Rathschläge er da empfing! so viel weiß ich, daß mir nie etwas komischeres vorgekommen ist, als diese Hochzeit. Drei Tage nach einander ward getanzt, wobei wirs uns denn recht nach Herzenslust gefallen ließen. Lange währte diese Freude aber nicht, denn der Erbprinz mußte zu seinem Regiment zurückkehren. Das geschah denn auch den sieben und zwanzigsten Mai, an welchem er, mein Bruder und alle fürstlichen Personen abreisten.

Der König war mit dem Erbprinzen höchst zufrieden gewesen; er fand ihn, wie er mir sagte, sehr zu seinem Vortheil gebessert. Das wird mein Lieblingsschwiegersohn, setzte er, sich zur Königinn wendend, hinzu. Ich habe meine Kinder gar zu lieb, sagte er zu ihr, ja hol mich der Teufel, wenn ich nicht meinem Schwiegersohn alles Geld gebe, was ich ihm geliehen habe, wenn er nur so, wie er bisher gethan hat, fortfährt. Ich nahte mich ihm, küßte ihm die Hand, und dankte ihm in den zärtlichsten Ausdrücken, und da er mir das, was er der Königinn gesagt hatte, nochmals wiederholte, antwortete ich, ich würde in Verzweiflung sein, wenn er glauben könnte, unser Betragen gründe sich auf den mindesten Eigennutz; ohne Zweifel hätten wir seine Hülfe nöthig gehabt, aber wir wollten ihm nicht zur Last sein, so daß ich die erste sein würde, seine Gnade abzulehnen,

wenn ich wüßte, daß das Verſprechen, das er mir ſo eben gegeben hätte, ihm zur Laſt fiel. Die Thränen traten ihm in die Augen, er blickte mich zärtlich an, und ſagte: nein, meine liebe Tochter, ich werde mich nie entſchließen, dich abreiſen zu laſſen, und werde, ſo lange ich athme, für dich Sorge tragen. Dieſe letzten Worte rührten mich ſehr, flößten mir aber auch eine lebhafte Unruhe ein. Die Unbeſtändigkeit des Königs war mir zu wohl bekannt, um dieſen ſchönen Worten zu trauen, dennoch bewegten ſie mich; ich liebte ihn zärtlich, und ohne die Eiferſucht der Königinn hätte ich ſein Herz wieder gewinnen können; allein es war unmöglich, mit dem einen gut zu ſtehen, ohne ſich mit der andern zu verunreinigen. Sie ließ mir auch dieſen ſüßen Augenblick theuer erkaufen, denn ſie zankte von früh bis Abend mit mir. Ich habe nie jene Intrike entdecken können, die man gegen den Erbprinzen und mich angelegt hatte, und kenne noch ihren Urheber nicht; gewiß iſts aber, daß man in dieſem Zeitpunkt alles Mögliche that, um Zwietracht unter uns zu ſäen; allein ohne den geringſten Erfolg — wir benachrichtigten uns gegenſeitig von dieſen saubern Schlichen.

Eines Tags ſagte der König: ich habe einen Plan gemacht, wie ihr hier bleiben könnt. Deinem Mann will ich eine Penſion geben, damit er ohne ſeinen Nachtheil ſeine Wirthſchaft beſtreiten kann; er ſoll in Paſewalk bleiben, wo du ihn von Zeit zu Zeit beſuchen kannſt; denn wärſt du immer bei ihm, ſo vernachläßigte er den Dienſt. Man kann leicht denken, wie mir dieſer ſchöne Plan gefiel; allein dem König gerade zu widerſprechen durfte ich nicht, ich begnügte mich, ihm zu erwiedern, daß ich den Erbprinzen immer antreiben würde, ſeine Schuldigkeit zu thun. Er merkte wohl, daß mir ſeine Abſichten nicht gefielen, und veränderte das Geſpräch. Da er den achten Juni mit der Königinn nach

Braunschweig abreisen sollte, um meines Bruders Hochzeit zu feiern, bat ich ihn um die Erlaubniß, den Erbprinzen bei seinem Regimente besuchen zu dürfen; anfangs gestattete er mir sie auch, aber nach einigem Nachdenken sagte er: es lohnt sich nicht der Mühe, diese Reise zu machen, in acht Tagen bin ich wieder hier, und dann laß ich ihn kommen.

Diese Antwort verdroß mich ganz gewaltig. Berlin war mir zuwider wie die Hölle, ich fürchtete dort neuen Verdruß, und die Königinn sorgte auch dafür, denn sie hatte meinen Schwestern und ihren Damen verboten, zu mir zu kommen. Das alles brachte mir das Blut dergestalt in Bewegung, daß ich mich den Abend unbäß befand, und mich hinweg begeben mußte. Ich legte mich sogleich zu Bett, wo ich aus Schwäche und Ermüdung einschlief; kaum hatte ich drei Stunden geruht, so hörte ich einen ungeheuern Lärm in meiner Garderobe, erschrocken fuhr ich auf, öffnete meine Vorhänge, und rief meiner guten getreuen Mermann, der Theilnehmerinn aller meiner Bekümmernisse, die mich nie verließ. Allein ich mochte noch so sehr rufen, es kam kein Mensch, und der Lärm dauerte fort. Wie groß war aber mein Schrecken, als die Thüre aufging und ich bei dem Lichte meiner Nachtlampe ein Duzend großer Grenadiere eintreten sahe, deren Waffen mir entgegenblitzten. Nun glaubte ich mich wirklich verloren, und auf dem Punkt, gefangen genommen zu werden; schon dachte ich nach, welches Verbrechen ich begangen hätte, ohne mich strafwürdig finden zu können, als mich endlich meine Kammerfrau aus dieser Unruhe zog, sie trat in mein Zimmer und sagte mir, daß sie nicht früher hätte kommen können, weil sie diesen Leuten den Eintritt abgestritten habe, daß Feuer im Schloß ausgebrochen und dadurch diese Unruhe veranlaßt worden sei. Ich fragte, wo es brenne? Sie wich eine Zeit lang aus,

endlich ſagte ſie, daß es in den Zimmern meiner Schweſtern ſei, und daß ihr Geſinde niemand zu ihnen hineinlaſſen wollte, mit der Behauptung es ſei bei mir. Meine Hofmeiſterin war bei dem erſten Lärm herbei gelaufen, und hielt die Offiziere lange genug auf, um mir Zeit zum Aufſtehen zu laſſen; darauf durchſuchten ſie mein ganzes Zimmer, wo ſie alles in der beſten Ordnung und keine Spur von Feuer fanden. Sie begaben ſich nun zu meinen Schweſtern, die Thür an Thür vor mir wohnten; fanden ſie in Flammen, die Betten ſchon verzehrt und das Holzwerk brennend. Mit großer Mühe löſchte man, und ſie gingen dem König Bericht zu erſtatten. Dieſer war aber über dergleichen Dinge ſehr ſtrenge, und die Diener, unſchuldig oder ſtrafbar, wurden ohne Gnade fortgejagt.

Mir wärs ſchön bekommen, hätte dieſer Zufall bei mir Statt gehabt! Bei dem erſten Lärm hatte man dem Könige ſchon geſagt, daß dieſes der Fall ſei, und er hatte ſich ſehr zornig benommen, ſo bald er aber erfuhr, daß es bei meinen Schweſtern ſei, beſänftigte er ſich. Dieſe kamen nun ganz erſchrokken zu mir, ſchrieen um Barmherzigkeit, und wußten nicht, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollten. Ich bot Charlotten mein Bett an, die beiden andern legten ſich in das des Erbprinzen, und die Montbail war genöthigt, ſich mit einem Ruhebette zu begnügen, worüber ſie aber nicht zwiſchen ihren Zähnen brummte, denn die waren ſchon eine hübſche Zeit her nicht mehr vorhanden, und es blieb ihr nur noch einer, mit dem ſie auf einer Maultrommel*) ſpielte. Mir war bange, daß

*) l'épinette iſt im guten franzöſiſch ein kleines Clavier, Spinettchen, allein, in einigen franzöſiſchen Gegenden auch Maultrommel, ſo wie in andern dieſes Inſtrn,

uns dieſe letzte Kinnladenreliquien in ihrer Verzweiflung an den Kopf ſpringen würde; denn ſie konnte ſich gar nicht tröſten, daß es ihr an einem Federbette fehlte, ihrem alten abgezehrten Gerippe gütlich zu thun. Meine Schweſter ſchlief ſogleich ein, da ſie aber nicht zu zweien zu ſchlafen gewohnt war, gab ſie mir ſolche Stöße, daß ich halb eingeſchlafen wieder aufſuhr, ich gab ihr die Stöße zurück, wir lachten; und kaum ſchliefen wir wieder ein, ſo ging die Schlägerei von neuem an. Meine zwei jüngſten Schweſtern trieben's ihrer Seits eben ſo, und da wir ſahen, daß wir doch gar keine Ruhe finden konnten, rufften wir unſern Leuten, und ließen uns zu Frühſtücken geben. Die Montbail wollte die Zierde der Geſellſchaft ſeyn, ſie erſchien wie die aufgehende Sonne, über und über, das Geſicht mit einbegriffen, in Jonquille gekleidet, und ſtimmte ihre Klaglieder gegen uns an: wie ſie die ganze Nacht ſo ſchlecht gelegen wäre, wie ihr die Rippen ſo weh thäten! Mir machte dieſe kleine Demüthigung, die ſie erfahren hatte, eine boshafte Freude, ſie bereitete mir deren täglich zu dutzen-

ment Bombarde heißt, ein Wort, das ſonſt den größten Orgelpfeifen; und — wie Ueberſetzer ſich zu erinnern glaubt, einer Art Schießgewehr gegeben wird. Dieſes iſt zur Rechtfertigung gegen den Recenſenten des erſten Theils dieſer Denkwürdigkeiten in der Hälliſchen Zeitung geſagt, der dem armen — wohl freilich nicht gar ſchulgerechten Ueberſetzer ſehr vorwirft, S. 18. crévet mit zerplatzen verdeutſcht zu haben, welches er zur Ehre der Wahrheit, ſehr beſchämt über ſeiner Heldin rohe Ausdrücke, doch thun mußte. Da das bei B. herausgekommene franzöſiſche Exemplar dem Leſer unmöglich den Glauben an große Zartheit des Ausdrucks geben kann, begriff der arme Ueberſetzer gar nicht, warum er nicht in dieſem Fall un chat un chat nennen durfte.

den, indem ſie die Königinn und meine Schweſter Charlotte gegen mich aufhetzte. Dieſe letzte erhielt mit Mühe Gnade für ihre Leute von dem König, zu mir ſagte er: ich ſei ſehr gut, mich um meiner Schweſter Bequemlichkeit willen alſo die ganze Nacht geplagt zu haben. Wir erzählten ihm unſre dabei gehabten Begebenheiten, worüber er ſehr lachte. Der folgende Tag war zu ſeiner Abreiſe beſtimmt; die Königinn, die ihn begleiten ſollte, war von der ſchwärzeſten Schwermuth geplagt, ſie war ſo entſtellt, daß es ein Jammer war, aber Mitleiden konnte man nicht mit ihr haben, denn ſie ward ſo bösartig wie der König, daß kein Menſch, nicht einmal meine Schweſter es bei ihr aushalten konnte. Abends kam mein Bruder. Er war ſehr luſtig mit mir, ſobald ihn aber jemand anſah, machte er ein Geſicht, und ſtellte ſich traurig. Des folgenden Tags trennten wir uns alle, und ich ging mit meinen Schweſtern nach Berlin.

Der König hatte uns befohlen, alle Abende in das deutſche Schauſpiel zu gehen, worüber wir uns faſt todt ärgerten. Die Prinzeſſinnen von Geblüt, die mir ſehr zugethan waren, kamen aus Gefälligkeit für mich auch dahin; ich unterhielt mich mit ihnen, ohne auf das Schauſpiel, das ganz elend war, Achtung zu geben. Die Markgräfinn Philip lud mich verſchiedene Male zum Abendeſſen ein, ich beluſtigte mich bei ihr ſehr gut; es war da ein kleiner Zirkel geiſtreicher Leute verſammelt, der unſre Soupers ſehr angenehm machte. So viel es mir möglich war, vermied ich die Leute, die mir Verdruß machen konnten, und ſo brachte ich meine Zeit in Berlin ziemlich ruhig zu.

Saſtot, der Kammerherr der Königinn, kam oft zu mir. Obgleich ſehr vertraut mit Grumkow, war es doch ein ſehr ehrlicher Mann, und mir ſehr ergeben; viel Geiſt hatte er nicht, aber viel geſunden Verſtand.

Ihm vertraute ich allen meinen Verdruß und den Entschluß, nach der Revue von des Erbprinzen Regimente um jeden Preis nach Bayreuth zurück zu gehen. Auf diese Aeußerung sagte er mir, daß ihm Grumkow aufgetragen habe, mir zu melden, daß ihm der Erbprinz vor kurzem in einem Briefe eben diese Gesinnungen geäußert habe, und sogar geneigt schien, sein Regiment abzugeben; er, Grumkow, habe es dem Könige anvertraut und ihm vorgestellt, wie sehr unzufrieden wir mit seiner Behandlung wären, das habe dem König eine große Verwunderung verursacht, und nach einigem Nachsinnen habe er gesagt: „Ich kann mich nicht entschliessen, meine Tochter und meinen Eidam von mir zu lassen, und will ihm, auf die Bedingung, daß er bei seinem Regiment bleibe, nach der Musterung zwanzigtausend Thaler Gehalt geben. Meine Tochter aber soll bei ihrer Mutter bleiben, und kann ihn von Zeit zu Zeit besuchen.“ Grumkow, der unsre Absichten nicht kannte, hatte nichts darauf geantwortet, bat mich nun aber, ihn wissen zu lassen, was er thun solle. Ich beauftragte Sastot mit einem sehr höflichen Gruß an diesen Minister, und bat ihn inständig, es so einzurichten, daß wir abreisen könnten, meine Gesundheit sey zerstört, Verdruß und Ermüdung überwältige mich, ich wolle nicht getrennt vom Erbprinzen leben; weder ihm, noch mir könnte es angemessen seyn, uns in eine Garnison zu begraben, und der Markgraf, dessen Gesundheit augenscheinlich abnähme, machte unsre Gegenwart in Bayreuth höchst nothwendig.

Des Tages darauf brachte mir Sastot seine Antwort. Er ließ mich versichern, daß er sein Möglichstes thun würde, um unsre Abreise zu befördern, daß aber der Markgraf nothwendig zu diesem Zweck einige Schritte thun müßte, in welcher Rücksicht man damit anfangen müßte, den König von seiner Krankheit zu

benachrichtigen. Er unterrichtete mich auch, daß die Stände von Kleve dem König vor einiger Zeit Abgeordnete geschickt hätten, mit der dringenden Bitte, mich ihnen zur Regentinn zu geben; sie hatten sich erboten, mich gänzlich frei zu halten, ohne daß es dem König einen Heller kosten sollte; allein der König hatte sie mit einem derben Verweiß und dem Bedeuten zurückgeschickt: daß sie es sich nie wieder beikommen lassen sollten, ihm solche Vorschläge zu machen. Der Verdruß, den sich diese guten Leute mir zu Liebe zugezogen hatten, that mir sehr leid. Ich hatte von ihrem gethanen Schritt nicht den mindesten Begriff gehabt, sonst hätte ich ihn, da ich wohl wußte, daß der König ihnen eine abschlägige Antwort geben würde, verhindert.

Ich war sehr begierig nach Nachrichten von Braunschweig und näheren Umständen der dortigen Vorgänge. Mein Bruder hatte die Gefälligkeit, mich davon unterrichten zu lassen. Er schickte mir Herrn von Kalkerling zu, der damals sein Liebling war. Dieser sagte mir, daß mein Bruder mit seiner Baase sehr zufrieden sei, und den Hochzeitstag, welcher am zwölften Juni gewesen sei, seine Rolle sehr gut gespielt habe, denn er habe durch sein Betragen glauben gemacht, daß er in der fürchterlichsten Laune sei, indem er seine Diener in des Königs Gegenwart derb auszankte; der König hatte ihn ein paar Mal darüber getadelt, und schien sehr nachdenkend; die Königinn war von dem Braunschweiger Hofe entzückt, konnte aber die Kronprinzessin nicht leiden, und behandelte die beiden Herzoginnen wie Hunde, so daß sich die regierende Herzoginn darüber bei dem König hatte beschweren wollen, und nur mit Mühe davon abgehalten worden sei. Des Abends erhielt ich auch einen eigenhändigen Brief des Königs, der in

den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt war, er befahl mir, des folgenden Tags mit meinen Schwestern nach Potsdam zu gehen, und versicherte mich, daß ich den Erbprinzen dort bald sehen würde. Dieser letzte Punkt verursachte mir eine unendliche Freude, und ich reiste wohlgemuth nach Potsdam ab.

Der König langte vor der Königinn daselbst an. Er bezeugte mir tausendfältige Güte, sagte mir, er sei von seiner Schwiegertochter entzückt, ich solle Freundschaft mit ihr stiften, sie wär ein gutes Kind, aber man müsse sie noch erziehen. Du wirst, fuhr er fort, schlecht wohnen, ich kann dir nur zwei Zimmer geben, du wirst dich mit dem Markgrafen, deiner Schwester und deinem Gefolge darinn bequemen. Die Königinn, die indessen ankam, unterbrach das Gespräch. Sie empfing mich ziemlich gut, und sagte zu meiner Schwester, indem sie sie umarmte: ich wünsche dir Glück, liebe Lottine, du wirst sehr glücklich sein, du wirst einen prächtigen Hofstaat haben, und alle Vergnügungen, die du dir wünschen kannst. Darauf erzählte sie mir, der Kronprinz könne seine Gemahlinn nicht leiden, und die Ehe sey nicht vollzogen; sie sei dümmer wie je, obgleich der Mühe, die sich Frau von Katsch, ihre Hofmeisterinn, gäb, sie zu erziehen. Auf den ersten Anblick wird sie dir gefallen, setzte sie hinzu, denn ihr Gesicht ist allerliebst, aber sieht man sie länger als einen Augenblick, so ists nicht zum aushalten. Darauf lachte sie über die schöne Anordnung, die der König in Ansehung unsers Unterkommens gemacht hatte, und fragte, wie wir alles machen wollten? Meine Schwester sagte: der König habe gut befehlen, es wäre dennoch unmöglich, uns einzurichten, und wirklich glaube ich nicht, daß einem Menschen jemals so etwas eingefallen ist. Die beiden Zimmer, welche man uns hes

ſtimmte, hatten keine Ausgänge, und das eine von ihnen war ein kleines Kabinet. Meine Schweſter und ich nahmen unſre Einrichtung vor; ihr und ihrer Kammerfrau ließ ich das Kabinet, und mit Hülfe einer Menge Schirme machte ich aus meinem Zimmer eine ganze Wohnung für ſechs Perſonen, denn ſo viel waren wir unſrer mit dem Erbprinzen und unſrer Dienerſchaft. Meine Hofmeiſterinn, die ſeit einiger Zeit ſehr unbaß war, ward plötzlich von einer Halsentzündung mit heftigem Fieber befallen; ihr Uebel beunruhigte mich ſehr, und um ſo mehr, da ich niemand bei mir hatte.

Ich erwartete den Erbprinzen den zweitfolgenden Tag, und die Kronprinzeſſin, der Herzog und die Herzoginn von Braunſchweig, ſo wie der Herzog und die Herzoginn von Bevern und ihr Sohn, ſollten den zwei und zwanzigſten Juni ankommen. Die Königinn hatte mir von der Herzoginn von Braunſchweig ein abſcheuliges Gemählde gemacht; ſie war die Mutter der Kaiſerinn, und machte in dieſer Eigenſchaft Anſprüche an Auszeichnungen, die ſie nicht verlangen konnte; war unleidlich ſtolz, und hatte den Vortritt vor der Kronprinzeſſinn gefordert, die Königinn ſagte mir, wenn ich meine Maßregeln nicht bei Zeiten nähme, würde ich viel Händel mit ihr haben.

Ich war in groſſer Verlegenheit, der König lebte wie ein Landedelmann, und wollte nicht einen Schatten von Ceremoniel bei ſich haben. Er behandelte meine Schweſtern wie Töchter vom Hauſe, wollte, daß ſie die Gäſte empfingen, und konnte die Rangſtreitigkeiten nicht leiden, ſie müßten allen fremden Prinzeſſinnen, die nach Berlin kämen, den Vortritt laſſen. Ich wußte, daß dieſe Saite ſehr zart zu berühren war, und mir viel Verdruß machen konnte, wußte aber auch, daß ich meine Vorrechte als

Königstochter, wenn ich sie einmal verlör, nie wieder erlangen würde. Nach langer Ueberlegung entschloß ich mich, es darauf hin zu wagen, und mit dem König darüber zu sprechen; die Königinn versprach mir ihren kräftigsten Beistand.

Meine Mutter, meine Brüder und Schwestern wünschten ihm alle Abend gute Nacht, und blieben bei ihm, bis er eingeschlafen war. Seit meiner Heirath hatte ich mich dieser Etikette entzogen, da aber der König Abends meist guter Laune war, nahm ich mir vor, diesen Augenblick zu wählen. So bald er mich erblickte, rief er: Ich wüßt du mich auch besuchen? ich sagte: daß ich so eben einen Brief vom Erbprinzen erhalten hätte, der ihn seiner Ehrerbietung versicherte, und mir aufgetragen habe, zu fragen, ob er sich nach Berlin oder Potsdam begeben sollte. Der König antwortete: ich gehe morgen nach Berlin, sage ihm, daß er dahin kommen soll, dann bring ich ihn dir morgen Abend hieher. Ich bin sehr mit ihm zufrieden, setzte er hinzu, er hat sein Regiment in die schönste Ordnung von der Welt gebracht, und ich weiß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat, um es gut zu disciplinren. Dieser Eingang gab mir einigen Muth. Nach und nach drehte ich das Gespräch auf die braunschweigschen Herrschaften, und fragte ihn endlich, wie ich mich gegen sie benehmen sollte, da ich nichts ohne seinen Befehl thun wollte, und voraus wußte, daß mir die Herzoginn von Braunschweig den Vorrang abstreiten würde. Der König antwortete: das wäre sehr lächerlich, das thut sie nicht. Nicht im geringsten, sagte die Königinn, sie hat ihn über die Kronprinzessinn verlangt, und ich habe ihr einen derben Wischer darüber gegeben. Sie ist eine alte Närrin, nahm der König wieder das Wort, aber man muß sie doch schonen, weil sie die

Mutter der Kaiſerinn iſt. Du, ſetzte er zu mir gewendet, hinzu, machſt ihr keinen Beſuch, bis ſie nicht zu dir gekommen iſt, und trittſt ihr überall vor; aber damit ſie nicht ganz vor den Kopf geſtoßen wird, will ich alle Tage das Loos ziehen laſſen. Sehr froh, mich ſo glücklich aus der unangenehmen Sache gezogen zu haben, begab ich mich hinweg.

Den folgenden Tag war ich endlich ſo glücklich, den Erbprinzen wieder zu ſehen, und das vertilgte alle meinen Verdruß. Er erzählte mir, daß ſein Onkel, der Prinz von Culmbach, in einigen Tagen ankommen würde; der König hatte ihn nach Berlin eingeladen, ich freute mich ſehr, ihn zu ſehen, weil ich hoffte, daß er uns durch den Einfluß, den er bei ſeinem Bruder hatte, behülflich ſein würde, unſrer Sklaverei zu entgehen.

Den vier und zwanzigſten Juni langte der ganze Braunſchweiger Hof an. Der König, von meinem Bruder, dem Erbprinzen, einem großen Gefolg von Generälen und Offizieren begleitet, eilten der Kronprinzeſſin entgegen. Die Königinn, meine Schweſtern und ich empfingen ſie am Eingang des Schloſſes. Ich will hier ihr Portrait entwerfen, ſo wie es ihr damals gleich ſah, denn ſie hat ſich ſeitdem ſehr geändert.

Sie iſt groß, nicht ſehr ſchlank, und trägt ſich gebückt, was ihr einen ſehr übeln Anſtand giebt; ihre Haut iſt blendend weiß, und von den ſchönſten Farben gehoben iſt; ihre Augen ſind blaßblau, und verſprechen nicht viel Geiſt, ſie hat einen kleinen Mund, alle ihre Züge ſind zart, ohne ſchön zu ſein, und das Ganze ihres Geſichts iſt ſo allerliebſt und ſo kindiſch, daß man glauben ſollte, es gehöre einem Kinde von zwölf Jahren an. Allein alle dieſe Annehmlichkeiten ſind von ihren Zähnen verdorben, die ſchwarz und

schlecht gerelht sind. Sie hatte weder Anstand noch die geringste Bildung und viel Beschwerlichkeit sich auszudrücken, und zu sprechen, so daß man alles, was sie sagte, errathen mußte, was denn in große Verlegenheit setzte.

Nachdem sie uns alle begrüßt hatte, führte sie der König in das Zimmer der Königinn, und wie er sah, daß sie sehr erhitzt und alles Haarpuders beraubt war, sagte er meinem Bruder, er möchte sie in ihr Zimmer begleiten. Ich folgte ihr dahin nach. Indem mein Bruder mich ihr vorstellte, sagte er, diese Schwester bet ich an, und habe ihr alle mögliche Verbindlichkeiten, sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, daß sie Sorge für Sie tragen, und Ihnen mit gutem Rath beistehen will. Ich will, daß Sie sie mehr wie den König und die Königinn ehren, und nichts ohne ihr Gutachten unternehmen. Verstehen sie mich? — Ich umarmte sie, und versicherte sie auf alle Weise meiner Zuneigung; allein sie blieb wie eine Statue, ohne nur ein Wort zu erwiedern. Ihre Leute waren noch nicht angekommen, ich puderte sie mit eignen Händen, und stellte ihren Putz wieder ein wenig her, ohne daß sie mir nur dankte, noch meine Liebkosungen im Geringsten anerkannte; so daß endlich mein Bruder darüber ungeduldig ward, und laut ausrief: Hol der Teufel die Gans! so danken sie doch meiner Schwester! — sehr wenig von ihrem Verstande erbaut, führte ich sie darauf zur Königinn zurück.

Die zween Herzoginnen waren bei ihr. Die von Braunschweig mochte fünfzig Jahr alt sein, war aber so gut erhalten, daß man ihr nur vierzig gab; sie hat viel Verstand und Weltsitte, aber ein gewisses entschieden verhuhltes Wesen in ihrer Haltung, welches deutlich genug bezeugt, daß sie keine Lukrezia,

war. In der damaligen Zeit war Herr von Stücken ihr Liebhaber. Man begreift nicht, wie eine so geschickte Prinzessin ihre Liebe so schlecht konnte anbringen, denn ich habe nie etwas dümmeres und unerträglicheres gesehen, als diesen Herrn. Der Herzog, ihr Gemahl, war es nicht weniger, die Freuden der Liebe waren ihm theuer zu stehen gekommen, denn er hatte keine Nase mehr. Mein Bruder sagte im Scherz, er hätte sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren. Mit mehrern andern guten Eigenschaften verband dieser Prinz auch die, ein vortrefflicher Ehemann zu sein, die Aufführung seiner Gemahlinn war ihm nicht unbekannt, aber er litt sie geduldig, und bezeugte ihr alle erdenkliche Achtung und Zärtlichkeit. Man sagt, daß sie ihn in dem Grade beherrschte, daß er ihr jedes Mal, daß er bei ihr schlafen wollte, ansehnliche Geschenke geben müßte. Seine Tochter, die Herzoginn von Bevern und ich waren erfreut, uns wieder zu sehen, denn, wie man weiter oben gesehen hat, war ich mit ihr und ihrem Gemahl genau verbunden. Man zog das Loos und setzte sich an eine große Tafel von vierzig Gedeck. Der König gab uns eine Janitscharenmusik, die von mehr wie fünfzig Negern aufgeführt wurde, zum Besten; sie hatten lange Trompeten, kleine Pauken und Platten von einem gewissen Metall, die sie an einander schlugen, welches alles zusammen einen erschrecklichen Lärm machte. Nach der Tafel nahmen wir bei der Königinn den Kafee, worauf uns der König in die Glashütte führte. Die Kronprinzessinn verließ mich keinen Augenblick, aber es war mir noch nicht gelungen, ein Wort aus ihr zu bringen. Der König machte uns allen Geschenke, worauf wir zur Königinn zurück kehrten, bei der am Abend Spiel war.

Den folgenden Tag gingen wir alle früh um sechs, um das Regiment des Königs muſtern zu sehen, Mittags zurück, und sogleich zur Tafel. Der König reiste des Nachmittags mit dem Erbprinzen und meinem Bruder nach Berlin ab, und wir Prinzessinnen allzumal begaben uns nach Charlottenburg. Die Königinn mit den beiden Herzoginnen und dem alten Herzog von Braunschweig in einem Wagen, die Kronprinzessinn, meine Schwester und ich in in den zweiten; die Hitze war unleidlich, und der Staub beläſtigte uns sehr; die Kronprinzessinn ward übel, und erbrach sich den ganzen Weg über, das machte aller Welt, die Königinn ausgenommen, eine groſse Freude, denn man glaubte, diese Uebelkeit habe eine gute Ursache.

Um acht Uhr Abends kamen wir endlich nach Charlottenburg, wo ich sehr froh war, meine Hofdamen zu finden. Die Kronprinzessinn legte sich nieder, und wir gingen zu Tisch. Herr von Eversmann, der die Logis zu vertheilen gehabt hatte, war so gütig gewesen, mich dergestalt zu versorgen, daſs ich, um zur Königinn zu kommen, über den Schloſshof gehen muſste. Diese Mißhandlung beleidigte mich, im höchsten Grad, denn man hatte allen Hofdamen der Herzoginn die besten Zimmer gegeben, und mir die aller einfachsten. Die Königinn war seit ihrer Rückkehr von Braunschweig von viel erträglicherer Laune gegen mich gewesen, jetzt fing sie aber wieder an, mich zu plagen, sie sagte mir während des Abendessens tausend Anzüglichkeiten, und behandelte mich ohne alle Schonung.

Des folgenden Tages machte mir die Herzoginn von Braunschweig ihren ersten Besuch, und entschuldigte sich sehr, nicht früher gekommen zu sein. Wir begaben uns alle zur Königinn, welche uns sagte,

daß ſie heute nur einmal ſpeiſen wolle, weil wir uns alle früh zur Ruhe begeben müſſen, um morgen zum Einzug der Kronprinzeſſinn früh fertig zu ſein. Sie ließ Muſik kommen, und wir tanzten den ganzen Nachmittag bis zehn Uhr des Abends. Vergebens ſchmeichelte ich mir, daß uns der Erbprinz überraſchen würde, der König hatte es ihm durchaus nicht erlauben wollen; er mußte in Berlin bleiben und Langeweile haben, und obſchon er zu Abend zu ſpeiſen gewohnt war, hatte der König nicht die Aufmerkſamkeit, ihm das Geringſte zurichten zu laſſen, ja man verweigerte ihm ſogar Butter und Käſe. Unſer Ball war alſo gar nicht lebendig, ich gab eine bloße Zuſchauerinn dabei ab, denn wegen meiner ungemeinen Schwäche konnte ich gar nicht tanzen. Um neun Uhr verabſchiedete die Königinn alle fürſtliche Herrſchaften, und nachdem ſie ſich in ihr Schlafzimmer begeben hatte, fragte ſie meine Schweſter und mich, ob wir zu Abend eſſen wollten? ich antwortete, daß ich nicht hungrig ſei, und mit ihrer Erlaubniß zu Bett gehen wolle. Ohne mir zu antworten, ſah ſie mich überzwerg *) an. Wir hatten den Befehl, früh um drei Uhr fertig zu ſein, um der Revue beizuwohnen, uns war großer Putz geboten, alſo blieb zum Schlafen nicht viele Zeit übrig. Ich bat Frau von Kamken, mir meine Entlaſſung zu verſchaffen, ſie rieth mir aber zu bleiben, weil die Königinn zu Abend eſſen wollte. So blieb ich alſo, und wir viere ſetzten uns zu Tiſch. Die Königinn ſchimpfte unaufhörlich auf das ganze Haus Braunſchweig und auf mich; da war kein Schimpfwort, das ſie nicht auf die Kronprinzeſſinn und ihre Mutter anwendete, meine

*) me regarde de travers — Dürfte dieſer Provinzialausdruck nicht aufgenommen werden, da er ganz den Sinn des franzöſiſchen Ausdrucks wieder giebt?

Schweſter ſtimmte ihr in allem bei, und verſchonte nicht einmal den Prinzen Carl. Dieſe ſchöne Mahlzeit dauerte bis Mitternacht und ihr Ende ſetzte ihm die Krone auf. Wir haben alle den Kopf verloren, rief plötzlich die Königinn, indem ſie mich anſah, wir ſprechen hier in Gegenwart verdächtiger Leute ohne allen Rückhalt, und morgen wird die ganze Rotte unſer Geſpräch erfahren. Ich kenne die Aufpaſſer von denen ich umgeben bin und die ſich mit meinen Feinden verbunden, recht gut, aber ich will ſchon Mittel finden, ſie zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Guten Abend Ihr Liebden, ſetzte ſie gegen mich ſich wendend, hinzu, ſein Sie morgen um drei Uhr fertig, denn ich bin nicht geneigt, auf Sie zu warten. Ich begab mich ſtillſchweigend hinweg, alles, was ich gehört hatte, brachte mich aufs Aeußerſte, denn ich verſtand ſehr gut, daß unter den Verdächtigen und Aufpaſſern niemand gemeint ſei, als meine kleine Perſon.

Ich begab mich in mein Zimmer, wo ich meine gute Hofmeiſterinn, die ſich zu beſſern anfing, und ihre Nichte, die Marrwitz antraf; ihnen theilte ich mit, was ich für einen angenehmen Abend zugebracht hatte. Ich weinte die hellen Thränen, ich wollte mich krank anſtellen und in meinem Zimmer bleiben, aber ſie fanden Mittel, mich zu beruhigen, und daran zu verhindern. Es ward ſo ſpät, daß mir nur eben Zeit zum Ankleiden blieb, und ich kam vor drei Uhr ganz geputzt in die Zimmer der Königinn. Man kann ſich leicht denken, daß ich den Eintritt hatte, doch dieſes Mal ward er mir verſagt, die Ramen hielt mich mit ihrem zuverſichtlichen Weſen an der Thüre auf — ey mein Gott, Ihr königliche Hoheit! ſind ſie es! wie iſt das möglich! ſchon fertig! die Königinn wacht nur eben erſt auf, und hat mir be-

fehlen, niemand herein zu laſſen; ich will Sie benachrichtigen, wenn es Zeit iſt. Ich ging indeſſen mit meinen Damen in der Gallerie auf und ab. Kurz darauf kamen die beiden Herzoginnen, die von Berry ſah mich zärtlich an, und ſagte: Sie haben Kummer, Sie haben ſicherlich geweint. Das iſt wahr, antwortete ich, und ich hoffe, man ſoll bald zufrieden ſein, der Tod wird mich bald von meinen Leiden erlöſen, denn ich kann mich faſt nicht fortſchleppen und fühle, daß meine Kräfte täglich abnehmen. Sie haben Einfluß bei Seckendorf, und haben ihn beim König, um Gotteswillen, ſchaffen Sie mich fort von hier! machen Sie, daß man mich in Bayreuth in Frieden ſterben laſſe! Ich will mein möglichſtes thun, Sie zu befriedigen, ſagte die gute Herzoginn; obſchon Sie ſich nicht gegen mich erklären, weiß ich dennoch alles, was geſtern Abend vorgegangen iſt, und ich will Ihnen meinen Ueberbringer nennen, es iſt die Prinzeſſinn Charlotte. Das, was Sie mir ſagte, ſetzte mich in Erſtaunen. Sie wundern ſich, ſagte ſie, aber ich nicht, dieſe Schwiegertochter wird uns zu ſchaffen machen, aber mein Sohn kennt Sie ſo gut als ich, und er wird ſie in Ordnung zu halten wiſſen. Hier unterbrach uns die Königinn, die mit meiner Schweſter und der Kronprinzeſſinn, denen ſie nicht, wie mir, den Eintritt verboten hatte, ins Zimmer trat. Nachdem ſie die beiden Herzoginnen begrüßt hatte, ſagte ſie zu mir, indem ſie mich mit den Augen maß: Ihr Liebden haben lange geſchlafen, mir däucht, Sie könnten ſchon aufſtehen, wenn ich es thue. Ich bin ſeit drei Uhr hier, antwortete ich, die Damen weiß es, und hat mich nicht herein laſſen wollen. Sie hat recht gethan, ſagte ſie, Sie ſind mit den Herzoginnen mehr an Ihrem Platz, wie mit mir, und indem ſie das ſagte, ſetzte ſie ſich mit

der Kronprinzessinn in eine Art von kleinem Wagen, ich stieg mit meiner Schwester in eine Staatskutsche, die beiden Herzoginnen in eine andere, und alle Prinzen und Cavaliere folgten uns zu Pferd.

Es verging eine gute Stunde, bis wir am Versammlungsort eintrafen. Die Hitze war unleidlich, man hatte ein dutzend Zelte von einfacher Leinwand, aufspannen lassen, deren jedes sechs Personen fassen konnte, sie waren für die Königinn, die Prinzessinnen und alle Damen des Hofs und der Stadt bestimmt. Mehr wie achzig Wagen voll Damen folgten uns, alle Equipagen waren prächtig, und alle Welt hatte sich zu Grunde gerichtet, um an diesem Tage zu glänzen. In dieser Ordnung fuhren wir alle vor den Truppen, die zwei und zwanzig tausend Mann stark in Schlachtordnung gestellt waren, vorbei. Der König stand am Eingange von der Königinn ihrem Zelte, und stoppte uns alle hinein, solchergestalt, daß viere von uns standen, indeß die andern am Boden saßen oder lagen. Die Sonne brannte durch das feine Tuch, und wir erlagen unter der Last unsrer Kleider. Dazu rechne man noch, daß uns nicht die mindesten Erfrischungen gereicht wurden. Ich legte mich im Hintergrunde des Zeltes auf den Boden, die andern, die alle vor mir standen, schützten mich vor der Sonne, und so blieb ich von fünf Uhr früh, bis drei Uhr Nachmittags, wo wir alle wieder in die Wägen stiegen. Der Zug ging Schritt vor Schritt, dergestalt, daß wir erst um fünf Uhr, ohne einen Tropfen Wasser getrunken zu haben, im Schlosse ankamen.

Wir setzten uns sogleich mit allen fürstlichen Personen zu Tisch, der König kam am Ende der Tafel; er war sehr guter Laune, und ein bischen berauscht, denn er hatte alle Generale und Obersten der Armee bewirthet. Um neun Uhr verließen wir die Tafel,

und nach eingenommenen Kaffee stiegen wir in eben der Ordnung, wie beim Einzug, in die Wagen, und begleiteten die Kronprinzessinn in ihren Pallast. Dort blieben wir bis eilf, worauf sich ein jeder hinweg begab.

Wir hatten alle Befehl von der Königinn, früh um acht Uhr bereit zu sein, um dem König zur Einweihung der Peterskirche zu folgen. Mir war es nicht möglich, bei diesem Feste zu sein; ich war die ganze Nacht sterbens krank gewesen, und noch am Morgen so übel, daß ich mich nicht rühren konnte, schickte also zur Königinn, und ließ mich entschuldigen. Sie schickte die Damen zu mir, die mir sagen mußte, ich sollte um jeden Preiß das Bett verlassen, ich sei immer in der Einbildungskraft krank, und sie wolle keine Entschuldigung gelten lassen. Ich sagte dem Weibe, sie solle die Königinn versichern, ich sei wirklich krank, und unfähig, das Bett zu verlassen, ich würde mich bei dem König entschuldigen, und wär überzeugt, daß ers nicht übel nähme, wenn ich in meinem Zimmer blieb. Dennoch schickte ich die Grumkow zur Königinn; das Mädchen war keck, und hatte eine geläufige Zunge, und die Königinn nahm sich ihres Onkels wegen gegen sie in Acht, dieser lehrte ich also ihre Lexion. Sobald die Königinn sie sah, sagte sie: Guten Morgen Grumkow! nun, meine Tochter hat ihre Launen? sie will nicht ausgehen, sie will sich ein Ansehn geben, und zu Hause bleiben, indeß ich, die doch mehr ist, wie sie, mich plagen muß. Ihre Majestät, antwortete die Grumkow, Sie thun ihr Unrecht. Ihre Königliche Hoheit ist schon lange unpäßlich, Ihre Gesundheit ist sehr geschwächt, Sie kann die Ermüdung nicht ertragen, heute Nacht war Sie sehr krank, und ich weiß nicht, ob Sie Morgen im Stand sein wird, Ihrer Majestät

die Aufwartung zu machen. Morgen? rief die Königinn, morgen? ich glaube, Ihr träumt! in dieser Zeit muß man sich Gewalt anthun können, sie muß heraus, sagt ihr von meinetwegen, ich befehl es ihr. Meiner Treu, Ihre Majestät, erwiederte die Grumkow, das sag ich ihr nicht. Die Frau Markgräfinn wird gut thun, so bald möglich nach Bayreuth zurück zu gehen, dort kann sie ihrer Ruhe und Bequemlichkeit pflegen, und wird nicht behandelt, wie hier. Diese kecke Antwort machte die Königinn etwas verlegen, und sie sagte nichts weiter. Bei dem Könige hatte ich mich entschuldigen lassen; er schickte sogleich zu mir, erkundigte sich nach meiner Gesundheit, die ich, wie er mir sagen ließ, schonen sollte, um der Hochzeit meiner Schwester beiwohnen zu können. Wie man sich zu Tische setzte, erkundigte er sich noch bei dem Erbprinzen nach mir. Alle Welt sagte ihm, daß meine Gesundheit gar nichts tauge. Die Herzoginn von Bevern stimmte dieser Meinung sehr nachdrücklich bei, und setzte hinzu, wenn ich mich nicht einer Cur unterwürfe, so könnte ich mich zu einer Reise in die andere Welt anschicken. Er schien darüber gerührt, indeß die Königinn vor Verdruß verging, daß ihr alle Welt Unrecht gab. Des folgenden Tags ging ich aus, die Königinn sagte mir zwar nichts, schmollte mir aber doch; Abends war deutsche Komödie.

Der Prinz von Culmbach, der mich gleich bei meiner Ankunft in Berlin besucht hatte, war über die Art, wie ihn der König empfangen hatte, sehr unzufrieden. Ich hatte alles angewendet, um ihn zu besänftigen. Da ihn der König eingeladen hatte, konnte er sich eines guten Empfangs versehen, ich versprach alles anzuwenden, damit es ihm besser gefiele, allein ich rechnete ohne den Wirth. Mittags

und Abends fuhr man fort, das Loos zu ziehen, alle Prinzen und Prinzessinnen, so wohl die vom Geblüt, als die fremden, begaben sich früh zu der Königinn, und speißten ohne weitere Einladung beim König. Der Prinz von Culmbach stellte sich des folgenden Tags, so wie die übrigen, ein. Herr von Schlippenbach, der das Obermarschallsamt hatte, kam mit einem ärmlichen Gesichte zu ihm, und sagte, er wär in Verzweiflung, ihn benachrichtigen zu müssen, daß der König ihn zur Tafel zu laden, und ein Loos zu geben, verboten habe, er wollte ihn lieber im Voraus benachrichtigen, damit er seine Maßregeln darnach nehmen könne. Höchst aufgebracht, beklagte sich der Prinz von Culmbach sogleich bei meiner Hofmeisterinn, die mich unverzüglich davon benachrichtigte. Die Sache brachte mich zur Verzweiflung! außerdem, daß ich den Prinzen von Culmbach sehr schätzte, fiel die Mißhandlung, welche ihm widerfuhr, auch auf uns zurück. Allein es war keine Zeit, weder zu Klagen, noch zu Vorstellungen; der gute Prinz mußte ohne gegessen zu haben, nach Haus gehen. Er setzte sich in mein Vorzimmer, wo ich ihn im höchsten Unwillen fand, eben so war der Erbprinz, beide wollten sogleich abreisen, und ich hatte alle Mühe, sie zu besänftigen. Dem Prinzen von Culmbach versprach ich Genugthuung, zu dem Entzweck ließ ich den General Marwitz, der in Berlin war, zu mir kommen, und trug ihm auf, die Sache wieder ins Reine zu bringen; der sprach dann auch dem König so kräftig zu, daß er des folgenden Tags über das vorgefallne Mißverständniß seine Entschuldigung machen ließ.

Aller Zeitvertreib, den man den fremden Herrschaften gab, bestand in der deutschen Komödie, wo man vor Langerweile einschlief. Die Herzoginn von Bevern, der Erbprinz, der Prinz Carl und ich, setzten uns immer

ſo, daß weder der König, noch die Königinn uns ſehen konnten, und ſchwatzten zuſammen. Ich ging immer mit der Herzoginn von Braunſchweig in dieſes verdammte Schauſpiel; in dem Wagen der Königinn wollte ſie nicht fahren, um nicht der Kronprinzeſſinn den Vorrang zu laſſen; mit mir richtete ſie es immer ſo ein, daß ſie mir vorausteilte, damit ſie ſchnell in Wagen ſteigen, und ſich zur rechten Hand ſetzen konnte. Ich bin weder ſtolz noch ränkeſüchtig, aber ich will, daß mir ein Jeder das Meinige zugeſtehe, und tritt man mir zu nahe, ſo weiß ich ſo gut, wie eine Andere, auf mein Recht zu halten. Die erſten Tage hatte ich Geduld gehabt, und nicht dergleichen gethan, endlich ging ſie mir aber aus, und ich nahm meiner Zeit ſo wohl wahr, daß ich ihr vortrat, und meinen Platz zur Rechten einnahm. In meinem Leben ſah ich keine ſo zornige Frau! Sie ward karmoſinroth, und bedurfte alle ihre Vernunft, um mir nicht die Augen auszureißen. Sie war vor Zorn ganz angeſchwollen. Endlich nachdem ſie einige Unverſchämtheiten, die ſie mir ſagen wollte, hinuntergeſchluckt hatte, fing ſie an: ich bin hier nicht an meinem Platze, das iſt aber meine geringſte Sorge. Ich eben ſo wenig, Ihr Durchlaucht, ſagte ich, ich finde auch wirklich nichts lächerlicher, als ſich Vorrechte zuzueignen, die uns nicht zukommen, und noch lächerlicher, auf ſolche nicht zu halten, zu denen wir berechtigt ſind. Bei dieſen Worten hielt ich meinen Kopfputz mit beiden Händen, denn ich fürchtete, ſie ließ ihn aus dem Wagen fliegen; glücklicher Weiſe hielt er aber in eben dem Augenblick, und ſie ſtieg brummend heraus.

Wie ich zur Königinn kam, erzählte ich ihr dieſen Auftritt, der ſie ſo ſehr beluſtigte, daß ſie ihr Schmollen darüber vergaß; mein Benehmen gefiel

ihr gar ſehr, und ſie verſprach mir, ſie denſelben Abend noch recht zu ärgern. Alle Welt verabſcheute ſie wegen ihrem Hochmuth. Aus Furcht, die Damen, welche zu ihr kommen, möchten ſich in ihrem Zimmer niederſetzen, hatte ſie alle Stühle daraus wegnehmen laſſen, welches nicht einmal bei der Königinn geſchah, wo ſich ein jeder in dem erſten Vorzimmer niederlaſſen konnte. Die Damen vom Hof und aus der Stadt waren ſo beleidigt darüber, daß ſie den Fuß nicht wieder zu ihr ſetzen wollten. Noch lächerlicher machte ſie ſich bei einer zweiten, bald darauf folgenden Gelegenheit.

Wir waren alle in dem Schauſpiel, die Bühne war damals in der ehemaligen Reitſchule; ſie hatte nur zwei Ausgänge, der, durch welchen wir kamen, führte durch den Pferdeſtall, und dann durch einen ſo engen Gang, daß kaum eine einzelne Perſon durchſchlüpfen konnte. Der König ſtellte ſich an die Thür, ſo daß wir alle vor ihm vorbei gehen mußten. Ich ſetzte mich immer mit meiner ſchon erwähnten kleinen Geſellſchaft an das andere Ende der Bank. Kaum hatte das Stück angefangen, als ein ungeheures Gewitter kam. Die Blitze leuchteten von allen Seiten, und das Theater ſchien in Flammen zu ſtehen; ein fürchterlicher Schlag folgte dem Blitz. Alle Welt bückte ſich, in der Meinung, das Wetter hätte mitten ins Theater eingeſchlagen. Einen Augenblick nachher hörten wir ein ſchreckliches Geſchrei, und man meldete dem König, es habe den Pferdeſtall getroffen. Mein Vater, der zunächſt an der Thür ſtand, begab ſich mit der Königinn und der Kronprinzeſſinn ſogleich hinweg, kaum waren ſie aber hinaus, als ſich alle Welt in den Gang drängte, ſo daß meine Schweſtern, die Herzoginn von Bevern, Prinz Carl, der Erbprinz und ich nicht heraus konnten. Die alte Prinzeſſinn

von Braunschweig strengte, obwohl vergeblich, alle ihre Kräfte an, um sich zu retten. In der Hoffnung, daß sich die Menge zerstreuen würde, warteten wir lange Zeit, da uns aber endlich um unser Leben bang war, beschlossen wir eine großmüthige Anstrengung zu machen, um den Durchgang zu erringen. Der Erbprinz und Prinz Carl brachen uns mit derben Faustschlägen den Weg. Es regnete dergestalt, daß das Wasser wie eine Sündfluth vom Himmel strömte. Ich stieg mit meinen drei Schwestern und der Herzoginn von Bevern im Wagen, die Herzoginn von Braunschweig hatte sich mit Hülfe ihres lieben Herrn von Stöcken und der beiden Prinzen aus dem Gewühl heraus gearbeitet, und folgte uns; wie sie sich mit dem Herzog, ihrem Gemal in eine Kutsche setzte, wollten die beiden Prinzen mit zu ihnen einsteigen, allein sie hatte die Unverschämtheit, ihnen zu sagen, sie wären junge Leute, der Regen würde ihnen nichts schaden, Herr von Stöcken müsse bei ihr im Wagen sitzen. Das verziehen ihr die beiden Prinzen nicht, sie machten sich so unbarmherzig lustig über sie, daß das Publikum mitlachte — denn obschon Prinz Carl ihr Enkel war, schonte er sie nicht mehr als der Erbprinz.

Ich habe schon erwähnt, daß sich der König seit einiger Zeit nicht wohl befand; nach der Meinung der Aerzte war eine zurückgetretene Gicht daran schuld. Unsre Unruhe hörte auf, wie er an diesem Tag Gichtschmerzen in die rechte Hand bekam Er litt zwar sehr, aber man war sehr froh, daß sein Uebel diesen Weg genommen hatte.

Den folgenden Tag, als am zweiten Junius, welcher zum Hochzeittag meiner Schwester bestimmt war, begaben wir uns alle in des Königs Zimmer, wo sie die Entsagungsakte unterschrieb; darauf war

Mittagstafel bei der Königinn. Der König, der ſich niedergelegt hatte, ließ die Königinn, meine Schweſter und mich nach der Tafel zu ſich rufen. Wir nahmen Stühle und ſetzten uns um ſein Bett. Meine Schweſter war traurig, die Königinn hatte ihr geſtern in einer langen Unterredung den tödlichen Verdruß anvertraut, in den ſie die Zerſtörung aller ihrer Hoffnungen verſetzte. Liebe Charlotte, hatte ſie zu ihr geſagt, das Herz blutet mir, wenn ich denke, daß du morgen ſollſt aufgeopfert werden. Ich habe mein Geheimniß aller Welt verborgen, aber ich hatte ſo viel Triebfedern in Bewegung geſetzt, daß ich mir noch ſchmeichelte, man würde etwas in England thun, um deine Heirath zu verhindern. Ich bin tödtlich betrübt, meine Feinde tragen überall den Sieg über mich davon, und du heirathest morgen einen Bettler, der nicht einmal ſeinen geſunden Menſchenverſtand hat. Dieſes Geſpräch ward mir von meiner jüngern Schweſter berichtet, und die weiten Ausſichten des Ehrgeizes, die meiner Schweſter von der Königinn in Kopf geſetzt waren, machten ſie nun traurig. Der König, welcher alles, was in der Königinn Zimmer vorging, von der Ramen, die ſein Spion war, erfuhr, wußte ſehr gut, wovon die Rede ſei. Was fehlt dir, liebe Lotte, fragte er ſie, biſt du betrübt, dich zu verheirathen? Es iſt ſehr natürlich, antwortete ſie, an einem Hochzeittag ein wenig nachdenkend zu ſein; die Verbindlichkeit, die ich eingehe, iſt für das ganze Leben, und es iſt ganz einfach, daß ich darüber Betrachtungen anſtelle. Der König lachte, boshafte Betrachtungen! rief er: Deine Frau Mutter, die hat dir welche machen laſſen, und arbeitet täglich an dem Unglück ihrer Kinder durch die Chimären, die ſie ihnen in Kopf ſetzt. Tröſte du dich! du wärſt nie nach England gekommen, man

hat dich dort niemals gewünscht, und man hat nie den geringsten Schritt darum gethan; mir wärs sehr sehr lieb gewesen, dich dort zu versorgen, aber sie wollen keinen Frieden mit mir, und ärgern mich, wo sie immer nur können. Daß sich deine Heirath zerschlagen hat, sagte er darauf zu mir, daran, das gesteh ich, bin ich schuld, es reut mich alle Tage, aber die Teufelsminister haben mich betrogen. Verzeih du mir! ich habe dir vielen Kummer gemacht, und die mich dazu gebracht haben, sind böse Leute. Wär ich gescheut gewesen, so hätte ich Grumkow zu der Zeit, wie Hotham hier war, verabschiedet, damals war ich aber behext, und bin mehr zu bedauern, als zu verurtheilen. Ich antwortete ihm, daß er sich darüber keinen Vorwurf machen sollte, daß ich mit meinem Schicksal sehr zufrieden sei, weil ich einen Gemahl habe, den ich mit Leidenschaft liebe, und Gott für alles übrige sorgen würde. Meine Antwort gefiel ihm, er umarmte mich, du bist, sagte er, eine wackere Frau, und Gott wird dich segnen. Darauf begaben wir uns hinweg, um uns anzukleiden; die Königinn befahl mir, mich um acht Uhr in den großen Zimmern des Schlosses einzufinden.

Ich fand alle Welt daselbst versammelt; man führte mich in ein für die fürstlichen Personen bestimmtes Zimmer, wo ich die Kronprinzessinn, meine jüngern Schwestern, die Prinzessinnen von Geblüt und die beiden Herzoginnen antraf. kurz darauf kam auch die Königinn mit der Braut herbei; Prinz Carl gab ihr die Hand und führte sie in den Saal wo die Einsegnung statt haben sollte. Wir folgten alle nach unserm Range, jede von einem Prinzen geführt. Der König saß dem Einsegnungstisch gegenüber; die ganze Hochzeitsceremonie war der meinen ähnlich, ausgenom-

men, daß die Königinn meine Schweſter ganz allein auskleidete; ſie wollte nicht, daß ihr ein anderes eine Nadel abzöge. Um zwei Uhr nach Mitternacht war alles geendigt.

Da den Tag darauf mein Geburtstag einfiel, ſtatteten mir früh Morgens alle Prinzen und Prinzeſſinnen ihren Glückwunſch ab, alle machten ſich eine Freude daraus, mir Geſchenke zu bringen, ich erhielt deren Körbe voll von einem Jeden, nur nicht von der Königinn. Wir gingen alle zuſammen zu meiner Schweſter, und von da ging ich zu dem König, der ſehr von der Gicht geplagt zu Bette lag. Sobald er mich erblickte, rufte er mich zu ſich, wünſchte mir Glück und allen Segen, und indem er ſich zur Königinn wendete, trug er ihr auf, ein Geſchenk für mich zu ſuchen. Laſſen Sie es ihr ſelbſt wählen, ſetzte er hinzu, ich bezahle es, und Sie müſſen ihr auch eines geben. Nachmittags ließ die Königinn einige Juwelenhändler kommen, und hieß mich das, was mir am beſten gefiel, auswählen. Es befand ſich eine kleine Uhr von Jaſpis, mit Brillanten beſetzt, unter den Waaren, für welche der Kaufmann vier hundert Thaler forderte, und auf dieſe fiel meine Wahl. Die Königinn betrachtete ſie eine Weile, blickte mich dann ſehr verächtlich an und ſagte, Ihr Liebden bilden ſich ein, daß Ihnen der König ſo ein anſehnliches Geſchenk geben wird? Sie haben das liebe Brod nicht, und trachten nach Uhren? ein ſehr viel geringeres Geſchenk wird Sie auch befriedigen. Darauf ſchickte ſie den ganzen Kram fort, und behielt nichts, als einen kleinen Ring, zehn Thaler am Werth, den ſie mir gab, dem König aber ſagte ſie, es ſei alles, was ſie geſehen habe, ſo theuer geweſen, daß ſie nichts habe wählen wollen. Ihr Verfahren kränkte mich mehr, wie der Verluſt meines Geſchenkes, doch ich hatte mich mit Geduld gewaffnet, und die Hoff-

nung, bald wieder in Bayreuth zu ſein, half mir alle Mißhandlungen ertragen.

Den Tag darauf war Ball. Da unendlich viele Menſchen da waren, tanzte man an vier verſchiedenen Orten, und theilte den Ball in Quadrillen. Meine Schweſter von Braunſchweig führte die erſte an, zu ihr gehörte die Königinn, die Kronprinzeſſinn; meine Schweſtern und ich, die zweite ward von der Markgrafinn Philipp angeführt, die dritte von der Prinzeſſinn von Zerbſt, die vierte von der Frau von Brand. Um vier Uhr Nachmittags ging der Ball an. Alle Kerzen *), denn ich kann es nicht Wachslichter nennen, waren angezündet, und die Hitze zum Erſticken. Wir hatten zwei ſolche Bälle, wo die Leute vor Müdigkeit und Hitze faſt ſtarben.

Ich war todkrank. Mein Uebel nahm augenſcheinlich zu, und meine Schwäche war ſo groß, daß ich faſt nicht gehen konnte. Der Erbprinz war in tödtlicher Unruhe über mein Abnehmen, und eben ſo ſehr, mich verlaſſen zu müſſen. Den neunten Juli reiſte er zu ſeinem Regimente ab, das den fünften Auguſt gemuſtert werden ſollte. Da das Wetter unvergleichlich ſchön war, verabredete ich mit der Kronprinzeſſinn eine Spazierfahrt auf der Wurſt. Dieſes iſt eine Art offner Wagen, auf dem zwölf Perſonen Platz haben, und der darum ſehr angenehm iſt, weil er das Vergnügen des Spazierenfahrens und der Unterhaltung zugleich gewährt. Darauf ſpeiſte ich bei der Kronprinzeſſinn zu Nacht, und wir brachten den Abend ſehr angenehm zu.

Des folgenden Tags war groſſe Spazierfahrt. Wir waren alle aufs ſchönſte geputzt im Phaeton, der ganze Adel folgte in mehr wie achtzig Kutſchen. Der Kö-

*) Der ſtrenge Unterſchied zwiſchen cierge und bougie fehlt im Deutſchen.

nig führte in einer Berline den Zug an, und hatte schon in Voraus den ganzen Weg, den wir machen sollten, vorgeschrieben; er schlief ein, es kam ein fürchterlicher Regen mit Donner und Blitz, dem unerachtet rückten wir Schritt vor Schritt weiter. Man kann sich vorstellen, wie wir zugerichtet wurden! wir waren naß wie die Enten, die Haare hingen uns vom Kopf herunter, und unsere Kleider waren im Grund und Boden verdorben. Endlich nach einem dreystündigen Regen schifften wir in Monbijou, wo eine groſse Erleuchtung und Ball seyn sollte, aus. Nie habe ich etwas komischeres gesehen wie diese Damen! sie sahen alle wie die Fantippen aus, und ihre Kleider klebten ihnen am Leibe, ja wir konnten uns nicht einmal trocknen, sondern mußten den ganzen Tag so bleiben. Alle die folgenden Tage war Schauspiel.

Da meine Gesundheit und Kräfte täglich abnahmen, und Herr Stahl, des Königs erster Leibarzt mich völlig vernachläßigte, fragte ich den des Herzogs von Braunschweig über meinen Zustand um Rath. Nachdem er alle Umstände erwogen hatte, urtheilte er, daß ich ein schleichendes Fieber, und den Anfang eines Skirrhus im Magen habe. Er sagte mir, wenn ich mich nicht bey Zeiten einer Cur unterwürfe, so wär ich in Gefahr innerhalb eines Jahres zu sterben. Ich bat ihn seine Meynung von meinem Uebel schriftlich aufzusetzen, was er auch that. Wie mein Bruder diese Consultation und den Ausspruch des Arztes erfuhr, beunruhigte er sich sehr, und ließ seinen Oberwundarzt, einen sehr geschickten Mann, kommen. Dieser war gleicher Meynung wie der andere Arzt. Beide schlugen mir eine Cur vor, allein ich wollte mich ihr nicht unterwerfen; da ich mich nicht schonen konnte, und zu niedergeschlagen war, wußte ich wohl, daß sie mir nichts helfen konnte.

Ich hatte nach Bayreuth geschrieben, um es so einzurichten, daß uns der Markgraf aus Berlin heraus schaffe. Sein Brief, den ich mit so großer Ungeduld erwartete, kam endlich an, und war so verfaßt, daß ich ihn dem König zeigen konnte; er hatte einen von ähnlichem Inhalt wie der meinige bekommen, und ich schmeichelte mir, nicht das geringste Hinderniß bei meiner Abreise zu finden. Wie ich früh zur Königinn kam traf ich den König und die Herzoginn von Bevern bei ihr an. Ich habe, sagte er zu mir, einen Brief von deinem Schwiegervater bekommen, er will euch wieder bey sich haben, will euer Einkommen mit achttausend Thalern vermehren, damit ihr unabhängig in Erlangen leben könnt; aber ich glaube, das ist nicht nöthig, weil ich darauf rechne, daß ihr hier bleibt. Was willst du, daß ich ihm darauf antworte? Ich sagte ihm daß ich mich sehr freuen würde in Berlin und bei ihm bleiben zu können, da aber die Gesundheit des Markgrafen sehr abnähme, glaubte ich, es sey doch rathsamer, daß wir nach Bayreuth zurück kehrten, damit der Erbprinz sein Land kennen lernte. Der König faltete die Stirn. Willst du dann deine eigene Wirthschaft haben? fuhr er fort. Mit achttausend Thalern, erwiederte ich, ist das unmöglich, gäb er zwei Mal so viel, so ließ ich es gelten. Wenn ich das erhalten kann, nahm der König wieder das Wort, so laß ich euch gehen, macht er aber Umstände, so bleibt ihr hier. Nun mischte sich die Herzogin von Bevern in das Gespräch und sagte: ich sey in einem sehr üblen Zustand und bedürfe sehr meiner Gesundheit zu schonen, was mir in Bayreuth immer leichter würde als in Berlin. Darauf setzte sie ihm mein Uebel auseinander, und schloß damit daß der Arzt mir den Gebrauch von Mineralwassern anempfohlen hätte. Das soll sie in Charlottenburg trinken, sagte der König; wenn sie will, halte ich ihr die Tafel

und ſie wird ſich dort beſſer befinden wie in Bayreuth. Weder die Herzoginn noch ich durften etwas hierauf antworten, und ich war in Verzweiflung meiner Abreiſe von Berlin noch lange nicht ſo nahe zu ſeyn, wie ich mir vorgeſtellt habe.

Die Herzoge, und die Herzoginnen reiſten den Tag darauf ab, meine Schweſter folgte ihnen den ſiebenzehnten July. Mein Abſchied von ihr war gar nicht rührend, die Königinn war dagegen über ihre Abreiſe ſehr betrübt. Dieſe Fürſtinn hat ein gutes Herz, aber ihre Eiferſucht, ihr Verdacht, ihre Ränke verleiteten ſie, Fehler zu begehen.

Meine Schweſter war kaum abgereiſt, ſo ward ſie umgänglicher gegen mich. Ich wendete alles an, um ihre Zuneigung wieder gewinnen, und wenn es mir nicht ganz gelang, brachte ich es doch wenigſtens dahin, daß ſie mich beſſer als vorher behandelte. Ich hatte dem Markgrafen mein, mit dem König gehabtes, Geſpäch, in Rückſicht auf meine Abreiſe gemeldet, und ihn ſehr gebeten auf unſre Rückkehr zu beſtehen, weil er ſie ſonſt nie erhalten würde. An demſelben Tag, wo uns meine Schweſter verließ, war der König nach Pommern abgereiſt. Das Regiment des Prinzen hatte ihn in Entzückung verſetzt, nichts war ſchöner, geordneter, beſſer disciplinirt. Den achten Auguſt brachte er ihn mit nach Berlin. Ich drang ſehr in meinen Bruder uns Urlaub zu verſchaffen. Er beſchloß mit Seckendorf und Grumkow den andern Tag, an welchem er den König bewirthen ſollte, mit ihm von der Sache zu ſprechen. Das Glück wollte, daß ich denſelben Morgen Briefe vom Markgrafen erhielt, in denen einer an den König eingeſchloſſen war, den ich ihm nach der Tafel überreichte. Er war guter Laune und hatte ein wenig getrunken, dennoch veränderte ſich beym Leſen dieſes Briefes ſein ganzes Geſicht; er

schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: dein Schwiegervater weiß nicht was er will, du befindest dich hier besser wie bey ihm, mein Schwiegersohn muß sich des Kriegswesens und der Sparsamkeit befleißigen, das ist ihm viel nützlicher, als in Bayreuth Kohl zu pflanzen. Grumkow und Seckendorf stellten ihm nun vor, daß er uns, wenn er unsre Abreise verweigerte, mit dem Markgrafen entzweien würde, daß, so abgelebt er wär, ihm noch beigehen könnte zu heirathen, was uns doch sehr nachtheilig seyn müßte, kurz, alle Welt stimmte uns bei. Der König sah mich an, und fragte mich, was ich meinte? ich antwortete, die Herren hätten recht und der König würde uns eine Gnade erzeigen, wenn er uns reisen ließ. Meintwegen, geht dann, sagt er, aber ihr habt keine so große Eile, ihr könnt bis zum drei und zwanzigsten August warten. Nie glich eine Freude der meinen, wie ich nun endlich gewiß war, meinen Abschied zu erhalten.

Die vierzehn Tage, die ich noch in Berlin blieb, giengen sehr ruhig vorüber. Der Königinn, die sich angefangen hatte an mich zu gewöhnen, that meine Abreise leid, ich hatte so gar eine große Erklärung mit ihr. Sie sagte mir, Grumkow sey an ihrem übeln Betragen gegen mich schuld, er habe ihr gesagt meine Schüchternheit allein habe den Bruch mit Engeland veranlaßt, meines Vaters Eifer mich mit dem Erbprinzen zu verheurathen sey ein bloßes Spiel gewesen, und es wäre wenn ich, da er die Herren zu mir schickte, mehr Festigkeit gehabt hätte, nie dazu gekommen. Daraus möchte ich also sehen, ob sie Ursache über mich zu klägen gehabt hätte. Ich legte ihr die Schurkerei von Grumkow klar vor Augen.

Den Tag meiner Abreise kam der König zu mir, um von mir Abschied zu nehmen, aber mit sehr viel Kaltsinn. Das war das letzte Mal, daß ich diesen lie-

den Vater ſah, deſſen Andenken mir ewig verehrt ſein wird. Die Trennung von meinem Bruder war höchſt rührend; die Königinn zerfloß in Thränen, und ich reiſte im heftigſten Weinen ab.

In Sarmund ſpeiſte ich zu Mittag, und ſtieg nach einer ſchlechten Mahlzeit wieder in Wagen. Der Kutſcher hatte wieder die Güte, uns eine Chauſee herab zu werfen, der Wagen ſchlug zwei Mal um, und fiel auf den Deckel des Kutſchkaſtens. Da ich mich deſſen gar nicht verſehen hatte, zerſchund ich mir das Geſicht, und bekam einige Beulen am Kopfe; dennoch verhinderte mich das nicht an der Fortſetzung meiner Reiſe. Den Tag darauf kam ich nach Halle, wo ich in Pomp empfangen ward. Voran kam eine Deputation der Univerſität, die zu Ehren meiner glücklichen Ankunft eine Rede hielt, und Herr von Wachholz, der in Abweſenheit des Prinzen von Anhalt daſelbſt commandirte, gab mir eine Wache, und kam zu mir, um mich um die Parole zu bitten. Ich fand die Prinzeſſinn Radzivil in dieſer Stadt, die Schweſter der Markgräfinn Philipp, die ausdrücklich, um mich zu ſehen, von Deſſau gekommen war. Ich kannte ſie ſehr genau, ſie hatte viel Verſtand und viele Kenntniſſe, wodurch ihr Umgang ſehr angenehm ward.

Den folgenden Tag reiſte ich von Halle ab, und kam den dreißigſten Auguſt nach Hof. Herr von Voit, der in Schleiz zu mir ſtieß, meldete mir, daß ſich der Markgraf daſelbſt befinde, und uns mit Ungeduld und Freude entgegen ſähe. Einen Flintenſchuß weit von der Stadt kam er uns mit einem Gefolge von dreißig Kutſchen entgegen, ich ließ meinen Wagen halten, und ſtieg aus, denn ich ſah, daß er eben ſo that; er empfing mich auf das verbindlichſte, und liebkoſte den Erbprinzen gar ſehr, darauf ſtiegen wir wieder in meinen Wagen, wo er auch Platz nahm. Er ſagte mir, daß er mich ungeheuer mager und

verändert fände, da er sich aber einen sehr geschickten Arzt verschafft habe, hoffe er meine baldige Heilung.

In Hof hielten wir uns einen Tag auf, und ich kam den zweiten September in Bayreuth an. Fräulein von Sonnsfeld war erfreut, mich zu sehn, und meine kleine Tochter fand ich so verändert, daß ich sie wirklich nicht erkannt hätte. Man hatte ihr eine Menge Narrenspossen gelehrt, und ich kann wohl sagen, daß sie das schönste Kind von der Welt war.

Gleich den nächsten Morgen erhielt ich den Besuch des so sehr gerühmten Arztes. Ich zeigte ihm die schriftlich aufgesetzte Meinung der Aerzte, die ich in Berlin zu Rath gezogen hatte; er war nicht ihrer Meinung, sondern sagte mir, mein Uebel käm von einem verdorbenen Magen und scharfgewordenem Blute, er würde damit anfangen, mir Ader zu lassen, und mir dann alle Morgen eine Brühe mit Gerste geben, worauf ich mich gewiß bald besser befinden würde. Nun fing er damit an, mir den folgenden Tag zehn Unzen Blut abzuzapfen, wodurch denn meine Schwachheit so zunahm, daß ich einige Tage das Zimmer hüten mußte. Nachmittags las mir die Marwitz vor, und Abends besuchte mich der Marggraf. Dieser hatte alle mögliche Aufmerksamkeit für mich, allein ich verdankte sie der Fräulein Sonnsfeld, die eine solche Gewalt über ihn gewonnen hatte, daß sie alles über ihn vermochte. Um das Glück vollkommen zu machen, ging er nach Himmelskron. Beim Abschiede sagte er mir, er ginge ausdrücklich deshalb fort, um mir zur Wiederherstellung meiner Gesundheit Zeit zu lassen, da er wohl wüßte, daß ich mir, wenn er da sei, mit Ankleiden und Ausgehn Gewalt anthät, er bät, mich bis zu seiner Rückkehr, so gut wie möglich, zu belustigen. Seine Aufmerksamkeit machte mir viel Vergnügen, und ich nahm mir fest vor, mich wohl

in Acht zu nehmen, damit dieſes ſchöne Einverſtändniß Beſtand hätte. Meine Schweſter von Anſpach kam auch auf einige Tage zum Beſuch zu mir, und ich fing an, einige Ruhe zu genießen, wie ein neuer Umſtand mich in neue Bekümmerniſſe ſtürzte. Doch ich muß über dieſe Begebenheiten etwas weiter ausholen.

Ich habe ſchon des unerwarteten Todes Auguſts, Königs von Polen, gedacht. Nach ſeinem Hintritt hatten ſich zwei Parteien in der Republik gebildet; die eine, welche es für den Churfürſten von Sachſen hielt, ward von dem Kaiſer von Rußland, die andere, die für Stanislaus war, von Frankreich beſchützt. Die Politik des Kaiſers, der mit der von Frankreich immer in Widerſpruch ſtand, die des Königs von Preußen, dem wenig darum zu thun war, einen von ſo einer großen Macht beſchützten Nachbar zu haben, und die von Rußland, welche immer mit dem Kaiſer und dem Churfürſten von Sachſen verbunden war, mußte ſich einer ſolchen Wahl ganz offenbar widerſetzen. Dem allen unerachtet ſiegte die franzöſiſche Faktion und erwählte Stanislaus Laczinsky zum Könige von Polen. Sehr von dieſer Wahl beleidigt ließ Rußland Truppen nach Polen aufbrechen, und begann ſeine Kriegsthaten mit der Belagerung von Danzig. Alles neigte ſich zu einem Bruch zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich; dieſes letzte ſchickte Truppen nach Italien und an den Rhein. Dem geheimen Traktat gemäß, den mein Vater mit dem Kaiſer eingegangen war, ſollte er ihm zehntauſend Mann ſtellen, und man entdeckte mir von Berlin, daß er ſich bereite, ſelbſt ins Feld zu ziehen, und ſehr darauf rechne, daß ihn der Erbprinz begleite.

Das war es, was mich bekümmerte. Ich war ſchon ſo an Sorgen gewöhnt, daß der geringſte Zufall mich in Angſt ſetzte. Mein Schmerz ging bis zur tief-

sten Schwermuth; alles, was ich in Berlin gelitten hatte, war meiner Fassung so nachtheilig gewesen, daß es mir alle Mühe kostete, meine gewöhnliche Heiterkeit wieder zu erlangen. Meine Gesundheit besserte sich nicht, so daß mich alle Welt vor abzehrend hielt, ich selbst hielt mein Schicksal für entschieden und erwartete den Tod mit Standhaftigkeit. Meine einzige Erholung waren die Wissenschaften; den ganzen Tag las und schrieb ich, ich unterhielt mich mit der Marwitz und suchte ihr richtig denken und beurtheilen zu lehren. Dieses Mädchen, die mir äußerst zugethan war, hatte ich sehr lieb, sie fing an, sehr solide zu werden, und suchte mir in allem, was mir Freude machen konnte, zuvor zu kommen.

Die Kaiserlichen Truppen wurden indessen nach und nach versammelt, und dem Herzog von Bevern die Feldherrnstelle übergeben. Der Erbprinz brannte aus Lust, den Feldzug mitzumachen, er konnte nicht lang dauern, da die Jahrszeit schon vorgerückt war, und der Markgraf war seinem Wunsche ohne Heel ganz entgegen. Alles, was er erhielt, war, daß er die Armee in der Nähe von Heilbronn sehen durfte. Er reiste daher den dreißigsten September dahin ab, und kehrte den ersten November zurück.

In dieser Zeit besuchte uns die Prinzessinn von Culmbach, die Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm. Ihre Geschichte ist so sonderbar, daß sie wohl einen Platz in diesen Denkwürdigkeiten verdient.

Bis zu ihrem zwölften Jahre wurde sie bei ihrer Tante, der Königinn von Polen erzogen. Ihre Frau Mutter, die Markgräfinn, deren Schilderung ich bei Gelegenheit meiner Erlanger Reise gemacht habe, die es dann nicht weiter für gut hielt, sie länger in Dresden zu lassen, rief sie nach Bayreuth zurück. Die junge Prinzessinn war schön, so daß ihre Reize denen

ihrer Frau Mutter in nichts nachſtanden, außer, daß ſie ſo verwachſen war, daß keine Kunſt den Fehler zu verbergen vermochte. Der Markgraf, mein Schwiegervater, der, da der Markgraf Georg Wilhelm keine Kinder hatte, wahrſcheinlicher Erbe der Markgrafſchaft war, befand ſich unter ihren Bewerbern; denn da er damals ſchon von ſeiner erſten Gemahlinn getrennt war, ſtand es ihm frei, in eine zweite Ehe zu treten. Die Markgräfinn konnte ihn aber nicht leiden, und ihre Tochter theilte ihre Geſinnungen. Ihre Schönheit, ihre Sittſamkeit, ihr Betragen flößten ihrer Mutter eine ſo abſcheuliche Eiferſucht ein, daß ſie beſchloß, die arme Prinzeſſinn ins Unglück zu ſtürzen. Ihr Gemahl, der Markgraf, war der Heirath ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Culmbach günſtig, um ſie aber abzubrechen, warf die Markgräfinn die Augen auf einen gewiſſen Bobſer, einen Kammerherrn ihres Gemahls, ſie ließ ihm viertauſend Dukaten verſprechen, wenn er der Prinzeſſinn Gunſt in dem Grade gewinnen könnte, daß ſie ſich von ihm ein Kind machen ließ. Der Vorſchlag gefiel Bobſer gar ſehr, er machte der Prinzeſſinn lange den Hof, allein ohne einen andern Lohn als Geringſchätzung und Verachtung zu finden. Da die Markgräfinn nun ſahe, daß ſie auf dieſe Weiſe nicht zum Ziel käme, ließ ſie ſich den Bobſer einſt des Nachts in das Schlafzimmer der Prinzeſſinn verſtecken, ihre Bedienung war beſtochen, man ſchloß ſie zuſammen ein, und ungeachtet ihres Geſchreis und ihrer Thränen gelangte er zu ihrem Beſitz. Seine Demuth, ſeine Ehrfurcht und Schmerz entwaffnete die Prinzeſſinn. Er machte ihr glauben, es hing nur von dem Markgrafen ab, ihn zum Grafen und nachher zum Reichsfürſten erklären zu laſſen, wodurch er in Stand geſetzt würde, ſie zu heirathen, und da ſie die einzige Tochter ſei, ſtünde es in des Markgrafen Willkühr, durch Vermehrung der ſchon

ansehnlichen Allodialgüter ihr den gröſten Theil seines Landes zu lassen. Die Liebe, mit diesen andern Rücksichten vereint, vermochte die Prinzessinn, eine Intrigue mit ihrem Liebhaber zu unterhalten, und ihm mehrere Zusammenkünfte zu gestatten. Diese wurden so zahlreich, daß sie endlich schwanger ward. Die Markgräfinn, welche diese ganze Intrigue im Verein mit Herrn von Stutterheim, dem ersten Minister des Markgrafen, führte, ward sogleich von dem Gelingen ihrer Wünsche unterrichtet, that aber unwissend über den Zustand ihrer Tochter, die denn auch ihrer Seits alles anwendete, um ihn, so viel möglich zu verbergen. Der Prinz von Culmbach that indessen alles Mögliche, um seine Heirath mit dieser Prinzessinn zu Stande zu bringen; er war im Begriff, sich nach Bayreuth zu begeben, um bei dem Markgrafen um ihre Hand anzuhalten, als ein Brief von Stutterheim ihn von allem, was ich so eben erzählt habe, unterrichtete. Sehr glücklich, noch bei Zeiten, und ehe er den geringsten Schritt gethan hatte, benachrichtigt zu seyn, entsagte er sogleich seinem Unternehmen. Die Prinzessinn gab indessen vor, sehr krank zu seyn, und eine Wassersucht zu fürchten; mehrere mitleidige Personen, die den Plan der Markgräfinn und den Zustand ihrer Tochter durchblickt hatten, boten dieser letzten ihre Dienste an, um sie aus ihrer traurigen Lage zu ziehen, aber von ihrem Liebhaber geleitet, wollte sie ihnen niemals das Geringste gestehen. Endlich nahte die Zeit ihrer Entbindung. Indeß der Markgraf mit Herrn Wobser einige Meilen davon auf der Jagd war, begab sich die Markgräfinn mit ihr in die Eremitage; die arme Prinzessinn bekam Geburtsschmerzen, sie hatte nicht den Muth, ihr Geschrei zurückzuhalten, und ihre Mutter kam eben dazu, wie sie zween groſen Knaben das Leben gab, die im Gesicht schwarz aussahen wie Dinte. Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aller Anwe-

ſenden nahm ſie die Markgräfinn, lief damit überall herum; zeigte ſie aller Welt, und ſchrie, daß ihre Tochter eine Schamloſe ſey, daß ſie ſey ins Kindbett gekommen. Man ſchickte ſogleich einen Eilboten an den Markgrafen, um ihm das ſchreckliche Ereigniß zu melden. Wobſer, der neben ihm ſtand, wie er den Brief las, und die Veränderung ſeines Geſichts wahrnahm, errieth ſeinen Inhalt, und machte ſich ſchleunigſt aus dem Staube; und der Markgraf war von dem Vorfalle ſo erſchüttert, daß jener ſchon eine gute Strecke zurückgelegt hatte, ehe er ſich von ſeiner Beſtürzung erholte. Die Prinzeſſinn ward wenige Tage darauf in Plaſſenburg feſtgeſetzt. Die Markgräfinn hatte ſo viel mit den beiden Kindern geſpielt, daß ſie beide ſtarben. Wobſer hingegen ſchrieb der Markgräfinn einen langen Brief, in welchem er die Auszahlung der ihm verſprochenen viertauſend Dukaten forderte. Hätte den Markgrafen nicht ſein bald darauf erfolgter Tod verhindert, ſo hätte er ſich vielleicht an ſeiner Gemahlinn gerächt. Wie mein Schwiegervater zur Regierung kam, wollte er die Prinzeſſinn befreien, allein die Königinn von Polen ließ es nicht zu; da ſie aber nicht mehr ſtrenge bewacht wurde, ſuchten ſie einige katholiſche Geiſtliche bei ihr einzuſchleichen, und machten ihr glauben, wenn ſie ihre Religion veränderte, würde ſie den mächtigen Schutz der Kaiſerinn Amalie gewinnen, die ſie bald aus ihrer Gefangenſchaft ziehen, und ſie hinlänglich verſorgen würde, um ihrem Stande gemäß zu leben. Sie ließ ſich von dieſen ſchönen Verſprechungen blenden, und ſchwor heimlich den lutheriſchen Glauben ab. Wie die Königinn bald nachher ſtarb, und ſie in Freiheit geſetzt wurde, bekannte ſie ſich öffentlich zur katholiſchen Kirche. Gewiſſenszweifel, die ſie kurz vor meiner Rückkehr nach Bayreuth quälten, bewogen ſie, dieſe Kirche zu verlaſſen, und zur lutheriſchen zurückzukehren. Der

Markgraf, der bei dieſer Gelegenheit ſeinen Religions-eifer an den Tag legen wollte, lud ſie nach Bayreuth ein, ließ ſie ihrem Range gemäß empfangen, und bemühte ſich, ſie wieder zu Ehren zu bringen. Sie hat Verdienſte, ihr Betragen war immer tadellos, ſie hat unendlich viel Gutes gethan, und ihre guten Eigenſchaften vergüten den Fehltritt, den ſie ſo unglücklich war, zu begehen. Ihr Beſuch in Bayreuth war nur kurz, ſie ging nach wenig Tagen nach Culmbach zurück, um den Markgrafen und den Erbprinzen zu empfangen, die in jener Gegend jagten; da mir meine Geſundheit nicht erlaubte, ſie zu begleiten, blieb ich in Bayreuth.

Da ich nichts von allem, was mir begegnete, verſchweige, und dieſe Memoiren gerne mit allerlei kleinen Anekdoten verwebe, ſo will ich deren eine erzählen, die auf viele Leute einen großen Eindruck machte, nur auf mich nicht, denn mein vieles Studieren und Nachdenken hat mich dahin gebracht, manches Vorurtheil zu überwinden, und ich thue mir ſogar etwas darauf zu gute, ein bischen eine Philoſophinn zu ſeyn.

Die Zimmer des Erbprinzen beſtanden in zween großen, und einem daranſtoßenden Kabinet; ſie hatten nur zwei Thüren, die eine durch mein Schlafzimmer, die andere durch ein Vorhaus, wo ſich zwei Schildwachen befanden, und ein Bedienter, der die Nacht vom ſiebenten zum achten November daſelbſt ſchlief. Dieſe drei Leute hörten in dem großen Zimmer lange Zeit gehen, darauf vernahmen ſie Gewinſel und endlich ein furchtbares Klaggeſchrei. Mehrere Male gingen ſie hinein, ohne etwas zu entdecken, ſo bald ſie das Zimmer aber verlaſſen hatten, ging der Lärm wieder an. Sechs Schildwachen, die ſich in dieſer Nacht ablöſten, machten alle dieſelbe Ausſage. Auf den Bericht, welchen man dem Herrn von Reizenſtein davon machte, wurde die Sache ſtrenge unterſucht, ohne daß man das Ge-

ringſte entdeckte. Mir machte man daraus ein Geheimniß. Einige Leute verſicherten, es ſey die weiße Frau, die meinen Tod anzeigte, andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück begegnen. Dieſe letzte Furcht wurde jedoch bald gehoben, denn er kam den eilften November mit dem Markgrafen nach Bayreuth zurück. Kaum waren ſie angelangt, ſo kam ein Courrier mit der traurigen Nachricht von dem Tode meines Schwagers, des Prinzen Wilhelm, und ſehr ſonderbarer Weiſe war er in derſelben Stunde geſtorben, wo in dem Schloſſe der Lärm vernommen worden war. Er war mit ſeinem Onkel, dem Prinzen von Culmbach, von Wien abgereiſt, um ſich zu ſeinem Regiment nach Cremona zu begeben; gleich nach ſeiner Ankunft bekam er die Kinderblattern, die ihn in ſieben Tagen hinwegrafften. Es war für die ganze Familie ein Glück, denn er hatte einen ſo beſchränkten Kopf, daß er bei längerm Leben der ganzen Familie hätte ſchaden können.

Der Markgraf empfing dieſe Nachricht mit vieler Standhaftigkeit, er vergoß keine Thräne; der Erbprinz hingegen war untröſtlich, ſo daß es mir alle Mühe koſtete, ihn von ſeinem Schmerze zu zerſtreuen. Der Prinz von Culmbach fand Mittel, den Leichnam heimlich nach Bayreuth zu ſchicken, allein um nicht bei ſeinem Begräbniß gegenwärtig zu ſeyn, begaben wir uns alle mit dem Markgrafen nach Himmelskron. Der Leichnam ſollte in das Erbbegräbniß der Familie in die St. Peterskirche beigeſetzt werden; da das Gewölbe, welches die Grabſtätte enthält, zugemauert war, brach man es, um ihm Luft zu geben, einige Tage vorher auf; wie groß war aber das Erſtaunen derer, welche hinabſtiegen, es ganz mit Blut angefüllt zu finden. Die ganze Stadt lief hinzu, um das Wunder zu ſehen, man folgerte ſchon die unangenehmſten Dinge daraus. Die Erſcheinung ward mir in Himmelskron erzählt, und man

brachte mir ein Schnupftuch, daß mit diesem Wunderblute gefärbt war. Aus Furcht, den Markgrafen zu beunruhigen, wollte ihn niemand davon unterrichten, da ich nun aber nicht vielen Wunderglauben habe, hielt ichs für besser, daß er es erführe, ich bat ihn dringend, Herrn Gäckel, seinen ersten Leibmedikus, dahin zu schicken, um die Sache zu untersuchen. Der Markgraf gestand mir meine Bitte zu, und da er sich wohl denken konnte, welcher panische Schrecken sich unter die Leute verbreiten würde, ersuchte er mich, die Veranlassung dieser Begebenheit genau zu erforschen. Gäckel berichtete mir am Abend bei seiner Rückkehr, daß das Blut dergestalt in dem Gewölbe umherflösse, daß er einige Zuber voll davon hätte forttragen lassen, und nach genauer Untersuchung habe er gefunden, daß es aus einem unmerklichen Ritz eines der bleiernen Särge käm, der eine seit achtzig Jahren verstorbne Prinzessinn des Hauses enthielt, und daß man, um auf den Grund der Sache zu kommen, am besten thät, diesen Sarg zu eröffnen. Der Markgraf gab die dazu nöthigen Befehle, allein man konnte es nicht bewerkstelligen, ohne den Sarg völlig zu zerschlagen, und das wollte man nicht. Es gab in Bayreuth keinen Chemiker, der geschickt genug gewesen wär, zu entdecken, ob die Flüssigkeit Blut oder eine andere Materie sey, bis uns endlich einer der Aerzte dieser Stadt aus der Verlegenheit zog, indem er den Muth hatte, sie zu kosten. Nun verschwand das Wunder augenblicklich — es war ein Balsam. Die Fürstinn, welche in dem Sarge lag, war außerordentlich beleibt gewesen, man hatte sie einbalsamirt, ihr Fett und der Balsam hatten diese Erscheinung hervorgebracht, welche die Aerzte jedoch wegen der langen Zeit, die seit ihrer Beerdigung verflossen war, vor sehr merkwürdig hielten. Die Beerdigung des Prinzen geschah den dritten Dezember; ich hatte meinen beiden Damen, der Grum-

kow und der Marwitz, erlaubt, dabei zu seyn; sie kamen denselben Abend zurück.

Wie ich mich des folgenden Tages mit der Marwitz allein befand, kam sie mir zerstreut und nachdenkend vor; ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie seufzte, sagte, daß sie sehr traurig sey, aber nicht reden dürfte. Diese Antwort machte mich so neugierig, daß ich sehr in sie drang, mir ihren Kummer zu vertrauen. Wollte Gott, ich könnte es thun, antwortete sie, ich habe mehr Lust, ihn Ihrer königlichen Hoheit mitzutheilen, als Sie, ihn zu erfahren, aber ich habe einen fürchterlichen Eid abgelegt, ihn zu verschweigen. Alles, was ich sagen darf, ist, daß er Sie betrift. Ihr Wesen und ihr Ton beunruhigten mich. Ich konnte nicht begreifen, wovon die Rede sey, und indem ich sie über allerlei Gegenstände befragte, suchte ich ihn zu errathen. Zum Zeichen der Verneinung schüttelte sie allezeit den Kopf; endlich sagte sie, er beträfe den Markgrafen. Wie! rief ich, will er heirathen? sie machte ein bejahendes Zeichen. Mein Gott, mit wem? fragte ich, und wie kommt es, daß Sie zuerst davon unterrichtet sind? Ohne es mir zu sagen, wovon die Rede ist, können Sie es mir ja in diesem Fall durch Zeichen andeuten. Darauf stand sie auf, sprang durch das Zimmer, nahm einen Bleystift, mit dem sie auf die Wand schrieb, und lief davon. Meine Unruhe war schon sehr groß, aber ich blieb ganz versteinert, wie ich folgende Worte las:

„Diesen Morgen war ich bei meiner Tante Flora (dieses war der Taufname der Fräulein von Sonnsfeld, und ich werde im Verfolg dieser Memoiren fortfahren, sie so zu nennen). Da ich sie sehr nachdenkend und beschäftigt fand, fragte ich sie um die Ursache; sie antwortete mir, daß sie viele Dinge im Kopf hätte, die, wenn ich sie wüßte, mich sehr in Erstaunen setzen würden. Auf meine Bitte, sich zu erklären, sagte sie mir, sie wolle sich

mir anvertrauen, aber sie fordere von mir einen Schwur, ihr Geheimniß unverbrüchlich zu bewahren. Ich versprach ihr, was sie forderte. Darauf erzählte sie mir: Der Markgraf habe seit unserer Abreise nach Berlin angefangen, ihr den Hof zu machen, und eine so hohe Achtung für sie gefaßt, daß er sie zu heirathen entschlossen sey. Er wolle sie zur Reichsgräfinn erklären lassen, damit sie nach ihrer Heirath Fürstinnenrang annehmen könnte; in diesem Falle wolle er Bayreuth ganz verlassen, um mit ihr nach Himmelskron zu gehen, er wolle ihr in irgend einem auswärtigen Lande ein hinlänglich großes Capital anweisen, das ihr als Witthum dienen, und sie gegen alle Schikanen des Erbprinzen in Sicherheit setzen würde. Um dieses ganze Vorhaben Ihrer königlichen Hoheit mitzutheilen, warte er nur, bis das Begräbniß seines Sohnes vorüber sey. Ich stellte ihr vor, daß weder Ihre königliche Hoheit noch der Erbprinz je in diese Heirath willigen würde, daß der König Sie aus allen Kräften unterstützen würde, daß unsere ganze Familie in den Staaten dieses Fürsten wär, der sich an ihr wegen des Schadens rächen könnte, den sie Ihrer königlichen Hoheit zufügte; daß die Hofmeisterinn Ihren Hof zu verlassen genöthigt seyn würde, daß Sie sich zu Tode grämen würden, kurzum daß ich nicht glauben könnte, daß sie sich von solchen Hirngespinnsten betören lassen würde. Das sind keine Hirngespinnste, antwortete meine Tante, ich weiß gar nicht, warum ich nicht das Glück, das sich mir anbietet, ergreifen sollte; welches Unrecht thäte ich denn ihrer königlichen Hoheit und dem Erbprinzen? Heirathet der Markgraf nicht mich, so heirathet er eine andere, und am Ende hat er ja ihre Einwilligung nicht nöthig. Aber wenn Sie Kinder bekommen, fuhr ich fort. Wenn ich welche bekomme, so bin ich des Todes, antwortete sie, aber dazu bin ich zu alt. Nehmen Sie

ſich wohl in acht, was Sie thun, ſagte ich, behandeln Sie die Sache nicht leichtſinnig, denn ich ſehe ſchreckliche Folgen daraus entſtehen. Pah! rief die Tante, Sie ſind jung, Sie erſchrecken ſich ohne Urſache, und mir thuts leid, daß ich mich Ihnen anvertraute, bewahren Sie wenigſtens mein Geheimniß. Ich gehe nach Himmelkron, wo ich meine Schweſter, die noch gar nichts weiß, nach und nach darauf vorzubereiten ſuchen werde."

In meinem Leben war ich nicht mehr erſtaunt! eine ganze Menge Betrachtungen kreuzten ſich in meinem Kopf, doch die Zeit war kurz, Fräulein von Sonnsfeld ſollte morgen kommen, und wahrſcheinlich ſollte mir der Markgraf das ganze ſchöne Vorhaben mittheilen. Zuvörderſt löſchte ich alles aus, was die Marwitz geſchrieben hatte, und berief dann den Erbprinzen zu mir, dem ich das ganze Geheimniß offenbarte, worauf wir uns dann beide auf die Folter legten, um Ausflüchte zu ſuchen, ohne daß es uns mit einer einzigen gelang.

Ich war ſo ſehr angegriffen, daß ich mich aus Unfähigkeit meine Faſſung zu behaupten, des Abends bei der Tafel vor krank ausgab. Weder der Erbprinz, noch ich konnten die ganze Nacht durch ſchlafen, ſondern gingen im Zimmer auf und ab. Die Sache war in jeder Rückſicht zu wichtig: einmal war es gar keine Ehre für uns, eine dem Range nach ſo ſehr untergeordnete Stiefmutter zu haben, zweitens konnte uns dieſe Stiefmutter nur unendlich viel ſchaden, das Land vollends erſchöpfen, und neuen Zwieſpalt erregen, zwiſchen dem Markgrafen und uns; drittens wäre meine Hofmeiſterinn, die ich wie meine Mutter liebte, und die mir über alles zugethan war, und die Marwitz, der ich erſtaunlich wohl wollte, genöthigt geweſen, mich zu verlaſſen, und wären die uns

glücklichſten Menſchen von der Welt geworden, denn der König hätte ſie gezwungen, nach Berlin zurück zu kommen, wo er ſie gewiß eingeſperrt hätte; und vierstens konnte mir endlich dieſe Begebenheit vor den Augen der Welt nicht anders, als höchſt nachtheilig ſeyn, man mußte glauben, ich ſey hinter das Licht geführt, da es niemand einfallen würde, daß meine Hofmeiſterinn und ihre Schweſter nicht im Einverſtändniß geweſen wären, um mich zu betrügen. Das alles ſetzte mir das Blut dermaßen in Wallung, daß ich mich, ungeachtet aller Gewalt, die ich mir anthat, des folgenden Morgens nicht bemeiſtern konnte, ſo daß die Flora auf den erſten Blick merkte, ich habe einen tödtlichen Kummer, ſie ſchloß alſo aus der Verlegenheit, mit der ich zu ihr ſprach, — denn gewöhnlich iſt man furchtſam, wenn man ſich etwas vorzuwerfen hat, — daß mir die Marwitz ihr Geheimniß verrathen hätte. Sie beredete alſo den Markgrafen mit ſeiner Erklärung noch zurück zu halten, weil ſie die Zeit nicht für günſtig hielt. Nach dieſem Schritt machte ſie der Marwitz die grauſamſten Vorwürfe über ihre Schwazhaftigkeit, dieſe wußte ſie aber ſo gut zu beſänftigen, daß ſie ihr Vertrauen aufs neue gewann, Flora unterhielt ſich mit der größten Freude von ihrer künftigen Größe; als Stiefmutter, ſagte ſie, kann ich den Vortritt vor ihrer königlichen Hoheit in Anſpruch nehmen, und der Markgraf hat mir geſagt, daß er mir ihn durchaus verſchaffen wollte, allein ich werde nie die Achtung gegen die Erbprinzeſſinn aus den Augen ſetzen, und jeder Zeit bemüht ſeyn, ihr Dienſte zu leiſten. Ich will, ehe ich ihr das alles entdecke, noch einige Zeit warten, ich will ſie zu gewinnen ſuchen, eben das will auch der Markgraf, wir wollen ihr ſo lange ſchmeicheln, daß ſie endlich in unſer Begehren einwilligt.

Die Marwitz ermangelte nicht, mir dieſes alles zu hinterbringen. Nach vielem Kopfbrechen beſchloß ich, der Hofmeiſterinn den ganzen Vorgang zu melden; um aber die Marwitz nicht blos zu ſtellen, gab ich vor, ein anonymes Billet erhalten zu haben, das mich von dem ganzen ſaubern Projekt unterrichtete. Frau von Sonnsfeld ſpie Feuer und Flammen, ſobald ſie es hörte, das wäre, ſagte ſie, eine Erfindung ihrer Feinde, um ſie und ihre ganze Familie zu ſtürzen; wie ich ihr aber alle Beweiſe für die Wahrſcheinlichkeit deſſen was das Billet enthielt vorlegte, beſänftigte ſie ſich allmählig. Ich machte ſie nun auf die häufigen Beſuche des Markgrafen bei ihrer Schweſter, aufmerkſam, auf ſeine Aufmerkſamkeit gegen ſie, ſeine Rückſichten gegen ſie und auf tauſend Kleinigkeiten, die ich vorher ſelbſt nicht beachtet hatte, die mir aber, nun meine Aufmerkſamkeit rege gemacht war, auffielen. Meine Hofmeiſterinn hob in Thränen zerfließend, Hände und Augen zum Himmel auf. Im erſten Zorn wollte ſie dem Markgrafen den Kopf waſchen, dann ihren Abſchied fordern, und die Schweſter mit ſich fortnehmen; aber das alles diente nicht in meinen Kram; ich ſtellte ihr ſo weitläuftig vor, daß man dieſe Intrigue mit Sanftmuth, und mit Vorſtellungen, die ihrer Schweſter gemacht würden, abbrechen müßte, daß ſie endlich meinem Willen nachgab. Flora kam noch verſchiedene Male nach Himmelskron, wo ſich denn die Hofmeiſterinn nicht enthalten konnte, über ihre langen Unterredungen mit dem Markgrafen zu ſticheln, ich plagte ſie aber ſo lange, daß ſie endlich noch ſtillſchwieg.

Den zwanzigſten Dezember kehrten wir endlich in die Stadt zurück. Hier konnte ſie ihre Heftigkeit nicht mehr bemeiſtern; ſie behandelte ihre Schweſter ganz unbarmherzig, und ſagte ihr, daß mir alle ihre

Ränke bekannt wären. Flora hatte einen sehr beschränkten Verstand, und da die Hofmeisterinn, die viel älter wie sie war, sie erzogen hatte, behielt sie immer noch eine gewisse Furcht vor ihr; das arme Mädchen ließ sich also von ihr in Schrecken jagen und legte ihr eine vollständige Beichte von allem dem ab, was ich hier aufgezeichnet habe; sie zeigte ihr sogar die Briefe des Markgrafen, in welchen er ihr den von ihm entworfnen Plan, sie im Falle, daß sie Wittwe würde, sicher zu stellen, mittheilte; alle diese Briefe waren voll der schmeichelhaftesten Versprechungen. Sobald die Hofmeisterinn sie gelesen hatte, sagte sie der Flora, sie solle sogleich mit ihr zu mir kommen, um mir die Briefe zu bringen, und da in meiner Gegenwart dem Markgrafen schreiben, um ein für allemal mit ihm zu brechen. Wolle sie das aber nicht, so würde sie augenblicklich allein fortgehen, und wenn Flora sie nicht begleitete, gewiß Mittel finden, sie auf eine oder die andere Weise von Bayreuth zu entfernen. Der feste Ton, in dem Frau von Sonnsfeld mit ihr sprach, machte ihr Angst, sie kam zu mir, erzählte mir ihren ganzen Roman, und wollte mir glauben machen, daß sie nie gesonnen gewesen sey, die Anerbietungen des Markgrafen anzunehmen. Ich that, als mäß ich ihr Glauben bei, sprach sanft und freundschaftlich mit ihr, zugleich machte ich ihr aber begreiflich, daß ich nie die Hände zu dieser Heirath bieten würde. Der Erbprinz versprach ihr vielfältig, ihr ganzes Lebelang für sie zu sorgen, sagte ihr aber ungefähr dasselbe, wie ich. Prinzessinn, sagte ich ihr, können sie nun schon niemals werden, dazu kann Sie nur der Kaiser machen, und der hat zu viel Rücksichten für den König, um etwas zu thun, daß diesem so sehr mißfiele; und an der linken Hand getraut zu werden — zu dieser Stelle setze

ich in Ihnen zuviel Ehrgefühl voraus; Sie sehen also, daß dieses eine unmögliche Sache ist. Diesem gemäß versprach sie mir, dem Markgrafen so ernstlich zu schreiben, daß er den Einfall auf immer aufgeben sollte, da sie uns aber durch den Einfluß, den sie über ihn habe, nützlich seyn könnte, wollte sie so behutsam zu Werke gehen, daß sie immer im Stande sey, uns zu dienen, und ihn zugleich im Zaum zu halten. Sie hielt Wort, und ich war froh, diese unangenehme Geschichte so glücklich beendet zu haben. Ich muß aber doch hier ihr Gemählde entwerfen.

Fräulein Sonnsfeld ist nur fünf Fuß hoch, sehr beleibt, und hinkend am linken Fuß. In ihrer Jugend war sie eine vollkommene Schönheit, allein die Kinderblattern hatten ihre Züge so verändert, daß sie nicht mehr dafür gelten konnte. Dennoch nimmt ihr ganzes Gesicht ein, und ihre Augen sind so geistreich, daß sie einen irre führen. Ihr zu großer Kopf giebt ihr das Ansehn einer Zwerginn, allein ihr Körper hat nichts auffallendes; sie hat Grazie, Anstand, und ein Betragen, das beweißt, daß sie in der großen Welt war, ihr Herz ist vortrefflich, sie ist sanft und dienstfertig, kurz, an ihrem Charakter ist nichts auszusetzen, ihr Betragen war immer ohne Tadel, aber Verstand hatte ihr der Himmel nicht zugetheilt, sie hat eine gewisse Weltkunde, die es verhindert, diesen Fehler zu bemerken, man nimmt ihn nur im genauen Umgange wahr. Die Vortheile, die ihr der Markgraf anbot, hatten sie verblendet, Ehrgeiz und Eigenliebe hatten sie verführt, und ihre Beschränktheit hatte sie verhindert, die Folgen zu übersehen.

Meine Gesundheit blieb sich immer gleich. Mein Fieber war nicht mehr fortwährend, aber es kam alle Abend. Das verhinderte mich nicht, Gesellschaft zu sehen, allein sie machte mir viele Langeweile; ich

war auch immer schwermüthig, obschon ich mir so viel Gewalt anthat, daß es niemand gewahr ward, als die Personen, die mich umgaben. Zum Theil war meine Krankheit an dieser Schwermuth schuld, zum Theil aber auch der viele Verdruß, den ich in Berlin hatte. Er hatte mich gewöhnt, nachzusinnen, und immer in Gedanken zu seyn.

Da des Prinzen Wilhelm sein kaiserliches Regiment durch seinen Tod erledigt war, rieth man dem Markgrafen es für seinen Sohn zu fordern. Der Markgraf Georg Wilhelm hatte, es auf die Bedingung aufgehoben, daß es immer bei der Familie bleiben sollte. Der Markgraf trug mir auf, darüber an die Kaiserinn zu schreiben, die mir dann auch sehr verbindlich antwortete, und meine Bitte gewährte. Der Erbprinz war sehr erfreut darüber, denn er liebte das Kriegswesen so sehr, daß es seine größte Leidenschaft war.

Wir waren in der Fastnacht. Die Marwitz, die ihr Möglichstes zu meiner Zerstreuung aufbot, schlug mir vor, es dahin zubringen, daß man eine Wirthschaft anstelle. Der Erbprinz, der Kurzweil liebte, drang auch in mich, den Markgrafen dazu zu vermögen. Das war ziemlich schwer, der Markgraf liebte die Lustbarkeiten nicht, er machte sich eine Gewissenssache daraus, worinn ihn sein Beichtvater, ein höchst strenger Pietiste, noch bestärkte. Flora, mit der wir davon sprachen, versprach uns endlich, die Sache durchzusetzen. Sie wußte auch wirklich den Markgrafen so gut zu behandeln, daß er mir dieses Fest selbst vorschlug. Ich nahm es sogleich an. Er bat mich, alles nach meinen Sinn zu veranstalten, und machte nur die einzige Bedingung, sich nicht maskiren zu müssen. Dieser Zeitvertreib ist nur in Deutschland bekannt; man stellt einen Wirth und eine Wirthinn dar, die andern Masken stellen alle Handwerker und

Zünfte der Welt vor. Bei diesen Festen trägt man keine Masken vor dem Gesicht, und deswegen hatte es die Marwitz in Vorschlag gebracht, denn sie wußte, daß es vergeblich seyn würde, um eine Maskerade zu bitten, die hätte der Markgraf niemalen erlaubt.

Ich ließ den ganzen Saal, der von einer ungeheuern Größe ist, in einen Wald verwandeln, an dessen Ende man ein Dorf mit seinem Wirthshause sah, das die gute Frau ohne Kopf zum Schilde hatte. Das ganze Haus war von Baumrinden gebaut, und sein Dach mit Lampen bedeckt. Im Wirthshaus befand sich eine Tafel von hundert Gedecken, deren mittlerer Raum ein Blumenstück mit Springbrunnen verziert, vorstellte. In den Baurenhäusern traf man Kaufläden mit Erfrischungen an. Der Ball ward nach dem Abendessen eröffnet; alle Welt fand dieses Fest allerliebst und vertrieb sich die Zeit auf die angenehmste Weise, nur ich war zur Langenweile verurtheilt, denn der Markgraf hörte nicht auf mich mit seiner widrigen Moral zu unterhalten und belagerte mich dergestalt, daß ich mit niemanden sprechen konnte, obschon Fremde genug da waren, deren Unterhaltung ich geliebt hätte.

Den nächstfolgenden Sonntag predigte der Almosenpfleger des Markgrafen ganz öffentlich gegen diese Maskerade; er rufte uns alle in der vollen Kirche auf, und obschon er den Markgrafen öffentlich schonte, machte er ihm in geheim doch solche Vorwürfe, seine Hände zu so einer Sünde geboten zu haben, daß sich der Herr auf alle Ewigkeit für verdammt hielt. Er versprach aber dem geistlichen Herrn so hoch und theuer, keinen solchen Zeitvertreib mehr in seinem Lande zu dulden, daß er endlich die Absolution erhielt. Dem Markgrafen war das aber nicht genug, auch der Erbprinz sollte allen Freuden entsagen, allein zu des Markgrafen großem Mißfallen fand dieser Mittel, dem Schwur auszuweichen.

Eine Begebenheit, die sich damals zutrug, war nicht wenig geeignet, seinen Aberglauben zu vermehren, und hätte es endlich dahin bringen können, die Lebensweise der Trappisten zu ergreifen, hätte sich nicht der Erbprinz die Mühe gegeben, die Betrügerei zu entdecken.

Seit dem Tod des Prinzen Wilhelm hatte sich ein panischer Schrecken aller Gemüther bemächtigt; täglich erzählte man sich neue Geschichten von Gespenstern, — die eine noch lächerlicher wie die andere, die man im Schlosse gesehen haben wollte. Die Sorge für meine Gesundheit setzte ein Gespenst mit Fleisch und Bein zu meinen Gunsten in Bewegung. Was man wünscht, ist man zu glauben geneigt; ein Stadtgespräch gab mich für schwanger aus, da ich aber von seinem Ungrunde überzeugt war, lernte ich halb zum Zeitvertreib, halb zum Besten meiner Gesundheit, für welche mir die Aerzte viel Bewegung anempfohlen hatten, das Reiten. Der Markgraf hatte mir ein schwarzes, sehr sanftes Pferd gegeben, doch da ich sehr schwach war, ritt ich es höchstens nur eine Viertelstunde. Alles Neue mißfällt. Diese Sitte, die in England und Frankreich sehr üblich ist, war in Deutschland unbekannt, alle Welt schrie dagegen und daher entstanden die Gespenster. Nach kurzer Zeit benachrichtigte man den Marschall von Reitzenstein, daß ein Gespenst von fürchterlicher Gestalt alle Abende in einem der Gänge des Schlosses erscheine und mit fürchterlicher Stimme die erstaunlichen Worte ausspräche: sagt der Fürstinn des Landes, daß ihr, wenn sie fortfährt ein schwarzes Pferd zu reiten, großes Unglück bevorstehe, und daß sie sich wohl hüte, während sechs Wochen aus dem Zimmer zu gehen. Herr von Reitzenstein, seines Zeichens ein sehr abergläubiger Herr, benachrichtigte den Markgrafen sogleich von dieser Erscheinung, worauf mir dann unverzüglich der Befehl zukam, weder das Schloß zu ver-

laſſen, noch in die Reitſchule zu gehen. Das verdroß mich ſehr, und beſonders wegen ſo einer ärmlichen Urſach.. Ich verſicherte den Markgrafen, daß das ein abgeredetes Spiel ſey, und der Erbprinz theilte ihm ſogar ſeine Vermuthungen darüber mit, und drang ſo lebhaft in ihn, daß er ihm endlich erlaubte, der Sache gründlich nachzuforſchen. Nun ließ er treue Leute durch alle die Eingänge herein, welche dem Geſpenſte Zugang verſtatteten, es war aber ſo gut unterrichtet, daß es ſich an den Tagen, wo man ihm aufpaßte, nicht zeigte. Er verſprach endlich der Angeberinn eine groſſe Summe, wenn ſie entdecken könnte wer es ſey. Das arme Weib nahm eine Blendlaterne mit ſich, und hatte eben nur Zeit, das Geſpenſt ins Auge zu faſſen, denn es hatte ſeine Maßregeln genommen, und bließ ihr ein ſo feines Gift in die Augen, daß ſie davon blind ward. Nach ihrer Ausſage hatte der Geiſt Nußſchaalen auf beiden Augen, und das Geſicht dergeſtalt mit grauer Leinwand umwunden, daß ſie ihn nicht erkennen konnte. Des Markgrafen Frömmelei, oder vielmehr ſeine üble Laune gegen uns, ward durch dieſe Entdeckung keineswegs gehoben. Der Erbprinz meinte, um allem Zwiſte zuvor zu kommen, ſey es am beſten, wenn wir uns entfernten. Schon ſeit langer Zeit waren wir dem Markgrafen von Anſpach einen Beſuch ſchuldig, nahmen alſo dieſen kritiſchen Zeitpunkt wahr, um ihn zurückzugeben, und reiſten den ein und zwanzigſten Jenner nach ſeiner Reſidenz ab.

Beinahe wäre die Weiſſagung des Geſpenſtes in Erfüllung gegangen. Indem wir neben einem ungeheuren Abgrund fuhren, kam das Vorderrad aus dem Gleiſe, und ohne die Hülfe meiner Heyducken, welche den Wagen bei den Hinterrädern zurück hielten, wären wir herunter geſtürzt. Der Markgraf, die Marwitz und meine Hofmeiſterinn ſtiegen, weil die Thüre des

Wagens der anstoßenden Felsen wegen nicht ganz aufging, mit einiger Mühe aus, und weil meine Leute glaubten, daß auch ich ausgestiegen sey, ließen sie die Räder los; der Schrecken gab mir Kraft und Geschicklichkeit, ich sprang in einem Satz aus der Wagenthür, allein ich strauchelte mit beiden Füßen, und fiel unter die Kutsche in dem Augenblick, wo sie wieder fortfuhr. Die Marwitz und ein preußischer Offizier, der uns gefolgt war, ergriffen mich bei den Kleidern und rissen mich hinweg, sonst wäre ich unter die Räder gekommen. Da ich sehr erschrocken war, gab man mir zur Herzstärkung ein wenig Wein, und dann setzten wir unsern Weg fort.

Das Thauwetter war erst mit der Nacht eingetreten, die Sonne mußte dem Schatten weichen, um im Romanenstyle zu reden, und unser Weg führte uns über einen Fluß. Er war zugefroren, allein kaum waren wir darauf, so brach das Eis, und Pferd und Wagen blieb ganz zur Seite hängend darinn stecken. Mit Hülfe von Winden, und mit der größten Vorsicht, sonst hätten wir alle ertrinken können, zog man uns wieder heraus.

Endlich kamen wir in Beiersdorf an, wo ich mich, müde und halb todt von allen Schrecken des heutigen Tages, niederlegte und den andern Abend in Anspach anlangte. Ich ward wie das erstemal empfangen, und da ich diesen Hof schon beschrieben habe, halte ich mich nicht bei meinem Aufenthalt daselbst auf. Ich reiste den achten Februar von da ab, und kam den zweiten Tag darauf nach Bayreuth zurück.

Neue Unfälle erwarteten uns dort. Zur Zeit meiner Heirath hatte der König mit dem Markgrafen einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge dieser Prinz ihm die Werbung für drei preußische Regimenter in seinen Staaten erlaubte; nämlich für dasjenige meines Bru-

ders, des Erbprinzen, und des Fürsten von Anhalt. Herr von Münichow, der Hauptmann des Bayreuther Regiments, der als Werbeoffizier daselbst stand, war ein junger Mensch, den mein Bruder sehr vorzog, ein Sohn des Münichow, der ihm während seiner Gefangenschaft so große Dienste geleistet hatte, und von ihm meinem Gemahl ausdrücklich empfohlen. Ein guter Mensch, aber das Pulver hatte er nicht erfunden! Er kam uns in Streitberg, wo wir zu Mittag speisen sollten, entgegen, und kündigte dem Erbprinzen sogleich an, er habe einen Fang von einem sechs Fuß hohen Menschen gemacht; er sey aus Bamberg, und habe sich von einem andern Regiment wollen anwerben lassen, deßhalb habe er ihn nahe bei Bayreuth mit Gewalt entführen, und nach Wassewalk führen lassen, und das so heimlich, daß kein Mensch etwas davon wüßte. Er fügte noch hinzu, der Mensch sey ein Taugenichts, der im bürgerlichen Leben zu nichts gut wäre, er glaube also, daß die Geschichte gar kein Aufsehen machen würde.

Der Erbprinz machte mich mit Münichows Heldenthat bekannt, und sah voraus, daß sie ihm Verdruß machen würde; er sagte es Münichow sogar, aber der junge Mensch beruhigte ihn so sehr durch die Maßregeln, die er bei der ganzen Sache beobachtet hätte, daß wir hofften, sie könne vielleicht ganz verborgen bleiben. Die Freundlichkeit, mit der uns der Markgraf empfing, machte mich glauben, daß er nichts davon wüßte, und in eben dieser Stimmung reiste er den zwölften Februar nach Himmelkron ab. So hielten wir also die ganze Sache vor vergessen, als uns Herr von Voigt um Mitternacht aufwecken ließ, und dringend zu sprechen verlangte; er sagte uns, der Gemeinrath Lauterbach, (der aber von keiner angesehenen Familie war), sey in der Dämmerung bei ihm gewesen, und habe ihm aufge-

fragen uns zu sagen, er käme von Himmelkron, wo er den Markgrafen aufs heftigste erzürnt, und aufgebrachter wie je in seinem Leben, gesehen hätte. Er wisse den Streich, den Münichow vollführt, habe den Erbprinzen im Verdacht, darinn verwickelt zu seyn, und habe geschworen, sich auf eine auffallende Weise zu rächen; er wolle den folgenden Tag in die Stadt kommen, wir möchten also unsre Maßregeln nehmen, weil er alles für den Erbprinzen fürchtete.

Diese Nachricht versetzte uns in die tödtlichste Unruhe. Wir berathschlagten vergeblich, kein Mittel war zu finden, es blieb dem Erbprinzen nichts übrig, als sich zu unterwerfen, half dieses aber nicht, so war alles verloren. So brachten wir eine grausame Nacht zu.

So bald es Tag ward schickte ich zur Hofmeisterinn, und die Berathschlagung begann von Neuem, und mit eben so wenigem Erfolg. Endlich sprach ich mit der Flora: Sie versprach uns, ihr ganzes Ansehen zur Ausgleichung dieser bösen Sache zu verwenden, sie fürchtete aber wenig zu vermögen, denn man nähme so wenig Rücksicht darauf, dem Markgrafen Vergnügen zu machen, daß man es ihm nicht verübeln könne, wenn er uns mit gleicher Münze bezahle. Ich sagte ihr, sie solle mir dieses Räthsel, das ich nicht verstehe, erklären, weil ich mich nicht erinnere, daß weder der Erbprinz noch ich irgend eine unsrer Schuldigkeiten gegen den Markgrafen versäumt hätten. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Ich wußte recht gut was sie meinte, aber ich wollte es nicht verstehen, sondern drang in sie deutlicher zu sprechen, worauf sie nicht wußte, wie sie mir antworten sollte, und endlich sagte, ich zöge den Markgrafen auf und behandle ihn wie einen beschränkten Kopf, der keinen Menschenverstand habe. Wenn ich gesagt habe, antwortete ich, daß er einen beschränkten Kopf habe, so ist es die Wahrheit, allein in diesem Ton

ſprach ich nur mit Leuten, von denen ich gewiß war, wie von ihrer Schweſter und Ihnen, daß ſie keinen übeln Gebrauch davon machten. Ich geſtehe gar gern, daß er Urſache hat zornig zu ſeyn, und habe Münichows Betragen gemißbilligt, ſo bald ich die ſaubre Begebenheit erfuhr, und könnte es ſogar nicht tadeln, wenn er mit ſeinem Sohn ein bischen ſtrenge darüber ſpräche, wenn er ſich nur der Gewaltthätigkeit enthält, denn in dieſem Fall ſetzt er ſich ins Unrecht.

Den ganzen Nachmittag brachte ich in tödtlicher Unruhe zu; ich kannte die Gewaltthätigkeit des Markgrafen, und wußte, daß er in der erſten Heftigkeit zu allem fähig ſey. Um fünf Uhr kam er endlich an; der Erbprinz empfing ihn wie gewöhnlich unten an der Treppe, und führte ihn in ſein Zimmer; der Markgraf machte ihm tauſend Liebkoſungen, unterhielt ſich über eine Stunde mit ihm, ſagte dann, er habe ein wenig zu thun, worauf er zu mir kommen würde.

Ganz triumphirend kam der Erbprinz zu mir, gab in der Flora Gegenwart ſeinem Vater die größten Lobſprüche, und ſagte, er würde nie die Mäßigung vergeſſen, die er ihm bei dieſer Veranlaſſung gezeigt hätte, und obſchon er im Grunde unſchuldig ſey, und an der Gewaltthat keinen Theil habe, habe er ihm doch ſein Unrecht viel lebhafter fühlen laſſen, als es durch Mißhandlung geſchehen wäre. Doch bald änderte er den Ton, denn man meldete ihm, daß Herr von Münichow mit zween Unteroffizieren des Bayreuther Regimentes feſtgeſetzt wäre.

Es war nicht lange her, daß die Holländer einen preußiſchen Offizier, der auf ihrem Gebiet geworben hatte, erſchießen ließen und ich erinnerte mich ſehr gut, daß der Markgraf dieſes Verfahren ſehr gut hieß, alſo zweifelte ich nicht, daß er Münichow daſſelbe Schickſal zudächte. Ich zitterte davor, denn ich ſah die abſcheu-

lichsten Folgen vorher, und überlegte schon bei mir selbst, wie man ihn an diesem gefährlichen Schritte verhindern möchte, als er selbst zu mir eintrat. Er war äußerst verbindlich, ich in der größten Bewegung, weil wir aber zur Abendtafel zu gehen im Begriff waren, sprach ich von nichts. Nach aufgehobener Tafel nähente ich mich ihm, und sagte: Ihre Durchlaucht hat recht über die Gewaltthat, deren sich Münichow schuldig machte, zu zürnen, sein Verfahren ist ohne Zweifel unverzeihlich und verdient das Mißfallen von Ihrer Durchlaucht, der Erbprinz hat es ihm streng verwiesen, und verdammt ihn so sehr wie ich, da aber sein Verhaft mir von Seiten des Königs, der sich die Sache sehr zu Herzen nehmen wird, viel Verdruß machen könnte, so bitte ich Ihre Durchlaucht dringend, ihn um meinetwillen in Freiheit zu setzen. Es ist die erste Gnade, um die ich Sie bitte, und ich bin überzeugt, Sie schlagen sie mir nicht ab. Er hörte mich sehr kaltblütig an, dann nahm er einen wahren Herrscherton an, und sprach: Ihre königliche Hoheit fordern immer Gnaden von mir, die ich Ihnen nicht bewilligen kann. Der Vorfall ist abscheulich! Der entführte Mensch ist ein katholischer Priester, man hat ihn gebunden, hat ihn auf das Grausamste behandelt, und das gleichsam in meiner Gegenwart. Die Händel abgerechnet, die er mir mit dem Bischof von Bamberg zuziehen wird, kann ich nicht leiden, daß man die mir schuldige Ehrerbietung dergestalt vergißt, noch das Ansehen, welches Gott in meine Hand gab; so lange ich lebe, werde ich in meinem Lande keine solche Gewaltthätigkeiten dulden, und hätte mein Sohn Theil daran, so wünschte ich, er wäre niemals geboren, oder in der Wiege erstickt. Ich bin hier Herr, und als solcher will ich mich gegen einen jeden beweisen, der es sich beikommen läßt, gegen mein Ansehen zu handeln. Ich glaube, gnädiger Herr,

antwortete ich, daß niemand daran zweifelt, und wäre in Verzweiflung, wenn Ihre Durchlaucht glaubten, daß der Erbprinz den geringsten Antheil an dieser Sache hätte. Ich glaube es auch nicht, allein mein Sohn hätte besser gethan, mich selbst von diesem allem zu benachrichtigen; freilich glaube ich auch, daß ihm Münichow die Dinge anders gesagt hat. Das ist wahr, bemerkte ich; aber wenn ich ein Wort hinzufügen könnte? — Sie können alles sagen, was Sie für gut finden, gnädige Frau. — Nun gut, sagte ich also, so lassen Ihre Durchlaucht Huld, statt Gerechtigkeit, walten, sie begnüge sich mit der Genugthuung, welche sie sich schon durch Münichows Verhaftnehmung gab, und setze ihn morgen in Freiheit. Der Erbprinz wird ihn unverzüglich fortschicken; Münichow ist ein Liebling meines Bruders, der ihm und seiner ganzen Familie Verbindlichkeiten hat, er wird — Ihrer Durchlaucht sehr vielen Dank wissen, wenn er erfährt, daß Sie ihn in Rücksicht der Dienste, die er von ihm empfing, freigelassen haben. — Ich bitte Ihre königliche Hoheit, mir über diesen Gegenstand nichts mehr zu sagen; ich muß wissen, was mir zu thun gezieme, und wünsche Ihnen guten Abend. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und ließ mich ganz verstummt stehen.

Der Erbprinz fand mich noch ganz bestürzt über diese schöne Rede. Wir erwarteten beide, daß die Sache ernsthaft werden würde; der Erbprinz war aufs heftigste gegen seinen Vater aufgebracht, und ich nicht weniger. Der Markgraf hatte Recht, die Verletzung der Achtung, die man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte, zu ahnden; allein er hätte sich anders dabei benehmen, mit dem Erbprinzen davon sprechen, den Offizier in Verhaft nehmen, und mir hernach seine Loslassung bewilligen sollen; aber die Falschheit, mit der er handelte, war unverantwortlich, und beweißt hinlänglich

die Empfindungen seines Herzens, die uns nicht geneigt waren. Münichow ward förmlich verhört. Er leugnete den Menschen mißhandeln haben zu lassen, eben so leugnete er seinen Priesterstand gewußt zu haben, da er die priesterliche Kleidung nicht getragen hätte. Man verhörte ihn zweimal an demselben Tage, ohne etwas anderes von ihm zu erfahren. Flora ihrer Seits, hatte nichts vom Markgrafen erhalten können, ich beschloß also die Kranke zu spielen, und legte mich zu Bett. Man that alles mögliche um ihn zu rühren, man sagte ihm, der Kummer habe mich krank gemacht, er lachte nur darüber.

Bis hierher hatte ich alles mit Sanftheit in ein beßres Gleis zu bringen gesucht, da aber Münichow dem Erbprinzen sagen ließ daß man seine Wachen verdoppelt habe, und ihn wie einen Verbrecher, dem man den Prozeß machen wolle, behandle, so hielt ich es für Zeit andre Mittel anzuwenden, um ihn aus dieser übeln Lage ziehen. Ich ließ den ersten Minister, Baron Stein, zu mir kommen, und sezte ihm die unangenehmen Folgen auseinander die des Markgrafen Betragen haben könnte, wenn er gegen Münichow zu Gewaltthätigkeiten schritte — kurz, ich flößte ihm eine so ungeheure Furcht vor dem Könige ein, daß er mir versprach alles mögliche anzuwenden, um den Markgrafen zu beruhigen. Ganz erschrocken über das, was ich ihm gesagt hatte, lief er zu seinem Herrn, und setzte ihn dermaßen in Angst, daß er Münichow auf der Stelle seines Hafts entließ. Er trug dem Baron Stein auf, mir zu sagen, er bestehe keinesweges auf Münichows Abreise, er wolle ihn mit Höflichkeit behandeln und bäte mich dringend die Sache bei dem Könige zum besten zu wenden. Ich ließ ihm für die Rücksichten, die er mir durch die Gewährung meiner Bitte bezeigt hatte, danken; und zugleich versichern, daß der Erb-

Prinz Münichow sogleich zu seinem Regimente zurück schicken würde, weil er keine Leute um sich haben wollte, die das Unglück gehabt hätten, seinen Vater zu beleidigen; ich würde dem Könige den ganzen Vorgang darlegen, und zweifelte nicht, daß die Sache in kurzem vergessen seyn würde. Er war von meinem Betragen bezaubert; Münichow nahm Abschied von ihm, und der Frieden war wieder hergestellt. Der Erbprinz brachte es sogar bei dem Könige dahin, daß er den Priester wieder zurück gab, so daß der Markgraf alle Genugthuung erhielt, die er nur zu fordern im Stande war.

Kaum fing ich an Athem zu holen und mich zu beruhigen, so ward ich in neue Unruhen gestürzt; sie wurden durch einen Brief des Königs veranlaßt, in dem er mir meldete: da er dem Kaiser die in dem Traktat von Wien festgesetzten zehntausend Mann bewilligt habe, rechnete er darauf den Feldzug am Rhein in eigner Person zu machen, und wolle daß der Erbprinz ihn begleite, ich solle nur mit dem Markgrafen in seinem Namen davon sprechen, und ihn zur Einwilligung stimmen. Der Erbprinz wünschte es aufs Leidenschaftlichste, denn da er sich vom Könige unterstützt sah, verzweifelte er nicht, seinen Vater zu bewegen. Ich hingegen war sehr dagegen; ich kannte den Erbprinzen, er hatte den ungemessensten Ehrgeiz sich auszuzeichnen, das Kriegswesen war seine Hauptleidenschaft, er war lebhaft und hitzig; das alles machte mir Sorge, er möchte sich zu sehr aussetzen, und ihm möchte ein Unfall begegnen. Mir war auf Erden nichts theurer wie er, wir waren ein Herz und eine Seele, ja ich glaube, nie waren zween Herzen so innig wie die unsern. Demunerachtet war ich genöthigt dem Markgrafen den Brief zu zeigen, den Erbprinzen betrog ich aber dennoch, denn ich fand Mittel vorher mit dem Minister zu sprechen, und es so einzurichten, daß man ihm abrieth

den Prinzen abreisen zu lassen. Dieses kostete mir wenig Mühe; seit dem Tod seines Bruders war er einziger Sohn, sie mißbilligten allgemein den Einfall des Königs, und versprachen mir es dahin zu bringen, daß der Markgraf niemals die Hand zu diesem schönen Plane bieten sollte. Nachdem ich also die Karten gemischt hatte, sprach ich mit dem Markgrafen; er schien verlegen und sagte mir, er wolle es überlegen. Der Erbprinz bewegte seiner Seits Himmel und Erde, um seinen Vater zur Einwilligung in seine Abreise zu vermögen; allein niemand wollte damit zu thun haben, so daß der Markgraf selbst an den König schrieb, daß er nie darein willigen würde, daß sein Sohn diesen Feldzug mache, die Hoffnungen des Landes beruhen einzig auf ihm, und es widersetze sich allgemein diesem Plane; diese Antwort schloß dem König auf eine Zeitlang den Mund, und beruhigte mich auch.

Ich habe meine Schwägerinn, die Prinzessinn Charlotte, nicht erwähnt. Sie war bis zum einsperren verrückt; zuweilen hatte sie so schwarze Launen, daß sie von Zeit zu Zeit wüthend ward. Der Markgraf mußte sie damals schlagen, sonst kam kein Mensch mit ihr aus. Die Aerzte behaupteten, diese Tollheit hätte ihren Grund in einem zu verliebten Temperamente, und das einzige Heilungsmittel für sie, sey die Ehe. Sie urtheilten ganz richtig, wie sich aus mehreren Umständen, die ich hier nicht auseinander setzen kann, erwieß. Früh und Abend erschien sie öffentlich, und die übrige Zeit bewachte man sie mit den Augen. Wenn sie einen Mann sah, lachte sie, und machte ihm Zeichen, man suchte dem Dinge immer eine schickliche Wendung zu geben, und veranstaltete es immer so, daß sich Damen ihr gegenüber befanden, so daß sie sich nicht zu vergessen in Gefahr kam.

Der Herzog von Weimar hatte seit langer Zeit

Absichten auf sie. Er ist einer der mächtigsten sächsischen Fürsten, galt aber immer dafür in seiner Art eben so närrisch zu seyn, wie die Prinzessinn in der ihrigen, so daß sie sich vollkommnen zu einander paßten. Er wendete sich an Herrn Dobener um das Bildniß meiner Schwägerinn zu erhalten, und so nachtheilig es sie darstellte, war er doch davon entzückt, er forderte sie in aller Form von dem Markgrafen zur Ehe, und machte einzig die Bedingung, daß bis zu seiner Ankunft in Bayreuth nichts von der Sache gesprochen würde. Der Markgraf willigte, wie man leicht denken konnte, unverzüglich ein, und man fing unter der Hand an, Anstalten zur Hochzeit zu machen.

Die Prinzessinn Wilhelmine hatte, da sie sich nicht entschliessen konnte die Reise nach Dännemark zu machen, seit einigen Monaten den Prinzen von Ostfriesland geheirathet.

Ich komme zum Herzog von Weimar zurück. Er kam wie Nicodemus in der Nacht; denn er ließ seine Ankunft nur einige Stunden vorher melden; zugleich ließ sich der Herzog von Coburg ansagen, und das war uns sehr verdrießlich, denn dieser erbte, in dem Fall, daß der Herzog ohne männliche Erben verstürbe, den größten Theil seines Landes; da nun der Herzog von Weimar noch keine hatte, glaubten wir, er käme ausdrücklich um diese Heirath zu hintertreiben. Sie kamen beide des Abends an; da der Markgraf weder Gesellschaft noch Gäste liebte, bat er mich die Wirthinn zu machen, und befahl seinem ganzen Hof mir zu gehorchen. Die zwei fremden Prinzen wurden also sogleich zu mir geführt. Der von Weimar ist klein, und mager wie ein Klepper; er stellte sich mir sehr artig vor, und den ersten Tag fand ich nichts lächerliches an ihm. Die Prinzessinn, welche schön wie ein Engel war, und die ich auf alle Weise hatte adonisiren lassen, betrach-

tete er mit der größten Aufmerksamkeit. Der Herzog von Coburg ist groß, sehr wohlgebildet, und hat eine der gefälligsten Gesichtsbildungen; er hat viel gesunde Vernunft, und ist sehr achtenswürdig von Seiten seines vortrefflichen Herzens.

Den andern Tag zeigte sich der Herzog von Weimar ein bischen mehr. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit so groben Lügen, daß er sie unmöglich wo anders als in der Schule des Teufels so keck hatte vorbringen lernen. Diesen ganzen Tag über ließ er dem Markgrafen nichts sagen, worüber dieser sehr unruhig ward, und mich um Gotteswillen bat alles mögliche zu thun, damit diese Heirath zu Stande käme. Ich will mich gegen dem Herzog von Weimar nicht bloß geben, sagte er, Ihre königliche Hoheit allein, können die Sache beendigen; es wär mir ein tödtlicher Kummer, wenn diese Heirath abgebrochen würde, und da die Ehre meines Hauses nothwendig dadurch litte, müßte es sehr unangenehme Folgen herbei ziehen.

Ich gab seinen Bitten nach, befand mich aber in einer großen Verlegenheit, denn ich wußte nicht wie ich den Herzog zu einer Erklärung sollte bringen. Der von Coburg half mir aus der Noth; er ließ mich und den Erbprinzen um eine Privataudienz bitten in welcher er mir sagte: er nähme wohl wahr daß wir ihm als den Kollateral Erben des Herzogs von Weimar mißtrauten, und käme ausdrücklich sich von diesem Verdachte zu reinigen, sein Besuch in Bayreuth habe keinen andern Zweck als die Heirath des Herzogs zu befördern, dieser habe schreckliche Caprizen, sey vollkommen hirnloß, habe nie einen festen Plan, und ändre seine Laune zwanzig Mal in einem Tage, so daß wir auf dem Wege gewöhnlicher Behutsamkeit nie zu unserm Ziele gelangen würden; deßhalb rieth er mir, daß ich ihn scherzend zu einer Erklärung verleiten, und die Ver-

lobung dann unmittelbar vollziehen laſſen ſollte, er wolle mir aus allen Kräften beiſtehen, denn die Prinzeſſinn gefiel ihm ſehr gut, und er wär überzeugt, daß die Verlobung, wenn ich ſeinem Rathe folgte, noch am ſelbigem Abend ſtatt finden würde. Wir dankten ihm ſehr. Er lehrte mir meine Lexion, und bat den Erbprinzen, ſich nicht darum zu bekümmern; denn, ſetzte er hinzu, er liebt die Damen, und ihre königliche Hoheit kann ihn, wenn ſie will dazu bringen, daß er über den Stock ſpringt. Der Markgraf ward von dieſem allen unterrichtet; ich bat ihn, ſich bereit zu halten, damit er auf den erſten Wink zu mir kommen könnte, um Zeuge bey der Verlobung zu ſeyn.

Schon zu Mittag fing ich an meine Karten zu miſchen. Ich rief alles zuſammen was ich von toller Muſik auftreiben konnte. Trompeten, Pauken, Pfeifen und Dudelſäcke, Hörner, Jagdhörner — was weiß ich alles? — die uns die Ohren bis zum Taubwerden ermüdeten. Unſers Herzogs ſeine Narrheit kam gar bald zum Vorſchein, er legte ſie in vollem Glanze vor Augen, ſo daß man ihn hätte vor beſeſſen halten ſollen. Er ſtand vom Tiſche auf, ſpielte ſelbſt die Pauken, ſtrich die Geige, tanzte, ſprang und beging alle mögliche Thorheiten. Nach der Tafel führte ich ihn mit dem Prinzen von Coburg, der Prinzeſſinn und meinen Damen in mein Kabinet, hier fing ich damit an, von dem Krieg am Rheine zu ſprechen, und daß der Kaiſer ſehr Unrecht habe nicht ihn zum Befehlshaber ſeiner Truppen zu ernennen. Nun brachte er eine Aufſchneiderei über die andre vor, und prahlte ohne Ende, worauf er ſeinen Galimathias der über eine Stunde gedauert hatte, endlich mit der Verſicherung ſchloß, er mache den Feldzug mit, ſeine Equipage ſey wirklich ſchon fertig. Das kann ich nicht gut heiſſen, ſagte ich nun, ein Prinz wie ſie, muß

ſich nicht ausſetzen, ſie haben groſſe Hoffnungen, könnten noch Churfürſt von Sachſen werden, wenn gleich ein Stücker zwanzig Prinzen in die andere Welt wandern müſſen ehe Sie darauf rechnen können. Das iſt wahr, antwortete er, aber ich bin für die Waffen geboren, das iſt mein Handwerk. Ich weis ein Mittel das alles zu verbinden, fing ich wieder an, heirathen Sie, haben Sie bald einen Sohn, und dann können Sie, wenn es Ihnen beliebt, zu Felde ziehen. Hm, rief er, was die Weiber anbetrifft, deren finde ich Hundert für eine, in Hof ſitzen drei Prinzeſſinnen, und zwei Gräfinnen die auf mich warten, aber ſie gefallen mir nicht; ich ſchicke ſie wieder fort; Ihr königlicher Herr Vater, meine gnädigſte Frau, hat Sie mir anbieten laſſen, es hing nur von mir ab Sie zu heirathen, allein ich kannte Sie noch nicht, ich ſchlug Sie aus. Jetzt bin ich darüber in Verzweiflung, denn hohl mich der Teufel! ich bete Sie an! ja ich bin verliebt in Sie, wie ein Hund. — Wie unglücklich bin ich, rief ich aus, Sie haben mir den Schimpf angethan mich auszuſchlagen! das war mir bis jetzt unbekannt, dafür will ich, was es auch koſten mag, Genugthuung erhalten. Ich that ganz verzweifelt, der Erbprinz und meine Damen konnten nicht mehr vor Lachen; endlich fiel mir der Herzog zitternd zu Füßen, und ſchwatzte ſich heiſſer in Liebeserklärungen, die er mochte aus einem deutſchen Roman auswendig gelernt haben. Ich fuhr immer fort die Erzürnte zu ſpielen, bis er endlich ſagte, er wär bereit mir jede geforderte Genugthuung zu geben. Gut, rief ich, mir iſt keine andere anſtändig als die daß Sie ſich mit einer meiner Verwandtinnen vermählen. Sind Sie das zufrieden? — Von Herzen gern; antwortete er, geben Sie mir wen Sie wollen, und der Donner ſoll mich erſchlagen, wenn ich ihn nicht auf der Stelle hei-

rathe. Da brauch' ich nicht lange zu ſuchen, ſagte ich ſchnell, hier iſt Jemand, wobei ich meine Schwägerinn bei der Hand nahm und ſie ihm vorſtellte, ſie iſt viel ſchöner und liebenswürdiger wie ich, und Sie verlieren nichts bei dem Tauſche. Er wollte ſie umarmen, ſie ſtieß ihn aber zurück. Schw. . . die iſt ſtolz, rief er, aber ſie gefällt mir, und ich bins ſehr zufrieden. Ich ſchickte nun eilig zum Markgrafen und ließ ihm ſagen, ſo bald er käme, ſolle er ihnen die Ringe austauſchen laſſen. In wenig Augenblicken trat er wirklich herein; ich ſagte ihm ſogleich, daß ich mir die Freiheit genommen hätte, eine Heirath zu ſtiften, zu der es nur ſeiner Einwilligung bedürfe; der Herzog habe meine Achtung dergeſtalt gewonnen, daß ich ihm mein Wort gegeben habe, er ſolle die Prinzeſſinn Charlotte erhalten, und nun hoffte, er würde mir nicht entgegen ſein. Anſtatt mir zu antworten, ſperrte der Markgraf den Mund auf, lachte, und fragte den Herzog wie er ſich befände? Ich glaubte der Herzog von Coburg, der Erbprinz und ich ſollten aus Aerger aus der Haut fahren! denn unſer Narr ließ ſich mit dem Markgrafen in ein langes Geſpräch ein, und dachte nicht länger an die Verlöbniß. Wir mußten ihn alſo von neuem ins Feuer ſetzen. Endlich ſpornten wir den Markgrafen ſo lange an, daß er ihm ſein Verſprechen abnahm. Sogleich wurden die Kanonen gelößt, der ganze Hof und alle Damen der Stadt waren in meinem Vorzimmer; die Glückwünſche wurden unverzüglich angenommen. Man zog Looſe, und ſetzte ſich zur Tafel, dann ging der Ball an, den ich jedoch, ſobald ich mit dem Herzog von Weimar getanzt hatte, verließ, denn ich erlag faſt der Müdigkeit und der Hals that mir von unmäßig vielem Reden, fürchterlich weh.

Den folgenden Morgen verlangte Herr von Comartin, der Oberſte der Herzoglichen Leibwache, mit mir

zu sprechen. Er begann mit vielen Entschuldigungen über den ihm gegebenen Auftrag, der Herzog sey wie wahnsinnig, wollte abreisen, und ließ mir sagen, daß er nicht heirathen möchte; er wolle ehelos bleiben und alles, was gestern vorgefallen, sey mit einem Wort nur Scherz gewesen. Comartin rieth mir die Sache sehr stolz zu behandeln, und zu thun, als sey mir das völlig einerlei. Ich antwortete ihm diesen Rath habe ich nicht nöthig, er solle dem Herzog nur in meinem Namen sagen, ich habe ihm durch die Hand meiner Schwägerinn eine grosse Ehre zu erzeigen gedacht, frage aber gar nicht nach seiner Verwandtschaft, und würde recht froh sein, wenn er bald möglichst wieder abreise. Grüßen Sie ihn auch von meinetwegen, setzte der Erbprinz hinzu, und versichern Sie ihn, ich würde ihm sogleich selbst bezeigen, wie sehr mich sein Betragen erfreute.

Ich ließ den Markgraf von dem Vorgang unterrichten, und zugleich bitten, er möchte sich ganz unwissend darüber anstellen, weil ich noch immer hoffte die Sache zu vermitteln. Ich hatte mich nicht geirrt. Comartin kam nach einer kleinen Weile wieder, und bat mich in seines Herrn Namen um Verzeihung. Zu gleicher Zeit ließ mich dieser auffordern, ich möchte ihn um Gottes Willen mit dem Erbprinzen versöhnen. Der Herzog folgte ihm auf dem Fuß. Lange stellte ich mich sehr zornig, endlich ließ ich mich aber erweichen und der Erbprinz gab auch nach. Wir verabredeten darauf, daß die Hochzeit des folgenden Tages, es war der siebente April, gefeiert werden sollte.

Ich ließ die Prinzessinn in meinem Zimmer ankleiden, in einer Robe, mit bloßem Haar, und einer Herzoglichen Krone, die von meinen Brillanten gemacht war, auf dem Kopfe. Bis dahin wars gut mit ihr gegangen, ihr Kopf war kühl und ruhig geblieben; wie ich ihr aber die Krone aufsetzen wollte, fing sie

wie närriſch an zu ſchreien und zu weinen, lief von einem Zimmer ins andere und kniete vor allen Stülen, die ihr vorkamen, nieder um zu beten. Fräulein von Soneſeld, die am mehrſten über ſie vermochte, fragte was ihr fehle? ſie antwortete man wolle ſie tödten, ſie ſähe lauter Feinde um ſich die ſie umbringen wollten. Nach langem Sprechen entdeckten wir endlich die Urſache ihres paniſchen Schreckens. Sie hatte das Leichengepränge ihres Bruders geſehen, dieſelbe Krone von meinen Juwelen, welche ich ihr jetzt aufſetzen wollte, hatte auf einem Kiſſen neben ſeinem Sarge gelegen. Wir hatten alle Mühe von der Welt ſie zu beruhigen. Sie war ſchön wie ein Engel! ſo bald ſie angekleidet war, kam der Markgraf und die beiden Herzoge, ſie bei mir abzuholen, wir führten ſie zuerſt in das Audienzzimmer, wo ſie die Entſagungsakte unterzeichnete, und wo einige Augenblicke darauf die Trauungszeremonie vollzogen ward, nachmals war große Tafel, dann wurde der Fackeltanz getanzt, worauf ich die Neuvermählte in ihr Zimmer führte, um ſie auszukleiden, indeſſen die Prinzen dem Herzog eben dieſen Dienſt erzeigten — alle andere Anweſende hatten ſich entfernt; ſo bald ſie ſich niedergelegt hatte, ließ ich den Herzog einladen zu kommen; es dauerte eine Stunde, und er kam nicht; ich ſchickte ein zweites Mal, da erſchien der Erbprinz um mir zu ſagen, der Herzog ſey wie raſend, und wolle nicht zu Bett gehen; ſie hätten ſchon alle ihre Redekunſt angewendet, ohne ihn zu gewinnen. So hielt er uns auf bis früh um vier Uhr. Der Erbprinz ſah ſich genöthigt ihn noch einmal in Angſt zu ſetzen, indem er drohte ſich mit ihm zu ſchlagen. So bald er ſich niedergelegt hatte, begab ich mich hinweg.

Das Wachen und die Ermüdung richteten meine Geſundheit völlig zu Grunde; alle Mittel, die ich ge-

genommen hatte, thaten nicht die mindeste Wirkung, und ich litt unaufhörlich.

Den Tag darauf hatten wir neue Plackereien. Der Herzog beklagte sich, daß seine Braut die Ehe nicht hätte vollziehen wollen, und der Lärm dauerte fort so lange sie in Bayreuth waren. Ich wollte mich nicht darein mischen, allein der Markgraf und der Erbprinz mußten sich der Sache annehmen. Den vierzehnten April reißten sie endlich zu unserm großen Glücke ab, denn wir wären endlich alle zu Narren geworden, wären sie länger geblieben. Da die Herzoginn noch keine Damen hatte, war ich sehr erfreut Fräulein von Sonnefeld unter diesem Vorwand einige Zeit zu entfernen, und gab ihr auf sechs Wochen Urlaub. Der Erbprinz begleitete seine Schwester bis Koburg, wo er sich nur wenige Tage aufhielt.

Der Markgraf begab sich nach Himmelkron, und der Erbprinz und ich in die Eremitage. Hier empfing ich einen Brief von der Königinn, der mich sehr in Verwundrung setzte. Sie schrieb mir, daß meine jüngste Schwester, welche Sophie hieß, mit demselben Markgrafen von Schwedt, den man mir bestimmt hatte, versprochen sey. Sie lobte diesen Prinzen auf das wunderſamſte, und sagte, sie würde ihm nie so abgeneigt gewesen seyn, hätte sie ihn früher gekannt. Ich bewunderte die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge, und besonders die des menschlichen Herzens. Der Markgraf hatte die Königinn so gut gewonnen, indem er immer ihr treuer Berichterstatter war, daß sie endlich in die Heirath meiner Schwester gewilligt hatte; so bald er aber versprochen war, legte er die Larve ab, und zeigte sich als das was er war, so daß mir die folgende Post schon einen Brief von der Königinn brachte der dem vorigen ganz widersprach, und Abscheulichkeiten wieder den Markgrafen enthielt. Die Heirath setzte mich um

meiner Schweſter willen, die ich herzlich liebte, in Verzweflung. Sie war nicht ſchön, aber ihr guter Character, ihre Sanftheit und tauſend gute Eigenſchaften erſetzten das hinlänglich; allein ſie wußte ihren Gemahl ſo gut zu behandeln und gewann ein ſolches Anſehen über ihn, daß er ſanft wie ein Lamm gegen ſie ward; dennoch hat alle ihre Mühe ihn nicht von ſeinen Fehlern heilen können, er iſt ſich gleich geblieben, obſchon er ſich gegen ſeine Frau die ſehr glücklich mit ihm lebt, wie ein Engel beträgt.

Meine Beſorgniſſe wegen eines Feldzugs des Erbprinzen fiengen von neuem an. Er ſuchte es unter der Hand ſo zu karten, daß der Markgraf ihm die Erlaubniß ertheilte; ich arbeitete meiner ſeits dahin daß er ſie verweigerte. So betrogen wir uns eines das Andere. Allein ein zweiter Brief den ich vom König erhielt, machte mir grauſamen Verdruß — Sein Inhalt war folgender.

„Meine Liebe Tochter, ich reiſe in ſechs Wochen nach dem Rhein ab. Mein Sohn und meine Vettern begleiten mich bei dem Feldzug, mein Schwiegerſohn muß es auch thun. Soll er denn in Bayreuth Kraut pflanzen, indeß alle Reichsfürſten in Krieg ziehen? er wird vor der Welt wie ein ehrloſer Feigling erſcheinen. Die Gründe des Markgrafen taugen alle nichts, gebe du ihm den Entſchluß, und ſage ihm, er beſchimpfe ſeinen Sohn, wenn er ihn in Krieg zu gehen verhindere. Gieb mir eine ſchleunige Antwort, und ſey verſichert daß ich bin u. ſ. w.“

Mein Gott, wie war mir, wie ich dieſen Brief las! ich vergoß einen Strom von Thränen. Der Erbprinz ſprach mir ſehr ernſthaft zu, und ſagte mir, wenn ich ſeinen Vater nicht bewöge ihn reiſen zu laſſen, ſo zwänge ich ihn davon zu laufen, und den Feldzug ohne ſeine Einwilligung zu machen. Ich antwortete

ihm, alles was er von mir fordern könnte, wär, daß ich ihm nicht entgegen sein wollte, aber den Markgrafen bereden, daß er ihn abreisen ließ, das thäte ich nicht. Diesem schickte ich den Brief des Königs. Er bat mich in die Stadt zurück zu kehren, wo mir viele Dinge mitgetheilt werden müßten, und er über diesen Gegenstand einen Staatsrath versammeln wolle.

Den vierzehnten Juni ging ich also nach Bayreuth. Der Markgraf zeigte mir den Brief des Königs, der ungefähr in eben solchen Ausdrücken, wie der meinige abgefaßt war, und einen andern von dem Grafen von Seckendorf, der meinen Schwiegervater um Gottes Willen bat, den Wünschen des Königs nachzugeben, indem ihm seine Bemühungen, den Prinzen an dem Feldzug zu hindern, viele Unannehmlichkeiten zuziehen würden, der Feldzug, könne wegen der späten Jahrezeit nicht lange dauern, er hoffte, ihm am Ende desselben, seinen Sohn frisch und gesund, und mit Ruhm gekrönt, zurück zu schicken. Er fragte mich, was ich zu allem dem sagte? ich antwortete, daß ich die ganze Sache in seine Hand lege, er sey Vater, er würde, wie ich überzeugt sey, die Umstände genau abwägen, ehe er sich zu etwas entschlösse. Er schien mir sehr unruhig. Wirklich war das ganze Land dem Feldzuge abgeneigt, man sagte laut: wann der Markgraf seinem Sohn erlaubte, ihn mit zu machen, so sey es ein Zeichen, daß er ihn nicht liebe. Er antwortete also dem König, daß der ihm gethane Vorschlag, so wichtig sey, daß er ihn erst in weitere Ueberlegung ziehen müste. Der Erbprinz hingegen, war über die Unentschlossenheit seines Vaters in der fürchterlichsten Laune, und drängte ihn täglich aufs lebhafteste, in seine Wünsche zu willigen.

Der König war indessen schon zur Armee abgereist, wenige Tage darauf folgte ihm mein Bruder

und alle Prinzen; der König war über Cleve gegangen, mein Bruder aber ſchrieb mir, er würde ſeinen Weg über Bayreuth nehmen, da ihm der König aber ausdrücklich verboten hatte, ſich daſelbſt aufzuhalten, bät er, mich den zweiten Julius in Berneck einzuſtellen, welches zwei Meilen von Bayreuth iſt, wo er ſich einige Stunden aufhalten könnte. Ich vernachläßigte dieſe Gelegenheit nicht, einen ſo lieben Bruder zu ſehen, ſondern machte mich ſehr früh mit meiner Hofmeiſterinn, Herrn von Voit, und Herrn von Seckendorf auf den Weg. Der Prinz war von meinem Kammerherrn begleitet, und Baron Stein folgte uns, um meinen Bruder im Namen des Erbprinzen zu bewillkommen. Um zehn Uhr kamen wir in Berneck an, die Hitze war fürchterlich, und ich ſchon von dem zurückgelegten Wege ſehr ermüdet. Ich ſtieg in dem für meinen Bruder bereiteten Hauſe ab, und da warteten wir bis drei Uhr Nachmittags. Indeß kam ein ungeheures Gewitter; ich habe nie ſo etwas fürchterliches geſehen! der Donner wiederhallte in den Felſen, die Berneck umgeben, die Welt ſchien unterzugehen, und eine Waſſerfluth folgte dem Gewitter nach. Es war vier Uhr, und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder blieb; verſchiedne Leute zu Pferd, die ich ausgeſchickt hatte, um nach ihm auszuſehen, kehrten nicht zurück; endlich wollte, ihn troz aller meiner Bitten, der Erbprinz auch aufſuchen. So wartete ich bis neun Uhr Abends, ohne daß ein Menſch erſchien. Meine Angſt ſtieg aufs Aeuſſerſte. Dieſe Waſſerfluthen ſind in Bergländern ſehr gefährlich, und ſtiften oft Unglück, deshalb war ich auch überzeugt, daß meinem Bruder, und dem Erbprinzen etwas unangenehmes widerfahren ſey. Endlich ſagte man mir, mein Bruder habe ſeinen Weg verändert, und ſey nach Culmbach gegangen, wo er die Nacht zubringen wollte. Ich wollte dahin gehn. Culm-

Bach ist vier Meilen von Berneck, aber die Wege sind abscheulich, und voller Abgründe, alle Welt war mir also entgegen, und mochte ich wollen oder nicht, so setzte man mich in den Wagen, und führte mich nach Himmelkron, das nur zwei Meilen entfernt ist. Unterwegs waren wir in Gefahr zu ertrinken, die Wasser waren so angeschwollen, daß die Pferde nur schwimmend hindurch kommen konnten.

Endlich, um ein Uhr nach Mitternacht kam ich an. Halb todt warf ich mich sogleich auf ein Bett, in der größten Angst, meinem Bruder und dem Erbprinzen sey ein Unglück widerfahren. Dieser riß mich endlich aus meiner Unruh, er kam um vier Uhr, ohne eine Nachricht von meinem Bruder zu bringen. Da ich ein wenig beruhigt war, fing ich eben an einzuschlafen, als man mir meldete Herr von Knobelsdorf wolle mich von Seiten meines Bruders sprechen. Sogleich sprang ich vom Bett herab, und lief ihm entgegen; er meldete mir, mein Bruder hätte mich erst den folgenden Tag zu sehen gerechnet, deshalb habe er sich im Hof ausgeruht, wenn ich wolle, würde er sich in einem Ort, nahe bei Bayreuth begeben, wo er Punkt acht Uhr eintreffen, und einige Stunden bleiben würde, um sich mit mir zu unterhalten. Es blieb mir also keine Zeit zum Schlafen, sondern ich stieg wieder in Wagen, um den verabredeten Ort zu erreichen.

Mein Bruder überhäufte mich mit Liebkosungen, fand mich aber in einem so erbärmlichen Zustande, daß er seine Thränen um mich nicht zurück halten konnte. Ich konnte mich nicht auf meinen Füßen halten, und war so schwach, daß ich mich einmal um das andere ohnmächtig fand. Er sagte mir, der König sey sehr aufgebracht gegen den Markgrafen, weil er seinem Sohn nicht erlaubt habe, den Feldzug zu machen. Ich legte ihm alle Gründe des Markgrafen

dar, und ſetzte hinzu, daß er nicht Unrecht habe. Gut, antwortete mein Bruder, ſo verlaſſe er den Kriegs-Dienſt, und gebe dem König ſein Regiment zurück. Uebrigens könnteſt du, ohne alle Sorge für ihn ſein, denn ich habe ſichre Nachricht, daß man kein Blut vergieſſen wird. Man rüſtet ſich aber doch, um Philippsburg zu belagern? ſagte ich. Ja, erwiderte mein Bruder, allein man wird keine Schlacht wagen, um dieſen Ort zu entſetzen. Während dieſes Geſprächs, trat der Erbprinz ein, und bat meinen Bruder um Gotteswillen, ihm von Bayreuth fortzuhelfen. Sie zogen ſich zuſammen an ein Fenſter zurück, wo ſie lange ſprachen. Endlich ſagte mir mein Bruder, er würde dem Markgrafen einen ſehr höflichen Brief ſchreiben, und ihm wegen des Feldzugs ſo gute Gründe angeben, daß er nicht an ihrer Wirkſamkeit zweifelte. Wir wollen bei einander bleiben, ſetzte er, ſich gegen den Erbprinzen wendend, hinzu, es wird mich innig freuen, immer um meinen lieben Bruder zu ſeyn. Er ſchrieb den Brief, und gab ihn dem Baron Stein, um ihn dem Markgrafen zuzuſtellen, darauf nahmen wir, nicht ohne Thränen, einen zärtlichen Abſchied von einander, wobei er mir noch verſprach, ſich von dem Könige die Erlaubniß auszuwirken, bei ſeiner Rückkehr mich in Bayreuth zu beſuchen. Das war das letzte Mal, daß ich ihn auf dem alten Fuß mit mir ſah; ſeitdem veränderte er ſich ſehr.

Wir kehrten nach Bayreuth zurück, wo ich drei Tage durch ſo übel war, daß man glaubte, ich käme nicht wieder auf; dennoch entging ich dieſesmal noch der Gefahr, aber mein ſchleichendes Fieber kehrte, viel ſtärker als vorher, wieder zurück.

Ich habe alle dieſe Zeit über der Fräulein von Sonnsfeld nicht erwähnt; ſie war von Weimar, wo ſie den Herzog und die Herzoginn in Friede und Einigkeit verlaſſen hat-

te, zurückgekommen. Ich hatte mir immer geſchmeichelt, daß ſie die Abweſenheit aus dem Herzen des Markgrafen verbannen würde, aber das war eine Rechnung ohne den Wirth, denn bei ihrer Rückkehr war dieſer Prinz verliebter als jemals. Man ſagt, es gäbe keine häßliche Liebſchaften, ich behaupte aber, daß es deren doch ſehr widrige giebt, und dazu war dieſe zu rechnen. Die Leidenſchaft des Markgrafen litt keine Schranken mehr, er war den ganzen Tag bei ſeiner Schönen, machte ihr moraliſche Erklärungen und begnügte ſich, ihr die Hände zu küſſen. Er zog alle Tage einen neuen Rock an und ließ ſich ſeinen Kohlkopf aufputzen, um jünger zu ſcheinen als er war. Konnte er ſie nicht ſehen, ſo regnete es Liebesbrieſchen, und dieſe waren ſo zärtlich und ſo geſchmacklos, daß ſie einem ganz übel machten; alle ſeine Abſichten, ſagte er, gingen auf die Ehe, denn ſeine Liebe ſey ganz von der Materie befreyt. Dieſer letzte Punkt konnte ſehr wahr ſeyn, denn er war ſchon ſo ausgemergelt, daß er nichts mehr an ſich hatte als Haut und Knochen, und die Auszehrung bei ihm ſchon ganz entſchieden war. Das alles mißfiel uns gewaltig. Flora liebte ihn ſo ſehr, wie ſie von ihm geliebt war, und ich ſah wohl, daß ſie ſich endlich den Wünſchen ihres ſchwindſüchtigen Liebhabers ergeben würde. Der arme Markgraf ward aber auſſer der Grauſamkeit ſeiner Schönen von einem andern Kummer getroffen, an dem ich allen möglichen Antheil nahm. Dieſes war der Tod des Prinzen von Culmbach, den ihm ſein Adjutant ankündigte. Er ward den neun und zwanzigſten Juni bei der Schlacht von Parma, die unter dem Befehl des General Merci geliefert ward, getödtet. Schon hatte er ſich einer der franzöſiſchen Batterien bemächtigt, als er zwei Flintenſchüſſe, die ihn in einen Graben warfen, erhielt; man trug ihn in eine benachbarte Hütte, wo ihm die Wundärzte ankün-

digten, daß er nur noch ein paar Stunden zu leben habe; seine Wunde sey tödtlich. Ich habe die Freude, sagte er darauf, den Tod zu sterben, den ich mir immer gewünscht habe, und werde zufrieden seyn, wenn wir nur Sieger sind. Das waren seine letzten Worte, er verlor die Besinnung, und bald darauf das Leben. Der Marschall Merci und fünfzehn Offiziere von Rang wurden bei dieser Gelegenheit getödtet, das Schlachtfeld blieb den Franzosen, und man kann ihnen den Sieg zuschreiben, denn der Verlust der Oesterreicher war ungeheuer. Der Erbprinz und ich wurden von diesem Verlust auf das Innigste gerührt; mir kostete er viele Thränen, denn ich verlor in ihm einen wahren Freund und einen Prinzen, der die Ehre seines Hauses war. Sein Körper ward heimlich nach Bayreuth gebracht.

Der Brief meines Bruders an den Markgrafen hatte indessen seine Wirkung gethan, und man arbeitete auf das Eifrigste an des Erbprinzen Equipage. Ich war in die schwärzeste Schwermuth versenkt. Der Tod des Prinzen von Culmbach hatte meine Einbildungskraft aufgeregt, ich dachte, den Erbprinzen könnte ein gleiches Loos treffen. Der schlechte Zustand meiner Gesundheit tröstete mich, denn ich hoffte, wenn er stürbe: würde ich ihn nicht lange überleben. Bisher hatte sich der Arzt begnügt, mir acht Mal innerhalb zehn Monaten zur Ader zu lassen; er kannte mein Uebel nicht, glaubte, es rühre von einem Uebermaaße an Blut her, und gab mir dabei sehr viel starke Mittel, die mich auf einige Stunden erleichterten, aber das Uebel vermehrten; nun wollte er also eine andere Heilart versuchen, und ließ uns Gesundbrunnen gebrauchen. Um mehr Bequemlichkeit dabei zu genießen, begaben wir uns mit dem Markgrafen nach dem Brandenburger, aber mein Magen war zu schwach, ich mußte nach drei Tagen wieder damit aufhören.

In dieſer Zeit langte die Leiche des Prinzen von Culmbach in Bayreuth an; da die Zubereitungen zu ſeinem Begräbniß, das mit Pomp und Feierlichkeit vollzogen werden ſollte, noch nicht gemacht waren, ſetzte man ihn in der Capelle bei. Der Markgraf war von dieſem Verluſte noch lebhaft gerührt; er nahm täglich mehr ab; die Aerzte erklärten, daß ſein Zuſtand ſehr gefährlich ſey, und wenn er nicht das Trinken unterlaſſe, unheilbar werden würde; er war aber ſo ſehr daran gewöhnt, daß es ihm unmöglich war, einen Tag zu leben, an dem er ſich nicht zweimal berauſcht hätte.

Der unſelige Tag von des Erbprinzen Abreiſe kam endlich herbei; es war der ſiebente Auguſt. Nur wer ſo heftig liebt, wie ich liebe, kann ſich mein Leiden denken; tauſend Tode kommen meinem Schmerze nicht gleich; meine Einbildungskraft war aufgeregt, ich war überzeugt, ihn nicht wieder zu ſehen. Er riß ſich von mir los, ſelbſt ſo bewegt über meinen Zuſtand, daß er nicht wußte, was er that, halb todt führte man ihn in ſeine Schaiſe, und ich blieb in einem Zuſtande zurück, der lebloſe Dinge gerührt hätte. Vier Tage blieb ich in dieſer Verfaſſung, endlich ſuchte ich durch vielfaches Nachdenken meinen Schmerz zu mäßigen, und ihn in Schranken zu halten. Ich habe bisher, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, den Feldzug am Rhein gar nicht erwähnt, jetzt will ich mich auch nur bei den vorzüglichſten Begebenheiten aufhalten.

Der Herzog von Bevern, der in dem vergangnen Jahre den Befehl über die nur aus zwanzigtauſend Mann beſtehende kaiſerliche Armee erhalten hatte, war bis jetzt im Vertheidigungszuſtande geblieben und hatte die franzöſiſche Armee unter Anführung des Herzogs von Berwic nicht verhindern können über den Rhein zu gehn. Der Prinz Eugen von Savoyen übernahm die

Stelle des Herzogs von Bevern. Bei seiner Ankunft bezeigte er sehr viele Unzufriedenheit über die vorgefundenen Dispositionen, und verließ sogleich die Linien von Stockhofen. Die Franzosen verfolgten die kaiserliche Armee, allein ohne ihr den geringsten Schaden zufügen zu können. Obschon Frankreich bis jetzt das Reich nicht angegriffen hatte, mischten sich die Fürsten dennoch unvorsichtig in diesen Krieg, indem sie dem Kaiser ihre Contingente zuführten. Sechstausend Mann Dänen, zehntausend Preußen und die Reichstruppen zogen den Prinzen Eugen zu sehr gelegner Zeit aus seiner sehr mißlichen Lage; dennoch konnte er nicht verhindern, daß die Franzosen sich Kehls bemächtigten und die Belagerung von Philippsburg anfingen, welches sich auch nach einer wackeren Vertheidigung von sechs Wochen, ergab. Der Marschall von Berwic und der Prinz Lirin wurden in den Laufgräben getödtet. Zwei Tage nach der Einnahme dieser Stadt kam der Erbprinz bei der Armee an. Der König hatte alle seine Kräfte angewendet, um den Prinzen Eugen zum Entsatz dieser Festung zu einer Schlacht zu bereden, der Prinz hatte aber nie gewollt, er stellte dem König vor, daß ganz Deutschland, wenn sie geschlagen würden, den Franzosen offen stünde, sie könnten alles einnehmen was sie nur wollten.

Der Erbprinz ward von dem Könige und meinem Bruder sehr gut empfangen, da seine Equipage noch nicht angekommen war, lieh ihm dieser letztere ein Zelt. Er fand des Königs Gesicht sehr verändert, und ihn selbst magerer, er hatte Gicht in der Hand, und trug damals schon die Krankheit in sich, an der er starb, auch konnte er nicht den ganzen Feldzug aushalten, sondern war genöthigt, sich nach Cleve zu begeben. Vor seiner Abreise machte er dem Erbprinzen tausend

Liebkosungen und befahl ihm *), er solle sich bei seiner Rückkehr in Bayreuth aufhalten. Der Erbprinz machte sich bald bei allen Generalen und Offizieren der Armee beliebt; er bemühte sich auf das äußerste, das Handwerk bei ihnen zu lernen, sein gesittetes Betragen, seine Höflichkeit und gütiges zuvorkommendes Wesen, verbanden ihm alle Herzen. Mit meinem Bruder war es ganz anders; er hatte mit Prinz Heinrich, dem Bruder des Markgrafen von Schwedt, und zweiten Prinzen vom Geblüt, Freundschaft gestiftet; dieser Prinz hatte kein anderes Verdienst als seine Schönheit, er war lasterhaft, hatte immer einen bösen Charakter und so niedrige Gesinnungen gezeigt, daß er Verachtung einflößte; dennoch wußte er sich bei meinem Bruder so gut einzuschmeicheln, daß er ihn verderbte und zu den abscheulichsten Ausschweifungen hinriß. Das war aber nicht alles; er flößte ihm gegen alle ehelichen Leute Verdacht ein, nur die seines Gelichters waren willkommen, kurz, mein Bruder ward ganz anders, als wie er gewesen war, alle Welt war unzufrieden mit ihm, und dem Erbprinzen ging es nicht besser wie den andern.

Eines Tages, wie er mit dem Herzog Alexander von Würtemberg, meinem Bruder und mehreren andern Generalen zur Rekognoszierung des Feindes ausgegangen war, fanden sie die Franzosen diesseits des Rheins postirt. Der Erbprinz fing an, ihren Posten zu zeichnen, und nahm nicht wahr, daß mein Bruder sich entfernte; einem jungen Husaren, den er bei sich hatte, fiel es sehr zur Unzeit ein, sich mit einer gezogenen Flinte die Zeit zu vertreiben, und er schoß auf den Feind. Die Herrn Franzosen beantworteten es sogleich, und bald flogen die Kugeln dem Erbprinzen um den Kopf. Er wollte sich nicht zurückziehen, sondern beendigte ru-

*) Anmerk. d. H. Sollte da nicht statt: ihm, stehen: dem Kronprinzen? Des Königs Befehl hat sonst keinen Sinn.

hig ſeine Zeichnung, wobei er dennoch nicht unterließ, dem Huſaren für ſeine Unvorſichtigkeit tüchtig den Kopf zu waſchen. Sobald ſeine Zeichnung beendigt war, ſtieg er zu Pferd und eilte meinem Bruder nach. Dieſer ſprach mit Prinz Heinrich über den ſo eben erzählten Vorgang ziemlich anzügliche Dinge, der Erbprinz hörte es, erzählte die Sache ſo, wie ſie war, und wie er merkte, daß mein Bruder noch immer fortfuhr mit Prinz Heinrich leiſe zu ſprechen, indem er ihn ſpöttiſch anſah, ſagte er: wer Ihrer Königlichen Hoheit Lügen von mir ſagt, iſt dies und das, und ich will ihm lehren Wahrheit ſagen und ſich des Verläumdens enthalten. Mein Bruder ſchwieg ſowohl wie Prinz Heinrich, für den dieſe Worte gemeint waren.

Den folgenden Tag hatte der Erbprinz den Prinzen Heinrich in Gegenwart aller Generale auf das grauſamſte zum beſten. Dieſer verhielt ſich ſehr leidend, und bezeugte meinen Bruder, über den der Erbprinz ſehr unzufrieden war, ihm einige Höflichkeiten zu erzeigen.

Ein Eilbote, der wenige Tage darauf bei der Armee ankam, brachte ihnen Nachricht von dem traurigen Zuſtand, in dem ſich der König befand. Sein Uebel hatte dergeſtalt zugenommen, daß er genöthigt geweſen war, in Cleve zu bleiben; ſein Körper fing an zu ſchwellen, die Aerzte hielten ihn vor waſſerſüchtig, und ſeinen Zuſtand vor ſehr gefährlich.

Ich kehre nun nach Bayreuth zurück. Da der Leichnam des Prinzen von Culmbach, den fünf und zwanzigſten Auguſt beigeſetzt werden ſollte, begaben wir uns, um dieſe Feierlichkeit zu vermeiden, nach Himmelkron. Seit der Abreiſe des Erbprinzen nahm ich wahr, daß die Liebe des Markgrafen in vollem Zuge war. Fräulein von Sonnfeld konnte ſich nicht enthalten, ihre Neigung für ihn zu äuſſern, ſie führte

gewisse Reden, die hinlänglich anzeigten, daß sie der Lust, Markgräfinn zu werden erläge. Der Markgraf ward sichtlich schwächer, sein Arzt, der unwissendste, den es je gab, versprach, ihn durch gewisse Bäder und einen Trank, den er vor ein Universal Mittel hielt, zu heilen, dieser bestand aus Fichtenzapfen im Wasser gekocht. Der Markgraf und ich, fingen unsre Cur zu gleicher Zeit an, aber zum Glück fanden sich mitleidige Leute, die mir sagten, daß ich mich tödten würde, wenn ich sie fortsetzte. Man wollte dem Markgrafen eben diese Warnung geben, allein er war von seinem Arzte so eingenommen, daß er seine Bäder in in denen er alle Tage in Ohnmacht fiel, fortsetzte. Er ließ Tag und Nacht an der Wiederherstellung von Himmelkron arbeiten, und ließ Zimmer einrichten, die ganz mit Vergoldung und Spiegeln verziert waren; er war Sinnes dort einen prächtigen Garten, und eine Menagerie anzulegen, und man baute schon eine Reitschule.

Aus diesem allem schloß ich, daß er heirathen, und sich in Himmelkron ganz niederlassen wolle. Die Marwitz bestärkte mich, in dieser Ansicht, und warnte mich immer auf meiner Hut zu sein. Das Mädchen hatte viel Verstand und Gesetztheit, ich konnte auf ihre Diskretion zählen, und liebte sie alle Tage mehr. Da sie alle Tage spionirte, nahm sie wahr, daß viele Leute in diese Intrigue verflochten waren, unter andern Herr von Hesberg, der Prinz Wilhelms Hofmeister gewesen war. Ich kannte ihn als einen sehr rechtlichen Mann, und stand keinen Augenblick an, mich gegen ihn über die Sache zu erklären, doch wartete ich meine Rückkehr von Himmelkron ab.

Dahin begab ich mich den vier und zwanzigsten August mit meiner Hofmeisterinn und der Marwitz. Die Zeit verstrich mir dort auf die langweiligste Weise. Der Markgraf war in einem fürchterlichen Zustand;

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſein Gedächtniß nahm ſo merklich ab, daß er oft nicht wußte, was er ſagte; gegen das Ende der Tafel, wenn er getrunken hatte, bekam er eine Art Zuckungen, die mich tödtlich erſchraken, denn ich glaubte jeden Augenblick, er würde Convulſionen bekommen, denen er in ſeiner Jugend unterworfen geweſen war; den übrigen ganzen Tag brachte er zu meinem größten Ueberdruß in meinem Zimmer zu.

Den vierten September kehrten wir endlich nach Bayreuth zurück, wo ich mir eine geheime Unterredung mit Herrn von Hesberg zu verſchaffen ſuchte. Er geſtand mir, daß er von dem, was ich zu wiſſen wünſchte, unterrichtet ſey; Fräulein von Sonnsfeld habe es ihm anvertraut, und folgendes ſeyn die nähern Umſtände: ſeit ich dieſe Intrigue zum erſtenmal unterbrach, war der Markgraf nie in ſeiner Bewerbung ermüdet, Fräulein von Sonnsfeld hatte ſich einige Zeit gewehrt, ſich aber endlich ergeben, doch unter der Bedingung, daß ſie den Markgrafen nur mit unſrer Einwilligung heirathen würde; dieſer, der die Hinderniſſe wohl kannte, die ihm im Wege ſtanden, um ſie zur Fürſtinn erheben zu laſſen, hatte beſchloſſen, um ſie alle aus dem Wege zu räumen, ſolle ſie Gräfinn von Himmelkron werden, dorthin wollte er ſich mit ihr zurückziehen, und ein ſehr anſehnliches Capital für ſie auſſer dem Lande anlegen. Um uns dieſen Vorſchlag zu thun, erwartete er nur des Erbprinzen Rückkehr und die Abreiſe meines Bruders, ſehr entſchloſſen, wenn wir Einwendungen machten, ſeinem Kopfe zu folgen.

Dieſes alles beunruhigte mich unſäglich. Es wäre mir ſehr leicht geweſen, allen dieſen Ränken ein Ende zu machen, ſobald ich den König davon benachrichtigt hätte, allein ich liebte meine Hofmeiſterinn zu ſehr, um ſie und ihre ganze Familie ſeiner Rache auszuſetzen. Ich beſchloß endlich, alles für alles zu wagen, ließ

Fräulein von Sonnfeld zu mir rufen und erklärte ihr ganz unumwunden, daß mir alle ihre Schliche wegen dem Markgrafen bekannt seyen, daß ich ihr schon einmal über diesen Gegenstand deutlich zugeredet habe, daß ich nie meine Einwilligung zu dieser Heirath geben werde, daß sie mich zwingen würde, mich an den König zu wenden, wenn sie auf ihre Vollziehung beständ, daß sie alle Zusammenkünfte mit dem Markgrafen, die ihrem guten Ruf schadeten, einstellen sollte, sie sollte den Zustand dieses Fürsten bedenken, er sey am Rande des Grabes und könnte nicht länger leben, wenn sie ihn aus Liebe heirathete, so würde ihr sein Verlust nach der Heirath noch viel empfindlicher seyn als vorher, wäre es aber aus Eigennutz, so verspräche ich ihr mein Leben lang für sie zu sorgen, und darauf bedacht zu seyn, wie ich ihr die Gewalt, die sie sich selbst gethan habe, belohne. Ich würzte dieses alles mit den verbindlichsten Ausdrücken, und halb mit Sanftheit, halb durch Drohungen vermochte ich sie, zu einem zweiten Versprechen, nicht weiter zu gehen. Sie gestand mir, daß sie immer gehofft habe, mich zu bewegen, und nicht läugne, daß des Markgrafen Liebe sie rühre, sie würde auch genöthigt seyn, ihn behutsam zu behandeln, damit er nicht aufgebracht würde, und seinen Zorn an uns ausließ, denn wüßte er, setzte sie hinzu, daß Ihre königliche Hoheit seinen Wünschen zuwider, und daran schuld ist, daß ich ihn verwerfe, so ließ er sich zu dem Aeußersten hinreißen.

Wirklich betrug sie sich mit so viel Klugheit, daß sie den Markgrafen bis zu seinem Tode hinhielt, und Mittel fand, uns durch ihren Einfluß viele Dienste zu leisten. Ihr fehlte nichts als der Titel einer Markgräfinn, denn sie hatte ihr ganzes Ansehen, nichts geschah ohne ihren Willen, und die Gnadenbezeugungen gingen alle durch ihre Hände. Die erste Freude, die ich ihr

verdankte, war die Rückberufung des Erbprinzen, zu der sie den Markgrafen, obgleich mit vieler Mühe, beredete. Die Franzosen cantonirten schon, und es war nichts mehr bei der Armee zu thun.

Ich hatte das Glück, diesen geliebten Fürsten am vierzehnten dieses Monats wieder zu umarmen. Er war allgemein geschätzt worden; ich erhielt verschiedne Briefe über diesen Gegenstand von der Armee, die voll von seinem Lobe und der Beharrlichkeit waren, mit welcher er sich auf die Erlernung des Kriegswesens gelegt hatte. Ich fand ihn beleibter und sehr wohl aussehend. Er bezeigte mir seine Unzufriedenheit über meinen Bruder, der, wie er sagte, sich dergestalt zu seinem Nachtheil geändert hätte, daß ich ihn gar nicht mehr kennen würde. An mir nähme er gar nicht mehr den geringsten Antheil und wäre mit einem Wort ein ganz anderer Mensch. Diese Nachricht betrübte mich sehr, dennoch schmeichelte ich mir während seines Aufenthalts bei mir, sein Herz wieder zu gewinnen.

Der König war in einem elenden Zustande, man hatte ihn nach Berlin gebracht, allein alle seine Aerzte sahen sein Uebel für unheilbar an.

Der Markgraf nahm zusehends ab. Seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, meinen Bruder zu empfangen, um seine Gegenwart zu vermeiden und eine neue Cur anzufangen, begab er sich in den Park, wo er ein sehr schönes Haus hatte; allein auch diese Cur hielt er nicht aus, es befiel ihn ein Blutauswurf, der für sein Leben besorgt machte. Alle Welt rieth ihm, seinen Arzt fortzuschicken, ja man brachte ihn gegen diesen Unglücklichen dergestalt auf, daß er ihn, ohne die Dazwischenkunft billiger Menschen, hätte festsetzen lassen. Die andern Aerzte sagten, er habe den Markgrafen durch den Gebrauch der Bäder in diesen traurigen Zustand versetzt, Gökel behauptete das Gegentheil und suchte

es mit folgenden Gründen zu beweisen: Man bewahrt die Körper durch Einbalsamiren auf, sagte er, daraus schließe ich, daß, wenn es mir gelingt, einen lebendigen Menschen einzubalsamiren, dieser Mensch einige hundert Jahre leben muß; nun ist aber der Fichtenzapfen das herrlichste Mittel gegen die Fäulniß, ich habe also wie ein vernünftiger und seiner Wissenschaft kundiger Mann gehandelt, indem ich diese dem Markgrafen und der Erbprinzessinn vorschrieb. Ich mußte über dieses schöne System, welches den Markgrafen und mich zu Mumien machte, herzlich lachen.

Während dessen erhielten wir Nachrichten aus Italien, die den Oesterreichern ziemlich vortheilhaft waren. Indem der Graf Königseck mit seinen Truppen über den Seggio ging, überraschte er die Armee des Grafen Broglio und des Königs von Sardinien. Der Marschall rettete sich barfuß, der andere gestiefelt, die ganze Armee der Alliirten nahm die Flucht. Man sagte, es wäre kein lustigerer Anblick gewesen, wie die österreichischen Husaren, die sich mit den Tressenkleidern der französischen Offiziere heraus-geputzt hatten. Einige Tage nachher erhielten diese Genugthuung; die Franzosen, von dem Grafen Königseck verfolgt, lieferten ihm bei Guastalla ein Treffen, und schlugen ihn. Prinz Louis von Würtemberg und viele wackre österreichische Generale wurden getödtet.

Den sechsten Oktober traf mein Bruder bei uns ein. Er schien mir sehr wenig Fassung zu haben, und um alles Gespräch mit mir abzubrechen, sagte er, daß er dem König und der Königinn schreiben müsse. Ich ließ ihm Feder und Papier geben; er schrieb in meinem Zimmer und brauchte eine große Stunde, um zwei kleine Briefe zu schreiben von nicht mehr als zwei Zeilen. Nachmals ließ er sich den ganzen Hof vorstellen, mit dem er sich weiter nicht abgab, als daß er einen jeden,

der dazu gehörte, spottend ansah, worauf wir zur Tafel gingen. Das ganze Gespräch bestand in einem ewigen Gespöttel über alles, was er sah; wobei er gegen mich mehr wie hundertmal die Worte: kleiner Fürst und kleiner Hof, wiederholte. Ich war aufs Aeußerste gebracht und konnte nicht begreifen, wie er sich also gegen mich verändert hatte. Die Etiquette aller Höfe des deutschen Reichs erlaubt den Zutritt zu der fürstlichen Tafel nur den Personen, die Hauptsmannsrang haben, Lieutenants und Fähndriche sind davon ausgeschlossen und gehören an die dritte Tafel. Mein Bruder hatte einen Lieutenant in seinem Gefolge, er zog ihn an die Tafel, indem er zu mir sagte: die Lieutenante des Königs wären wohl des Markgrafen Minister werth. Ich verschluckte diese Härte und that, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wie ich Nachmittags mit ihm allein war, sagte er zu mir: unser alter Herr ist am Auslöschen, er erlebt den Monat nicht mehr. Ich weiß, daß er die große Versprechen gemacht hat, bin aber nicht im Stande, sie zu halten; die Hälfte der Summe, welche der verstorbene König Euch geliehen hat, will ich Euch lassen; ich denke, damit könnet Ihr vollkommen zufrieden seyn. Ich antwortete ihm: meine Liebe zu ihm habe nicht der Eigennutz geleitet, ich würde nie etwas anders als die Fortsetzung seiner Freundschaft von ihm bitten, und wollte keinen Heller von ihm, wenn ihm das im mindesten zur Last fiel. Nein, nein, sagte er, die hunderttausend Thaler sollt Ihr haben, ich habe sie Euch bestimmt. Man wird sich in der Welt sehr wundern, wenn man mich ganz anders handeln sieht, als man es sich vorstellte; man bildet sich ein, ich werde meine Schätze verschwenden und das Geld soll in Berlin so gemein werden wie die Steine — dafür werde ich mich wohl hüten; ich werde meine Armee vermehren, und

alles Uebrige bleibt auf dem alten Fuß. Die Königinn, meine Mutter, soll alle Achtung genießen, ich will sie mit Ehrenbezeugungen sättigen, allein in die Geschäfte darf sie sich nicht mengen, und thut sie es, so wird sie ihren Mann finden.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, wie ich das alles hörte, ich wußte nicht, ob ich schlief oder wachte. Nachher befragte er mich über die Angelegenheiten des Landes, worüber ich ihm genauere Umstände mittheilte. Wenn dein alberner Schwiegervater todt ist, rathe ich Euch, den ganzen Hofstaat zu kassiren, und euch auf den Fuß bloßer Edelleute zu setzen, um eure Schulden zu bezahlen. Ihr habt ja auch eigentlich nicht so viele Leute nöthig, und müßt auch darnach trachten, die Besoldung derer zu vermindern, die ihr beizubehalten genöthigt sind; du bist in Berlin gewohnt gewesen, dich mit vier Schüsseln zu begnügen — mehr bedarfst du auch hier nicht, und von Zeit zu Zeit lasse ich Euch nach Berlin kommen, das erspart Euch die Tafel und den Haushalt.

Schon lange wollte mir das Herz überfließen, bei diesem unwürdigen Geschwätz konnte ich es nicht länger halten, und brach in Thränen aus. Warum weinst du? fragte er — Geh, geh, du bist schwermüthig; diese finstere Launen muß man zerstreun. Die Musik wartet auf uns, ich will dir den Anfall vertreiben und auf der Flöte spielen. Und hiemit gab er mir die Hand und führte mich in das andere Zimmer. Ich setzte mich an das Clavier, das ich mit meinen Thränen benetzte, so daß die Marwitz den Platz gegen mir über einnahm, damit die andern meine Betrübniß nicht wahrnehmen möchten.

Den vierten Tag nach seiner Ankunft erhielt er endlich eine Stafette von der Königinn, die ihn beschwor, seine Rückkehr zu beschleunigen, indem der

König dem Tode nah sey. Diese Nachricht trieb meinen Schmerz aufs höchste. Ich liebte den König, und bey der Wendung, welche die Sachen nahmen, sah ich wohl, daß ich auf meinen Bruder nicht rechnen konnte. Die zwey letzten Tage vor seiner Abreise war er doch ein wenig verbindlicher gegen mich. Meine Liebe für ihn machte, daß ich seine Verirrungen entschuldigte, ich hielt mich vor versöhnt mit ihm, allein der Erbprinz ließ sich nicht täuschen, er sagte mir viele Dinge vorher, die nachmals eingetroffen sind. Mein Bruder reiste den neunten Oktober ab, und ließ mich sehr unsicher über ihn zurück.

Zwei Tage darauf kam der Markgraf nach Bayreuth zurück. Sein Anblick setzte mich in das größte Erstaunen — nie sah ich eine ähnliche Veränderung; sein ganzes Gesicht war so verzogen, daß ich ihn beynahe nicht erkannte. Während der kurzen Zeit, die er sich bei mir ausruhte, that er nichts, als auf seinen Arzt schimpfen, und mir die genausten Umstände seiner Krankheit erzählen. Bald nahm sie dergestalt zu, daß er das Zimmer nicht mehr im Stand war zu verlassen; ich besuchte ihn täglich, er war von der unleidlichsten Laune, so, daß wir Tod und Märtirerthum bei ihm ausstehen mußten. Aus Furcht, seine Leute unglücklich zu machen, dürften wir mit niemanden mehr sprechen, denn er hatte sich den Verdacht in Kopf gesetzt, daß wir mit aller Welt Intrignen anspännen. Lachen durfte man auch nicht. So bald wir ein bischen lustig waren, sagte er, es sey aus Freude über seine Krankheit. Um allen diesen Schikanen ein Ende zu machen, sahen wir keinen Menschen mehr, sondern beschränkten uns, der Erbprinz und ich ganz allein auf den Umgang meiner Damen, welche die einzigen lebenden Wesen waren, die wir sahen. Mittags und Abends speißten wir allein, den ganzen Tag lang arbeitete ich, las, und compo-

nirte Musik; wir spielten blinde Kuh, tanzten, oder sangen, kurz, es gab keine Thorheit, die uns nicht im Sinn kam, um die Zeit zu verkürzen. Doch ich habe bis jetzt einen ziemlich interessanten Umstand zu erwähnen vergessen, weil es mir unangenehm war, den Faden der Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe das Portrait der verwittweten Markgräfinn von Culmbach, die in Erlangen lebte, gemacht. Sie hatte sich in einen Grafen Hoditz verliebt, einen Mann aus einem sehr grossen Schlesischen Hause, der aber anerkannt liederlich und ein Ehrentheurer war. Da die Aufführung dieser Prinzessinn bekannt war, und sie immer einen Liebhaber haben mußte, hatte diese Intrigue den Markgrafen gar nicht beunruhigt. Im Anfange dieses Liebeshandels beobachtete sie sogar den Anstand, plötzlich nahm aber ihre Leidenschaft dermaßen zu, daß sie ihn zu heirathen beschloß. Der Graf wußte die Sache so gut einzurichten, daß man ihr Vorhaben nicht eh wahrnahm, als bis sie es erreicht hatten. Die beiden Liebenden wählten eine sehr finstere Nacht, um sich aus dem Schlosse zu stehlen, ein Nachschlüßel, den sie sich verschafft hatten, öffnete ihnen den Ausgang durch den Garten; trotz eines fürchterlichen Regens, kamen sie in ein kleines Bambergisches Dorf, eine halbe Meile von Erlangen. Die Frau Markgräfinn trug keine andere Kleidung als einen einfachen Unterrock von Basin, und ein eben solches Jäckchen. In diesem Dorfe fanden sie zween katholische Priester, die sie verheiratheten, worauf sie auf eben diese Weise, wie sie von Erlangen her gekommen waren, wieder dahin zurückkehrten. Der Sekretair der Markgräfinn, und einige Bediente des Grafen, die ihnen nachgefolgt waren, dienten als Zeugen. Die neu Vermählte schenkte ihrem Gemahl, der einige Tage darauf nach Wien reiste, einen Theil ihrer Juwelen, und versetzte

den andern, um die Koſten der Reiſe zu beſtreiten. Dieſer Schritte machte Aufſehen, und der Sekretair der Markgräfinn, welcher wohl voraus ſah, daß er von ſeiner Herrſchaft keinen Vortheil mehr zu erwarten hatte, machte dem Markgrafen ſeine Anzeige.

Dieſer Fürſt ſchickte unverzüglich den Baron Stein nach Erlangen, um die Sache zu unterſuchen. Die Markgräfinn geſtand ihre Heirath ſogleich ein; man machte ihr alle möglichen Vorſtellungen, um ihr die Niederträglichkeit ihres Betragens, und die unſeeligen Folgen, die es nach ſich ziehen würde, ans Herz zu legen, und bot ihr an, ihre Ehe aufzulöſen, indem ſie nicht nach dem Ceremoniel der Kirche vollzogen ſey, weil die Prieſter keine Diſpenſation, ſie zu trauen von dem Biſchof von Bamberg gehabt hatten. Sie antwortete, daß ſie mit ihrem lieben Grafen lieber trocknes Brod eſſen und Waſſer trinken wollte, als das Reich der Welt beſitzen. Da der Markgraf wahrnahm, daß er ſie nicht zu gewinnen vermögte, benachrichtigte er den Herzog von Weiſſenfels von dem Vorgang. Dieſer ſchickte einen ſeiner Miniſter nach Erlangen, aber alle ſeine Bitten und Vorſtellungen waren eben ſo wenig wirkſam, wie die des Baron von Stein. Sie verließ das Schloß, um ihren Gemahl aufzuſuchen, allein ihre Gläubiger, deren ſie eine groſſe Zahl hate, hielten ſie feſt, und um ſich aus ihren Händen zu befreien, überließ ſie ihnen alle ihre Habſeeligkeiten; darauf ging ſie nach Wien, wo ſie die lutheriſche Religion abſchwur, und in die Katholiſche Kirche übertrat, dort lebt ſie noch in allgemeiner Verachtung, und in dem grauſamſten Elende von den Allmoſen, die ſie von dem Adel empfängt. So lange ſie noch einen Heller im Vermögen hatte, hat ihr Gemahl ihr geſchmeichelt, ſie mußte alle ihre Kleider verkaufen, um ſeine Ausgaben

zu bestreiten, und dann verließ er sie in der vollkommensten Armuth.

Der Anfang des Jahrs 1735 war dem Markgrafen nicht günstig, seine Gesundheit verschlimmerte sich immer mehr, er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Tausend Einfälle gingen ihm durch den Kopf, er dachte gar nicht an den Tod, und machte täglich Plane zur Verschönerung von Himmelkron. Er wollte einen prächtigen Aufenthalt daraus machen, und hundert tausend Gulden darein verbauen. Von seinem Orden habe ich schon gesprochen. Er wollte ihn verändern, und Comthureien darinn errichten, wozu er gewisse Allodial-Güter bestimmte; das war aber nicht genug; er kaufte eine ungeheure Menge Pferde, und ließ verschiedne Arten von Wägen machen, um wie er sagte, den großen Herrn zu spielen; — kurz, wenn ihn Gott nicht bald aus der Welt genommen hätte, so hätte er sein ganzes Land zu Grunde gerichtet, und uns an den Bettelstab gebracht. Alle Bedienstete, die wohl sahen, daß er von dieser Krankheit nicht genesen konnte, wendeten sich an den Erbprinzen, der unter der Hand sich bemühte, den Bau in Himmelkron in die Länge zu ziehen, und die Einrichtung der Comthureien zu verschieben. In manchen Augenblicken war der Markgraf nicht einmal recht bei Sinnen, alle Geschäfte gingen den Krebsgang, und er machte uns allen möglichen Verdruß. Doch jetzt will ich ihn ein wenig ruhen lassen, um zu sehen, wie es in Berlin aussieht.

Der König war durch die Wassersucht noch immer in einem sehr gefährlichen Zustand; er litt ungeheuer, seine Beine waren aufgeplatzt, so daß er sie immer in kleine Zuber stellen mußte, in welchen das Wasser aus ihnen abfloß. Da sein Uebel immer zunahm, beschloß er, die Heirath meiner Schwester Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt zu vollziehen. Ihre Ehe ward

den siebenten Jenner vor seinem Bette eingesegnet. Eine Geschwulst, die er an dem einen Beine bekam, brachte die Aerzte auf den Gedanken, daß sich daselbst ein Geschwür gebildet hätte, welches sie zu öffnen beschlossen. Die Operation war lang und schmerzlich; der König überstand sie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, und forderte einen Spiegel, um die Wundärzte besser arbeiten zu sehen. Mein Bruder schrieb mir mit jedem Posttag, daß er nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben hätte, machte aber die Rechnung, ohne den Wirth, denn die Menge Wasser, welche der König verloren hatte, mit der Geschicklichkeit seiner Aerzte verbunden, stellten ihn völlig wieder her. Man sah diese Heilung vor ein Wunder an. Alle meine Schwestern begaben sich nach Berlin, um ihm über die Wiederherstellung seiner Gesundheit Glück zu wünschen; ich mußte mich, wegen des Zustandes in dem der Markgraf sich befand, begnügen, meine Freude schriftlich zu bezeigen.

So elend dieser Fürst war, wollte er doch seinen neuen Orden feierlichst ertheilen. Alle, welche Ritter waren, empfingen ihn, er lag in seinem Bett, und empfing daselbst die Begrüßung des ganzen Hofs. Dieser Orden besteht in einem weissen Kreuz, der rothe Adler, welcher das Familien Wappen bildet, ist in der Mitte, man trägt ihn an einem Poncean mit Gold eingefaßten Bande um den Hals. Der Stern ist von Silber, der rothe Adler ist in der Mitte mit der lateinischen Devise: „Aufrichtig und Standhaft.“ Es war große Tafel bei mir, und Abends Ball, der aber nur eine Viertelstunde dauerte.

In dieser Zeit ward ich durch einen Brief von der Herzoginn von Braunschweig, die mir den Tod ihres Gemahls meldete, sehr betrübt. Er war seit einem Jahr zur Regierung gelangt; ich beklagte ihn aufrich-

tig, und bin bis heute die Freundinn seiner Gemahlinn geblieben. Prinz Carl, sein Sohn, nahm nun seinen Plaz ein, was für meine Schwester ein wahrer Glücksfall war, wenn man den Verlust eines so wackern Prinzen so nennen kann, denn sie sah sich zwei Jahre nach ihrer Heirath gegen alle Erwartung zur regierenden Fürstinn erhoben.

Die Krankheit des Markgrafen ward indeß so gefährlich, daß man ihm rieth, einen sehr geschickten Arzt von Erfurth zu berufen, um ihn zu befragen. Der, welchen er an Gökels Stelle genommen hatte, hieß Zeitz, hatte Verstand, etwas mehr Wissenschaft, als sein Vorfahr, aber ein eben so lächerliches System wie jener. Ausserdem war es ein sehr böser Mensch, er hatte keine Religion, und also keinen Zügel, der ihn zurückhielt. Der blinde Glauben ist nicht einem Jeden gegeben, ja man wird sogar finden, daß die am moralischsten leben, die am wenigsten glauben; allein ein schiefer Kopf, der keinen Glauben hat, ist ein sehr gefährliches Glied der Gesellschaft. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie glauben, sie verwerfen die Religion, weil sie ihren Leidenschaften widerspricht; andre um nach der Mode zu sein, noch andre um sich den Ruf von gescheuten Leuten zu verschaffen. Diese starken Geister mißbillige ich sehr, aber die kann ich nicht verdammen, welche sich bemühen, die Wahrheit aufzusuchen, um die Vorurtheile loß zu werden; ich bin so gar überzeugt, daß Menschen, die sich ans Nachdenken gewöhnen, tugendhaft sein müssen; indem man die Wahrheit sucht, lernt man richtig raisonniren, und indem man richtig raisonniren lernt, muß man die Tugend lieb gewinnen. Meine Betrachtungen haben mich von meiner Erzählung entfernt; ich nehme den Faden wieder auf.

Herr Juch, der Arzt den man hatte kommen

laſſen, kündigte dem Markgrafen ganz aufrichtig an, daß er von dieſer Krankheit nicht geneſen könnte, und nur noch einige Wochen zu leben hätte. Zeitz verſicherte im Gegentheil, daß er ihn heilen würde; der Markgraf glaubte dieſem letzten. — Das iſt natürlich; wir ſchmeicheln uns immer mit dem, was wir hoffen. Er ließ alſo ſeine Arbeiten in Himmelkron fortſetzen, und regulirte die Comthureien ſeines Ordens.

Wie die Prinzeſſinn von Oſtfriesland den traurigen Zuſtand ihres Vaters erfuhr, machte ſie ſich auf den Weg nach Bayreuth. Den Erbprinzen und mich beunruhigte das ſehr, denn ſie konnte uns den gröſten Nachtheil bringen, wenn ſie den Markgrafen zu einem Teſtament beredete, das ſie und ihre Schweſter begünſtigte. Fräulein von Sonnfeld wuſte ihn aber ſo gut zu beſchwazen, daß ſie ihm glauben machte, der Anblick ſeiner Tochter würde ihn zu heftig rühren, ſie könnte auch Dinge von ihm fordern, welche dem Intereſſe des Landes zuwider wären, und die er ihr doch nicht ohne Härte verweigern könnte. Kurz, ſie machte ihre Sache ſo gut, daß ihr der Markgraf eine Staffete zuſchickte, mit der Bitte nicht zu kommen. Sie erhielt dieſe Botſchaft in Halberſtadt, welches auf der Hälfte des Weges nach Bayreuth iſt, und war alſo genöthigt, wieder umzukehren.

Die Liebe des Markgrafen für Fräulein von Sonnfeld dauerte noch immer, allein ſie hielt mir treulich ihr Wort, und theilte mir alle Unterredungen mit, die ſie mit ihm hatte. Ohne ſie wäre es uns übel gegangen, er hätte ſich bis zum Aeuſerſten vergangen, dann er behandelte uns wie die Hunde. In der Hofnung unſrer nahen Erlöſung ertrugen wir das alles in Geduld; ich insbeſondere. Doch muß ich dem Erbprinzen dieſe Gerechtigkeit angedeihen laſſen, ich habe ihn nie gegen ſeinen Vater murren hören, den einzigen

Tag ausgenommen, wie dieser ihn schlagen wollte; er sprach immer in den ehrerbietigsten Ausdrücken von ihm; Sein gefährlicher Zustand war ihm kein Geheimniß, und da er die Geschäffte nur oberflächlich kannte, hatte er mit Herrn von Voit täglich geheime Unterredungen, in denen er sich von den Angelegenheiten des Landes unterrichten ließ. Ich kannte den Charakter des Erbprinzen von Grund aus, und wußte, daß er sich nie leiten würde lassen. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in nichts zu mischen; die Intriguen sind mir im Tod zuwider, dagegen wollte ich aber auch auf einem gewissen geachteten Fuß stehen, und eben so wenig zugeben, daß sich Jemand in meine Angelegenheiten mischte. Ich weiß nicht, ob Herr von Voit dem Prinzen zu verstehen gab, daß ich ihn führen wollte, oder ob er selbst diesen Begrif von mir hatte, genug, daß ich wahrnahm, daß er nicht mehr mit der gewohnten Offenheit gegen mich verfuhr. Das beunruhigte mich, ich ließ mir aber nichts merken.

Die Marwitz sagte eines Tages zu mir: Der Erbprinz ist noch zu lebhaft, um in alle Details der Regierung einzugehen; ich bin überzeugt Ihre königliche Hoheit werde ihm helfen müssen. Er ist noch jung, von nichts unterrichtet, hat keine Erfahrung; ich fürchte, wenn er Ihrem Rath nicht folgt, macht er eine Menge Versehen. Ich versichere sie, meine Liebe, antwortete ich ihr, sie irren sich sehr; ich werde mich in nichts mischen, und glauben sie mir, der Prinz wird mich auch in nichts um Rath frägen. Sie erstaunte sich sehr. Während dieses Gesprächs trat der Erbprinz herein; sie wiederholte ihm fast alles, was sie mir gesagt hatte, und ich theilte ihm die Antwort mit, die ich ihr gegeben. Er schwieg und war sehr kalt gegen mich. Ich gab diese Veränderung immer den Geschäften schuld die er im Kopf hatte, denn bis-

her hatte er nichts vor mir geheim gehalten, er hatte mir seine innersten Gedanken mitgetheilt, allein seine Gedanken über die Zukunft vertraute er mir nicht, und ich bekümmerte mich auch nicht um sie.

Wie wir einst bei der Tafel waren, rief man uns auf das schleunigste zu dem Markgrafen, weil er mit dem Tode rang. Wir fanden ihn auf einem Lehnstuhl dem Ersticken nahe, sein Puls war wie der eines Sterbenden. Er sah uns alle an, ohne ein Wort zu sagen. Man hatte zu einem Geistlichen geschickt; anfangs schien es ihm nicht angenehm zu sein; der Mann richtete eine schöne Ermahnung an ihn, sagte, er würde nun bald vor Gott erscheinen, um von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, er solle sich vor seinem heiligen Willen beugen, dagegen würde ihm auch die Gnade werden, den Tod mit Standhaftigkeit zu ertragen. Ich habe Gerechtigkeit geübt, antwortete er, ich habe den Armen Gutes gethan, ich habe die Pflichten, eines gerechten billigen Fürsten erfüllt, ich habe mir nichts vorzuwerfen, und kann vor Gottes Richterstuhl mit Zuversicht erscheinen. Wir sind alle Sünder, nahm der Geistliche wieder das Wort, und der gerechteste sündigt sieben Mal, und wann wir alles gethan haben, sind wir noch unnütze Knechte. Wir bemerkten alle, daß diese Rede ihm mißfiel; er wiederholte noch lebhafter: nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, mein Volk kann mich wie einen Vater beweinen. Nun schwieg er einige Augenblicke, und bat uns dann, uns hinweg zubegeben. Man brachte ihn wieder zu Bett, und wir waren sehr erstaunt, wie man uns am Abend meldete, daß er viel besser sey; zugleich sagte man uns, er habe seine Diener sehr über das Aufsehen gescholten, das sie gemacht hätten, aber besonders darüber, daß der Geistliche berufen worden war. Sein Uebel schien vermindert, allein den sechsten Mai

ſtieg es ſo hoch, daß Zeitz, der ſich noch immer geſchmeichelt hatte, ihn wieder herzuſtellen, ſelbſt ſein Todesurtheil verkündigte. Er fiel in ein tiefes Nachdenken, und befahl, daß alle Welt ihn dieſen Tag über ſollte allein laſſen. Seine Schwäche war aufs Aeußerſte geſtiegen.

Am folgenden Morgen ließ er den Erbprinzen und mich rufen, ſeinem Sohn ertheilte er eine lange Ermahnung über die Weiſe, wie er ſein Land regieren ſolle, zu mir ſagte er, daß er mich immer zärtlich geliebt habe, daß er meine Verdienſte erkenne, und mich beſchwöre, ſeinen Sohn täglich an die moraliſchen und Regierungs-Grundſätze, die er ihm ſo eben gegeben habe, zu erinnern; mir wünſchte er alles Gute, und bat mich eine Doſe, die er mir einhändigte, zum Andenken zu bewahren. Der Erbprinz und ich knieten vor ihm nieder, er gab uns ſeinen Seegen und umarmte uns beide. Wir zerfloßen in Thränen, ſeine Worte hatten mich dergeſtalt gerührt, daß ich ſein Leben, wenn es in meiner Macht geſtanden hätte, gern verlängert hätte. Darauf bat er mich, bis zu ſeiner Todesſtunde ihn nicht mehr zu ſehn, ich beſchwöre Ihre Hoheit, ſagte er zu mir, mir dieſe Gefälligkeit zu erweiſen. Darauf ließ er meine Tochter kommen, der er auch ſeinen Seegen gab, nachher nahm er von allen meinen Damen, einer nach der andern, Abſchied, nur nicht von Fräulein von Sonnsfeld, die war krank. Auch die Geheimeräthe kamen an die Reihe, er hielt ihnen eine lange Rede, ſetzte ihnen alle Verbindlichkeiten auseinander, die ihm das Land habe, und wiederholte ungefähr daſſelbe, was er dem Geiſtlichen geſagt hatte; er empfahl ihnen das Wohl ſeines Staates, die Treue gegen ihren neuen Herrn, und ſagte ihnen das letzte Lebewohl. Er hatte die Geiſtesſtärke von ſeinem ganzen Hofſtaat Abſchied zu nehmen, von dem erſten Miniſter,

bis zum letzten seiner Diener. Das rührte mich sehr, allein ich kann nicht läugnen, daß ich etwas viel Gepräng darinn fand, denn er hörte nicht auf gegen einen Jeden die Mühe herauszustreichen, die er es sich für sein Land hätte kosten lassen. In der Folge wird man sehen, daß er gar noch nicht an seinen Tod glaubte, und alles dieses nur that, um ein Schauspiel zu geben. Gegen das Ende dieser traurigen Ceremonie ward er sehr schwach und bat uns, ihn allein zu lassen.

Die Aerzte meldeten uns, er sey so schlecht, daß wir keinen Augenblick mehr auf sein Leben rechnen könnten. Um ihm näher zu seyn, und das ihm von uns gegebene Versprechen, bei seinem Tode gegenwärtig zu seyn, sicherer halten zu können, bezogen wir ein Zimmer, das unmittelbar an das seine stieß, und legten uns des Nachts ganz angekleidet auf das Bett.

Wie er sich den folgenden Tag noch viel schwächer fand, berief er den Erbprinzen zu sich, übergab ihm in Gegenwart des Raths die Regierung, und befahl einem Jeden, ihn nun mit keinem Geschäft mehr zu belästigen. Ich hatte mich alle Morgen und alle Abende in seinem Vorzimmer nach seiner Gesundheit erkundigt, denn der Erbprinz allein hatte freien Zutritt zu ihm. So wie er ihm die Regierung übergeben hatte, gereute es ihm, und er konnte sich nicht erwehren, jedesmal, daß er ihn sah, ihn anzufahren. Er erkundigte sich sogar bei einigen Herrn seines Hofes, die ihn nicht verließen, ob sich sein Sohn schon mit Befehlen abgäb? und fügte hinzu: er schwebe ja wohl in lauter Freude, nun sein eigner Herr zu seyn. Man sagte ihm mit aller Wahrheit, der Erbprinz habe geschworen, so lange er lebe, keinen Befehl zu ertheilen, und habe noch kein Geschäft ausfertigen wollen.

Seine Krankheit dauerte bis zum sechzehnten Mai des Abends, wo man uns plötzlich herbei rief. Es war

neun Uhr. Wir fanden in seinem Vorzimmer alle Welt im Gebet begriffen, man hörte ihn von weitem röcheln, er litt Höllenpein. Er sagte zum Erbprinzen: mein lieber Sohn, ich erstücke, ich kann diese Qualen nicht länger ertragen, sie bringen mich zur Verzweiflung; dabei schrie er und heulte, daß es fürchterlich anzuhören war. Dreimal verlor er die Besinnung, und dreimal kam er wieder zu sich. er sprach bis zu seinem letzten Hauch, und starb endlich den siebzehnten Mai um halb sieben Uhr.

In meinem Leben war ich nicht bewegter. Ich hatte niemals Jemand sterben sehen; dieses Bild hatte meine Einbildungskraft dermaßen erschüttert, daß ich es lange Zeit nicht verwischen konnte. Der Erbprinz war in der äußersten Verzweiflung; wir führten ihn mit der größten Mühe aus dem Sterbezimmer in das seinige, wo es länger wie eine Stunde dauerte, ehe er sich erholte. Der ganze Hof war ihm dahin nachgefolgt. So bald er sich etwas gesammelt hatte, sagte ihm Herr von Voit, daß es nöthig sey, den Regierungsrath zu bestätigen. Der Markgraf stand einen Augenblick an und antwortete nicht, dann zog er mich bei Seite und fragte mich um meine Meinung? aufrichtig antwortete ich ihm, daß ich das nicht vor so dringend hielt; es sey kaum eine Stunde, daß sein Vater gestorben sey, es schien mir, daß man einen gewissen Anstand beobachten müsse, und nicht so viel Begierde zeigen, sich der Regierung zu bemächtigen; indem er die Sache auf morgen verschöbe, gewönne er Zeit, über die Personen, die er ernennen wolle, reiflich nachzudenken. Er folgte meinem Rath. Er war sehr ermüdet und ich auch, denn wir hatten die ganze Nacht gewacht, und meine Gesundheit war sehr schwach. Um aller Zudringlichkeit dieser Herrn zu entgehen, legte er sich nieder, und ruhte einige Stunden aus, allein man machte ihm so

viele Vorſtellungen über den Nachtheil, den Staatsrath länger unthätig zu laſſen, daß er ihn endlich beſtätigte. Er beſtand aus dem Baron Stein, Voit, Dobeneck, Hesberg, Lauterbach und Thomas.

Darauf beſtimmte man die Trauer und das Begräbniß, und machte den Markgrafen glauben, es käme dem Staatsrath zu, alles dazu nöthige herbei zu ſchaffen. Der Markgraf war in allen dieſen Dingen ſehr neu und genöthigt, dem, was man ihm ſagte, zu trauen. Dieſe Herrn verſammelten ſich drei Wochen nach einander, und beſchäftigten ſich mit nichts als mit dem Einkauf von Tuch. Obſchon das in das Amt des Hofmarſchalls gehörte, fingen ſie ſich an, ein unleidliches Anſehen zu geben, beſonders der Herr von Voit. Dieſer Menſch hatte mir alle mögliche Verbindlichkeit, ich hatte ihn zu des verſtorbnen Markgrafen Lebzeiten aus allen Kräften unterſtützt, er war mein Oberkammerherr, und die Pflicht ſeines Amtes nöthigte ihn, daß er wenigſtens alle Tage zu mir kam, das that er aber nicht, und ließ ſich nicht einmal entſchuldigen, wodurch er mich denn ſehr aufbrachte. Die Leiche des Markgrafen ward indeſſen im Gepränge zur Schau geſtellt; ſein Leichenbegängniß war den ein und dreißigſten Mai; ſo wie er es befohlen hatte ohne Gepräng, aber anſtändig. Seine Leiche ward nach Himmelkron in ein Gewölbe gebracht, das er eigends dazu hatte bauen laſſen.

Den erſten Juni legten wir die groſſe Trauer an, um ſie ein ganzes Jahr lang zu tragen. Ich hielt an dieſem Tage Appartement, um die Beileidsbegrüßungen des ganzen Hofs zu empfangen, und es war zum erſtenmal öffentliche Mittagstafel. Da aber dieſe ganze ſchwarze Mummerey und das zu beobachtende Dekorum zu läſtig war, begaben wir uns nach dem Brandenburger, wo wir einige Wochen zubrachten.

Herr von Wolf kam eines Tages zu mir und sagte, es sey ihm bekannt, daß ich ungehalten auf ihn sey, daß er mir nicht pünktlicher aufwarte, er sey aber so beschäftigt, daß ihm kein Augenblick übrig bleibe; der Staatsrath habe mich indessen nicht vergessen, sondern beschlossen, bei dem Markgrafen für mich um eine Vermehrung meines Einkommens einzukommen, und er zweifle nicht, daß der Markgraf es bewillige. Diese schöne Rede erzürnte mich höchlich. Ich antwortete sehr kalt: wenn ich eine Vermehrung meines Einkommens bedürfte, würde ich den Markgrafen schon selbst darum bitten, und wär überzeugt, keine abschlägliche Antwort zu erhalten; für ihre gute Absicht sey ich ihnen sehr verbunden, entließ sie aber der Sorge zu meinen Gunsten zu sprechen, weil ich diese Mühe schon selbst übernehmen wollte. Er gerieth ein wenig äußer Fassung und meinte, daß es doch unangenehm sey, selbst eine Gnade zu fordern. Allein noch unangenehmer, sagte ich, mein Herr, sie durch andere fordern zu lassen, und damit Sie meinen Charakter kennen lernen, so wissen Sie hiemit, daß ich keine Vermehrung meiner Einnahme annehmen würde, selbst wenn der Markgraf sie mir geben wollte, denn seine Angelegenheiten sind durch die großen Ausgaben, die er machen muß, zu zerrüttet, um mich, ohne daß es ihm lästig fiele, zu begünstigen. Außerdem, mein Herr, will ich ihm für die Vortheile, die er mir schenken will, selbst den Dank haben, im entgegengesetzten Fall machten sie mir gar kein Vergnügen.

Ich merkte wohl, daß mich die Herrn auf denselben Fuß setzen wollten, auf dem sich meine Schwester von Anspach befand, die sich immer vor ihnen drehen und winden mußte und sich stets an einen dritten wenden, um das, was sie von ihrem Gemahl wollte, zu unterhandeln. Die Kälte, die mir der Markgraf be-

zeigte, mit dieſen Gedanken verbunden, beunruhigte mich ungemein; ich begab mich mit meiner Hofmeiſterinn in mein Kabinet, theilte ihr meine Sorgen mit und weinte bitterlich. Sie zuckte die Schultern, ſagte, daß ſie eben daſſelbe fürchtete, daß ſich die Herrn ſo gar ziemlich merken ließen, ſie wollten den Markgrafen allein regieren, und zu dieſem Endzweck müßte man damit anfangen, mich nach und nach unter ihre Zuchtruthe zu beugen; ſie beſchäftigten ſich einzig mit Kleinigkeiten, wollten ſich mit den kleinſten Details befaſſen, die ſie gar nichts angingen, und vernachläßigten darüber wichtigere Dinge. Sie beſchwor mich mit dem Markgrafen zu ſprechen, und ihm die Augen zu öffnen, ſie wolle ihrer Seits die Sache einleiten, um ſeinen Sinn auf das, was ich ihm ſagen würde, vorzubereiten. Ich ſtand lange an; ſie führte mir aber ſo gute Urſachen an, daß ich mich endlich dazu entſchloß.

Wirklich that ich es auch, allein der Markgraf nahm es ſehr übel auf und ſagte mir viel harte Dinge. Ich bin lebhaft; bis zu einem gewiſſen Punkt kann ich mich mäßigen, allein ich bin ein Weib und habe meine Schwächen ſo gut wie eine andere; ich entzweite mich auf das äuſſerſte mit meinem Gemahl, und gerieth in eine ſolche Verzweiflung, daß ich in Ohnmacht fiel. Man brachte mich auf das Bett, und ich hatte eine ſo fürchterliche Beklemmung, daß man glaubte, es koſtete mir das Leben. Man rief ſogleich den Markgrafen; mein Zuſtand rührte ihn aufs innigſte, er war in der tödtlichſten Unruhe. Wir machten uns gegenſeitige Entſchuldigungen, und nach einer langen Erörterung geſtand er mir, daß man ihn gegen mich eingenommen hätte. Er bat mich tauſendmal um Verzeihung, ich verſprach ihm, daß ich mich in nichts miſchen würde, dagegen aber auch hoffte, daß er es nicht leiden würde, daß man Uneinigkeit zwiſchen uns ſtiftet, und mich, ſo

wie man beabsichtige, herabsetze. Er antwortete mir, daß ich ihm Freude machen würde, immer mit derselben Freimüthigkeit wie bisher mit ihm umzugehen, er bat mich, ihm immer ganz unbefangen meine Gedanken zu sagen, er wolle seiner Seits nichts vor mir verbergen, und so waren wir dann beßre Freunde als je zuvor. Er fragte über alles, was vorfiel, meine Meinung; ich sagte zu ihm, ich kenne ihn als den Menschen auf der Welt, der sich am wenigsten regieren ließ; daß ihn aber der Einfluß, den er dem Staatsrath gestattet, bald dahin bringen würde, und einmal in ihren Klauen, würde es ihm sehr schwer werden, sich wieder davon los zu machen; er würde dann zu gewaltsamen Maßregeln gezwungen seyn, um sie wieder in ihre Schranken zurück zu bringen; er solle sich der letzten Worte seines Vaters erinnern, der ihm gesagt habe, seine Minister im Zaum zu halten, ihren Rath anzuhören, aber ihn wohl zu erwägen, ehe er ihn befolge. Nach einigem Nachdenken sagte er: was soll ich aber thun? ich muß mich auf sie verlassen, ich bin von nichts unterrichtet; ich habe ihnen selbst gesagt, ich wollte, daß man sich mit wichtigern Dingen beschäftigte, und sich nicht mit Kleinigkeiten die Zeit vertrieb; aber sie antworteten mir, man könne nicht alles auf einmal thun.

Der Oberst Reitzenstein war nach Berlin, und Herr von Hesberg nach Dänemark geschickt. Die Finanzen waren in einem so traurigen Zustande, daß ich genöthigt war, ein Capital von sechstausend Thalern aufzukündigen, um diese zwei Gesandschaften zu bestreiten. Ich machte dem Markgrafen ein Geschenk damit; wenn ich ihm auf Kosten meines Lebens hätte Freude machen können, so hätte ichs gethan. Er hatte seiner Seits alle erdenkliche Achtung für mich, und vergalt mir Liebe mit Liebe; sein Herz war so gut, daß er sich nicht entschließen konnte, wenn's auch sey, ein

unverbindliches Wort zu ſagen, noch irgend eine Gnade, um die man ihn bat, zu verweigern. Dieſe übermäßige Güte zog ihm ſeitdem viel Verdruß zu, und war auch daran ſchuld, daß er den Hof ganz ſo beibehielt, wie er ihn fand. Alle, die ihm ergeben waren, riethen ihm, daß er ſich die Querköpfe und Intriganten, welche ſich an ihm befanden, aus dem Wege ſchaffen möchte, allein er konnte ſich nicht dazu entſchließen. Er verſäumte keine der Pflichten, die er ſeinem verſtorbenen Vater ſchuldig war, verabſchiedete keinen ſeiner Diener, ſondern behielt einen Theil davon bei, und den andern gab er Bedienungen; gegen alle die, welche ihm Verdruß verurſacht und mit ſeinem Vater entzweit hatten, zeigte er nicht die geringſte Rachſucht; es ſagte ihm jemand einige Worte darüber, und er gab die ſchöne Antwort: ich habe die Vergangenheit vergeſſen, und will, daß ein Jeder in meinen Staaten zufrieden ſey.

Die Herrn des Staatsraths waren mit dem großmüthigen Betragen des Markgrafen gegen die Diener ſeines Vaters ſehr unzufrieden. Sie ſchickten Herrn von Voit an mich ab, der ganz athemlos kam, die Klagen ſeiner Collegen bei mir anzubringen. Nie hörte ich etwas unverſchämteres, als ſein ganzes Geſchwätz. Der Markgraf, ſagte er, thut etwas ganz Unerhörtes, indem er, ohne die Meinung ſeines Staatsraths einzuholen, Stellen und Aemter vergiebt; und, indem er ſeinen Stock auf den Boden ſtieß, ſetzte er hinzu: es iſt ihm nicht erlaubt, ohne unſer Wiſſen eine bloße Küchenmagd fortzujagen noch anzunehmen; wir ſind entehrt, und werden insgeſammt gehen, um dem Markgrafen unſre Vorſtellungen darüber zu machen. Ich antwortete, daß ich mich nicht darein miſchen würde, und ſie thun möchten, was ihnen gut dünkte. Der Markgraf, der mit meiner Hofmeiſterinn in dem anſtoßenden Zimmer war, hörte alles, was Voit ſagte,

und wäre gegen ihn losgebrochen, hätte meine Hofmeisterinn ihn nicht verhindert.

So bald Volt fort war, trat er in mein Zimmer und spie Feuer und Flammen; er wollte den Staatsrath kassiren, und alles um und um kehren. Nach und nach gelang es mir, ihn zu besänftigen. Nun erkannte er die Wahrheit meiner Vorhersagungen, und beschloß, seine Zuflucht zu einem Manne zu nehmen, der seines Vaters Sekretair gewesen war. Er hieß Ellerot, und hatte so viel Verstand, wie man nur haben kann; der verstorbne Markgraf hatte gegen das Ende seines Lebens ein blindes Vertraun in ihn gesetzt, und ihn seiner Rechtschaffenheit wegen sehr geachtet; sein Sohn, der sich erinnerte, daß er die Landesgeschäfte auf das Gründlichste kennte, glaubte nichts bessers thun zu können, als daß er ihn zu sich nähm, um ihn den übermüthigen Anmaßungen des Staatsraths entgegen zu setzen. Ellerot machte ihn in Kurzem mit allem bekannt, und theilte ihm alle Plane des verstorbnen Markgrafen mit.

Meine Gesundheit fing indessen an, sich ein wenig zu bessern. Da wir keinen bessern Arzt kannten, hatten wir Zeit behalten müssen. Er gab mir Selterwasser mit Ziegenmilch, und schrieb mir vor, während der Cur mir viel Bewegung zu machen. Ich lernte schießen, und ging fast alle Abend mit dem Markgrafen auf die Jagd. Da ich meiner noch anhaltenden Schwäche wegen nicht lange zu Fuße gehen konnte, hatte mir der Markgraf einen Wagen machen lassen, aus dem ich sehr bequem schießen konnte. Meine Absicht dabei hatte viel mehr den Zeitvertreib zum Zweck, als den Wunsch, die armen Thiere zu tödten, denn ich liebe die Jagd nicht, und legte sie bei Seite, so bald ich andre Beschäftigungen fand; meine herrschende Leidenschaft war immer Wissenschaft, Musik und besonders die Freuden des Umgangs; diese konnte ich nicht, wie ich wünschte, befriedigen, meine

Gesundheit verbot mir, mich, wie ehemals, angestrengt zu beschäftigen, und Musik und Gesellschaft waren abscheulich.

Der Feldzug am Rhein nahm dieselbe Wendung, wie der vorhergehende. Er ward mit essen und trinken zugebracht. Zwölf tausend Russen, die sich mit dem Kaiser verbinden sollten, nahmen ihren Weg durch die Oberpfalz. Wir verabredeten, sie zu sehen, allein vor unsrer Abreise gaben wir dem Herrn von Pölnitz, den der König an uns abschickte, um sein Beileid zu bezeigen, zuvor noch Audienz.

Dieser Mann hat Aufsehen genug in der Welt gemacht, um hier ein Wort von ihm zu sagen. Er ist der Verfasser von Memoiren, die unter seinem Namen erschienen sind; der König ließ sie sich vorlesen, und die darinn enthaltnen Beschreibungen des Berliner Hofes gefielen ihm so gut, daß er den Autor wiedersehen wollte. Pölnitz hielt sich damals an dem Wiener Hofe auf, wo er von der Gunst der Kaiserinn lebte, er kam nach Berlin, und wußte den König so zu gewinnen, daß er ihm einen Gehalt von funfzehnhundert Thalern ertheilte. In meiner Jugend kannte ich ihn sehr gut; er hat unendlich viel Verstand und Lektüre, sein Gespräch ist äußerst angenehm, sein Herz nicht bös, allein es fehlt ihm an Weltklugheit und Urtheil, er sündigt meistens immer aus unachtsamer Uebereilung. Er wußte sich, so lange der König lebte, in Gunst zu erhalten, und hat ihm bis zu seinem letzten Athemzug beigestanden. Wir hatten ihn sehr gern und vertrieben uns die Zeit mit ihm, er mußte uns nach einem Kloster begleiten, wo wir die Nacht zubrachten, weil die russische Armee den folgenden Morgen nahe von da und einer kleinen Stadt, die Bielsk heißt, vorbei ziehen sollte.

Den andern Morgen reisten wir frühzeitig ab, und speisten dort zu Mittag; wie der General Keith, welcher

diese Kolonne der Armee commandirte, unsre Anwesenheit erfuhr, schickte er uns sogleich eine Wache von leichtem Fußvolk. Sie waren alle gestiefelt, aber uns zu Ehren zogen sie Kamaschen über die Stiefeln an. In meinem Leben sah ich nichts lächerlichers, wie diesen Anzug, der mir um so außerordentlicher vorkommen mußte, da ich die Nettigkeit der preußischen Truppen, die immer wie die Drathpuppen geputzt waren, gewohnt war. Herr von Keith besuchte uns gleich nach seiner Ankunft, er ist ein Irrländer, ein sehr höflicher Mann, der seine Leute zu unterscheiden weiß. Er bat uns, noch einen Augenblick zu warten, weil er befohlen hatte, seine Leute in Schlachtordnung aufzustellen. Sie bestanden alle aus kleinen, untersetzten Leuten, die wenig Ansehen hatten, und sehr schlecht gekleidet waren. Der General schenkte mir das Leben von zween Deserteurs, die gehangen werden sollten; er ließ sie vor mich bringen, wo sie sich an Boden warfen, und mit den Köpfen so hart auf die Erde klopften, daß, wären es nicht russische Köpfe gewesen, sie hätten zerspringen müssen. Ich sah auch ihren Priester, der mir viele Salamalek machte, und sehr bedauerte, daß er nicht seine Götzen mitgebracht hätte, um mir eine Ehre anzuthun. Diese Nation ist ungefähr wie das Vieh; sie tranken aus den Pfützen, aßen giftige Schwämme und Gras, ohne daß ihnen das im mindesten schadete. So bald sie in ihre Quartiere anlangten, krochen sie in die Oefen, wo sie sich in Schweiß zu bringen suchten, waren sie dann recht naß, so warfen sie sich ins kalte Wasser, oder des Winters in den Schnee, worinn sie sich einige Zeit aufhielten. Das ist, ihrer Aussage nach, ein allheilendes Mittel, das ihnen die Gesundheit erhält. Wir nahmen von ihrem General Abschied und gingen nach unserm Kloster zurück, von wo wir uns nach dem Brandenburger begaben.

Ich habe zu ſagen vergeſſen, daß man meinen Geburtstag den dritten Auguſt gefeiert hatte; der Markgraf hatte mir prächtige Geſchenke an Juwelen gegeben, eine Vermehrung meines Einkommens und die Eremitage. Die Vermehrung des Einkommens nahm ich aber erſt das folgende Jahr an. Den ganzen Monat Auguſt hindurch beſchäftigte ich mich, die Wege nach der Eremitage herſtellen zu laſſen, und eine Menge Spaziergänge daſelbſt anzulegen; ich ging täglich hinaus, und vertrieb mir die Zeit, ſelbſt Plane zur Verſchönerung und Bequemlichkeit dieſes Ortes zu machen.

In dieſer Zeit erhielten wir einen Zuwachs zur guten Geſellſchaft. Er beſtand in Herrn von Baumont, Major bei dem kaiſerlichen Regimente des Markgrafen, und dem Grafen Borkhauſen, Hauptmann bei eben dieſem Regiment. Dieſer letzte war der Neffe meiner Hofmeiſterinn; der Markgraf hatte bis jetzt für ſein Fortkommen geſorgt, und liebte ihn ſehr, er hatte unendlich viel Verſtand, aber eine unerträgliche Unbedachtſamkeit; ſein Vater, ein ſehr angeſehener Mann aus einer der größten ſchleſiſchen Familien, hatte Mittel gefunden, ein Vermögen von viermal hundert tauſend Thalern durchzubringen, und noch obendrein Schulden zu machen, ſo daß ſeine Kinder ganz zu Grunde gerichtet waren, und in Schleſien von der Mildthätigkeit des Adels und meiner Hofmeiſterinn lebten. Seit ich verheirathet war, kam er ſehr oft nach Bayreuth, und hatte eine heftige Leidenſchaft für ſeine Couſine Marwitz gefaßt; da ihn dieſe immer ſehr ſtolz behandelte, hatte ihn ſeine Lebhaftigkeit zur Verzweiflung gebracht und zu tauſend Thorheiten verleitet, die ihm Schaden gethan hatten. Ich werde dieſer Liebſchaft noch öfters erwähnen, denn ſie iſt in den Verfolg dieſer Memoiren verflochten.

Meine Hofmeiſterinn ließ damals auch ihre beiden andern Nichten Marwitz kommen, die älteſte hieß Alber-

tine, die jüngste Caroline, um sie fortan von ihrer älte-sten Schwester zu unterscheiden, will ich sie bei ihrem Taufnamen nennen. Die jüngste war nicht vierzehn Tage in Bayreuth gewesen, so machte sie eine Eroberung; sie war sehr hübsch, ein niedliches Gesichtchen, die schönste Haut von der Welt, und ein sanftes Wesen zog alle Blicke auf sie.

So bald der Markgraf zur Regierung gelangt war, hatte er meinen Hofstaat vermehrt; Graf Schönburg ward mein Kammerherr, und ein gewisser Herr von Westerhagen Kammerjunker bei mir. Schönburg war Sohn eines regierenden Reichsgrafen, sein Vater lebte noch, er war reich, und alle junge Mädchen von Stande in Bayreuth drängten sich, um seine Eroberung zu machen; allein vergeblich, denn Carolinens schöne Augen fesselten schnell sein Herz; er ward sterblich in sie verliebt, sie war ihm recht gut, und sie knüpften eine genaue Freundschaft zusammen, deren Folgen ich zu seiner Zeit erzählen will.

Was die Marwitz anbetrift, so liebte ich sie leidenschaftlich, wir hielten nichts vor einander verborgen; nie sah ich eine solche Uebereinstimmung der Karaktere, wie zwischen uns; sie konnte nicht ohne mich leben und ich nicht ohne sie, sie machte keinen Schritt, ohne mich zu Rath zu ziehen, und alle Welt gab ihr Beifall.

Wir begaben uns alle in den Park, wo der Markgraf Hirschjagd halten wollte; da dieser Ort nur eine Stunde von der Stadt ist, und nur eine ausgesuchte Gesellschaft dahin kam, ließen wir es uns herrlich wohl seyn. Täglich hatten wir Ball und tanzten sechs Stunden nach einander in einem sehr schlecht gepflasterten Saale, so daß unsre Füße ganz wund waren. Diese Bewegung bekam mir ganz vortrefflich; wir waren in der besten Laune; der Markgraf liebte das Vergnügen und die gute Gesellschaft, ein feines, verbindliches Be-

tragen machte, daß alle Welt ihn anbetete, und wir lebten in der allervollkommenſten Eintracht.

Der Friede ſchien überall zurückzukehren; die Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich fingen ſchon an, und der Friede ward während des Winters geſchloſſen. Die Spanier blieben im Beſitz von Neapel und Sicilien, das ſie dem Kaiſer genommen, der Herzog von Lothringen überließ ſeine Staaten an Frankreich und erhielt dagegen das Erzherzogthum Toskana; Frankreich und Spanien traten hingegen der pragmatiſchen Sanktion bei. Alſo ward die Ruhe in Deutſchland wieder hergeſtellt.

Der Markgraf hatte ſich noch nicht huldigen laſſen; dieſe Ceremonie hatte alſo bei unſrer Rückkehr nach Bayreuth ſtatt; und ſollte gleicher Geſtalt in Erlangen vor ſich gehen. Der Biſchof von Bamberg und Würzburg, der ſich damals auf ſeinem prächtigen Landhauſe Pommersfelden befand, das nur vier Meilen von Erlangen gelegen iſt, hatte uns, ſo wie den Markgrafen und die Markgräfinn von Anſpach, dahin eingeladen, um uns mit einander gemeinſchaftlich zu einer beſſern Einigkeit des Kreiſes zu verbinden.

Herr von Bremer, der ehemalige Hofmeiſter des Markgrafen von Anſpach, war in Bayreuth, ich trug ihm einen Gruß an meine Schweſter auf, und ließ ihr ſagen, ich ſey benachrichtigt, daß der Biſchof ungeheuer ſtolz ſey, er würde über die Titel, die wir ihm geben ſollten, lächerliche Anſprüche machen, und ich ſähe voraus, daß es Händel geben würde; da wir nun aber Schweſtern wären, und gleiche Vorrechte und gleiches Etiquette hätten, wär ich geſonnen, mich mit ihr zu verabreden, und bät ſie daher, mir ihre Abſicht wiſſen zu laſſen; alle Welt würde die Augen auf uns richten, und ich wär der Meinung, von allem, was uns zukäm, auch nicht ein Haar breit aufzugeben. Herr von Bremer gab mir

nem Verhaben ſeinen ganzen Beifall. Wir gaben den Titel Ihr Liebden, nur den Biſchöffen und neuen Reichsfürſten; dieſer Titel bedeutet nicht ſo viel wie Hoheit, und läßt ſich unmöglich ins Franzöſiſche überſetzen. Der Biſchoff machte an einen ehrenvollen Titel Anſpruch; er wollte Ihre Gnade genannt ſein, ſonſt wollte er uns die königliche Hoheit nicht geben. Das alles ward mir unter der Hand geſagt, ich hätte es wohl können zur Erklärung bringen, allein man rieth es mir ab, und verſicherte mich, er würde ſchon von ſelbſt in ſeine Schranken zurück treten.

Herr von Bremer ging nach Anſpach, und brachte mir eine ſehr günſtige Antwort von meiner Schweſter, ſie würde ſich, ließ ſie mir ſagen, ganz nach mir richten, und wär mit allem, was ich ihr durch Bremer hatte ſagen laſſen, vollkommen zufrieden. Ich habe meine Vorrechte als Königstochter immer behauptet, und der Markgraf hat ſie unterſtützt, auch dieſen Schritt hatte ich mit ſeinem Beifall gethan, und er ſagte oft, daß er ſehr wenig von den Leuten hielt, die ſelbſt vergäſſen, was ſie wären.

Im November reiſten wir alſo ab, und nahmen in Baierdorf unſer Nachtlager; den folgenden Tag fand unſer Einzug in Erlangen ſtatt; man hatte verſchiedene Triumphbogen errichtet, der Magiſtrat empfieng den Markgrafen an den Thoren mit einer Rede und überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt, die Bürgerſchaft und Miliz war längſt den Straßen aufgeſtellt. Der Markgraf und ich waren in einem drapirten Gallawagen. Wegen der Trauer wurden wir mit den Reden, die man dieſen Tag über an uns richtete, herzlich geſättigt.

Den folgenden Tag ging die Huldigung vor ſich, es war groſſe Tafel, und am Abend Appartement; wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf, und be-

gaben uns alsdann nach Pommersfelden, wo wir Abends um fünf Uhr ankamen.

Der Bischoff empfieng uns mit seinem ganzen Hofstaat unten an der Treppe; nach den ersten Begrüssungen stellte er mir seine Schwägerinn vor, die Generalinn Gräfinn von Schönbrunn, und seine Nichte, die eben so hieß, und Aebtissen eines Kapitels in Würzburg war. Ich bitte, Ihre Königliche Hoheit, sagte er, sie als Ihre Mägde zu betrachten, ich habe sie ausdrücklich kommen laßen, um die Wirthinnen in meinem Hause zu machen. Ich war ausnehmend höflich gegen diese Damen, worauf mich der Bischof in meine Zimmer führte. Er ließ Stühle geben, ich warf mich in einen Armsessel, und das Gespräch fieng an in Gang zu kommen, als die zwei Gräfinnen eintraten. Zu meinem Erstaunen vermißte ich meine Hofmeisterinn, ließ mir aber nichts merken, sondern, weil meine Kleidung sehr in Unordnung gekommen war, nahm ich diesen Vorwand, mich einen Augenblick wegzubegeben, worauf dann der Bischoff und seine Damen auch fortgiengen.

Sobald ich allein war ließ ich meine Damen rufen, und fragte meine Hoffmeisterinn, warum sie mir nicht nachgefolgt sey? Weil ich mich keiner Beschimpfung aussetzen wollte, antwortete sie, diese Gräfinnen haben mir begegnet wie einem Hund, und haben kein Wort mit mir gesprochen, sie sind ohne sich umzusehen vor mir vorbey gegangen, und ohne einen der Herrn vom Hofe, den ich nicht kenne, hätte ich Ihre Zimmer nicht gefunden. Es ist mir recht lieb daß ich das weiß, sagte ich, der Markgraf hat mir versprochen, auf meine Vorrechte zu halten, ich bin sehr wohl unterrichtet, daß meine Hofmeisterinn höchstens den regierenden Reichsgräfinnen den Vorrang laßen soll,

und das ist sie nicht, und kann es sich in keiner Rücksicht anmassen.

Der Markgraf sagte mir, ich möchte mit Voit darüber reden, der als mein Oberkammerherr seines Amtes wegen, in meinem Namen sprechen, und Vorstellungen darüber machen müsse. Ich ließ ihn also holen, und setzte ihm meine Absichten auseinander; allein Herr von Voit war der größte Poltron auf Erden, immer voll Schrecken und Bedenklichkeiten. Er machte ein ellenlanges Gesicht. "Ihre Königliche Hoheit, sagte er, begreifen die Wichtigkeit des Auftrags nicht, den sie mir geben; man ist hier versammelt, um die Einigkeit der verschiedenen Mitglieder des fränkischen Kreises zu befördern, ist das eine Zeit um Streit mit den Leuten zu suchen? Der Bischoff wird diese Sache sehr hoch aufnehmen, er wird beleidigt seyn, und sein Unternehmen nicht aufgeben, wollen Sie dann auf der Sache bestehen, so wird es eine Reichsangelegenheit. Ich lachte laut auf. Eine Reichsangelegenheit! desto besser, damit haben die Damen nie zu thun gehabt; das ist etwas Neues. Der Markgraf sah ihn mitleidig an, und zuckte die Schultern. Das mag nun aber seyn wie es will, fügte ich hinzu, so bitte ich Sie, den Bischoff wissen zu lassen, ich hätte so viel Achtung für ihn, daß es mir leid thun würde, ihn zu beleidigen, er hätte sollen bessre Maasregeln nehmen, um alle Schwierigkeiten zu vermeiden, da er aber am Wiener-Hofe erzogen sey, würde er die Vorrechte der Königstöchter kennen, ich machte mir zwar eine Ehre daraus, mit dem Markgrafen vermählt zu seyn, wär aber gesonnen auch nicht den kleinsten Theil dessen, was mir gebührt zu verlieren. Herr von Voit machte noch viele Einwendungen, allein der Markgraf sagte, er möchte sich beeilen, es sey spät, und nothwendig diese Sache bald ins Reine zu bringen.

Herr von Voit ſprach alſo in meinem Namen mit des Biſchoffs Oberſtallmeiſter, dem Baron von Rothenhahn, man ſtritt hin und her, und endlich ward beſchloſſen, daß die Gräfinnen gleich nach dem Empfang meiner Schweſter abreiſen ſollten. Kaum war man darüber im Reinen, ſo langte der Anſpachiſche Hof an. Ich ſchickte ſogleich zu meiner Schweſter, und ließ ihr ſagen, daß ich mich zu ihr begeben würde, ſobald ſie allein ſey. Ich war gar nicht verbunden, ihr den erſten Beſuch zu machen; mein Erſtgeburtsrecht gab mir den Vorrang über alle meine Schweſtern, und der Markgraf von Bayreuth hatte ihn über den von Anſpach, ſo hatte ich alſo doppelte Anſprüche; da wir aber aus einem Blut ſind, habe ich meine Vorrechte nie geltend gemacht. Meine Schweſter ließ mir ſagen, ſie würde zu mir kommen, welches ſie auch wenige Augenblicke nachher mit dem Markgrafen that. Beide ſchienen mir ſehr kalt; meine Schweſter war ſchwanger, ich bezeigte ihr meine Freude darüber, kam ihr aufs äußerſte zuvor, allein ſie vergalt es mir nicht mit Gleichem. Ich ſagte ihr was ich gethan hatte; aber ſie antwortete mir nichts. Wie bald darauf der Biſchoff zu uns kam, ſchlich ſie ſich davon, und in ihre Zimmer, wo ſie der Zeit wahrnahm, um ſich die Herrn von dem Hofſtaat des Biſchoffs vorſtellen zu laſſen; ſie erwähnte der Gräfinnen gegen ſie, und verſicherte, ſie verwerfe mein Betragen, ſie ſey nicht ſo hochmüthig, wie ich, und würde das Vorgefallne, wäre ſie gegenwärtig geweſen, nie gelitten haben. Alle Welt mißbilligte ihr Verfahren.

Wir holten ſie ab, um zur Tafel zu gehen; man gab mir den erſten Platz; ſie wollte nicht neben mir ſitzen, ſondern ſetzte den Biſchoff zwiſchen uns, und bediente ihn, ungeachtet der unter uns getroffnen Abrede, rechts und links mit der Hoheit. Ich beſtand

meiner Seits auf meinem Kopf, und ging nicht davon ab, bezeigte dem Bischoff und seinem ganzen Hofe alle mögliche Aufmerksamkeit, und hatte so viel Höflichkeit für beide, wie nur in meiner Macht stand. Es ist aber doch Zeit, daß ich sein Gemählde entwerfe.

Bekanntlich machen die Schönbrunner eine der ersten und glorreichsten Familien in Deutschland, und gaben dem deutschen Reiche mehrere Churfürsten und Bischöffe. Der, von dem ich hier spreche, ward in Wien erzogen, sein Geist und seine Fähigkeiten machten ihn zum Reichskanzler, welche Stelle er sehr lange verwaltete; wie die Bisthümer Bamberg und Würzburg durch den Tod ihrer Bischöffe erledigt wurden, benutzte der Wienerhof diese Gelegenheit, die Dienste des Vice Kanzlers zu belohnen, und kaufte so viele Stimmen, daß er zum Bischoff dieser zwey Bisthümer erwählt ward. Mit Recht hält man ihn vor einen ausgezeichneten Kopf, und grossen Politiker; sein Karakter entspricht dieser letzten Eigenschaft, denn er ist betrügerisch, hinterlistig und abgefeimt; er hat ein stolzes Wesen, gar keinen angenehmen Verstand, denn er ist pedantisch, doch wird man mit ihm fertig, wenn man ihn kennt, besonders wenn man sich Mühe giebt, seine Kenntnisse zu benutzen. Ich hatte das Glück seinen Beyfall zu gewinnen, oft schwatzten wir vier oder fünf Stunden ganz allein zusammen, wobei mir die Zeit nicht lang wurde, denn er theilte mir viele besondre Umstände mit, die mir unbekannt waren. Es giebt keinen Gegenstand, den wir nicht abgehandelt hätten.

Sobald wir von der Tafel aufgestanden waren, begleitete ich meine Schwester in ihr Zimmer, und der Bischoff führte mich in das meinige. Es war fürchterlich kalt; ich legte mich sogleich nieder, und schlief ein; allein kaum hatte ich eine Stunde geruht, so weckte mich der Markgraf auf, und sagte mir, man wolle meine

Zimmerthür aufbrechen. Diese Thüre ging in einen Gang, in dem ein Husar Schildwach stand. „Ich horchte auf, und wie ich vernahm daß man wirklich an der Thüre arbeitete, riefen wir ganz leise unsre Leute, um nachsehen zu lassen, was es gäb, und sie fanden den Husaren wirklich noch an seinem Geschäft. Er bat den Markgrafen um Gnade, und flehte um Gotteswillen, ihn nicht zu verrathen, was dieser auch großmüthig genug war, ihm zu versprechen.

Den folgenden Tag besah ich, gleich nach dem ich aufgestanden war, das ganze Schloß. Pommersfelden ist ein großes Gebäude, dessen Hauptgebäude von den Flügeln getrennt ist; dieses ist viereckigt, und wenn man es von weitem sieht, so scheint es eine Steinmasse. Die Aussenseite ist voller Fehler, sobald man aber den Hof betritt, verändert sich der ganze Begriff, den man sich davon gemacht hatte, man nimmt ein Ansehen von Größe wahr, das man vorher nicht beobachtete, man steigt eine Vortreppe von fünf oder sechs Stufen hinauf, um in ein niedergedrücktes schmales Portal einzutreten, von dem das Gebäude sehr entstellt wird, nun erscheint eine prächtige Treppe, von der man die ganze Höhe des Pallastes wahrnimmt, denn ihr Gewölbe, das nirgends überstützt wird, scheint auf eignem Gleichgewicht zu beruhen. Die Decke ist auf Kalk gemahlt, die Geländer von weissem Marmor mit Statuen geziert. Auf dieser Treppe gelangt man in eine große Vorhalle mit Marmor gepflastert, die in einen mit Vergoldung und Gemählden verzierten Saal führt. Hier findet man Werke der ersten Meister, von Rubens, Guido Reni, Paul Veronesi, allein die ganze Auszierung gefällt mir doch nicht; der Saal sieht mehr wie eine Capelle aus, man gewahrt nicht die edle Architektur welche Geschmack mit Pracht verbindet; dieser Saal führt in zwei Zimmerreihen, die alle mit Gemählden verziert

ſind. Eines dieſer Zimmer enthält eine Tapete von Leder, auf die man ſehr viel hält, weil ſie von Raphael gemahlt iſt. Die Gemählde-Gallerie iſt das Schönſte; Liebhaber der Mahlerey können ihren Geſchmack hier befriedigen; da ich ſie ſehr liebe, brachte ich ein paar Stunden damit zu, die Gemählde zu betrachten.

Dieſen Tag und den folgenden ſpeißte ich mit meiner Schweſter, unſeren Hofmeiſterinnen, und zween Geheimderats-Frauen aus Anſpach allein, weil der Markgraf alle Tage mit dem Biſchoff auf die Jagd ging, von der ſie erſt Abends um fünf Uhr nach Hauſe kamen. Da ich den ganzen Tag mit meiner Schweſter, die mit mir ſchmollte, all in zubrachte, ward mir die Zeit recht lang. Wenn die Prinzen zurückgekommen waren, verſammelte man ſich in dem Saal, um dem, was man eine Serenade nannte, beizuwohnen. So eine Serenade iſt ein Auszug aus einer Oper. Die Muſik war abſcheulich! fünf oder ſechs Katzen, und eben ſo viel deutſche Schreihälſe, ſchunden uns vier Stunden lang die Ohren, indeß man mit den Zähnen klapperte, vor ungeheurer Kälte. Darauf gieng man zur Tafel, und erſt am Morgen um drei Uhr, müde wie ein Hund, weil man den ganzen Tag nichts gethan hatte, zu Bett.

Man ſchlug uns eine neue Luſtpartie vor, die recht nach dem Geiſtlichen ſchmeckte. Wir ſollten in Bamberg zu Mittag ſpeiſſen, und dort die Kirchen und Reliquien beſehen. Ich ließ meiner Schweſter ſagen, wenn ſie dahin ging, wär ich auch dabei, lehnte ſie aber den Vorſchlag ab, ſo würde ich ihr zu Geſellſchaft gerne auch zu Hauſe bleiben. Sie ließ mir antworten, daß ſie recht gerne nach Bamberg ging, ich ſollte alſo den Vorſchlag nur annehmen. Da die Jagd auf der Seite hin war, ſollten die Prinzen zum Mittageſſen dahin kommen. Um ſieben Uhr in der Frühe weckte man mich, um mir zu ſagen, ich möchte mich ankleiden und

abreiſen, Bamberg ſey gute vier Stunden von hier entfernt, und da die Jagd nicht lange dauern ſollte, würde ich kaum Zeit haben, etwas zu ſehen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg machte. Murrend ſtieg ich aus dem Bett; ich war krank, die Kälte und die Ermüdung ſtörten gar leicht meine übel befeſtigte Geſundheit.

So bald ich angekleidet war, begab ich mich zu meiner Schweſter, die ich zu meinem größten Erſtaunen zu Bett fand; ſie ſagte, daß ſie unpaß ſey und nicht nach Bamberg gehen wollte. Dabei ſah ſie ſehr wohl aus und arbeitete im Bette. Ich ſagte ihr, ſie würde mir Vergnügen gemacht haben, mir das früher zu ſagen, denn ich habe mich nach ihrem Befinden erkundigen laſſen, und zur Antwort erhalten, ſie ſey ſehr wohl. Ihre Hofmeiſterinn, Frau von Budenbrok, zuckte die Schultern und winkte mir, daß es eine bloße Laune ſey. Sie wendete ihre Ueberredung auch wirklich ſo zweckmäßig an, daß meine Schweſter das Bett verließ und ſich ankleidete; — aber nie in meinem Leben habe ich eine längere Toilette geſehen! ſie dauerte wenigſtens zwei Stunden.

Man hatte zwei prächtige Parade-Kutſchen angeſpannt, von denen eine für mich, die andere für meine Schweſter beſtimmt war. Ich fragte ſie, ob wir nicht wollten zuſammen fahren, und auf ihre Verneinung bat ich ſie, ihrer Seits einzuſteigen. Mein Gott nein, rief ſie, du haſt den Rang, und ich ſteige nicht zuerſt ein. Mit meinen Schweſtern habe ich keinen Rang, antwortete ich, und werde deßhalb nie Streit mit ihnen haben. Der Obermarſchall des Biſchofs, ein ziemlich derber Herr, nahm mich bei der Hand und ſagte: Hier iſt die Kutſche Ihrer königlichen Hoheit, haben Sie die Gnade einzuſteigen, denn ſie iſt für Sie beſtimmt. Ich ſtieg alſo mit meiner Hofmeiſterinn ein, und hatte nicht einmal Zeit, meinen

Pelz zu fordern. Wir fuhren Schritt vor Schritt und erstarrten vor Kälte; Finger und Füße waren uns so verklommen, daß wir sie nicht mehr bewegen konnten; ich ließ also dem Kutscher befehlen, daß er schneller fahren sollte, was er denn auch so pünktlich befolgte, daß wir in drei Stunden in Bamberg anlangten.

Man führte mich unmittelbar in die Kirche, wo die Priester ihre Reliquien ausgekramt hatten; ein Stück des Kreuzes in einer goldnen Kapsel, zwei der Krüge, die bei der Hochzeit von Kanaan gedient hatten; Knochen der Jungfrau, ein kleiner Fetzen von Josephs Rocke, die Hirnschädel Kaiser Friedrichs und der Kaiserinn Kunigunde, der Patronen von Bamberg, und Gründern des Capitels. Die Zähne der Kaiserinn schienen ihrer Länge nach Ebershauer zu seyn.

Ich war so erfroren, daß ich nicht gehen konnte, stieg wieder in die Kutsche und begab mich ins Schloß. Man führte mich in das für mich bestimmte Zimmer, wo ich Schmerzen in dem Leib und in allen Gliedern bekam; meine Damen kleideten mich aus und rieben mich so lange, bis wieder ein bischen Gefühl in mich zurückkehrte.

So bald meine Schwester angekommen war, ließ ich mich nach ihrem Befinden erkundigen, und mich entschuldigen, daß ich meiner Gesundheit wegen nicht zu ihr kommen könnte. Sie ließ mir antworten: da sie sehr ermüdet wäre, wollte sie sich aufs Bett legen, um zu schlafen zu suchen, und bäte mich daher, nicht zu ihr zu kommen. Verschiedenemale, die ich zu ihr schickte, ließ man mir immer sagen, sie ruhte. Dank der vielen angewendeten Sorgfalt befand ich mich ein wenig besser, und da mir die Zeit sehr lang wurde, fing ich an, Toccadille zu spielen.

Die Prinzen kamen erst um sechs Uhr; sie speisten an einer besondern Tafel, indeß die unsre in

meinem Zimmer gedeckt ward. Wie meine Schweſter kam, ſah ſie ſehr ungehalten aus. ihr ganzer Hofſtaat, beſonders ihre Damen ſchmollten, und ſtgten ſich recht darauf, unverbindliche Dinge zu ſagen. Ich that aber immer, als verſtünde ich ſie nicht, und behandelte das alles, als unter meiner Würde.

Nach der Tafel folgte mir meine Schweſter in ein Kabinet, wo wir den Kafee tranken; hier ſagte ich ihr, daß ich wohl wahrnehme, daß ſie ungehalten über mich ſey; ſie daher bitte, mir zu ſagen, was ihr fehle, denn habe ich das Unglück gehabt, ſie zu beleidigen, ſo ſey ich zu aller möglichen Genugthuung bereit. Sie antwortete mir ſehr kalt, daß ſie nichts gegen mich habe, ſie ſey krank und könne nicht guter Laune ſeyn; zugleich ſtützte ſie ſich auf einen Tiſch, und verfiel in Nachdenken. Ich ſetzte mich ihr gegenüber und that eben ſo.

Der Biſchof befreite mich von dieſem ſtummen Geſpräch; er führte mich in meine Kutſche zurück, die ich wieder mit meiner Hofmeiſterinn beſtieg. Ich bin in Verzweiflung, ſagte dieſe zu mir, an dem Anſpacher Hofe iſt der Teufel los. Man hat meine Schweſter und die Marwitz auf eine ſchreckliche Art beleidigt. Frau von Zoch hat ihr tauſend Unverſchämtheiten geſagt, ich habe ſie noch zur rechten Zeit aus einander gebracht, ſonſt wären ſie ſich, glaube ich, in die Haare gekommen. Sie haben öffentlich geſagt, Ihre königliche Hoheit habe dem Kutſcher der Markgräfin von Anſpach ſo ſchnell zu fahren befohlen, damit ſie ſich ein vorzeitiges Kindbett zuziehe, und beklagen dieſe arme Prinzeſſinn, weil ſie von den Stößen des Wagens ganz zerquetſcht ſey.

Bei Anhörung dieſer ſchönen Neuigkeiten ward ich ganz wüthend. Ich wollte über die gegen mich vorgebrachte Verläumdung Genugthuung haben; allein meine Hofmeiſterinn machte mir ſo viele Vorſtellungen,

daß ich endlich einwilligte, zu thun, als wenn ich sie nicht wüßte.

Da meine Schwester nicht zu Abend speisen wollte, ließ ich mich auch bei dem Bischof erkundigen. Meine Damen kamen nun, um mir die ganze Geschichte zu erzählen, und ich sah wohl, daß wir die klügsten seyn müßten, wenn das Publikum nicht etwas zu schwätzen bekommen sollte. Ich befahl also ihnen allen, die Sache beruhen zu lassen, und auch in Zukunft den Anspacher Damen alle Höflichkeit zu bezeigen, denn ich wußte sehr gut, daß der Tadel über alle die Klatschereien, die sie veranlaßt hatten, auf sie zurückfallen müßte. Darinn irrte ich mich denn auch nicht, denn der ganze Hof war den andern Tag von dem Vorgang unterrichtet, und man sagte sich ins Ohr, die Anspacher Frau Geheimderäthinnen hätten den Wein gut gefunden und ein bischen mehr getrunken, wie es ihnen gebührte. Der Markgraf von Anspach selbst war über die Unverschämtheiten, die man über mich gesagt hatte, sehr zornig und ließ sie ihren Urhebern recht derb verweisen.

Zwei Tage darauf reisten wir endlich nach Erlangen zurück. Dort hatte ich einen kleinen häuslichen Verdruß; es starb mir ein kleiner Bologneser Hund, den ich seit neunzehn Jahren besaß; ich liebte ihn sehr, er hatte mich in allem meinem Unglück begleitet, so daß mir sein Verlust sehr empfindlich war. Die Thiere scheinen mir eine Art vernünftiger Wesen; ich sah deren so gescheute, daß ihnen nur die Sprache fehlte, um ihre Gedanken klar auszudrücken. Ich finde Descartes System in dieser Hinsicht sehr lächerlich; die Treue eines Hundes ist mir schätzenswerth, er hat, wie es mir scheint, diesen Vortheil vor der Menschheit voraus, die so unbeständig und wankelmüthig ist. Wollte ich diesen Gegenstand gründlich behandeln, so verband ich mich zu dem Beweis, daß unter den Thieren mehr Vernunft

iſt, wie unter den Menſchen. Allein ich ſchreibe meine Memoiren und nicht ihre Lobſchrift, obgleich dieſer Abſatz meinem kleinen Hunde als Grabſchrift dienen kann. Wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf, und gingen dann nach Bayreuth zurück.

In dem Jahre 1736 fiel nichts Merkwürdiges vor. Daß der Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich geſchloſſen wurde, habe ich ſchon geſagt, wir verdankten ihm den Durchmarſch der öſterreichiſchen Truppen, der den Reichsfürſten zwar höchſt nachtheilig war, die gegen alles Recht und Billigkeit genöthigt waren, ſie beim Durchmarſch zu beköſtigen; da wir aber die Sache nicht ändern konnten, ſuchten wir den beſten Vortheil daraus zu ziehen. Wir hatten täglich die zahlreichſte Geſellſchaft; die öſterreichiſchen Offiziers waren meiſtens ſehr liebenswürdig, manche ihrer Frauen, die ich ſah, waren es auch. Wir waren ſehr vergnügt zuſammen, täglich war Ball, und meine Geſundheit fing an ſich zu verbeſſern.

An dem Geburtstag des Markgrafen, der am zehnten Mai iſt, gab ich in dem großen Saal des Schloſſes ein prächtiges Feſt. Ich hatte daſelbſt den Parnaß errichten laſſen; ein ziemlich guter Sänger, den ich ſo eben in Dienſt genommen hatte, ſtellte den Apollo dar, neun prächtig gekleidete Damen die Muſen; unterhalb des Parnaſſes war eine Schaubühne angebracht; Apollo ſang eine Cantate und befahl den Muſen, dieſen glücklichen Tag zu feiern; ſogleich ſtiegen ſie herab und tanzten ein Ballet. Unter der Schaubühne war ein prächtig verzierter Tiſch von hundert und fünfzig Gedecken, der ganze übrige Saal war mit Deviſen und grünen Zweigen verziert, und wir ſtellten alle Gottheiten des Heidenthums dar. Ich habe nichts ſchöneres wie dieſes Feſt geſehen! es ward aber auch allgemein bewundert.

Seit der Markgraf den Ellerot im Dienſt hatte, fingen ſich ſeine Angelegenheiten an zu beſſern. Man fand einen großen Zuwachs an Einkommen, das bisher geheim gehalten war, und von dem ohne Zweifel die Herrn der Finanzkammer bisher ihren Vortheil gezogen hatten. Der Markgraf caſſirte alle Mitglieder dieſer Kammer, und ernannte andere an ihre Stelle; außerdem hatte Ellerot das Glück, alle Schulden zu entdecken, Gelder, die man dem Markgrafen von Bayreuth ſeit undenklichen Zeiten ſchuldig war, und die Zahlung einzuholen. So fanden wir uns plötzlich aus Armuth in Reichthum verſetzt.

Dieſes Jahr beendigte aber nur einen Krieg, um einen andern zu entzünden. Rußland ſchlug ſich mit den Türken, und hatte die erwähnten zwölftauſend Mann dem Kaiſer nur unter der Bedingung gegeben, daß er ſeinen Waffenſtillſtand brechen und ſie in Ungern angreifen ſollte. Alle Truppen dieſes Fürſten fingen an, ſich dahin zu ziehen, und man kann dieſe Begebenheit als den Anfang des Verfalls von dem Hauſe Oeſterreich anſehn.

Ungefähr um dieſe Zeit feierte der Kaiſer die Hochzeit ſeiner älteſten Tochter, der Erzherzoginn Marie Thereſe, mit dem neuen Erzherzog von Florenz.

Auch der Prinz von Wallis heirathete dieſes Jahr die Prinzeſſinn von Sachſen Gotha. Der König machte dieſe Heirath, an welcher das Herz des Prinzen keinen Antheil hatte; die Prinzeſſinn war weder ſchön noch geiſtvoll; ſie leben aber doch recht gut mit einander — doch ich kehre zu dem, was mich angeht, zurück.

Wir brachten die ſchöne Jahrszeit in dem Brandenburger zu. Der Markgraf ward daſelbſt krank; es befielen ihn Ohnmachten und ſchreckliches Kopfweh, die ihn zwar nicht am Ausgehen verhinderten, mich aber grauſam beunruhigten. Die Welt gewährt kein voll-

kommenes Glück; ich genoß alles deſſen, was ich wünſchen konnte, aber die Furcht für eine ſo koſtbare Geſundheit vernichtete jeden andern Grund zur Zufriedenheit. Der Arzt machte mich fürchten, daß die Zufälle des Markgrafen Vorzeichen der Apoplexie ſeyn. Oft war ich dergeſtalt in Verzweiflung, daß ich nicht mehr wußte, was ich that. Endlich ward ich von meiner Angſt befreit, er bekam Hämorhoiden, die ihn ſogleich erleichterten. Da dieſes Uebel nur dann gefährlich iſt, wann man ſich nicht dabei ſchont, und da der Markgraf ſehr vollblütig war, zu ſeiner Erhaltung beitragen konnte, war es mir ſehr erfreulich.

Seit mein Gemahl zur Regierung gekommen war, hatte er es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, die Freundſchaft des Königs und der Königinn von Dänemark zu gewinnen. Da die Königinn eine apanagirte Prinzeſſinn und Tochter eines jüngern Prinzen des Hauſes war, hatte ſie kein Heirathgut bekommen. Dieſes war in dem Hauſe Brandenburg ſo ſtipulirt, die Apanagen und Ausſtattungen nähmen ſonſt gar kein Ende, und müßten das Haus endlich ganz zu Grunde richten. Die Königinn ließ dem Markgrafen ſagen, daß, wenn er ihr die ihrige geben wolle, würde ſie ihm einen vierfachen Vortheil dagegen verſchaffen, und der Markgraf, der ihrem Verſprechen traute, ſagte ſie ihr zu.

Der König und die Königinn ſollten ſich einige Zeit in Altona, wohin ſie eine Reiſe machen wollten, aufhalten; ſie luden den Markgrafen dahin ein, und gaben ihm unter der Hand zu verſtehen, daß die Königinn große Abſichten habe, und ihm ihre Dankbarkeit auf eine glänzende Weiſe bezeigen wollte. Einige Anordnungen, die der Markgraf machen mußte, verzögerten ſeine Abreiſe, der König ſchickte ihm eine Staffette mit der Nachricht, daß er ſich nur vierzehn Tage in Altona

aufhalten werde, wenn ihn der Markgraf besuchen wolle, müsse er also seine Reise beeilen.

Er reiste ab, entschlossen Tag und Nacht zu fahren, um den König, seinen Oheim, noch anzutreffen. Um nach Altona zu gehen muß man durch die Staaten des Königs, meines Vaters, und durch Halberstatt gehen, eine Stadt, die nur zwölf oder dreizehn Meilen davon entfernt ist. Dort hielt sich der Markgraf auf, um bei dem General Marwitz zu Mittag zu speisen; und erfuhr, daß der König in drei oder vier Tagen zur Musterung der in der Gegend befindlichen Truppen daselbst erwartet würde. Jetzt blieb ihm die Wahl, den König von Dänemark zu sehen, oder den von Preußen. Die Unannehmlichkeiten, über die er von Seiten des letzten zu klagen hatte, das Versprechen, welches er dem ersten gegeben hatte, und die Vortheile, die man ihn hoffen ließ, vermochten ihn, seine Reise fortzusetzen. Er setzte dem General Marwitz alle Gründe, die ihn dazu bestimmt hatten, auseinander, bat ihn, den König davon zu unterrichten, und zu versichern, daß er, wenn er sich bei seiner Rückkehr noch in Berlin befände, nicht ermangeln würde, ihm seine Aufwartung zu machen, und machte sich wieder auf den Weg.

Den Nachmittag reiste er von Halberstatt ab und langte den andern Tag zu Mittag in Braunschweig an; sein alter Freund, der Herzog, und meine Schwester, empfingen ihn sehr gut. Von da ging er nach Zelle, wo er Briefe von Altona fand, die ihm sagten, daß der König von Dänemark gefährlich krank geworden sey; er ruhte sich also dort aus, und kam erst in einigen Tagen in Altona an.

Der Obermarschall und der ganze Hof empfing ihn einem Hause, welches für ihn zurecht gemacht war, weil in demjenigen, welches der König bewohnte, kaum so viel Platz war, wie er selbst bedurfte. Die Köni-

ginn, ſein Onkel und ſeine Tante empfingen ihn aufs zärtlichſte. Die Königinn war ſehr ſchön geweſen, aber die Ermüdung und Unbäßlichkeiten, die ſie litt, ließen ihr nur ſchöne Ueberreſte zurück. Ihre Frau Mutter, die Markgräfinn von Culmbach, die ſie ſeit ihrer Heirath nie verlaſſen hatte, beherrſchte ſie unumſchränkt, und alſo auch den König und den ganzen Hof. Sie hatte viel Verſtand, um ihren Einfluß zu erhalten, glaubte ſie den König und die Königinn ſammt dem ganzen Hof in die Biegotterie ſtürzen zu müſſen; da der König von Natur das Vergnügen und die gute Geſellſchaft liebte, machte ſie ihm, um ſeinen Neigungen entgegen zu arbeiten, aus den unſchuldigſten Dingen eine Gewiſſensſache. Dieſer Fürſt hat gute Eigenſchaften, aber ſehr wenig Verſtand, die Königinn hat ihm darüber nichts vorzuwerfen, denn ſie iſt um nichts klüger wie er; auf dieſe Weiſe fand alſo die Markgräfinn lauter nachgiebige Gemüther um ſich, die ihre Moral mit Bereitwilligkeit aufnahmen. Der Hof behielt noch ein Anſehen von Größe, aber eigentlich glich er einem Kloſter, wo man nichts that als beten und Langeweile haben. Der Markgraf ſagte, ihm ſey in ſeinem Leben die Zeit nicht langſamer verſtrichen. Man überhäufte ihn mit Ehre und ſchönen Worten, der ihm gegebenen Verſprechungen ward aber nicht gedacht, ſo daß er froh war, dieſen Hof zu verlaſſen.

Da der König, mein Vater, ſchon nach Preußen abgereist war, kam der Markgraf, ungeachtet meines Bruders Rath, der dahin ging, er ſolle in Braunſchweig ſeine Rückkehr abwarten, auf dem graden Wege nach Bayreuth zurück. Ich hatte über die Reiſe des Markgrafen von meinem Bruder einen ſehr unverbindlichen Brief bekommen, der von dem Ton, in dem er mir ehemals ſchrieb, ſehr verſchieden war. Er ſchrieb mir:

„Ich habe deinen Brief erhalten, liebste Schwester, wenn ich aber mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit schreiben soll, so kann ich es unmöglich gut heißen, daß der Markgraf zehn oder zwölf Meilen von dem Ort, wo der König eben eintreffen soll, vorbei reist, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Die Wahrheit zu sagen, sieht man es vor eine Grobheit an, und ich bin genöthigt, es als eine solche einzugestehen. Der Markgraf kann die Sache aber wieder gut machen, er braucht nur bei seiner Rückkehr nach Berlin zu kommen, wenn der König aus Preußen daselbst wieder eintrift. Ich gestehe, daß ich mich über des Königs Zorn über sein Betragen gar nicht wundere; er bezeigt zu wenig Achtung gegen einen König, der zugleich sein Schwiegervater ist, ich zweifle sehr an den Vortheilen, die er von dem König von Dänemark erwartet, und nie kann er solche erlangen, wie er dem Könige schuldig ist, da er einen solchen Schatz, wie du bist, besitzt. Ich hätte über diesen Gegenstand noch unendlich vieles zu sagen, allein ich begnüge mich mit der Versicherung u. s. w.“

Obgleich das Ende dieses Briefes den Anfang ein wenig wieder gut zu machen schien, kam er mir doch sehr hart vor. Der Ausdruck: Grobheit, schien mir sehr gewagt, und sein ganzer Styl war mir bisher noch ganz fremde. Mein Bruder war seit seiner Rückkehr vom Rhein ganz verändert gegen mich, alle seine Briefe an mich waren gezwungen, sie drückten eine gewisse Verlegenheit aus, die mir hinlänglich zeigte, daß sein Herz nicht mehr dasselbe für mich sey. Das that mir unendlich weh; meine Zärtlichkeit für ihn war nicht geschwächt, und ich hatte mir darüber nichts vorzuwerfen; ich ertrug es also mit Geduld und hoffte mit der Zeit seine Liebe wieder zu gewinnen.

Ich brachte meine Zeit während des Markgrafen Abwesenheit in dem Brandenburger sehr vergnügt zu,

Doch kann man vergnügt seyn in der Abwesenheit dessen, den man liebt? Wirklich empfand ich kein wirkliches Vergnügen, als wenn ich bei ihm war, und trachtete vielmehr mich zu zerstreuen, als Freude zu finden. Ich hatte sehr gute Gesellschaft, mit der ich mir die Zeit zu vertreiben suchte, und beschäftigte mich Morgens und Abends einige Stunden lang mit Lektüre und Musik.

Schon im Anfang dieser Memoiren entwarf ich das Portrait der Grumkow, man wird darinn gesehen haben, daß sie ausser verschiedenen andern Fehlern auch sehr kokett war. Sie hatte schon, seit sie bei mir war, mehrere Liebhaber gehabt, ich war zwar sehr unzufrieden darüber; da sie aber bisher den Anstand beobachtet hatte, that ich, als wäre mir ihre Aufführung nicht bekannt. Dieses Mädchen ward unleidlich unverschämt gegen mich; sie stellte sich nie mehr anders als zu den Mahlzeiten bei mir ein, und brachte den ganzen Tag und einen Theil der Nacht mit Herrn von Westerhagen, meinem Kammerjunker, zu. Dieser Herr, obgleich verheirathet, war sterblich in sie verliebt, und machte ihr ansehnliche Geschenke, die sie vorgab von ihrem Vater zu erhalten. Obschon sie nun gar keine Anhänglichkeit an mich hatte, und gar keine Lust, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, war sie dennoch ungemein eifersüchtig auf die Marwitz, und suchte sie, wo sie nur konnte, zu demüthigen. Ich konnte wegen der Schonung, die ich ihrem Onkel schuldig war, kein Machtwort zu ihrer Aufführung sprechen, begnügte mich also, ihr meine Unzufriedenheit durch einige Stichelreden auszudrücken, die ich hie und da fallen ließ, und hoffte sie dadurch zum Nachdenken zu bringen; allein ihre Neigung riß ihre Vernunft hin, und verhinderte sie, ihrer Liebe zu entsagen. Da dieses für die Marwitz, die sie beschuldigte, mich davon unterrichtet zu haben, von sehr übeln Folgen hätte seyn können,

und mit meinen Memoiren in einiger Verbindung steht, so werde ich den Verfolg zu seiner Zeit erzählen.

Der Markgraf kam endlich am sechzehnten Juli zurück. Meine Freude kannte keine Grenzen, und er war sehr froh, wieder zu Hause zu seyn. Mein Geburtstag wurde von ihm durch ein allerliebstes Fest in einem großen, zu dem Schlosse gehörigen Garten gefeiert. Er ward mit Lampen erleuchtet, man hatte ein Theater errichtet, dessen Coulissen aus lauter großen Linden bestanden; Diane und ihre Nymphen erschienen darauf und spielten eine Art kleines Hirtenspiel; dem Theater gegenüber war ein vier Stufen erhöhter Sallon, von außen so schön erleuchtet, daß er eine Feuerkugel zu seyn schien, alle Parterre des Gartens waren mit farbigen Lampen erleuchtet, welches eine reizende Wirkung hervorbrachte.

Den Morgen nach diesem Feste reisten wir nach der Eremitage ab, die ich bei dieser Gelegenheit beschreiben will.

Sie liegt auf einem Berg, auf den man auf einer Einfahrt und einer Chaussee, die der Markgraf hat machen lassen, gelangt. Beim Eintritt in die Eremitage erblickt man den Berg Parnassus, eine Höle, von vier Säulen gestützt, über welcher Apollo mit den neun Musen sitzt, die alle Wasser von sich spritzen. Diese Höle ist so künstlich gemacht, daß man sie vor einen wahren Felsen hält. An der einen Seite ist ein Laubgang der zu einem andern künstlichen Felsen führt, in dem sich wieder, unter Bäumen verborgen, sechs Springbrunnen befinden; unter diesem Felsen ist eine kleine Thür, durch die man in eine Art unterirrdischen Gang kommt, der in eine Grotte führt, die mit sehr schönen und seltenen Muscheln geziert ist, und ihr Licht von einer oben angebrachten Kuppel erhält; in der Mitte ist ein großer Springbrunnen, und rund umher Wasserfälle angebracht; der

Boden, der ganz von Marmor iſt, ſprützt auch Waſſer, ſo daß es ſehr leicht iſt, die hier befindlichen Perſonen unverſehens zu durchnäſſen. Beim Ausgang aus der Grotte kommt man in einen kleinen Hof, der ganz von künſtlichen Felſen, mit Bäumen und Hecken vermiſcht, umgeben iſt, ein groſſer in der Mitte befindlicher Springbrunnen erhält ihn beſtändig kühl. Dieſe Felſen verbergen die Flügel des Hauſes, deren jeder aus vier kleinen Zellen, oder acht kleinen-Wohnungen beſteht, da in jeder allzeit eine Garderobe und ein Schlafzimmer iſt. Durch dieſen Hof kommt man in das Hauptgebäude; beim Eintritt findet man einen Saal, deſſen Decke ſehr gut gemahlt und vergoldet iſt, der ganze Saal iſt mit Bayreuther Marmor bekleidet; der Grund grauer und die Pilaſter rother Marmor; Karniſchen und Kapitäler vergoldet, der Fußboden iſt ganz von verſchiedenartigem Marmor, den man hier zu Lande findet, zuſammengeſetzt; meine Zimmer ſind zur rechten Hand. Zuerſt iſt ein Zimmer, deſſen Decken-Gemählde die Römiſchen Matronen darſtellt, die Rom von der Plündrung der Feinde befreien. Die Einfaſſung dieſes Gemähldes hat einen blauen Grund, alle erhabne Verzierung Gold und Silber, die Kambrien von rein ſchwarzen und die Felder von rein gelben Marmor; die Wandbekleidung von gelben Damaſt mit ſilbernen Borten. Von da kam man in Flügel, die ich habe anſetzen laſſen; nämlich in ein Zimmer, deſſen Decke halb erhaben, und ganz vergoldet iſt. Die Mahlereien ſtellen die Geſchichte der Chelonide und des Cleobrontas vor; das Holzwerk hat einen weißen Grund mit lauter goldnen Reliefs. An den Fenſterpfeilern und über den Kaminen ſind ſchöne Spiegel angebracht. Die Tapeten dieſes Zimmers ſind von einem blau reich mit Golde verzierten Zeug, und die Blumen von Chenille — man kann nichts Schöneres ſehen! Nachher kommt ein kleines Cabinet, deſſen Holzwerk Ja-

paniſch iſt, mein Bruder hatte es mir geſchenkt, es hatte ungeheuer viel Geld gekoſtet, und ich glaube es iſt das einzige dieſer Art, was nach Europa gekommen iſt; ſo gab man es wenigſtens meinem Bruder aus. Der Grund iſt von granulirten Golde und mit erhabnen Figuren. Die Decke, die Fenſterpfeiler und alles, was in dieſem Cabinet iſt, paßt ſich zu dem Holzwerk. Neben dieſem Cabinet zur Rechten iſt das Muſikzimmer, es iſt von weiſſen Marmor mit grünen Feldern, in jedem Felde iſt eine Trophäe von muſikaliſchen Inſtrumenten, vergoldet und ſehr gut gearbeitet. Die Portraits mehrerer ſehr ſchönen Perſonen, die ich, von den größten Meiſtern, geſammelt habe, ſind über dieſen Trophäen in goldnen verzierten Rahmen in der Mauer angebracht. Der Grund der Decke iſt weiß, die erhabne Arbeit ſtellt Orpheus vor, wie er durch das Spiel ſeiner Leyer die Thiere herbeizieht. Alle dieſe Reliefs ſind vergoldet, alle muſikaliſchen Inſtrumente und mein Klavier ſind in dieſem Zimmer, an deſſen Ende ſich mein Studierzimmer befindet. Es iſt von braunen Lack mit natürlichen in Miniatur gemahlten Blumen; hier iſts, wo ich noch dieſe Memoiren ſchreibe, und manche Stunde im Nachdenken zubringe. Aus dem Muſikzimmer komme ich durch eine andere Thür in mein Ankleidezimmer, das ganz einfach iſt, dann in mein Schlafzimmer, deſſen Bett von blauen Damaſt, die Tapete aber von geſtreiften Sammt iſt. Gleich daneben iſt die Garderobe, was ſehr bequem iſt. Die Eintheilung von des Markgrafen Wohnung iſt der meinigen gleich, allein die Zimmer ſind anders ausgeſchmückt. Sein erſtes iſt von einer Art Firnis, deſſen Zuſammenſetzung von meiner Erfindung iſt; die ſehr ſchöne Mahlerei ſtellt Alexander nach Lebrün vor, wie er Weihrauch auf den Altar ſtreut und Ariſtoteles ihm vorwirft, daß er es mit zu viel Verſchwendung thue. Das zweite Zimmer iſt dunkelbraun. Alle Reliefs ſind Waffentrophäen

von allen Völkern der Welt, sie sind alle, so wie auch die Einfassung der Decke, vergoldet, und in der Mitte dieser letzten sieht man Artaxerxes, wie er Themistokles empfängt. Die Tapete ist von Hautelisse und stellt die ganze Geschichte dieses Griechischen Generals vor. In dem Seitencabinet befinden sich sehr schöne Gemählde, das Holzwerk ist von Ebenholz mit Vergoldung, die Decke stellt den Mutius Skävola dar. Das daranstoßende ist mit Wiener Porzelain in Miniatur gemahlt, ausgelegt, die ganz gemahlte Decke stellt Leonidas vor, wie er Thermopilä vertheidigt. Das Schlafzimmer ist von grünen Damast mit goldnen Borten. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich zur Verzierung der Decken gerade diese historischen Gegenstände gewählt habe; allein ich liebe alles, was speculativ ist, und alle die historischen Gegenstände, welche ich gewählt habe, stellen eben so viele Tugenden vor, die man vielleicht besser im modernen Gewand als Sinnbilder hätte darstellen können, allein dann hätten sie das Auge nicht so sehr erfreut. Von außen hat das Haus keinen architektonischen Schmuck, man würde es für eine Ruine unter Felsstücken halten, es ist mit hochstämmigen Bäumen umgeben, vor der Hauptfronte ist ein kleines Blumenstück mit einer Caskade im Hintergrunde, die im Felsen gehauen scheint, und bis unten an den Berg fließt, wo sie in ein großes Becken fällt; dieses ist von beiden Seiten von Alleen der größten Linden umgeben, und bequeme Rasenstufen führen zu ihm hinab. An seinem Rande befinden sich zwei Ruheplätze mit Springbrunnen in der Mitte, rund umher mit Rasenbänken umgeben; auf den Seiten des Hauses sind zehn Lindenalleen, deren Zweige so dicht sind, daß nie ein Sonnenstrahl durchbricht. Jeder Weg in dem Walde führt zu einer Einsiedelei oder zu sonst etwas Neuem; ein jeder hat seine eigne Einsiedelei, und sie ist immer von den andern

verſchieden. Die meinige hat die Ausſicht auf die Trümmer eines Tempels, der nach dem Muſter derer, die uns vom alten Rom übriggeblieben ſind, gebaut iſt. Ich habe ihn den Muſen gewidmet; man findet die Portraits aller berühmten Gelehrten des letzten Jahrhunderts darinn, Dekartes, Leibniz, Loke, Neuton, Bayle, Voltaire, Maupertius u. ſ. w. Zur Seite iſt ein kleiner runder Saal, zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit alten Porzellain von Raphael habe verzieren laſſen. Beim Ausgang der kleinen Zimmer kommt man in einen kleinen Garten, bei deſſen Eingang die Trümmer eines Porticus ſtehen. Der Garten iſt von einem Bogengang umgeben, wo man bei der gröſten Sonnenhitze ohne die geringſte Unbequemlichkeit leſen und ruhen kann. Höher hinauf wird das Auge von neuen Gegenſtänden überraſcht. Man ſieht ein Theater aus Quaderſtein mit getrennten Bogen, ſo daß man in freier Luft Oper ſpielen kann. Ich will mich bei ſeiner Beſchreibung nicht aufhalten, der Plan, den ich dieſen Memoiren von allen merkwürdigen Plätzen meiner Herrſchaft beifügen werde, wird darthun, daß der Ort ganz einzig iſt. Rund um den Fuß des Berges fließt der Fluß; auf welche Seite man blickt, findet man herrliche Ausſichten und Spaziergänge. Da ich es in dem Zuſtand beſchreibe, in dem es jetzt im Jahre 1744 iſt, werde ich alle Verbeſſerungen, die ich noch mit der Zeit machen werde, anmerken.

Vielleicht hielt ich mich bei dieſem Gegenſtand zu lange auf; allein ich ſchreibe, um mich zu vergnügen, und rechne nicht darauf, daß dieſe Memoiren jemals gedruckt ſollen werden. Vielleicht opfre ich ſie einſt dem Vulkan; vielleicht gebe ich ſie meiner Tochter, — kurz ich bin in dieſem Stück eine Pyrrhoniſtinn. Ich wiederhole es, ich ſchreibe nur zu meinem Zeitvertreib, und mache mir eine Freude daraus, nichts von allem, was

mir begegnet iſt, nicht einmal meine geheimſten Gedanken, zu verſchweigen.

Der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und den Türken, brach in dieſem Jahre wieder aus; es war einer der ungerechteſten, um aber ſeine Urſache aufzuſuchen, muß ich etwas ausholen.

Ich habe geſagt, wie die Ruſſen zehntauſend Mann nach Deutſchland ſchickten, um dem Kaiſer gegen die Franzoſen beyzuſtehen. Die ruſſiſche Kaiſerinn war mit den Türken in Krieg, und hatte dem Reichsoberhaupt dieſe Truppen nur unter der Bedingung gegeben, daß er nach dem Frieden, eine Diverſion machen, und den mit den Ottomanen geſchloſſenen Waffenſtillſtand brechen würde. Im Jahr 1736 rüſtete ſich der Kaiſer ſeine Verpflichtung zu erfüllen, und ließ ſeine Truppen nach Ungarn marſchieren. Der Anfang des Feldzugs war glücklich; da die Türken ſich keines Angriffs verſahen, und auf dieſer Seite keine Armeen hatten, zogen ſie ſich zurück, und überlieſſen ihnen Niſſa ohne Schwertſtreich. Doch das Jahr 1737 änderte ſich das Glück; General Seckendorf übernahm den Befehl der öſterreichiſchen Armee; die durch den Geiz und die ſchlechte Aufführung dieſes Generals völlig zu Grunde ging. Man machte ihm am Ende dieſes Jahres ſeinen Prozeß, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf der Feſtung Spielberg verurtheilt, glücklich noch ſo leicht durch zukommen. Ich bewunderte das Schickſal dieſes Mannes der mir ſo viel Verdruß gemacht hatte, und gleichſam die Geißel aller Höfe geweſen war, an denen er ſich aufhielt. Er flößte mir Mitleiden ein, und ich kann ſagen, daß mir ſein Unglück keinen Augenblick Freude machte. Wir werden ihn wieder auf dem Schauplatze erſcheinen ſehen, jetzt kehre ich aber zu meiner Geſchichte zurück.

Das Jahr 1737 fingen wir damit an, einen Beſuch des Biſchoffs von Bamberg zu empfangen. Der

Hof erschien bei dieser Gelegenheit in seinem ganzen Glanz. Ich hatte im Schloß, in den Zimmern des Markgrafen und den meinigen viele Veränderungen machen lassen; der Besitz von einigen guten Tonkünstlern und vortrefflichen italiänischen Sängern machte die Capelle sehr gut. Mehrere seit kurzem in Dienst getretene Fremde trugen zu dem Glanze des Hofes bey, und hatten sein ehemahliges schwermüthiges Wesen etwas verändert. Wer nur dahin kam war davon entzückt, und auch der Bischoff reiste sehr zufrieden mit seinem Aufenthalt ab.

Obgleich meine Gesundheit sehr zart war, fing sie doch an, sich zu befestigen. Das ganze Land wünschte aufs sehnlichste, daß ich ihm Erben geben möchte. In dieser Absicht schlug man mir Bäder vor; da ich mein Temperament kannte, wußte ich nun sehr wohl, daß sie meiner Gesundheit gar nicht angemessen waren, allein der Azt war bestochen, um sie mir zu rathen, und ich war genöthigt dem Wunsche des Volkes nach zu geben. Da das Emser-Bad das schwächste in Deutschland ist, zog ich es allen andern vor; allein die schreckliche Jahreszeit war noch nicht dazu verhanden, wir begaben uns also nach Erlangen, sie dort zu erwarten, und von da unsre Reise anzutreten.

Die Zeit verfloß uns dort sehr angenehm. Ich sah daselbst zum erstenmal ein Schäferspiel, in dem der berühmte Zacwini sich bewundern ließ, und einen jeden durch die Schönheit und Annehmlichkeit seiner Stimme bezauberte. Unser ganzes Sinnen ging auf Lustbarkeiten, als ein unvorhergesehenes Ereigniß unsre Freude unterbrach, nehmlich der Tod meines Neffen des Erbprinzen von Anspach.

Ich habe schon oben der schlechten Ehe des Markgrafen und meiner Schwester erwähnt. Ihre Uneinigkeit hatte seit einiger Zeit sehr zugenommen, zum Theil durch die Schuld des Obermarschall von Seckendorf,

der nicht aufhörte, den Markgrafen gegen ſeine Gemahlinn zu reitzen. Der Tod des Prinzen bot ſeiner Boßheit ein weites Feld dar. Er gab ihn ganz meiner Schweſter ſchuld, und erbitterte den Markgrafen ſo heftig, daß er ſchwor, ſie nicht mehr zu ſehen, und ſich von ihr zu trennen; ja er behandelte ſie ſogar auf die unwürdigſte Weiſe, und ließ ihr durch gemeine Bedienten die härteſten Dinge ſagen; und verbot dem ganzen Hof ſie zu ſehen, — kurz man that alles, um ſie zu kränken. Das dauerte ſchon ſeit drei Wochen, ohne daß ich es wußte, endlich benachrichtigten mich aber einige gutgeſinnte Perſonen in Geheim davon, und baten mich nach Anſpach zu gehen, um dieſer Unordnungen abzuhelfen; welches ich denn auch keinen Augenblick anſtand zu thun.

Der Markgraf befand ſich auf dem Lande, wo' er ſich in den Armen ſeiner Maitreſſe über den Tod ſeines Sohnes tröſtete. So bald er meine Ankunft in Anſpach erfuhr, begab er ſich dahin; meine Schweſter fand ich in Thränen gebadet, und ſo verändert, daß ſie unkenntlich war. Der Markgraf gönnte ihr keinen Blick; mit uns zu ſpeiſen konnte er ſich nicht entbrechen, allein man ſah an ſeiner ganzen Phiſionomie wie peinlich es ihm war. Ehe ich nicht von allem was vorgefallen war, genaue Erkundigung eingeholt hatte, eilte ich mich gar nicht mit ihm zu ſprechen, und durch dieſe erfuhr ich, daß Herr von Seckendorf wohl der Hauptanſtifter des ganzen Zwiſtes war. An ihn wendete ich mich denn auch, um ihn auszugleichen, die Sanftmuth und Feſtigkeit, mit der ich zu ihm ſprach, mochten ihn vielleicht zum Nachdenken bringen; er verſprach mir alles zur Wiederherſtellung des Friedens anzuwenden, und hielt Wort. Alle Welt vereinigte ſich mit ihm, um den Markgrafen zu beſänftigen, allein der Hauptgrund warum er ſo vielen Bitten nachgab, war wohl ſeine

Furcht vor mir. So hatte ich also die Freude, die Einigkeit wieder hergestellt zu sehen, und da ich in Anspach weiter nichts mehr zu thun hatte, kehrte ich nach Erlangen zurück, von wo ich über Wertheim wo ich mich einschiffte, nach Ems abreiste.

Unsere Reise war äusserst angenehm, wir hatten gute Gesellschaft auf dem Schiffe, eine gute Tafel, und erfreuten uns unaufhörlich an den reitzenden Aussichten und Gegenden.

Nach sechs Tagen kamen wir, von der letzten Tagreise, und einer schlaflosen Nacht an, die wir, weil das grosse Schiff nicht die Lahn, an der Ems liegt, herauf gehen konnte, auf einer kleinen Fähre zubringen mußten, sehr ermüdet in Ems an. Dieses ist ein sehr unangenehmer Ort, von einem Kastel von Bergen umgeben, ohne Bäume und Grün, allein das oranische Haus wo wir wohnten, ist schön und bequem.

Den ersten Tag ruhten wir uns aus; aber schon den folgenden sah ich Leute. Die Gesellschaft war klein und sehr langweilig. Frau von Hartenberg, die Frau eines königlich englischen Kammerherrn war die Heldinn des Badeorts; sie war mit ihrem Mann und ihrem Liebhaber, einem Herrn von Diefenbrock nach Ems gekommen, war klein, häßlich, widrig, und eben so geziert wie kokett. Wir benutzten ihre Lächerlichkeit, um uns zu belustigen; der Markgraf stellte sich an, als wenn er in sie verliebt sey, und sagte ihr schöne Dinge; die Närrinn gieng treuherzig in die Falle, und erfreut über so eine glänzende Eroberung wollte sie den Roman damit anfangen, wo er aufhört. Das war nun des Markgrafen Sache nicht, und der Zorn des Geschöpfs fiel ausschließend auf mich, denn in der Ueberzeugung ich habe ihrer Liebschaft Hindernisse in den Weg gelegt, verschrie sie mich in allen Gesellschaften, doch zum Glück war

ſie ſo bekannt, daß alles was ſie ſagte, keinen Eindruck machte.

Ich fing meine Cur an und befand mich anfangs ziemlich wohl dabei; die gute Geſellſchaft, die ſich einſtellte, trug zu der Annehmlichkeit unſers Aufenthalts bei; auſſer verſchiednen Damen und Herrn aus der Nachbarſchaft traf auch Pölnitz ein, von dem ich ſchon weiter oben ſprach. Seit ſeiner Rückkehr nach Berlin hatte er die Religion verändert und war wieder proteſtantiſch geworden. Er erzählte mir viel von Berlin, war bei dem König ſehr beliebt und faſt von allen Geſchäften unterrichtet. Wie er mir ſagte, beklagte mich alle Welt, und der König ſagte auf die Nachrichten hin, die er damals erhalten hatte, von dem Markgrafen die abſcheulichſten Dinge, er habe Maitreſſen und behandle mich ſchlecht. Gewiß hatte nie die Verläumdung etwas Falſcheres erſonnen. Ich bat Pölnitz dringend, den König aus ſeinem Irrthum zu ziehen, was er bei ſeiner Rückkehr auch that.

Zuweilen gingen wir auch ſpazieren, oder vielmehr wir zappelten im Koth herum. Der Spaziergang beſtand aus einer Lindenallee, die längſt dem Fluſſe gepflanzt war. Man war dort niemals einſam, Schweine von andern Hausthieren begleitet, waren eines jeden getreue Geſellſchafter, ſo daß man ſie bei jedem Gange mit dem Stock fortjagen mußte. Ich badete in dem ſchwächſten Bade, und ſah wohl darauf, daß es abgekühlt ſey, denn alle Welt, und ſelbſt der Arzt in Ems, hatte mir dieſes zu thun gerathen, weil die heißen Bäder mir ſehr ſchädlich ſeyn könnten. Zeitz, unſer Arzt, ſetzte ſich aber dennoch in Kopf, wenn ich mich nicht des Bades im Darmſtätter Hauſe bediente, ſo würde ich nicht ſchwanger werden. Er ſchlug es mir vor und ich verſuchte es, konnte aber keine Minute darinn bleiben, denn dieſe Bäder ſind ſo heiß, daß das

ganze Zimmer davon voll Dampf ist. Ich verließ es sogleich wieder. Der Herr Doktor wendete sich an Herrn von Voit, damit er mich bereden möchte, es fortzubrauchen, und obschon der andere Arzt sich dagegen auflehnte und geradezu sagte, das Wasser würde mich tödten, beharrte Voit dennoch auf seinem Vorhaben, und sagte mehreren Leuten, die es mir nachher wieder erzählten, wenn ich nur einen Prinzen hätte, so wär ihm an dem übrigen wenig gelegen; stürbe ich, so wär ja nur eine Frau weniger in der Welt. Mein guter Genius verhinderte mich, seinem Rathe zu folgen; wie man mich auch beredete, that ich doch nicht, was man von mir verlangte.

Nach Vernichtung meiner Kur ging ich zu dem Frohnleichnamsfest nach Coblenz; man zeigte mir das Schloß und die Stadt, die keiner Erwähnung verdienen.

Bei meiner Rückkehr nach Ems fand ich einen Cavalier des Landgrafen von Darmstadt, der den Markgrafen und mich im Namen seines Fürsten auf das höflichste nach Münichbruck, einem Lustschloß des Landgrafen auf dem Wege nach Frankfurth, einlud. Erfreut, die Bekanntschaft eines Fürsten zu machen, der durch seine Höflichkeit und Prachtliebe so berühmt war, nahm der Markgraf diese Einladung an, und beredete mich, ihn zu begleiten.

Wir reisten also den folgenden Tag ab, und besahen im Vorbeigehen Schlangenbad und Schwalbach, wo unendlich viel Menschen waren. In Wiesbaden brachten wir die Nacht zu, und obschon sehr ermüdet, stand ich den andern Morgen um fünf Uhr auf, um mich nach Münichbruck auf den Weg zu machen. Ich fand zwei Originale in meinem Vorzimmer; zwei Grafen von Reuß, von denen der eine immer von einem Fuß auf den andern sprang und mir dabei sagte, daß er kaiserlicher Kammerherr und regierender Reichsgraf sey.

Das erfreut mich ungemein, mein Herr, antwortete ich, und wenn der Kaiſer viele Kammerherrn von Ihrem Verdienſt hat, muß ſein Hof ſehr gut beſtellt ſeyn. Ja, das kann nicht fehlen, ſagte er. Der andere erzählte mir, er lebe auf einem ſeiner Güter nahe bei Frankfurth, weil, ſagte er, die Furrage dort beſſer iſt, und mein ganzes Vergnügen in ſchönen Pferden beſteht; zugleich unterrichtete er mich von dem Geſchlechtsregiſter aller Einwohner ſeines Stalles, und rechnete mir ihre Verdienſte vor. Ich hätte ihm wohl antworten können, ſie wären keine ſo argen Neſſe wie er. Endlich ſtieg ich in Wagen, um den küſſenden und pferdeliebenden Grafen los zu werden, und kam bei einer ungeheuren Hitze und unleidlichem Staub in Münchbruck an.

Der Landgraf bot mir beim Ausſteigen die Hand, und ohne mir ein Wort zu ſagen, ließ er mich mitten im Hof ſtehen, um den Markgrafen zu begrüßen, erſt dann führte er mich ins Haus. Hier fand ich ſeine Tochter, die Prinzeſſinn Maximiliane von Heſſencaſſel, und ſeinen Sohn, den Erbprinzen. Ich ſuchte mit ihnen ins Geſpräch zu kommen; der Landgraf antwortete keine Sylbe, ſeine Tochter lachte aus voller Kehle, und ſein Sohn machte Verbeugungen. Wie ihr Vater das Zimmer verlaſſen hatte, fingen ſie an zu ſprechen, aber über Gegenſtände, die mir ganz neu waren, über die allerunanſtändigſten, die ſie noch auf das Roheſte behandelten. Ich machte große Augen und war in der größten Verlegenheit, denn ſo etwas war mir noch nicht vorgekommen, und dieſe Geſellſchaft ſehr wenig für mich gemacht. Die Prinzeſſinn von Heſſen war eine zweite Herzoginn von Berry; ſie war ſehr hübſch geweſen, allein Wein und Ausſchweifungen hatten ihr die Haut ſo verdorben, daß ſie ganz kupferig ausſah, und ihr Buſen, den ſie ſo viel möglich zur Schau trug, war mit höchſt ekelhaften Puſteln beſetzt: ihr freies Weſen

und unverschämtes Betragen widersprach ihren Gesinnungen nicht, und verrieth zur Genüge ihren Charakter.

Endlich setzten wir uns zu Tisch, und trotz aller Höflichkeit, die ich dem Landgrafen bezeigte, hatte ich noch kein Wort von ihm erlangen können; ein unverhergesehener Zufall verschaffte mir endlich das Vergnügen, den Ton seiner Stimme zu hören. Münichbruk ist eigentlich ein Jagdschloß, das in mehreren kleinen Pavillons besteht, jeder derselben enthält einen kleinen Saal, mit drei Zimmern an jeder Seite; diese waren alle mit Damast von verschiednen Farben, mit goldnen oder silbernen Borten besetzt, meublirt. Bei Tafel brach die Prinzessinn Maximiliane plötzlich in laute Ausrufungen aus: Mein Gott, rief sie, ach mein Gott! — ich erschrak, denn ich meinte, sie würde von gewissen finstern Launen befallen, denen sie, wie man sagte, mehrmalen des Tages unterworfen sey; bald rief sie mir aber zu, es geschähen Wunder, sie habe nie so etwas außerordentliches gesehen, als was sich ihren Augen darstellte. Nun glaubte ich wirklich, sie sey närrisch, wie ich aber den Landgrafen mit einem geheimnißvollen Wesen lächeln sah, beruhigte ich mich endlich. Das große Wunder und die außerordentliche Begebenheit war nichts, als daß man in einem Moment die damastenen Tapeten der Zimmer aufgerollt hatte, wodurch andere, die sich darunter befanden, die in Oel auf Leinwand gemahlt waren, zum Vorschein kamen. Dieses veranlaßte den Landgrafen mir zu sagen: Ihre Königliche Hoheit sieht wohl, daß es hier Zaubereien giebt. Weiter habe ich ihn kein Wort sprechen gehört. Ich bewunderte diese Albernheit gar sehr, denn das Sprüchwort sagt, daß man mit den Wölfen muß heulen.

Nach der Verdauung unsrer langweiligen Tafel mußte ich, mochte ich wollen oder nicht, tanzen. Ich

war ſo müde wie ein Hund, und da mir unſer nur drei Damen waren, und viel Allemanden getanzt wurden, konnte ich mich faſt nicht mehr rühren; daher bat ich den Markgrafen ſo lange, bis er uns endlich Abends um ſieben Uhr abreiſen ließ. Es iſt billig, daß ich des Landgrafen und ſeines Sohnes Portrait mache.

Wie ich den Landgrafen ſah, war er über achtzig Jahre alt; allein ſeine grauen Haare ausgenommen, hätte man ihm nicht mehr wie fünfzig gegeben; er hatte den Krebs an dem Munde, wodurch er ſehr ekelhaft und auch entſtellt wurde; man ſagte, er habe in ſeiner Jugend viel Verſtand gehabt, der war aber mit den Jahren verſchwunden; er ſoll auch ſehr artig gegen die Weiber geweſen ſeyn; aber dieſe Artigkeit war in abſcheuliche Ausſchweifungen ausgeartet. Seine unſelige Sucht, den Stein der Weiſen zu ſuchen, hatte ſein Land, das in einer unerhörten Unordnung war, ganz zu Grunde gerichtet. Er lebte mit dem Prinzen, ſeinem Sohne, ſehr ſchlecht, denn er hielt ihn, obſchon er neun und vierzig Jahr alt war, noch in einer Abhängigkeit, als ſey er ein Kind. Der Prinz hatte viel Verſtand, Höflichkeit und ſogar Kenntniſſe, aber die ſchlechte Geſellſchaft, in der er lebte, hatte ihn zu einem ſo rohen Menſchen gemacht, daß man ihn nicht mehr erkannte.

Ich kam ſehr ſpät in Frankfurth an, wo mir ſehr feierlich mit dreimaligem Abfeuren der Kanonen empfangen und von dem Magiſtrate und den Stadtburgermeiſtern begrüßt wurden. Da ich mich nicht ſehr wohl befand, hielt ich mich einen Tag daſelbſt auf, und beſah alles, was geſehen zu werden verdient. Den Römer, welches der Saal iſt, in dem die Kaiſer bei ihrer Krönung ſpeiſten, neben ihm ſind einige Zimmer, in denen man die goldne Bulle, die man mir zeigte, aufbewahrt. Von da ging ich in die Kirche, wo der Kaiſer gewöhnlich geſalbt wird; man zeigte mir auch den Ort, wo

ſich am Wahltage die Churfürſten verſammeln. Da ſich aber die Beſchreibung von dieſem allem in manchem Buche befindet, ſo übergehe ich es mit Stillſchweigen.

Den andern Abend um fünf Uhr verließ ich Frankfurth mit dem Entſchluſſe, zur Vermeidung der unleidlichen Hitze die ganze Nacht zu fahren. So krank ich war, wollte ich doch im Vorbeigehen Philippsruhe, ein Luſtſchloß des Prinzen Wilhelm von Heſſen, ſehen. Das Schloß iſt groß und geräumig, aber von innen ſehr einfach und ohne Geräthſchaften. Seine Lage iſt ſehr ſchön, es hat die Ausſicht auf einen ſehr ſchönen Garten, den der Main begrenzt, an deſſen jenſeitigem Ufer man die ſchönſten Landſchaften erblickt.

Je weiter ich reiſete, je mehr vergrößerte ſich mein Uebel, ſo daß es ſich mit einer Ruhr beendigte. In der Nacht überfiel uns ein fürchterlicher Regen mit Gewitter verbunden, auf den eine erſtaunliche Kälte eintrat. Die Wege waren abſcheulich! wir befanden uns in den Speſſartgebirgen mitten im Walde, ſo daß weit und breit weder Haus noch Dorf zu finden war.

Endlich kam ich früh um neun Uhr halb todt in ein kleines Dorf, das Eichelbach hieß, wo man mich, ohne daß ich im geringſten merkte, was mit mir vorging, aus dem Wagen ſchleppte und auf's Bett legte. Der Arzt, der lange vor mir angekommen war, fand mich ſehr ſchlimm. Ich hatte ſtarkes Fieber, er hielt meinen Zuſtand vor ſehr gefährlich. Man beſchloß alſo, dieſen und den folgenden Tag hier zu bleiben, und dann wollte man, wenn mein Uebel nicht abnähme, mich weiter zu bringen verſuchen, denn der Ort, wo wir uns befanden, war ſo ſchlecht, daß es unmöglich war, mich hier länger zu behalten. Da ich aber etwas beſſer wurde, ritten wir den zweiten Tag nach Würzburg, wohin uns der Biſchoff eingeladen hatte, ab.

Man empfing uns mit allen möglichen Ehrenbezeu-

gungen daſelbſt. Die Garniſon war unter den Waffen längs den Straßen aufgeſtellt, die Kanonen wurden dreimal gelöſt; der Prinz und ſein ganzer Hof empfing uns unten an der Treppe. Die Bewegung des Wagens hatte mich dermaßen geſchwächt, daß ich genöthigt war, mich zu Bett zu legen. So krank ich war, ſchleppte ich mich aber doch umher, um das Innere des Schloſſes zu ſehen, das für das ſchönſte in Deutſchland gehalten werden darf. Die Treppe iſt prächtig, die Zimmer groß und geräumig, aber die Verzierungen waren, nach meinem Geſchmack, ganz abſcheulich!

Wir reiſten Abends um acht Uhr ab; mein Uebel hörte auf, aber ein anderes viel gefährlicheres befiel mich. Ich bekam ſo fürchterliche Preſſchmerzen, daß ich nicht mehr ſprechen konnte. Nachdem ich die ganze Nacht durch gefahren war, kam ich den Tag darauf in Erlangen an. Hier blieb ich vierzehn Tage, während welcher man mich von der Gefahr befreite, allein ich blieb ſehr ſchwach, und meine Geſundheit ward nicht wieder hergeſtellt.

Bei meiner Rückkehr nach Bayreuth fand ich Fräulein von Todtenbruk, der Königinn erſtes Hoffräulein. Es war eben die, welche mir in Berlin ſo viel Verdruß gemacht hatte, und die jetzt nach Carlsbad ging, die Bäder zu brauchen. Ich legte es darauf an, gefällig gegen ſie zu ſeyn, und überhäufte ſie mit Höflichkeit. Mein Betragen rührte ſie, und brachte ſie zur Reue. Sie ſtattete mir von allem, was in Berlin vorging, Bericht ab, und erzählte mir, die Königinn wäre mir noch immer böſe, und ergriff jede Gelegenheit, Böſes von mir zu ſprechen; niemand wie meine Schweſter von Braunſchweig ſey daran ſchuld, die rege ſie immer auf, und meldete ihr alles mögliche Nachtheilige von Bayreuth; ſo hatte ſie ihr unter anderm geſagt, ich verachtete die Juwelen, welche die Königinn

mir gegeben hatte, so sehr, daß ich sie verkauft und mir andere angeschaft habe, einzig um nichts mehr von Berlin zu besitzen; sie habe sich nicht einmal begnügt, meiner Mutter solche Dinge zu sagen, sondern leistete mir auch bei meinem Bruder, der sich in Rücksicht auf mich sehr geändert hätte, sehr schlechte Dienste, so daß er gar kein Geheimniß daraus machte, zu sagen, daß ihm meine Schwester von Braunschweig die Liebste sey. Sie sagte, daß mein Bruder nicht mehr sey, was er gewesen wäre, daß ihn alle Welt anfing zu hassen, und daß mich ein jeder beklagte und wünschte, ich möchte meinen Einfluß auf ihn wieder erhalten. Ich rechtfertigte mich wegen den Verläumdungen meiner Schwester, indem ich der Bodenbruk allen Schmuck zeigte, den ich von der Königinn empfangen hatte und den sie sehr wohl kannte; sie versprach mir auch, mich bei ihr kräftig zu vertheidigen, und auch bei meinem Bruder zu meinem Vortheil zu sprechen, worauf sie dann mit Höflichkeit und Geschenken beladen Bayreuth wieder verließ.

Das Jahr 1738 schien mir sehr unglücklich werden zu sollen. Der Markgraf ward plötzlich krank; anfangs schien sein Uebel nicht gefährlich, es bestand in einem großen Fluß im Kopfe, zu dem sich aber ein Anfall von Schlagfluß gesellte, der seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Es war eine Nervenerschlaffung in den äussern Theilen, von der sein Mund ein bischen verzogen geblieben ist, auch sein linkes Auge hat dabei gelitten, es thränt beinahe unaufhörlich, allein das entstellt ihn doch nicht. Wie viel litt ich nicht die ganze Zeit durch, wo er krank war! ich kann meine Angst und Sorgen gar nicht ausdrücken. Seine Genesung schenkte mir das Leben wieder.

Allein meine Gesundheit stellte sich nicht wieder her, sie ward im Gegentheil täglich schlechter; ich hatte

wieder ſchleichendes Fieber, und nach drei Monaten hielt mich der Arzt endlich vor unheilbar. Frau von Sonnfeld und der Markgraf benachrichtigten die Königinn und meinen Bruder von meinem Zuſtand; man verſammelte die Aerzte in Berlin, und ihr Schluß fiel dahin aus, daß ich nicht zu retten ſey. Jetzt erwachte ein Reſt von Zärtlichkeit in dem Herzen meines Bruders, er ſchrieb mir, es gäb in Stettin einen ſehr guten Arzt, der viel zur Heilung des Königs, wie er an der Waſſerſucht litt, beigetragen hatte; ich ſollte meinen Vater bitten, mir dieſen zu ſchicken. Der Brief, den er mir bei dieſer Gelegenheit ſchrieb, war ſo zärtlich wie möglich. Ich hatte mich in mein Schickſal ergeben, vom Tod glaubte ich dieſes Mal nicht entgehen zu können, ſah ihm aber mit Standhaftigkeit entgegen, und ward von ſeiner Annäherung nicht erſchreckt. Mein einziger Schmerz war der Verluſt, den der Markgraf dadurch erleiden würde; darüber ſuchte ich mich aber durch das Beiſpiel ſo vieler Ehemänner zu beruhigen, die, nachdem ſie lange genug die Verzweifelten geſpielt, endlich getröſtet wurden.

Die dringenden Bitten meines Bruders, mit denen der Markgraf die ſeinen verband, bewogen mich doch, dem Rath des erſten zu folgen. Ich ſchrieb dem König einen rührenden Brief, in dem ich ihm meinen traurigen Zuſtand ſchilderte; ſagte ihm, daß am Rande des Grabes, wo ich mich befände, ich ihn für alle den ihm unwillkührlich verurſachten Verdruß um Verzeihung bäte, forderte ſeinen Segen, verſicherte ihn meiner lebhafteſten Zärtlichkeit, und bat ihn endlich, mehr um den Markgrafen zu beruhigen, und mir nichts vorzuwerfen zu haben, als in der Hoffnung, daß er mir das Leben retten würde, mir den Arzt Cupperolle zu ſchicken. Der König antwortete mir ſehr verbindlich und ſchickte mir den Arzt, der nach vier-

zehn Tagen in der Eremitage, wo ich mich damals befand, ankam.

Ich erwartete, einen Pedanten zu sehen, so eine würdige Stütze der Kalidität, die uns mit jedem Wort einen lateinischen Brocken auftischen, und ihre Kranken durch ihr langweiliges, weitläuftiges Geschwätz vor der Zeit tödten — ich irrte mich sehr; es erschien ein ziemlich hübscher Mann, der mich mit einem Anstand, der Weltsitte verrieth, anredete, und mit einem Wort, sein Handwerk ging ihm gar nicht an. Er fand mich sehr gefährlich krank, suchte mir aber Muth zu machen, und versicherte mich, daß er mich zu heilen hoffe. Es ist billig, daß ich sein Portrait mache.

Sapperville ist von französischer Abkunft, und behauptet, aus gutem Hause zu seyn; sein Geschlechtsregister geht mich nichts an; jeder Franzos, der sich in einem fremden Lande niederläßt, ist so adelich wie der König, wäre auch sein Vater Gastwirth oder Lakai in Paris gewesen. Darüber geben wir hinweg; der eine ist nicht adelich, der es zu seyn verdienet, und dieser hatte Talente, die ihn, hätte sein ungemeßner Ehrgeiz nicht Hindernisse in den Weg gelegt, zu einem großen Vermögen hätten führen können. Sapperville hatte, da sein Vater im Haag wohnte, seine Schulstudien in Leiden und Utrecht gemacht, nachdem er seinen Cursus in der Rechtsgelehrsamkeit geendigt hatte, ward er zum Gesandtschafts-Secretär eines Ministers ernannt, der nach Frankreich geschickt werden sollte. Die Liebe machte ihn zum Arzt; er verliebte sich in ein junges, sehr reiches Mädchen, und unfähig, sich von ihr zu trennen, ergriff er eine Bestimmung, gegen die er den größten Widerwillen hegte. Er ging nun auf die Universität zurück, und sein Eifer für das Studium der Physik und Anatomie machten ihn bald berühmt. Der König nahm ihn als ersten Arzt von ganz Pon-

mern, wo ſich ſein Ruhm bald ausbreitete, in Dienſt. Er hat ungemeiner viel Verſtand, hat unendlich viel geleſen, und iſt wirklich ein groſſes Genie. Sein Geſpräch iſt ungezwungen und angenehm, er weiß ſich beim Scherz und beim Ernſt gleich gut zu benehmen; allein ſein hochfahrender, eiferſüchtiger Charakter verdunkelt dieſe Eigenſchaften und Talente, und hat ihn auf eine Art lächerlich gemacht, die er ſo leicht nicht vergeſſen machen wird.

Nach dem Portrait, das ich hier von ihm entworfen habe, begreift man wohl, daß er bald unſerm Beifall erwarb. Durch viele Mühe und Arbeit war endlich der Hof zu ſeinem Vortheil geändert, eine gewiſſe Grobheit und Rohheit, die anfangs daſelbſt herrſchte, hatte er verlohren, aber er war doch noch nicht auf dem Fuß, worauf er ſeyn ſollte. Alle die, aus denen der Hofſtaat beſtand, waren beſchränkte Menſchen, die meiſten waren wie vom Bauernhof Pfaffer fortgekommen, und hatten von der übrigen Welt gar keinen Begriff; Bücher und Wiſſenſchaften waren bei ihnen verbannet, und ihr Geſpräch beſchränkte ſich auf die Jagd, die Landwirthſchaft und Geſchichtchen vom alten Hofe, die ſie uns erzählten. Herr von Wolf, der uns bisher noch von einiger Hülfe geweſen war, verfiel auf die Zudringlichkeit; ſo blieb uns alſo keine Zuflucht, als in uns ſelbſt.

Supperville kam uns ſehr gelegen, er ward uns ſehr ergeben, und wir fingen an ihm wohlzuwollen. Er ließ mich eine Cur brauchen, die noch nicht Wochen mein ſchleichendes Fieber vertrieb, aber deswegen ſtellt war ich darum nicht völlig, er meinte alſo, daß ohne die gröſte Sorgfalt und eine ſehr ſtrenge Lebensweiſe ein Rückfall zu fürchten ſey.

Dadurch ward er veranlaßt, mir eines Tages zu ſagen, er ſehe wohl, daß meine Geſundheit noch

gar nicht hergestellt sey, und daß ich seine Gegenwart bedürfe, um völlig zu heilen; er bot mir also seine Dienste an, und wünschte nichts mehr, als dem Markgrafen und mir sein Leben zu widmen. Sein Vorschlag machte mir Vergnügen; allein ich fand vieles, das sich ihm entgegensezte; er war gleichsam der Liebling meines Bruders, und nahm an allen seinen Gesellschaften Theil; ich sah also wohl voraus, daß er es nicht leiden würde, daß ich ihn eines Menschen, für den er Neigung habe, beraube. Diesen Einwurf machte ich ihm sogleich. Ich habe, antwortete er, bis jezt nicht wagen dürfen, mit Ihrer königl. Hoheit offen zu sprechen, nun ich aber die Ehre habe, Sie zu kennen, fühle ich, daß ich mich ohne Rückhalt und ohne mich unglücklich zu machen, gegen Sie erklären kann. Mein Plan, des Königs Dienste zu verlassen, war schon, ehe ich hierher kam, gemacht; ich war mich in Holland niederzulassen gesonnen, allein die Annehmlichkeiten, welche ich an diesem Hofe finde, und die Ergebenheit, die ich Ihrer königlichen Hoheit geweiht habe, haben meinen Plan geändert. Ich kann nicht läugnen, daß mir der Kronprinz sehr wohl will; allein ich habe Zeit gehabt, seinen Charakter nur zu genau zu studieren; der Prinz hat einen großen Geist, aber ein schlechtes Herz und einen schlechten Charakter; er ist verstellt, mißtrauisch, von Eigenliebe besessen, undankbar, lasterhaft, und ich betrüge mich sehr, oder er wird noch geiziger, als der König, sein Vater, es jezt ist; er hat gar keine Religion, und macht sich eine Moral nach seinem Belieben, sein ganzes Bemühen geht dahin, das Publikum zu blenden; aber ungeachtet seiner Verstellungskunst, haben viele seinen eigentlichen Karakter entdeckt. Jezt zeichnet er mich aus, um seine Kenntnisse zu vermehren, denn das Wissen ist seine gröste Leidenschaft; hat er von mir das gelernt,

was er noch nicht weiß, ſo läßt er mich im Stich, wie er es ſo vielen andern that, und aus dieſer Urſache habe ich meine Maßregeln im voraus genommen.

Schon lange war ich über meinen Bruder mißvergnügt, wußte auch, daß viele Menſchen, die ihm zugethan geweſen waren, meine Empfindung theilten; aber daß ſein Charakter ſich in ſo einem hohen Grad geändert hätte, wäre mir nie in Sinn gekommen. Ich ſtritt lange mit Supperville darüber; der Markgraf, der während dem in das Zimmer trat, nahm ſeine Vertheidigung und ſagte, daß er ſchon lange von meinem Bruder alſo urtheile. Er nahm Supperviller Vorſchlag mit Vergnügen an, wir ſchrieben beide an den König, um ihn zu erbitten, auch meinem Bruder ſchrieb ich in derſelben Abſicht, und Supperville reiſte, mit allen dieſen Briefen beladen, nach Berlin.

Man wird es vielleicht ſonderbar finden, daß ich mich ſo lange bei dieſem Gegenſtande aufhielt, allein es iſt für den Verfolg dieſer Memoiren, an denen Supperville einen großen Antheil hat, nothwendig.

Der König antwortete mir ſehr verbindlich, daß mir Supperville jedes Mal, wenn ich ihn bedürfe, zu Dienſte ſtehe, ganz könne er mir ihn aber nicht abtreten, denn er könne ihn nicht entbehren. Die Königinn ſchrieb mir jedoch, daß ſie ihn dennoch zu erweichen hoffe, beſonders wenn ich ihr ein Paar recht große Leute zu verſchaffen wüßte.

Die Grumkow verheirathete ſich am Ende dieſes Jahres mit einem Herrn von Beiß, einem ſehr wackern Mann von guter Familie, der aber keinen andern Reichthum hatte, als vier Kinder von ſeiner erſten Frau. Ich war froh, ſie los zu werden; und nahm an ihre Stelle zwei andere Hofdamen, das Fräulein Albertine von Marwitz, und von Hutten, welche letzte aus einer ſehr großen, berühmten Familie war.

Das 1739ste Jahr wird interessanter, als das eben beschriebene seyn. Suppervill kam im Frühjahr zurück; eine neue Kur, die er mich brauchen ließ, stellte mich ganz wieder her, oder setzte mich wenigstens ausser Gefahr. Jetzt muß ich aber eine andere Erörterung beginnen.

Ich habe schon gesagt, daß der Markgraf einen gewissen Ellerot zu seinem Sekretär gemacht hatte, einen Mann, der Redlichkeit und Verstand hatte, und von den Landes-Angelegenheiten sehr unterrichtet war. Er hatte die verschiedenen Geschäftszweige, aber besonders die Finanzen in einer ungeheuren Unordnung gefunden, dieses Departement war Herrn von Dobeneck übertragen, man nahm aber bald wahr, daß er trotz aller seiner Aufschneidereien nichts davon verstand; es wurde also Ellerot übergeben, und der Markgraf vertraute ihm ausserdem auch seine Privatkasse. Dieser Mann hatte sich einzig angelegen seyn lassen, Hülfsmittel zu finden, ohne sich darum zu bekümmern, daß der Unordnung abgeholfen, oder der Credit hergestellt würde. Verschiedne ansehnliche Forderungen, die er vorfand, trugen zur Bestreitung der Ausgaben bei. Die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, er hat dem Markgrafen sowohl in Rücksicht der Landes-Angelegenheiten, als im Auslande, wichtige Dienste geleistet, und das alles erwarb ihm das Vertrauen seines Fürsten so sehr, daß er ihn zu seinem Geheimen Referendar machte.

Das Ministerium schrie gewaltig gegen diese Neuerung, denn damit wurden ihnen die Flügel beschnitten, und ein grosser Theil ihres Ansehens genommen. Sie übergaben dem Markgrafen deshalb ein sehr hartes, und in wenig ehrerbietigen Ausdrücken verfaßtes Schreiben, welches dieser, sehr von ihrem Betragen beleidigt, ziemlich derb beantwortete. Man hatte Ellerot im

Verdacht, es verfaßt zu haben, was ihm viele Feinde machte, ja es erhob ſich ſogar ein allgemeines Murren, und man ſagte ganz laut, die Leute wären nicht bezahlt, er ſey ihnen zwei, drei Quartale ſchuldig.

Ich erfuhr es zuerſt, und erfuhr auf meine insgeheim deshalb angeſtellten Nachforſchungen, daß es wahr ſey. Ich berief ihn zu mir und ſprach mit ihm, ſagte ihm ſogar, daß man mir verſichert habe, die Kammer ſtünde eleud, und des Markgrafen Caſſe ſey ſehr verſchuldet. Er behauptete das Gegentheil, und verſicherte mich, das ſey alles bloße Verläumdung, die ſeine Feinde erſonnen haben, um ſeinen Sturz zu bewirken. Ich wollte alſo dem Markgrafen nichts davon ſagen, aber er war ſchon benachrichtigt.

Suppervillе, dem er ſeine Angelegenheiten ganz anvertraute, empfahl ihm einen Berliner, einen ehrlichen, verdienſtvollen Mann, Namens Hartmann, von dem ich ſchon oft hatte ſprechen hören, zum Kammer-Diektor. Herr von Montmartin, ein junger Menſch, den der Markgraf hatte ſtudiren laſſen, und der Regierungsrath war, empfahl ihm eben dieſen Mann. Der Markgraf ſtand alſo nicht an, ihn kommen zu laſſen, und ihm dieſen Poſten zu geben. Ellerot war darüber gar nicht verdrüßlich, denn er hatte dieſes Geſchäft ſchon lange los zu ſeyn gewünſcht; in der Folge erwieß es ſich aber, daß er von ſeiner Entlaſſung ſehr gekränkt war.

Sobald Hartmann ankam, brach man gegen Ellerot los. Groß und Klein klagte gegen ihn, und baten mich, den Markgrafen auf ſeine Räubereien und ſchlechte Wirthſchaft aufmerkſam zu machen. Der Weltlauf war mir zu bekannt, um mich in ſolche Dinge zu miſchen. Der Menſch ſtand in Gunſt, alſo erregte er Neider und Mißgunſt, und da ich ihn für unſchuldig hielt, nahm ich mich wohl in Acht, dem Mark-

grafen keinen nachtheiligen Verdacht gegen ihn zu geben. Allein Hartmann bestätigte das Gerücht, versicherte, daß seine Finanzen in einer fürchterlichen Unordnung wären, und daß man allen Bedienteten ein halbes Jahr ihre Besoldung schuldig sey. Einer der Rentmeister stellte dem Markgrafen ein geheimes Memoire zu, in dem er ihn benachrichtigte, daß er von Elleret betrogen und verrathen sey, der die Aemter den Meistbietenden verkaufe, und das Blut des Volkes aussauge.

Der Markgraf sprach mit mir von der Sache; er war in einer fürchterlichen Bewegung. Nachdem wir lange darüber berathschlagt, und alle Umstände zusammengestellt hatten, fanden wir, daß er nicht ganz unschuldig zu seyn schien. Um aber nichts zu übereilen, ließ der Markgraf den Angeber heimlich zu sich kommen, und befahl ihm, alle seine Anklagepunkte schriftlich einzugeben; dieser Mensch versicherte, daß er seine Angaben behaupten, und seinen Gegner überweisen werde.

Elleret hatte viele Freunde. Er erfuhr die nächtliche Unterredung des Markgrafen, und da er seine Creaturen hatte, wußte er bald, was für einen Streich man ihm spielen wollte. Gleich des folgenden Tages sprach er darüber mit dem Markgrafen, behauptete seine Unschuld, und bat um eine strenge Untersuchung seines Betragens. Was konnte man mehr thun? Der Markgraf ernannte vier Commissarien, um die Sache zu untersuchen. Elleret ward freigesprochen, und ging weiß, wie Schnee, aus dem Verhör hervor, indeß sein Gegner auf die Festung geschickt wurde. Das Ende dieser Geschichte werden wir im künftigen Jahre erfahren.

Meine Gesundheit besserte sich indeß nur langsam. Mein Uebel ging in eine Art Auszehrung über. Sup-

perville rieth mir Luftveränderung, weil die Bayreuther Luft im Winter ſchwer und ungeſund iſt. Er machte dem Markgrafen in dieſer Abſicht den Vorſchlag, ein Jahr in Montpellier zuzubringen, und bewieß ihm dabei einen doppelten Vortheil, einmal die Wiederherſtellung meiner Geſundheit, und die ſeiner Finanzen, denn zu der Reiſe mußten uns die Stände das Geld geben. Sehr erfreut über dieſen Vorſchlag, theilte ihn mir der Markgraf ſogleich mit; man kann leicht denken, daß ich unverzüglich die Hand einſchlug, allein ich ſah von Seiten Berlins großen Hinderniſſen entgegen, denn ich wußte wohl, daß der König und die Königinn es mißbilligen würden, und außerdem erwartete ich auch in Montpellier wenig Vergnügen. Mein Schwiegervater, der verſtorbene Markgraf, hatte dort mehrere Jahre zugebracht, und mir gar keinen vortheilhaften Begriff davon gegeben. Ich ſchlug daher dem Markgrafen und Supperville einen andern Plan vor, der ihren ganzen Beifall fand, wir ſollten nämlich nur ein Paar Monate in Montpellier zubringen, dann in Antibes zur See gehen, und Italien durchreiſen; da wir aber wohl wußten, daß dieſe Reiſe noch viel mehr Hinderniſſe finden würde, wie die andere, beſchloßen wir, ſie geheim zu halten.

Indeſſen hielten wirs für rathſam, daß der Markgraf einen Beſuch in Berlin mache, um allen Widerſpruch und Verdruß, den wir von der Seite haben konnten, aus dem Weg zu räumen. Mein Gemahl willigte mit Freuden in meine Wünſche; vierzehn Tage darauf reiſte er alſo unverſehens ab, von acht großen Leuten begleitet, die er unter ſeiner Leibwache ausgeleſen hatte, und die er dem König überreichen wollte. Seine Reiſe und ſeine Ankunft wurden ſo geheim gehalten, daß man beides durchaus nicht erfuhr.

Der König, der ſich eben bei der Parade befand,

bezeigte bei dem Anblick des Markgrafen eine ganz unbeschreibliche Freude. Er stieg sogleich vom Pferd; umarmte ihn tausend Mal, und nannte ihn seinen lieben Sohn. Er hatte die Augen voll Thränen, und wiederholte mehrere Mal: Mein Gott! was machen Sie mir jezt vor Freude; nun sehe ich, daß Sie mich einigermaßen lieb haben. Darauf führte er ihn zur Königinn, die ihn auch sehr gut empfieng; aber noch viel höher stieg der Markgraf in der Gunst, wie er den andern Tag dem König die acht großen Menschen verstellte. Mein Bruder nahm ihn auch sehr gut auf, rieth ihm aber sehr, seine Gnade von dem König zu suchen, denn damit würde er alles verderben. Ich bin überzeugt, der König hätte ihm alles zugestanden, man hat es mir seitdem verschiedene Male gesagt; allein der Markgraf wollte sich nicht mit meinem Bruder überwerfen, und so versäumte er aus der guten Stimmung, in der er den König fand, Vortheil zu ziehen. Er erhielt nicht allein seine Einwilligung zu der Reise nach Montpellier, aber auch Supperville seinen Abschied, der er uns ganz überließ. Der König schenkte ihm eine goldne Dose mit Diamanten besezt und mit seinem Portrait, von vier tausend Thalern am Werth, ich erhielt auch von ihm und der Königinn mehrere Geschenke, und der Markgraf kehrte nach sechs Wochen, sehr zufrieden mit aller Freundschaft, die man ihm in Berlin erzeigt hatte, nach Bayreuth zurück.

Nun von dieser Seite alle Hindernisse gehoben waren, fanden wir deren von Seiten des Landes. Die Unzufriedenheit war allgemein, man wollte uns nicht reisen lassen. Meine Hofmeisterinn, die ihr bestes Gut, mich zu begleiten, verhinderte, machte großen Lärm. Endlich nach vier Wochen hatten wir alle Einwendungen beseizt, und unsere Abreise war auf den 20. August festgesezt.

Meine arme Marianne fing an, sehr kränklich zu werden; so leid es mir that, mich so lange Zeit von diesen beiden treuen Gefährtinnen meines Unglücks zu trennen, wollte ich mir doch lieber diese Entbehrung auflegen, als ihre Gesundheit und ihr Leben in Gefahr setzen. Der Mann der Marianne war mein Geschäftsmann; es war ein ungeheurer Kopf, gewaltthätig, heftig, der gern für meinen Liebling gelten wollte, und bitter böse war, es nicht zu seyn. Er hielt seine Frau dermaßen in der Zucht, daß sie sich nicht rühren durfte, und sich vor ihm mehr fürchtete, als vor dem Tod. Dieser Mensch, den es bitterlich verdroß, daß ich ihn nicht mitnehmen wollte, beschloß, sich dafür zu rächen. Er bat mich um die Erlaubniß, die Zeit meiner Abwesenheit in Berlin zubringen zu dürfen, welche ich ihm auch ertheilte. Endlich nahm ich, nicht ohne viel Thränen von meiner Hofmeisterinn und der Marianne Abschied, und fing mit dem Markgrafen und den Fräulein Sonsfeld und Marwitz, die einzigen Damen, die mich begleiteten, im Wagen. Supperville war zwei Tage vorher vom Fieber befallen worden, und erwartete uns in Erlangen.

Kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, so wurde dem Markgrafen übel; er bekam heftige Kopfschmerzen vom Erbrechen begleitet, wir hofften, daß der Zufall keine Folgen haben würde, daß es nur eine heftige Migräne sey, aber wir rechneten ohne den Wirth, den er bekam viel Hitze, weßhalb wir genöthigt waren, uns einige Stunden in Traubach, einem elenden Orte, aufzuhalten. Ich schlug ihm vor, nach Voreuch zurück zu kehren, allein er wollte es durchaus nicht, sondern zwang sich wieder im Wagen zu fahren, und bis Streitberg zu gehen, wo wir die Nacht zubrachten. Das Fieber und die Hitze dauerten die

ganze Nacht, da er aber durchaus nach Erlangen wollte, brachten wir ihn mit vieler Mühe bis dahin.

Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß Supperville sehr schlecht sey; alle Umstände seiner Krankheit stimmten mit des Markgrafen seiner überein. Ich war für den letzten in unendlicher Unruhe und Angst, das Fieber blieb sich gleich, und ich befürchtete mit Recht, daß es in ein bitziges ausarten würde. Ungeachtet meines ausziehenden Zustandes verließ ich ihn weder Tag noch Nacht, und litt tausendmal mehr als er. Sein Zustand besserte sich gar nicht, seit fünfmal vier und zwanzig Stunden lag er in ununterbrochener Hitze, ohne daß die Mittel ihm nur die geringste Linderung verschafften. Die Unruhe trieb mich endlich zu Supperville, der auch im Schlosse wohnte, ich sagte ihm, der Markgraf sey in einem so gefährlichen Zustande, daß keine Zeit zu verlieren sey, man müsse ihm Aderlassen. Supperville antwortete mir, daß er eben den Gedanken gehabt hätte, und nur die Abnahme des Fiebers erwarten wollte, um ihn auszuführen. Ich ging also zum Markgrafen zurück, wo ich unsern zweiten Arzt, Wagner, fand, ich theilte ihm meine Berathschlagung mit Supperville und ihren Beschluß mit, allein er erklärte, daß er nie einwilligen würde, dem Markgraf in seinem jetzigen Zustande Blut zu lassen, nichts sey gefährlicher, und das müßte das letzte Mittel seyn, zu dem man schreite, wenn sein Uebel gar keine Rettung mehr hoffen ließ. Ich antwortete ihm, daß ich ihm darüber nichts verschreiben könnte, er sollte die Sache mit Supperville ausmachen. Einen Augenblick darauf kam er wieder und sagte mir, dieser sey derselben Meinung, daß man nichts übereilen müsse.

Ich blieb bis um drey Uhr des Morgens bei dem Markgrafen; endlich von Erschöpfung und Müdigkeit ganz überwältigt, warf ich mich in einem kleinen Ka-

bindt, in dem ich alles was vorging, ſehen und hören konnte, auf mein Bett, und ſchlief ein. Ich mochte vier Stunden geſchlafen haben, als man mich aufweckte, und wie ich die Augen aufſchlug, ſah ich Wagner vor meinem Bette ſtehen, das Haupt der Meduſe hätte mich nicht mehr erſchreckt, denn ich glaubte, der Markgraf wollte ſterben. Erſchrecken ſich Ihre königliche Hoheit nicht, ſagte mir Wagner, der Markgraf iſt noch in gleichem Zuſtand, wir haben aber endlich beſchloſſen, ihm zur Ader zu laſſen, und ich dachte, man müſſe Sie davon benachrichtigen, damit Sie gewärtig ſeyn ſhnnten.

Mehr todt, als lebendig, ſtand ich auf; ein armer Sünder, den man zum Richtplatz führt, kann nicht das leiden, was ich in dieſem Augenblicke empfand; ein allgemeines Zittern überfiel mich, und meine Kniee wankten. Da man nun das letzte Mittel anwenden wollte, glaubte ich, es ſey für den Markgraf nichts mehr zu hoffen. So ſchleppte ich mich in das Zimmer, wo ein anderes Schauſpiel meiner wartete. Der ganze Rath war verſammelt, das Volk war auf den Straßen zuſammen gelaufen, fluchte dem Supperville und dem Aderlaß, und wollte den Wundarzt verhindern, in das Haus zu gehen. Supperville war ſo krank wie der Markgraf, aber er verlor den Kopf nicht; um dem Aufruhr und Geſchrei ein Ende zu machen, ließ er ſich zuerſt eine Ader öffnen, und ſo beruhigte er in etwas die Gemüther.

Diese ganze Zeit lag ich in einem unbeſchreiblichen Zuſtande in einem Armſeſſel, ich war keines Gedankens mehr fähig, und meine Augen waren starr auf denſelben Fleck gerichtet. Endlich ging der wichtige Aderlaß vor ſich — allein welche Freude, als des Markgrafen Geſicht in dem Maaße, wie das Blut rann, ſich veränderte, der neue Fieberanfall, den

man erwartete, blieb wirklich aus, und noch am folgenden Abend war er außer Gefahr.

So wie sich aber sein Zustand besserte, nahm ich wahr, daß er sich äußerst kalt gegen mich bezeigte; er suchte über alles mit mir Streit, und war hingegen äußerst zuvorkommend gegen die Marwitz, nach der er, wenn sie sein Zimmer verlassen hatte, alle Augenblicke fragte. Wenn es darauf ankam, seine Gesundheit zu schonen, so folgte er ihr blindlings in allen, was sie wollte, mich aber fuhr er an, wenn ich ihm denselben Rath gab. Ich gerieth darüber in Verzweiflung; mein Körper litt bald von dem Kummer meines Gemüthes, und ich bekam Zufälle, die mir bisher noch fremd waren; ich bekam eine Art Convulsionen mit heftigem Kopfweh. Meine Hofmeisterinn kam, mich zu besuchen, sie that alles, um mir Linderung zu verschaffen, allein die Quelle meines Uebels konnte niemand errathen.

Ich habe schon gesagt, daß mein Schlafkabinet an das Zimmer des Markgrafen stieß. Ich hörte, daß er alle Morgen, so wie er aufwachte, die Damen zu sich forderte; befand ich mich wohl genug, um zu ihm zu gehen, so sprach er kaum mit mir, sondern ließ sogleich die Marwitz holen. Die fürchterlichste Eifersucht bemächtigte sich meines Herzens, alle Welt nahm meinen Kummer wahr, allein ich hütete mich wohl, seine Ursache zu entdecken.

Ich kannte die Marwitz, sie war mir ergeben und tugendhaft, ich war überzeugt, nähme sie die Ursache meines Kummers wahr, so würde sie den Hof verlassen, allein dem Markgrafen konnte ich seine Veränderung gegen mich nicht vergeben; seit einem Jahre war ich verblendet, und hatte tausend kleine Umstände, die mir nun in die Augen sprangen, gar nicht gemerkt.

Er war immer noch zu der Reise nach Italien

entſchloſſen; mir war aber alle Luſt dazu vergangen, denn ich ſah wohl voraus, daß die Leichtigkeit, die er unterwegs haben würde, die Marwitz mehr zu ſehen, ſeine Liebe nur vermehren könnte. Außerdem war mein Herz zu betrübt, um an etwas anderm, als der Veränderung meiner Lage Freude zu finden.

Ein neuer Verdruß ſchlug mich völlig nieder. Ich habe der Unzufriedenheit des Meermann Erwähnung gethan; gleich nach ſeiner Ankunft in Berlin übergab er dem König des Markgrafen und meine Briefe; wie ſich darauf der König nach meiner Geſundheit erkundigte, nahm er Gelegenheit, mich auf das Gröblichſte zu verläumden, und zu verſichern, daß ich nie krank geweſen ſey; beſonders hielt er ſich weitläuftig bei den Anklagen auf, zu denen ich den Markgrafen verleitete, und das Land zu Grunde richte. Kurz er brachte den König dergeſtalt gegen mich auf, daß er Feuer und Flammen ſpie. Aber der Meermann durfte ſeiner Frau nicht eingeſtehen, wie ſehr er mich verläumdet hatte, denn er kannte ihre Redlichkeit zu gut, und wußte, daß ſie ſein übles Betragen nie gutheißen würde; dieſe gute Frau ging den andern Tag zu der Königinn, welche ſie über alle Punkte, über die mich Meermann angeſchwärzt hatte, genau ausfragte, wo ſie denn den vollkommenſten Widerſpruch vernahm, indem die Meermann ſich erbot, einen Eid abzulegen, daß alles, was man von mir geſagt habe, falſch ſey.

Die Königinn ſchrieb mir indeß einen ſehr ſtarken Brief, in dem ſie mir im Namen des Königs andeutete, daß er es mir nie verzeihen würde, wenn ich auf meiner Reiſe nach Montpellier beſtände; zugleich erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir alle oben erwähnte Umſtände, und den Zorn, in welchem mein Vater gegen mich wäre, meldete. Dennoch rathe ich dir, ſetzte er hinzu, die Reiſe fortzuſe-

hen, denn wenn man einmal einen Entschluß gefaßt hat, so muß man ihn ausführen. Der König hat dir ja endlich nichts mehr zu befehlen, und es wär eine Schwäche von dir, wenn du dich in Furcht setzen liessest, und das Spiel falscher Nachträgereien eines Menschen wie Meermann ist, würdest. Ich rathe dir, dich von dem Schurken loß zu machen; jag ihn fort, und zeig bey dieser Gelegenheit einen festen Sinn. Wahr ists, daß seine Frau dir sehr ergeben ist, und keine so harte Behandlung verdient, aber darüber mußt du dich hinweg setzen, um dich von einem sehr schlechten Menschen zu befreien.

Diese beyden Briefe betrübten mich sehr, denn ich liebte die Meermanns aufs zärtlichste, und wußte daß der Markgraf meines Bruders Meynung seyn würde. Die Hofmeisterinn die seit einigen Tagen in Erlangen war, zog mich aus der Verlegenheit; sie vertheidigte die arme Meermann so gut bey dem Markgrafen, daß sie ihres Mannes Verzeihung auswirkte. Alle diese Verdrießlichkeiten, die mich Schlag auf Schlag trafen, zerstörten meine Gesundheit.

Frau von Sonsfeld überraschte mich mehrmals in Thränen, und auf ihre dringende Bitten gestand ich ihr, daß des Markgrafen Veränderung gegen mich die Ursache meines Kummers sey. Die Marwitz hatte wohl wahrgenommen, daß ich nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung sey, aber sie glaubte meine Krankheit sey daran Schuld, wie also die Hofmeisterinn sich nicht entbrechen konnte, mit ihr von meinem Kummer zu sprechen, errieth sie, wie ich vermuthe, seine Ursache, und die Gemüthsbewegung, welche sie darüber empfand, war so groß, daß sie das Fieber bekam. Frau von Sonsfeld bemerkte indessen, daß meine Klagen nicht ganz ohne Grund waren, und der Markgraf würklich viel Kälte gegen mich äussere; sie redete ihm also ernstlich

zu, und nicht ohne Wirkung, denn der Markgraf machte Entschuldigungen, und gab sein Betragen seinem Fieber schuld. Wirklich fand ich ihn auch so zärtlich wie ehen als, und von der andern Seite liebkoßte ich die Marwitz so sehr, daß ich ihr die sehr richtigen Muthmaßungen, die sie gefaßt hatte, ganz aus dem Kopfe brachte.

Wie der Markgraf völlig hergestellt war, fuhren wir, weil die Jahrszeit zu der Reise nach Montpellier nun, im November, viel zu weit vorgerückt war, nach Bayreuth zurück, wo man uns mit allen möglichen Darlegungen der Freude empfieng.

Kurze Zeit darauf kam Meermann und seine Frau von Berlin an. Ich empfieng seine Frau recht herzlich, desto schlimmer aber ihren Mann, der sehr erstaunt war, mich von seinem Betragen so gut unterrichtet zu finden. Seiner Frau zu liebe verzieh ich ihm, und seit dem ist er mir so ergeben gewesen, daß ich alle Ursache gehabt habe, mit ihm zufrieden zu seyn.

So wohl in Absicht von Meermann als der italiänischen Reise, hatte ich entschieden gegen den Rath meines Bruders gehandelt, er schrieb mir auch einen derben Brief darüber; und ich suchte ihn durch gute Gründe zu beruhigen. Ich sagte ihm in meiner Antwort die Gesundheit des Markgrafen sey zu der Reise noch zu wankend gewesen, und ich habe ein zu gutes Herz als daß ich eine Person unglücklich machen könnte die ich liebte, die mir zugethan sey, und der ich Verbindlichkeiten habe. Allein das genügte meinem Bruder nicht, und ich nahm in seinen Briefen viel Kälte gewahr.

In dieser Zeit schrieb man mir von Berlin, der König sey sehr unbaß, und die Aerzte fürchteten, daß seine Krankheit ein Ansatz von Wassersucht sey. Wirklich nahm sein Uebel während des Jahres 1740 zu.

Wir begannen dieses Jahr mit dem Karneval.

Im Schloß waren Bälle mit Verkleidung, bei denen der Adel allein Zutritt hatte. Ich sage: mit Verkleidung, denn man trug keine Masken. Die Geistlichkeit hatte während der Regierung des verstorbenen Markgrafen viel Einfluß gewonnen, es war sogar eine ganze Sekte unter dem Namen von Pietisten bekannt, von denen der Beichtvater des Markgrafen das Oberhaupt war. Dieser Mensch besaß unter der Maske der Religion einen unermeßlichen Ehrgeiz, mit dem ränkesüchtigsten Geist verbunden, und brachte die Gemeinde gegen uns auf. Er stand bei dem dänischen Hofe in großem Ansehen, und daher mußte man ihn aus Politik schonen. Um also keinem Geschwätze, das uns hätte schädlich werden können, ausgesetzt zu seyn, mußte man die Leute nur nach und nach an Lustbarkeiten gewöhnen.

Ich lebte in der vollkommensten Ruhe; der Markgraf behandelte mich sehr gut, und ich genoß mit der Markgräfin alle Freuden der Freundschaft.

Die Krankheit des Königs nahm indessen zu; die Königinn schrieb mir, daß ihm die Aerzte nur noch vier Wochen zu leben versprächen. Meine Schwester von Braunschweig war nach Berlin gegangen, um sich selbst nach seiner Gesundheit zu erkundigen, ich glaubte, meine Pflicht erfordere das Gleiche, sprach also darüber mit dem Markgrafen, der es aber nicht gutzuheißen schien, mir aber dennoch erlaubte, meine Hofmeisterinn darüber zu Rathe zu ziehen. Aus übertriebner Freundschaft für mich, rieth mir diese die Reise ab, sie fürchtete, daß die Erschütterung, welche der Tod des Königs, dem man so nahe zu seyn glaubte, hervorbringen würde, meiner Gesundheit von neuem schaden könnte. Da ich aber doch auf meiner Meinung bestand, rieth sie mir, meinem Bruder darüber zu schreiben. Dies stand mir nun gar nicht an, da ich aber wahrnahm, daß mich der Markgraf unter dieser einzigen Bedingung nach Berlin gehen lassen wollte, mußte ich mich der

Mehrzahl fügen. Ich ſchickte alſo meinem Bruder eine Staſette mit folgendem Brief:

„Ich ſchmeichelte mir bis jetzt, daß des Königs Krankheit nicht unheilbar ſey; allein der letzte Brief, den ich von der Königinn erhielt, zeigt mir, daß er nicht mehr leben kann. Ich habe daher beſchloſſen, wenn Du es für gut findeſt, ohne weitere Ankündigung nach Berlin zu kommen, um einem ſterbenden Vater meine Ehrerbietung zu bezeigen, und meine Verſöhnung mit ihm zu verſiegeln. Ich geſtehe Dir, ich würde in Verzweiflung ſeyn, wenn er ſtürbe, ehe ich ihn ſähe, und mich beſchuldigen könnte, gegen ihn gefehlt, ihn vernachläßigt zu haben; dennoch will ich ohne Deinen Beifall nichts thun, ich bitte Dich daher, mir ſo bald möglich durch eine Staſette Antwort zu geben, und mir zu ſagen, was Du davon denkſt u. ſ. w.“

Folgendes war die Antwort:

„Deine Staſette hat mich ins höchſte Erſtaunen verſetzt. Was Kukuk willſt Du in dieſer Galeere thun? Man wird Dich wie einen Hund aufnehmen, und Dir Deine ſchönen Empfindungen ſchlechten Dank wiſſen. Mache Du Dich in Bayreuth luſtig, und laß Dir nicht einfallen, in eine Hölle zu kommen, wo man nichts als ächzen und leiden ſieht, und alle Welt mißhandelt. Die Königinn tadelt Deinen ſchönen Plan eben ſo gut wie ich. Uebrigens hängt es von Dir ab, ob Du es wagen willſt. Adieu, meine liebe Schweſter! ich will Dich mit jedem Poſttag von der Geſundheit des Königs unterrichten; davonkommen kann er nicht; aber die Aerzte ſagen, er könne noch lange fortmachen. Ich bin u. ſ. w.“

Dieſer Brief vernichtete alle meine Plane; denn nun konnte ich mir nicht mehr ſchmeicheln, des Markgrafen Genehmigung, nach Berlin zu gehen, zu erhalten. Die Geſundheit des Königs ward immer ſchlimmer und ſchlimmer, und er beendigte ſein Leben am

seine Regierung den ein und dreißigsten Mai. Es ist nicht am unrechten Platz, wenn ich von seinem sonderbaren und heldenmüthigen Tod hier ein paar Worte sage.

Er hatte eine sehr üble Nacht zugebracht; um sieben Uhr ließ er sich auf seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königinn fahren, die, weil sie ihn nicht vor so gefährlich gehalten hatte, noch schlief. Stehen Sie auf, sagte er, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, in Ihren Armen zu sterben. Darauf ließ er sich zu meinen Brüdern führen, von denen er zärtlich Abschied nahm, aufgenommen von dem Kronprinzen, dem er ihm in sein Zimmer zu folgen befahl. Sobald er daselbst angelangt war, ließ er die zwei ersten Minister berufen, auch den Prinzen Anhalt und alle Generale und Obersten, die in Potsdam gegenwärtig waren; nach einer kleinen Rede, in der er ihnen für ihre vergangnen Dienste dankte, und sie ermahnte, dem Kronprinzen, als seinem einzigen Erben, die Treue zu erhalten, die sie ihm bewiesen hätten, unternahm er die Abdankungsceremonie, und übergab seinem Sohn sein ganzes Ansehen, wobei er ihn zugleich auf das rührendste ermahnte, die Pflichten eines Fürsten gegen seine Unterthanen zu erfüllen, ihm die Sorge für die Armee, aber besonders für die gegenwärtigen Generale und Offiziers empfahl. Darauf wendete er sich zu dem Fürsten von Anhalt, und sagte: Sie sind mein alterältester General, es ist billig, daß ich Ihnen mein schönstes Pferd gebe. Zugleich befahl er, es ihm zu bringen; und da er den Prinzen gerührt sah, setzte er hinzu: das ist des Menschen Schicksal, sie müssen der Natur alle ihren Zoll entrichten. Da er aber fürchtete, seine Festigkeit möchte von allem Weinen und Klagen, was um ihn her thate, erschüttert werden, winkte er, man möchte sich hinweg begeben, befahl seinen Dienern allen, eine neue Livrei, die er ihnen hatte machen lassen, anzulegen, so wie seinem Regimente eine neue Uniform.

Indeſſen war die Königinn eingetreten; ſie befand ſich kaum eine Viertelſtunde in dem Zimmer, ſo fiel der König in Ohnmacht. Man brachte ihn ſogleich zu Bett, und nach vielen Bemühungen zu dem Bewußtſeyn zurück. Wie er um ſich blickte und alle Diener in neuen Livreen ſah, rief er: Eitelkeit, Eitelkeit, und nichts wie Eitelkeit! Darauf fragte er ſeinen Leibarzt, ob ſein Tod nahe ſey? Auf die Antwort des Arztes, daß er noch eine halbe Stunde leben könnte, forderte er einen Spiegel, blickte hinein und ſagte lächelnd: ich bin recht verändert, ich werde beim Sterben ein garſtiges Geſicht machen. Dieſelbe Frage wiederholte er an die Aerzte, und da ſie antworteten: es ſey ſchon eine Viertelſtunde verfloſſen, und ſein Puls ſtieg herauf, antwortete er: deſto beſſer; ſo kehre ich in mein Nichts zurück. Man wollte zwei Geiſtliche eintreten laſſen, um zu beten, allein er ſagte zu ihnen: er wäßte alles, was ſie ihm ſagen wollten, ſie möchten alſo ihre Wege gehen. Nachdem ſeine Ohnmachten häufiger geworden waren, ſtarb er endlich zu Mittag. Der neue König führte die Königinn ſogleich in ihr Zimmer, wo viele Thränen vergoſſen wurden. Ich weiß nicht, waren ſie aufrichtig oder falſch.

Der König ſchickte mir einen Eilboten, der mir dieſe traurige Nachricht ankündigte. Ich konnte ſie erwarten, ward aber doch davon beſtürzt und bis ins Innerſte gerühret. Ich kann mich nicht verſtellen, und obſchon ich ſeitdem manchen Verluſt erlitten habe, der mir viel empfindlicher war, ſo kann ich doch ſagen, daß mir dieſer großen Kummer machte.

Ich fuhr fort, mit dem König wie bisher umzugehen. Ich ſchrieb ihm jeden Poſttag, und immer aus vollem Herzen; allein ſechs Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort erfolgte; der erſte Brief, den ich dann endlich bekam, war von dem König nur unterzeichnet und ſehr kalt. Gleich beim Antritt ſeiner Regierung machte er eine Reiſe durch Pommern und Preußen. Sein

Stillschweigen gegen mich setzte er fort — ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, denn bei meiner Liebe für ihn konnte ich bei einer so auffallenden Gleichgültigkeit nicht unbesorgt seyn.

Endlich nach drei Monaten gab man mir von Berlin aus insgeheim die Nachricht, daß er incognito abgereist sey, um mich in der Eremitage, wo ich mich damals aufhielt, zu überraschen. Fast wär ich vor Freude über diese Nachricht gestorben! sie erschütterte mich so gewaltsam, daß ich zwei Tage lang darüber krank war.

Endlich kam er in Begleitung meines zweiten Bruders, den ich fortan, um ihn von dem andern zu unterscheiden, kurz weg, meinen Bruder nennen werde, an. Mein Herz schloß sich bei dieser Zusammenkunft ganz auf. Ich hatte dem König so viel zu sagen, daß ich kein Wort vorzubringen wußte. Gleich anfangs bemerkte ich, daß seine Liebkosungen gegen mich gezwungen waren; es machte mich ein wenig betreffen, allein ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich fand meinen Bruder so verändert und gewachsen, daß ich ihn nicht würde gekannt haben, da ich aber anderwärts Gelegenheit haben werde, von ihm zu sprechen, will ich hier den Faden meiner Erzählung nicht abreißen.

Der König unterhielt sich diesen ganzen Tag nur von gleichgültigen Sachen mit mir; er hatte in seinem ganzen Wesen eine gewisse Verlegenheit, die mich irre machte. Herr Algarotti, ein Italiäner und einer der schönen Geister dieses Jahrhunderts, der sich in seinem Gefolge befand, war zu der Unterhaltung behülflich. Was mich am mehrsten wunderte, war des Königs außerordentlicher Eifer, meine Schwester von Anspach, die er doch nie geliebt hatte, und die ihm eben so wenig ergeben war, wiederzusehen. Mehr wie zwanzig Staffetten wurden ausgeschickt, um sie in den zärtlichsten Ausdrücken nach der Eremitage einzuladen. Den folgenden Tag kam sie endlich mit dem Markgrafen ihrem Gemahl

an. Nun nahm der König gar keine Rückſicht weiter, ſondern zog ſie mir öffentlich vor. Er ſchenkte mir einen kleinen Strauß von Diamanten, zwei hundert Thaler am Werth, und einen Fächer, in dem eine Uhr war; dem Markgrafen eine mit Diamanten und dem Portrait des Königs gezierte Doſe; das Geſchenk, welches meine Schweſter empfing, war ungefähr von eben dem Werth, aber dem Markgrafen gab er eine Doſe von einem weißen Kieſel, der queerdurch zerbrochen war, ſo daß er ſie gleich einem ſeiner Pagen gab.

Herr von Munichow, deſſen ich, wie mir deucht, ſchon erwähnt habe, war Adjutant des Königs geworden, und folgte ihm überall nach; dieſer junge Geldſchnabel war bei Hofe ſehr angeſehen, und galt mehr als alle, welche dem König als Kronprinzen zugethan geweſen waren, oder ihm Dienſte geleiſtet hatten. Während ſeines Aufenthalts in Baireuth war er in die Marwitz verliebt geweſen, und ſchmeichelte ſich, wenn ich ihm nicht entgegen wär, ſie von dem Könige und dem General Marwitz zur Ehe zu erhalten.

Ende Oktobers kamen wir in Berlin an; meine jüngſten Brüder, mit ihnen alle Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hof, empfingen uns unten an der Treppe; man führte mich in meine Zimmer, wo ich die regierende Königinn und meine Schweſtern antraf. Mit vielem Leidweſen hörte ich, daß der König das dreitägige Fieber habe; er ließ mir daher ſagen, daß der gegenwärtige Anfall ihn verhinderte, mich zu ſehen, daß er aber am folgenden Tag auf dieſes Vergnügen zähle. Sobald die erſten Höflichkeiten vorüber waren, begab ich mich zu der Königinn Mutter. Das finſtre, ſchwermüthige Anſehen, was bei ihr herrſchte, ergriff mich; ſie trug noch die tiefe Trauer um den König meinen Vater, und ich fühlte aufs neue ſeinen Verluſt. Die Natur hat ihre Rechte, und ich kann mit Wahrheit ſa-

gen, daß ich nie in meinem Leben so tief wie bei dieser Gelegenheit gerührt war. Meine Zusammenkunft mit der Königinn war äußerst schmerzlich. Abends speiste die Familie allein, und ich machte mit meinen Brüdern und Schwestern, die ich seit acht Jahren nicht gesehen hatte, von neuem Bekanntschaft.

Den folgenden Tag sah ich den König; er war mager und entstellt, und sein Betragen war gezwungen. Die Liebe macht hellsehend, und die Freundschaft hat diese Eigenschaft mit ihr gemein, daher führten mich seine eitlen Versicherungen nicht irre, ich sah sehr deutlich, daß ihm nichts mehr an mir gelegen war. Er bat mich, ihm auf ein Lustschloß, das Reinsberg heißt, zu folgen, wohin er sich der Luftveränderung wegen begeben wollte; die regierende Königinn sollte ihn begleiten, da aber das Haus, wie er sagte, sehr klein sey, könnte er mir nicht sogleich Platz einräumen, er würde mir aber Zimmer einrichten lassen, und mich, so bald sie vollendet wären, davon benachrichtigen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ein Journal zu halten.

Da der Hof die Trauer trug, war er nicht sehr glänzend. Ich ging täglich zur Königinn Mutter, die wenig Menschen sah, und in tiefsten Kummer versenkt war. Sie hatte sich immer geschmeichelt, über den König meinen Bruder viel Einfluß zu haben, und so bald er auf den Thron gestiegen sey, Antheil an der Regierung zu erlangen; zu ihrem großen Befremden ließ ihr aber der König, der sein Ansehen sehr eifersüchtig behauptete, gar keine Theilnahme an den Geschäften zu.

Nach der Abreise dieses Fürsten blieb ich noch vierzehn Tage in Berlin; man überhäufte mich mit Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen, die jeden andern als mich hätten blenden können; wenn man aber sein Glück auf die Gegenliebe geliebter Menschen gegründet hat, wird dieser Flitterglanz sehr gleichgültig, und ein kleiner Beweis von Freundschaft macht mehr Eindruck, als alle

das eitle Gepränge. Ich nahm während dieſes kurzen Aufenthalts wahr, daß eine allgemeine Unzufriedenheit im Lande herrſche, und der König die Liebe ſeiner Unterthanen ſehr verloren habe. Ganz laut ward er mit ſehr wenig behutſamen Ausdrücken erwähnt; ein Theil beklagte ſich über die wenige Rückſicht, die er darauf nähme, die, welche ihm als Kronprinz zugethan geweſen wären, zu belohnen; ein anderer über ſeinen Geiz, der den des verſtorbnen Königs noch übertreffen ſollte; ein dritter endlich, über ſein Mißtrauen, ſeinen Verdacht, ſeinen Jähzorn, ſeinen Stolz, ſeine Verſtellung. Mehrere Umſtände, von denen ich Zeuge geweſen war, ließen mich dieſen Nachrichten trauen. Ich hätte mit ihm darüber geſprochen; allein mein Bruder von Preußen und die regierende Königinn hielten mich davon ab. Weiter unten werde ich das alles erklären, und ich bitte alle, welche einſt dieſe Memoiren leſen werden, ihr Urtheil über den Karakter dieſes großen Fürſten aufzuſchieben, bis ich ihn entwickelt habe. Die Nachricht von dem Tode Karls des ſechſten, welche in dieſem Zeitpunkte ankam, war der Gegenſtand des Geſprächs bei Hofe und der politiſchen Spekulationen.

Zwei Tage darauf kam ich in Reinsberg an. Der Gebrauch der China, zu welchem ſich der König bequemte, hatte ihn von ſeinem Fieber geheilt, allein er hütete noch das Zimmer, das er auch, ſo lange ich in Reinsberg war, nicht verließ. Es iſt erſtaunlich, wie er, von Krankheit überwältigt, dennoch alle Geſchäfte zu beſtreiten vermochte; es geſchah nichts, das nicht durch ſeine Hände ging. Die wenige Muße, die ihm übrig blieb, ſchenkte er der Geſellſchaft einiger geiſtreichen oder gelehrten Perſonen; ſo wie Voltaire, Maupertuis, Algarotti und Jordan. Abends war Concert, wo er, ungeachtet ſeiner Schwäche, zwei oder drei Concerte auf der Querflöte blies, auf welcher er, ohne alle Schmeicheley, die größten Meiſter dieſes Inſtruments übertraf. Die

Zeit nach der Abendtafel war der Dichtkunst bestimmt, eine Wissenschaft, für die er unendliches Talent und Leichtigkeit hat. Alles dieses war für ihn nur Erholung; was jetzt seinen Kopf am mehrsten beschäftigte, war die Eroberung von Schlesien. Seine Anstalten dazu wurden so geheim und so staatskug gemacht, daß der österreichische Gesandte in Berlin bis zum Augenblick ihrer Vollendung auch kein Wort davon erfuhr.

Der Aufenthalt in Reinsberg gefiel mir nur wegen der guten Gesellschaft, die sich daselbst befand; ich sah den König nur selten, und hatte nicht Ursache, über unsre Zusammenkünfte zufrieden zu seyn; sie bestanden meistens in gezwungnen Höflichkeiten, oder bittern Scherzen über des Markgrafen schlechten Finanzzustand; oft spottete er sogar über ihn und die Reichsfürsten, und das war mir sehr empfindlich; dazu fand ich mich noch sehr unschuldiger Weise in eine sehr kitzliche Sache verwickelt, die ernsthafte Folgen haben konnte; da sie bis jetzt unbekannt blieb, und die Ehre von Personen, denen ich Rücksichten schuldig bin, darinn ausgesetzt ist, übergehe ich sie mit Stillschweigen, und wende mich zu einem andern Gegenstand, der vielleicht wenig interessant scheint, da er aber mit dem Verfolg dieser Geschichte genau verbunden ist, kann ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Von meinem ganzen Hofstaat hatte mich Frau von Sonsfeld und die älteste Marwitz allein nach Reinsberg begleitet; die Marwitz hatte sich mit zwei Fräulein von Tertow, beide Staatsdamen der Königinn, und einer Frau von Morian in ein genaues Verhältniß eingelassen. Die beiden Tertows waren sehr liebenswürdig, machten sich aber durch ihre unbarmherzige Spottsucht und Klatscherei bei aller Welt verhaßt. Frau von Morian war nicht mehr jung, aber sehr gut erhalten, sie hatte Lebensart, viel Lebhaftigkeit, hatte sich aber über alle Vorurtheile hinweggesetzt, und ihr Betragen war so dirrlich, daß sie nicht den geringsten An-

ſtand mehr beobachtete; ſelbſt an der Tafel der Königinn konnte ſie Dinge ſagen, über welche die Männer ſelbſt roth wurden. Dieſe ſaubre Geſellſchaft, die ſehr dazu gemacht war, ein junges Frauenzimmer zu verderben, hatte auf das Gemüth der Marwitz den allernachtheiligſten Einfluß. Die Spottſucht, das freie Betragen, die zweideutigen Reden, und ſelbſt die Unanſtändigkeiten der Morian und der beiden Tertows wurden nachgeahmt, und ſie bildete ſich ganz nach ihrem Muſter. Ihr Betragen verſchaffte den Gerüchten von ihr Glauben, einige Spottvögel zogen ſie über ihre Liebſchaft mit dem Markgrafen auf, andere machten ſie auf ihren Einfluß auf ihn aufmerkſam, kurz man unterhielt ſie von nichts andern. Dennoch that man ihr Unrecht; ſie ſchlief und wohnte bei ihrer Tante, und ſah den Markgrafen nur in meiner oder ihrer Gegenwart. Man verändert ſeinen Karakter nur nach und nach; eine junge Perſon, die ſich plötzlich in die große Welt verſetzt ſieht, kann ſich von den Vergnügungen hinreißen laſſen, allein ſie vergißt ſich nur allmählig. Wie ich ihr das Gerücht, was über ſie umherging, mittheilte, gerieth ſie in Verzweiflung, die tugendhaften Grundſätze, welche ich ihr beigebracht hatte, erſchienen in ihrem ganzen Glanze; ſie wollte den Hof verlaſſen, wollte zu ihrem Vater zurückkehren, ich mußte alle meine Beredtſamkeit anwenden, um ſie daran zu verhindern, und kam nur mit vieler Mühe dahin, ſie endlich zu beruhigen. Weiterhin gelang es mir auch durch das Zeugniß, das ich ihrer Tugend gab, dem Geſchwätz Einhalt zu thun, aber dennoch erregte es ihr, wie man weiter unten ſehen wird, Ideen, die ſie ſonſt nie gehabt haben würde.

Mit dem Anfang des Dezembers kehrten wir nach Berlin zurück. Die Unruhen, welche der Tod des Kaiſers veranlaſſen ſollte, erforderten ſeine Rückkehr in ſein Land; um aber dem König nicht zu mißfallen, blieb ich in Berlin. Nach abgelegter Trauer nahmen die

Carnevals-Lustbarkeiten, die immer im Monat Dezember und Januar in Berlin statt finden, ihren Anfang. Montags gab der König im Schloß Maskenbälle, Dienstags war öffentliches Concert, Mittwoch und Freitag Maskenball in der Stadt bei den vornehmsten Hofbeamten. Diese Vergnügungen dauerten nicht lange, plötzlich trat der große Plan des Königs ans Licht; seine Truppen marschierten gegen Schlesien, und der König reiste ab, um sich an die Spitze seiner Heere zu stellen. Indem ich von ihm Abschied nahm, war ich wahrhaft gerührt; das Unternehmen, zu dem er auszog, war sehr kützlich, und konnte im Fall des Mißglückens von sehr unangenehmen Folgen seyn. Diese Betrachtungen machten unsre Trennung empfindlicher. Ich hätte seine Rückkehr erwartet, denn er rechnete darauf, in sechs Wochen auf einige Tage wieder zu kommen, wenn mich nicht die Begebenheit, die ich mit Stillschweigen übergehen will, immer noch beunruhigt hätte; auch meine Ungeduld, den Markgrafen wieder zu sehn, erlaubte mir nicht, meinen Aufenthalt zu verlängern.

Ich reiste also den eilften Jenner im Jahre 1741 von Berlin ab und kam nach eilf Tagen in Bayreuth an. Das Wasser hatte die Wege dergestalt verdorben, daß ich nur vier Stunden des Tages zurücklegen konnte. Die Marwitz und ihre Schwester betäubten mir den ganzen Weg durch die Ohren mit Klagliedern über ihre Abreise aus Berlin. So muß man denn, nachdem man alle Freuden von Berlin geschmeckt hat, in das Teufels-Nest, wo einem die Zeit so Hunde lang wird, wieder zurück kehren, sagte die Marwitz. Mehr wie einmal verdrossen mich diese Reden, da ich sie aber wie eine Person ansah, die sich von dem Feuer der Jugend hinreissen ließ, suchte ich sie zu entschuldigen. Kurz darauf schien es mir auch, als wenn sie in sich gegangen wär und ihrem Leichtsinn entsagt hätte. In Bayreuth kehrte ich wieder zu meiner gewöhnlichen Lebens-

art zurück. Wir hatten viele Fremde, welche zum Glanze des Carnevalls beitrugen.

Die Einnahme der Stadt Glogau machte mir viel Freude; nachdem der König, mein Bruder, ihre Belagerung unternommen hatte, nahm er sie mit Sturm ein, und setzte sich dadurch in Besitz von diesem Schlüssel von Schlesien.

Kurze Zeit darauf langte Graf Kobenzel, der Gesandte von der Königinn von Hungern, Maria Theresse, in Bayreuth an. Er brachte mir einen Brief von der letzten verwittweten Kaiserinn, in dem sie mich dringend aufforderte, meinen Einfluß bei dem König, meinem Bruder, dahin zu gebrauchen, daß ich ihn zum Frieden geneigt mache. Die Königinn, ihre Tochter, befand sich ohne Geld, ohne Truppen und auf das Ueberraschendste angegriffen; ungeachtet dieser traurigen Lage hatte sie die Vorschläge des Königs, meines Bruders, durchaus verworfen und beschlossen, lieber das Aeußerste zu erwarten, ehe sie ihm die vier Herzogthümer, welche der Gegenstand des Streites waren, abträte. Alle Bemühungen des Grafen von Kobenzel und die günstigen Bedingungen, die er mir vorschlug, konnten mich nicht bewegen, mich in diese Angelegenheit zu mengen; ich hielt es nicht einmal für rathsam, dem Könige darüber zu schreiben, um so mehr, da man sich über die Bedingung dieser Uebereinkunft nie erklärt hatte.

Die glücklichen Fortschritte dieses Fürsten blieben sich indessen gleich. Den zehnten April war die Schlacht bei Molwitz, die in jeder Rücksicht zu seinem Ruhm ausschlug. Der Sieg, welchen er davon trug, rechtfertigte sein Talent für die Kriegskunst, denn sein erster Versuch war ein Meisterstück. Der General Marwitz erhielt bei dieser Gelegenheit eine sehr gefährliche Flintenwunde in den Schenkel. Die Belagerung und Einnahme von Neiß war die Folge dieses Sieges, und

führte zum Frieden. Die Freude, die ich bei allen diesen guten Nachrichten empfand, wäre schwer zu beschreiben; ich legte sie durch alle die Feste, welche ich gab, an den Tag.

Dieses Jahr ging sehr ruhig für mich vorüber; es war aber auch das letzte, in dem ich einige Ruhe genoß; ich werde nun eine neue Laufbahn betreten, die rauher und schwerer zurückzulegen seyn wird, als alle, über die man mich im Verlauf dieser Memoiren hat triumphiren sehen. Ich mache mir aus der Wahrhaftigkeit ein Verdienst, daher werde ich die Fehler, die ich mir zu schulden kommen ließ, nicht verschweigen; gegen die Regeln der Politik habe ich vielleicht gefehlt, aber meiner Rechtschaffenheit habe ich keinen Vorwurf zu machen.

Da der General Marwitz von seinen Wunden nicht genesen konnte, bat er mich so dringend, seiner ältesten Tochter einen Besuch bei ihm zu erlauben, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er war Gouverneur von Breslau geworden, und Befehlshaber von allen schlesischen Truppen. Seine Tochter, die mir sehr vergnügt schien, ihn besuchen zu dürfen, kam zwei Tage vor ihrer Abreise, weinend und in der äußersten Verzweiflung zu mir. Ganz erstaunt fragte ich sie um die Ursache; sie konnte mir aber vor Schluchzen kaum antworten, bis sie endlich sagte: Ich sehe wohl, Ihre königliche Hoheit, daß ich Sie verlassen muß, die Gerüchte, welche zum Nachtheil meines Rufs in Berlin im Umlauf waren, haben nur zu viel Glauben gefunden; nichts in der Welt ist mir theurer als meine Ehre, der Flecken, den sie erhalten hat, ist mir bitterer wie der Tod. Ich kann der Welt die Augen nicht öffnen, wenn ich den Hof nicht verlasse. Ich werde die unglücklichste Person von der Welt seyn, denn ich weiß wohl, daß ich ohne Sie nicht leben kann, und um mein Elend aufs Aeußerste zu treiben, will mich mein

Vater verheirathen. Ich bin alſo ein doppeltes Schlachtopfer, einmal der Verzweiflung, von Ihnen getrennt zu ſeyn, und des Zwanges, der mich vielleicht mit einem Manne verbindet, der mir verhaßt iſt.

Ihre Thränen und ihre Empfindungen rührten mich aufs lebhafteſte. Ich that alles mögliche, um ſie zu beſtreiten, und nach zwei Stunden gelang es mir, nicht nur ſie zu beruhigen, ſondern ich erhielt ſogar das Verſprechen von ihr, daß ſie meinen Dienſt nicht verlaſſen würde. Der Leſer urtheile ſelbſt, ob ich nach einem ſolchen Geſpräch dieſem Mädchen mißtrauen konnte? konnte ich glauben, daß ſie mich grauſam betrog, daß ſie mir, was mir am theuerſten auf der Welt war, daß ſie mir das Herz meines Gemahls könnte rauben? Sie war faſt beſtändig bei mir, ihr Betragen gegen ihn war ſo vorſichtig, daß es allen Verdacht, wenn ich welchen gehabt hätte, ganz zerſtört haben würde. Nach ihrer Abreiſe bezeigte mir ihre Schweſter viel Ergebenheit; ihre heitere, lebhafte, geiſtvolle Laune verkürzte mir die Zeit. Der Markgraf ſcherzte viel mit ihr, ohne daß es mir den geringſten Verdacht gab. Er behandelte mich ſo gut und bezeigte mir eine ſo lebhafte Zärtlichkeit, daß ich ſeiner Treue unbedingt traute. Es freute mich, wenn er ſich luſtig machte. Da ich den Zwang haßte, wollte ich ihm auch keinen auflegen.

Ungefähr um dieſe Zeit ward der Churfürſt von Bayern zum römiſchen König erwählt; er kam im Anfang des Jahres 1742 incognito durch Bayreuth, um ſich nach Mannheim zur Hochzeitfeier des Prinzen und der Prinzeſſinn von Sulzbach zu begeben, und von da nach Frankfurth zur Kaiſerkrönung zu gehen. Er kam mit ſo einem ärmlichen Reiſegeräth durch Bayreuth, daß uns ſeine Anweſenheit vielleicht nicht bekannt worden wäre, hätte er uns nicht einen Cavalier zugeſchickt, der uns begrüßen und ihn entſchuldigen mußte, ſich nicht aufgehalten zu haben. Der Markgraf ſtieg

sogleich zu Pferde, um ihm zu folgen, und eilte auch so sehr, daß er ihn noch drei Meilen von hier antraf. Der Kaiser stieg aus dem Wagen und bezeigte ihm alle nur wünschenswerthe Höflichkeit. Nach einer Unterredung von ungefähr einer halben Stunde trennten sie sich sehr zufrieden einer mit dem andern.

Kurz darauf erfuhren wir, daß die Krönung auf den ein und dreißigsten Jenner festgesetzt sey. Wir wurden so neugierig, sie zu sehen, daß wir beschloßen, in dem vollkommensten Incognito nach Frankfurth zu gehen, daselbst den Tag vor der Ceremonie anzukommen, und den darauf folgenden Morgen wieder abzureisen. Unser Gesandter, Herr von Berghofer, hatte Befehl, unsre Reise einzurichten und unser Incognito zu erleichtern. Wir bestimmten unsre Abreise auf die nächsten acht Tage, als es der Herzoginn von Wirtemberg einfiel, uns zu besuchen. Diese Dame, die durch ihre schlechten Seiten sehr berühmt ist, ging nach Berlin, um ihre Söhne, deren Erziehung sie dem König anvertraut hatte, zu besuchen. Sie waren vor kurzem durch Bayreuth gekommen, bei welcher Gelegenheit sich der Herzog in meine Tochter verliebte, und da sie neun, er aber nur vierzehn Jahr alt war, uns mit dieser kleinen Liebschaft sehr belustigt hatte. Ich fand die Herzoginn sehr gut erhalten, sie hat schöne Züge, allein ihre Gesichtsfarbe ist gelb und verblüht, sie ist eine solche Schwätzerinn, daß sie alles um sich her zum Stillschweigen bringt, wobei ihre Stimme so bellend und laut ist, daß sie die Ohren betäubt; doch hat sie Verstand und spricht gut, ihr Betragen ist gegen die, welche sie einnehmen will, äußerst zuvorkommend, gegen die Männer sehr frei; in ihrer Art zu handeln findet man den sonderbarsten Widerspruch von Stolz und Niederträchtigkeit. Ihre Liebeshändel hatten sie so verschrien, daß mir ihr Besuch wenig Vergnügen machte. Während der Minderjährigkeit ihres Sohnes war sie

Regentinn, ich will mich aber hier bei ihrem Charakter nicht weiter aufhalten, weil sie in der Folge dieser Memoiren noch mehr wie einmal erscheinen wird.

Ich komme wieder zur Marwitz zurück. Sie bate mich um eine Verlängerung des Urlaubs gebeten, da sie aber unsre vorhabende Reise nach Frankfurth erfuhr, reiste sie schnell ab, und kam, wie ich sie am wenigsten erwartete, an demselben Tage wie die Herzoginn in Bayreuth an. Ihr erster Anblick mißfiel mir, sie trat mit einem anmaßenden Wesen herein, hörte nicht auf von den großen Gütern ihres Vaters zu reden, und von dem Beifall, den sie in Berlin gefunden, von den Höflichkeiten, die man ihr erzeigt hatte, und von der Größe des Opfers, das sie mir durch ihre Rückkehr bringe. Wenn ich liebe, bin ich empfindlich, das habe ich mehr wie einmal gesagt; vielleicht fordre ich zu viel von meinen Freunden, allein ich verlange dieselbe Zartheit des Gefühls von ihnen, dessen ich mich selbst befleißige. In diesem Betragen war das nicht zu finden; diese eitle Ruhmredigkeit mißfiel mir. Es kommt alles auf die Art an, wie man die Dinge sagt; man kann seinen Freunden fühlend machen, was man für sie that, wenn es darauf ankommt, ihnen zu beweisen, wie sehr man sie liebt; das kann uns nur ihre Dankbarkeit erwerben, allein indem ich jemanden einen Dienst oder eine Wohlthat vorwerfe, benehm ich ihr allen Werth. Was mich anbetrifft, so bin ich schon zufrieden, wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann, meinetwegen möchten sie ihr ganzes Lebelang nie erfahren, wenn sie es schuldig sind, so wär ich dennoch durch die Freude belohnt, ihnen nützlich gewesen zu seyn. Da ich mich nie habe verstellen können, merkte die Marwitz wohl, daß meine Antworten etwas kalt waren, und darüber war sie so empfindlich, daß sie es dem Markgrafen klagte. Er

behandelte mich einige Tage lang mit vielem Kaltsinn, da mich das sehr unruhig machte, drang ich so lange in ihn, bis er mir die Ursache entdeckte. Sie haben ein böses Herz, sagte er, wenn Sie die Menschen, die Sie lieben, so mißhandeln können; die Marwitz ist in Verzweiflung und glaubt, daß sie Ihnen nicht mehr lieb ist; sie hat sich bitterlich bei mir darüber beklagt. Ich war eben so erstaunt als ungehalten, daß sich dieses Mädchen an den Markgrafen gewendet hatte, um ihn in unsre kleinen Zwiste zu mischen, da ich aber wahrnahm, daß er gegen mich eingenommen war, verstellte ich mich und antwortete ihm, daß ich immer dieselbe sey. Auf diese Versicherung hin kam sie zu mir, machte eine Menge Betheuerungen, breitete sich in schönen Empfindungen aus, und überzeugte mich von Neuem, daß sie aus Unbedachtsamkeit und zu großem Hange zum Vergnügen fehle. Der Frieden wurde also wieder hergestellt.

Wir wollten den sieben und zwanzigsten Jenner abreisen, als Pöllnitz, der durch seine Memoiren und tolle Streiche bekannt worden ist, bei uns ankam. Er sagte uns, da die Oesterreicher in Bayern eingedrungen seyn, habe es der König für gut befunden, um eine Diversion zu machen, und dadurch seinen Bundsgenossen beyzustehen, nach Böhmen zu marschieren. Die Herzoginn, die zum Theil um den König zu sprechen nach Berlin gehen wollte, fand sich durch dieses Hinderniß sehr in Verlegenheit gesetzt, und beschloß, bis zu der Rückkehr des Königs bei uns zu bleiben. Es war kein Kleines, sie uns vom Halse zu schaffen, aber nach vielen Intriguen gelang es uns doch; sie reiste den acht und zwanzigsten nach Berlin, und wir an demselben Tage nach Frankfurth ab.

Die schlechten Wege und ausgetretenen Wasser nöthigten uns, Tag und Nacht zu reisen, und so ka-

men wir endlich den dreißigsten Jenner vor den Thoren von Frankfurth an. Herr von Berghofen, den wir benachrichtigt hatten, kam uns einige Flintenschüsse vor der Stadt entgegen, und meldete uns, daß die Krönung auf den zwölften Februar verschoben sey, daß alle Welt unsre Ankunft wisse, und es unmöglich seyn würde, wenn wir diesen Abend in die Stadt führen, unser Incognito zu behaupten. Ich war todmüde, und von einem ungeheuern Schnupfen geplagt — nach langen Berathschlagungen ward beschlossen, daß wir umkehren und in einem kleinen Dorfe, eine Meile von Frankfurth, die Nacht zubringen sollten.

Herr von Berghofen kam den andern Tag wieder zu uns. Er hätte sich bemüht, aller Welt ihren Irrthum zu benehmen, und die Sachen so eingerichtet, daß wir uns Abends im Stillen zu ihm begaben, um den Einzug des Kaisers, der den Tag darauf statt finden sollte, zu sehen. Ich hatte niemand als die zwei Marwitze bei mir, denn meine liebe Oberhofmeisterinn war nicht mehr im Stande, Ermüdung zu ertragen. Meine Garderobe war sehr schlecht versehen, denn meine Damen und ich hatten eine jede nichts als eine schwarze Andrienne, die ich zur Verminderung des Gepäcks erfunden hatte. Der Markgraf, Duchatelet und Schönburg waren nur in Uniform, und um sich unkenntlich zu machen, hatten sie sich die Augenbraunen geschwärzt, welches sich vortrefflich zu den großen schwarzen Perücken paßte, in die sie sich gesteckt hatten. Ich glaubte vor Lachen zu sterben, wie ich sie so adonisirt sah.

In diesem schönen Putz kamen wir bei Berghofen, der uns kaum erkennen konnte, an. Ich hatte mein Kleid ausstopfen lassen, wodurch ich ein recht ehrenvestes Ansehen gewann, und wir alle trugen Kappen, die uns über das Gesicht gingen. Berghofen fand uns

so unkenntlich, daß er uns vorschlug, in die französische Comödie zu gehen; der Einfall machte uns, wie man leicht denken kann, große Freude, und wir nisteten uns daselbst in die zweite Logenreihe ein.

Der Einzug des Kaisers, den wir den andern Tag ansahen, war ungemein prächtig; ich will mich aber bei seiner Beschreibung nicht aufhalten. Noch an demselben Abend hatte ich das Vergnügen, den Maskenball zu besuchen, wo ich mich, da ich von niemanden gekannt war, sehr belustigte die Masken zu quälen.

Die Furcht, endlich erkannt zu werden, nöthigte uns, ein kleines Gartenhaus zu beziehen, das einem Privatmann gehörte, und wo wir einige Tage blieben. Die Kälte war unleidlich und ich büßte für das wenige Vergnügen, das ich in Frankfurth genossen hatte, durch den Verdruß, den die Marwitze mir machten; sie wurden beide unerträglich stolz, wollten bedient seyn und maßten sich Ehrenbezeugungen an, die nur mir gebührten. Die älteste hatte den Verstand der jüngsten mit ihrem Stolze angesteckt, die jüngste bestärkte dagegen jene in ihrem Geschmack für den Spott und die Klatscherei. Sie studierten eines Jeden Fehler und Lächerlichkeiten, machten sich ein Vergnügen daraus, den ganzen Hof unbarmherzig durchzuhecheln, und schonten sogar die Leute in ihrer eignen Gegenwart nicht. Da sie viel Verstand hatten, belustigten ihre Anmerkungen den Markgrafen, er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer, und nahm es gar nicht wahr, daß er oft der Gegenstand ihrer Späße war. Wenn ich zugegen war, sagten sie mir kein Wort, antworteten nicht einmal auf meine Fragen, sondern setzten sich in einen Winkel des Zimmers und lachten wie die Thörinnen. Da ich das dumme Betragen nicht länger aushalten konnte, brach ich endlich los, sagte ihnen sehr deutlich, daß sie mir mißfielen, und suchte zu gleicher Zeit sie durch sehr gute

Gründe auf beſſere Gedanken zu bringen. Die Jüngſte ſchwieg, aber die Aelteſte nahm das Ding ſehr hoch auf, und vermaß ſich, mir den Kopf zu waſchen. Wollte doch Gott, ich hätte mich damals ganz in allem Ernſt mit ihnen entzweit! mir wär dadurch viel Verdruß erſpart worden. Die Furcht, wenn ich mein Anſehen gebrauchte, ein Aufſehen zu machen, und die Hoffnung, ſie zu beſſern, machten, daß ich mich verſtellte.

Meine Rückkehr nach Frankfurth war behülflich, die traurigen Betrachtungen, welche dieſer Auftritt veranlaßt hatte, zu zerſtreun. Ich verſäumte kein Schauſpiel und keinen Ball. Eines Tags, wie ich im Schauſpiel war, gerieth meine Kappe in Unordnung, und der Prinz Georg von Heſſenkaſſel, der ſeine Augen von ungefähr zu mir wendete, erkannte mich; er ſagte es dem Prinzen von Oranien, der neben ihm ſtand, und augenblicklich ſchlichen ſie ſich, wie ich es mir am wenigſten verſah, in meine Loge. Nun wars nicht länger möglich, ſich zu verſtellen, beide wollten uns nicht mehr verlaſſen, ſie brachten mich in ihrem Wagen nach Hauſe, und baten den Markgrafen, der es nicht abſchlagen konnte, um die Erlaubniß, mit uns zu Nacht ſpeiſen zu dürfen. Von dieſem Tag an gingen ſie uns nicht mehr von der Seite, der Prinz von Oranien, deſſen Unterhaltung und Verſtand mir ausnehmend gefielen, iſt ſo bekannt, daß es unnöthig wär, ihn zu ſchildern; ſeine Gemahlinn, eine Prinzeſſinn von Engelland, war in Caſſel, er verſprach, ſie nach Frankfurth kommen zu laſſen, damit ich Bekanntſchaft mit ihr mache, da aber ſein Aufenthalt daſelbſt zu kurze Zeit dauerte, um ſie den Unbequemlichkeiten der Reiſe auszuſetzen, konnte er ſein Verſprechen nicht halten.

Den folgenden Tag gingen wir auf den Ball; der Churfürſt von Cölln, der das, was Tags zuvor im

Schauspiel vorgefallen war, erfahren hatte, war uns auf die Spur gekommen; sobald ich erschien, forderte er mich zum Tanz auf, und sagte, daß er mich kenne; er sprach lange mit mir, stellte mir die Prinzessinn Clementine von Bayern, seine Nichte, zwei Prinzessinnen von Sulzbach, und seinen Bruder, den Prinzen Theodor vor. Unser Incognito konnte nun nicht mehr bestehen; allein unser Aufzug verbot uns doch, zu erscheinen. Wir zogen uns also in unsere Einsamkeit zurück, und nach langem Berathschlagen ward ein Eilbote nach Baireuth geschickt, um alles, was wir bedurften, kommen zu lassen.

*) Ich erwartete nun den Markgrafen, um einzusteigen, als ich ihn mit einer Dame hereintreten sah, die er mir als Frau von Belisle, Gemahlinn des französischen Gesandten, vorstellte. Bisher hatte ich sie sorgfältig vermieden, denn ich fürchtete, sie möchte Ansprüche machen, die ich gar nicht Lust hatte, ihr zuzugestehen. Ich nahm augenblicklich meinen Entschluß, und behandelte sie, wie alle andere Damen, die mich besuchten. Das Gespräch handelte von nichts, als dem Lobe des Königs. Ich fand Frau von Belisle sehr verschieden von dem Begriff, den man mir von ihr gegeben hatte, sie kannte ihre Leute; allein ihr Wesen glich mehr einer Soubrette und sie stellte nichts vor.

Ich brachte zwei oder drei Tage, während der uns der Prinz von Oranien treulich Gesellschaft leistete, in meinem Gartenhause zu, und kehrte erst den Tag vor der Krönung nach Frankfurth zurück. Diese zu beschreiben, halte ich mich nicht auf; der arme Kaiser genoß auch nicht alle Zufriedenheit, die sie ihm einflößen sollte; er war sterbend von Gicht und Steinschmerzen,

*) Hier scheint eine Lücke zu seyn, die vielleicht nur in der Schreibart liegt, denn in der Zeitfolge fehlt nichts. A. d. U.

ſo daß er ſich kaum aufrecht halten konnte. Auch auſſerdem waren ſeine Umſtände höchſt verdrüßlich; der Vorfall bei Lienz hatte die Franzoſen zum Rückzug genöthigt, wodurch die Oeſterreicher freies Feld erhalten hatten, in Bayern einzubrechen, was ſie nun unbarmherzig verheerten. Mein Bruder, der König, hob zwar durch ſein Einrücken in Böhmen einigermaßen ſeine Hoffnungen, da er aber weder Truppen, noch Geld hatte, war er genöthigt, die Reichsfürſten, um Hülfe von ihnen zu erhalten, zu gewinnen; daher zeichnete er auch die Geſandten der Fürſten zu der Wahl, beſonders die beiden Miniſter des Markgrafen Herrn von Berghofen und von Comartin, ſehr aus. Dieſe beiden Herrn, die von ziemlich gemeiner Geburt waren, fanden ſich von der Aufmerkſamkeit des Kaiſers ganz unendlich geſchmeichelt, und der Marſchall von Belisle gewann ſie gänzlich durch den Reiz des Goldes, das er vor ihren Augen glänzen ließ. Sie entwarfen dem zu Folge einen Traktat, den ſie an demſelben Tage, wo wir nach Frankfurth zurückgingen, dem Markgrafen vorlegten; er ſprach darüber mit mir, und verſicherte mich, er enthalte ſo vortheilhafte Bedingungen, daß er nicht angeſtanden habe, ihn gutzuheißen. Wirklich wurde auch dieſer Traktat vor unſrer Abreiſe abgeſchloſſen; allein beſtätigt ſollte er nur dann werden, nachdem der Markgraf die erſten Bedingniſſe würde erfüllt haben. Berghofen war darauf bedacht, ihn ſo ſorgfältig zu bewahren, daß ihn mir der Markgraf nicht zu leſen geben konnte; allein ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Das oben erwähnte Geſchäft nöthigte uns, noch einige Tage in Frankfurth zuzubringen; nachdem unſer Gepäck angelangt war, empfing ich alle Welt unter dem Nahmen einer Gräfinn von Reuß, und unſer Haus ward nicht mehr leer; ſogar Herr von Belisle fand ſich mehrmals daſelbſt ein.

Ich weiß nicht, was Herrn von Berghofen vermochte, dem Markgrafen vorzustellen, daß es nicht anständig sey, wenn ich, ohne die Kaiserinn zu sehen, Frankfurth verließ. Dieser Mensch, der viel Verstand hatte, war bei dem Markgrafen durch die ihm geleisteten Dienste, und die vorgeblichen Vortheile, die er ihm durch den Traktat verschafft hatte, in ein großes Ansehen gekommen; mein Gemahl erlaubte ihm, mir diese Zusammenkunft vorzuschlagen, wobei er mir aber dennoch Freiheit ließ, meinem Willen zu folgen. Ich schlug sie rund ab; die Etiquette verhindert die Fürsten, sich zu besuchen. Als die Tochter eines Königs durfte ich die Ehre meines Hauses nicht ins Gedränge bringen, und da es kein Beispiel gab, daß die Tochter eines Königs und eine Kaiserinn zusammengekommen wären, wußte ich nicht, was ich vor Ansprüche machen sollte. Berghofen erzürnte sich dergestalt gegen mich, daß er sogar die Ehrfurcht aus den Augen verlohr; er schrie, daß ich den Markgrafen zu Grunde richtete, indem ich die Kaiserinn beleidigte, daß die Weiber zu nichts taugten, als Händel anzustiften, daß ich viel besser gethan hätte, in Bayreuth zu bleiben, als nach Frankfurth zu kommen, wo ich die Angelegenheiten des Markgrafen hindern, und seinen Planen durch meinen Hochmuth im Wege sey. Seine Schreierei änderte nichts in meinem Entschlusse, ich lachte nur darüber, allein um ihn zu besänftigen, machte ich meine Bedingungen; ich forderte erstlich unten an der Treppe vom Hofstaat der Kaiserinn empfangen zu werden; zweitens, daß sie mir bis vor die Thür ihres Schlafzimmers entgegenkäme, und drittens den Armsessel. Er versprach, darüber mit der Oberkammerherrinn dieser Fürstinn zu sprechen, und Alles in der Welt zu meiner Befriedigung zu thun. Ich wagte bei den Vorschlägen, die ich gethan hatte, gar nichts;

erhielt ich ſie, ſo behauptete ich meinen Karakter, und ſchlug man mir ſie ab, ſo hatte ich einen ſichern Vorwand, um dieſen Beſuch zu vermeiden.

In der Zwiſchenzeit hatte ich Gelegenheit, Herrn von Schwerin und Herrn von Klingräve, die Miniſter des Königs, zu Rathe zu ziehen, der lezte galt viel am Kaiſerlichen Hofe; beide meinten, daß ich auf dem Armſeſſel nicht beſtehen könnte, dennoch wollten ſie darauf halten, daß man mir ihn gäbe, oder eine andre Auskunft zur Feſtſetzung des Ceremoniels finden; da der König genau mit dem Bayeriſchen Hauſe verbunden ſey, und der Markgraf alle Urſache habe, es zu ſchonen, ſo fänden ſich hierinn hinreichende Urſachen, meine Aufführung zu entſchuldigen; ich ſollte ja als Gräfinn von Reuß, welches ſchon ein Incognito vorausſezte, zur Kaiſerinn gehen; unter dieſem Titel könne ich nicht alle die Auszeichnungen fordern, die mir als Kronprinzeſſinn von Preußen und Markgräfinn von Brandenburg zukämen.

Hätte ich Zeit gehabt, dem König zu ſchreiben, ſo würde ich es ſeiner Entſcheidung überlaſſen haben; aber hätte ich auch einen Courier geſchickt, ſo wäre die Antwort doch zu ſpät gekommen, ich mußte mich alſo ergeben. Man ſtritt den ganzen Tag über die Artikel, welche ich ausbedungen hatte; die zween erſten wurden mir zugeſtanden, alles was man in Anſehung des dritten erhalten konnte, war, daß die Kaiſerinn ſich eines ganz kleinen Armſeſſels bedienen, und mir einen Lehnſtuhl geben ſollte.

Den Tag darauf ſah ich dieſe Fürſtinn. Ich geſtehe, an ihrem Platz hätte ich alle Etiketten, und alle Ceremonien der Welt geſucht, um nur nicht erſcheinen zu dürfen. Sie iſt weniger als von kleinem Wuchs, und ſo dick, daß ſie kugelrund ſcheint, häßlich ſo viel wie möglich, ohne Anſtand und Anſehen. Ihr Geiſt

ist ihrer Gestalt angemessen; äußerst bigott bringt sie Tag und Nacht vor ihrem Betpulte zu. Die Alten und Häßlichen machen gewöhnlich den Antheil des Herrgotts aus. Sie empfing mich mit Zittern, und so außer Fassung, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte; indessen sezten wir uns nieder. Nach einigem Stillschweigen fing ich das Gespräch auf französisch an; sie antwortete mir in ihrem österreichischen Kauderwälsch, daß sie diese Sprache nicht gut verstände, und mich deutsch zu sprechen bät. Die Unterhaltung dauerte nicht lange; die österreichische und niedersächsische Mundart sind so verschieden, daß man sich, ohne daran sehr gewöhnt zu seyn, gar nicht versteht. So ging es auch uns. Ein Dritter hätte über unsre Mißverständnisse herzlich lachen müssen, denn wir verstanden einander nur hie und da ein Wort, aus dem wir das Uebrige erriethen. Die arme Kaiserinn war der Etikette so sklavisch unterworfen, daß sie geglaubt hätte, ein Staatsverbrechen zu begehen, hätte sie in einer fremden Sprache mit mir gesprochen, denn sie verstand die französische sehr gut. Der Kaiser hatte bei diesem Besuche gegenwärtig seyn sollen, allein er war so krank geworden, daß man sogar für sein Leben fürchtete. Er hätte ein besseres Schicksal verdient! er war sanft, menschlich, herablassend, er hatte die Gabe, die Herzen zu gewinnen; von ihm konnte man wohl sagen: in einem zweiten Rang hätte er geglänzt, da ihn ein erster verdunkelte. Sein Ehrgeiz war größer als sein Geist, seine Lage war über seiner Sphäre, und zum Unglück hatte er niemanden um sich, der seine fehlenden Talente ersezt hätte.

Nachdem ich noch einige Tage in Frankfurth zugebracht hatte, die in lauter Festen und Lustbarkeiten verstrichen, kam ich endlich mit dem Ende des Februars nach Bayreuth zurück. Kurze Zeit nach uns kam Herr

von Montaulieu, der Oberkammerherr der Herzoginn von Würtemberg, daſelbſt an, der dem Markgrafen und mir Briefe von dem König, von der Königinn, meiner Mutter, und der Herzoginn brachte, in denen ein Heurathsvorſchlag zwiſchen meiner Tochter und dem jungen Herzog von Würtemberg enthalten war. Da dieſe Verbindung ſehr vortheilhaft, und durch den Beifall des Königs und der Königinn, die ſie geſtiftet hatten, berechtigt war, gaben wir unſere Einwilligung, und verſchoben die Abſchließung der Bedingungen nur bis zu der Rückkehr der Herzoginn, von Berlin.

Unſre Rückkehr veranlaßte den kaiſerlichen Hof, auf die Vollziehung der erſten Bedingungen des Traktats zu dringen. Wie Herr von Berghofen dem Markgraf dieſes Wunder der Politik zugeſchickt hatte, ließ er es mich leſen. Sein Inhalt war folgender:

Der Markgraf verband ſich 1) ein Infanterie-Regiment von achthundert Mann für den Kaiſer zu werben; 2) ihm in dem Krais alle mögliche Dienſte zu leiſten; 3) den Krais dahin zu bewegen, daß er ſich, wenn es die Umſtände erlaubten, zu ſeinen Gunſten erklärte. Dagegen gab der Kaiſer dem Markgrafen 1) die Befehlshaberſtelle des beſagten Regimentes, nebſt der Ernennung der Offiziere bis zum Hauptmann, fünf und zwanzig Gulden für den Mann, mit Inbegriff von Waffen und Uniform zur Werbung des Regiments; 2) er übergab ihm das Jus appellandum; 3) übergab er ihm das kleine Städtchen Redwitz mit ſeinem Gebiet. (Dieſer letzte Artikel fand nur ſtatt, wenn der Kaiſer ſich Böhmens bemächtigte, denn dieſe Stadt liegt auf böhmiſchen Boden.) 4) verſprach er ihm ſein Vorwort beim fränkiſchen Krais, daß ihn dieſer zu ſeinem Marſchall und Befehlshaber der Krais-Truppen ernennte.

Der Markgraf hatte in Frankfurth in ſteten Zer-

strengungen gelebt, die Lustbarkeiten, die Nachtwachen und das grosse Vertrauen, das er in Verghesen setzte, hatten ihn verhindert, die Folgen dieses Traktates reiflich zu überlegen. Wie er ihn zum zweiten Mal las, sah er ihn mit ganz andern Augen an; die Bedingungen schienen ihm so trügerisch, wie er sie anfangs für vortheilhaft gehalten hatte; die zur Erhebung des Regiments bestimmte Summen waren so gering, daß der Verlust in die Augen fiel; das Inappellandum ist ein Vortheil für ungerechte Fürsten; ein billiger Prinz besitzt es immer, denn er giebt seinen Unterthanen nie Ursache, an das Kaiserliche Gericht zu appelliren; das Kralegeneralat ist ein eitler Titel, ohne ein anderes Vorrecht, als im Krieg die Kraistruppen anzuführen; das Städtchen Redwitz ist ein wahres Nichts, der Erwerb war ungewiß, und der Vortheil eben so wenig solide, als der aller andern oben erwähnten Artikel. Diese und viele andere Gründe vermochten den Markgrafen, diese Unterhandlung abzubrechen.

Von dem König meinem Bruder erhielt ich über diesen Traktat manchen unangenehmen Brief; er beklagte sich mit vieler Bitterkeit gegen mich, daß man ihn ohne sein Wissen angeknüpft hätte. Ich unterdrückte die ersten von diesen Briefen, und gab über diesen Punkt gar keine Antwort. Endlich schrieb er mir, ich sollte in seinem Namen mit dem Markgrafen reden, und ihm begreiflich machen, daß es ihm nicht zukäm, ohne ihn, als das Haupt des Hauses, um Rath zu fragen, einen Traktat abzuschließen. Er sagte mir die Antwort, die sehr derb war, in die Feder, und von diesem Augenblick an war der Krieg erklärt. Nun erhielt ich von dem König nur sehr harte Briefe, ich erfuhr sogar, daß er sehr nachtheilig von mir sprach, und mich sogar öffentlich lächerlich machte. Dieses Betragen kränkte mich

sehr; dennoch verhehlte ich meinen Verdruß und behandelte ihn wie in den vergangnen Zeiten.

Die Herzoginn von Würtemberg kam in dieser Zeit an; die Uebereinkunft wegen der Heirath unsrer Kinder war in Berlin abgeschlossen, man hatte sich verabredet, daß sie nur dann statt finden sollte, wenn die beiden Theile im reifern Alter sich dazu geneigt fänden. Gegen meinen Willen nöthigte mich diese Verbindung mit der Herzoginn eine nähere Bekanntschaft zu machen; ich sage, wieder meinen Willen, denn diese Frau war so verschrieen, daß man von ihr wie von einer Lais sprach. Sie schnattt gut, und hat einen Geist, der sich mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt; anfangs ist das wohl kurzweilig, aber auf die Länge ermüdet es sehr. Fast unaufhörlich überläßt sie sich einer unbegrenzten Lustigkeit, und da ihr vorzüglichstes Studium dahin geht, zu gefallen, haben auch alle ihre Bemühungen keinen andern Zweck; Neckereien, kindisches Wesen, Blicke — kurz alles, was man Koketterie nennt, wird dazu in Bewegung gesetzt. Die beiden Marwitze setzten sich in Kopf, das Betragen der Herzoginn sey nach französischem Ton, und um nach der großen Mode zu seyn, müsse man sich nach ihrem Muster bilden. Die älteste, welche von da an viel Einfluß auf den Markgrafen gewann, überredete ihn, den ganzen Hof umzuändern. In vierzehn Tagen nahm alles eine andere Gestalt an; man gab sich mit nichts ab, als sich unter einander zu schlagen, man warf sich die Servietten an den Kopf, lief wie die wilden Pferde, und nahm sich endlich beim Gesang ziemlich zweideutiger französischer Lieder einander in die Arme. Weit entfernt, daß dieses Betragen das der französischen Damen sey, glaube ich, wenn irgend ein Franzose in der Zeit zu uns gekommen wär, hätte er geglaubt, in der Gesellschaft von Opernmädchen und Comediantinnen zu seyn.

Meine Bemühungen, diesem Unwesen zu steuern, waren alle vergeblich, die Hofmeisterinn donnerte, fluchte gegen ihre Nichten, aber statt aller Antwort kehrten sie ihr den Rücken zu. Wie glücklich war ich noch zu jener Zeit! ach die Marwitz führten mich noch hinter das Licht, ich ahndete ihre Intrigue gar nicht; da der Markgraf noch immer seine ehemalige Aufmerksamkeit für mich zeigte, schlief ich ruhig, indeß an meinem Untergang gearbeitet ward.

Die Abreise der Herzoginn gab mir Hoffnung, daß ich die Dinge in ihr altes Gleis bringen würde, allein bald merkte ich, daß das Uebel Wurzel gefaßt hatte. Wie ich seitdem wohl eingesehen habe, machte die Marwitz von der Zeit an ihren Plan. Sie hatte einen ungeheuern Ehrgeiz, um diesen zu befriedigen, mußte sie den Markgrafen nothwendig in Lustbarkeiten verwickeln, ein Fehler, zu dem er nur zu sehr geneigt war! um ihn von dem Fleiß, den er auf seine Geschäfte wendete, zu zerstreuen. So mußte man mich auch durch die Mittheilung der wichtigsten Geschäfte betrügen, indem man mich durch das Vertrauen, das der Markgraf mir zeigte, einzuschlummern wußte; sie behielt sich hingegen die Vertheilung der Stellen und Vergünstigungen, und besonders die Finanzen vor. Die Gerüchte, die in Berlin über sie in Umlauf gewesen waren, hatte sie über ihre Lage und die Gewalt, die sie schon damals über den Markgrafen hatte, Betrachtungen anstellen lassen. Der Drang ihr großes Genie glänzen zu lassen, überwog jede andere Rücksicht; sie hatte seine Schwäche für sie bemerkt, und benutzte sie, um nach ihrer Willkühr zu herrschen. Sie meinte, wenn sie sich mein Zutrauen erhielt, und jede Gelegenheit, mir Verdacht einzuflößen, vermied, würde sie mich endlich so verblenden, und sich so furchtbar machen, daß ich, selbst wenn ich ihre Ränke

wahrnähme, nicht mehr im Stande seyn würde, mich dagegen zu wehren. Wirklich war auch ihr und des Markgrafen Betragen so abgemessen, daß mir ihr heimliches Einverständniß auch nicht den geringsten Verdacht einzuflößen gemacht war.

Ende Julis gingen wir nach Stuttgardt, wohin uns die Herzoginn von Würtemberg eingeladen hatte. Diesen Hof will ich nicht beschreiben; ich fand ihn höchst widerwärtig, voller Ceremonien und Complimente.

Journal secret

du

Baron Christophle Louis de Seckendorff.

1734.

Juin.

19me. Mon oncle va à Potsdam, pour prendre congé du roi, qui le gracieuse infiniment.

22me. Mon oncle me fait le récit de l'entretien confident avec le roi touchant La Chetardie a), les excès commis par ses troupes dans le pays de Wurzbourg, son voyage pour l'armée, la personne du prince royal &c.

23me. Mon oncle m'accrédite au ministere. Il reçoit une lettre du roi touchant l'éloignement de Chetardie & la maniere de s'y prendre. Mon oncle doit conferer là dessus avec Borche b), pour qu'il lui insinue par main tierce d'aller à Hambourg &c. Départ de mon oncle.

28me. Visite à Löwenwolde c), qui est mécontent de Münnich d), puisqu'il fait tout, de son propre chef.

a) Envoyé de France à Berlin.
b) Ministre d'état du roi de Prusse.
c) Grand-ecuyer de l'impératrice de Russie et son ministre plénipotentiaire à Varsovie, accrédité alors à la cour de Berlin.
d) Général commandant en chef l'armée russe en Pologne.

29me. Les six grands hommes du régiment de Rutowsk e) causent bien de la joie au roi. „Warumb haben sie sich nicht eher so hübsch aufgeführt"? On fèra bientôt la cour à Mantelsack f).

30me. Le prince royal part pour l'armée. Manteuffel g) me raconte l'histoire du singe & de Wazdorff h).

Juillet.

2me. Manteuffel me fait confidence de son en-

e) Superbe corps de grenadiers du roi de Pologne.

f) Auguste III. roi de Pologne.

g) Cy-devant ministre du cabinet du roi de Pologne, Auguste II.

h) Voici cette anecdote, qui est fort curieuse. Le comte de Wazdorff, ministre du roi de Pologne, voulut un jour supplanter le comte de Manteuffel, son collégue, dont les talens et la faveur lui donnerent de la jalousie. Dans ce dessein il se rend à la cour, muni d'un papier, qui contient les points d'accusations contre Manteuffel. Celui-cy le trouve dans l'antichambre du roi quettant le moment, où il pourroit être introduit à l'audience. Pendant que ces deux antagonistes s'entretiennent bien amicalement un singe, qu' Auguste II. entretenoit, et duquel Wazdorff s'étoit trop approché, lui escamote le fatal papier et le laisse tomber par terre. Manteuffel, qui se doute de quelque chose, met adroitement le pied dessus sans que l'autre s'en apperçoit. Introduit auprès du roi, Wazdorff cherche en vain sa note, qu'il vouloit présenter au roi, et cette perte le rend si capot, qu'il ne peut proférer une seule parole de ce qu'il s'étoit proposé. En attendant Manteuffel a tout le loisir de lire les griefs de son ennemi mortel et de songer aux moyens de le supplanter à son tour.

tretien avec le roi touchant Chetardie. „Ein guter Mensch ꝛc.“

7mo. Départ du roi pour l'armée du Rhin.

23mo. Entretien avec Biberius a): Le séjour du roi à l'armée ne vaut rien. Le Noireau b) baisse terriblement, n'a pas reconnu la Barbe c). (Déjà à Prague d) le Noireau a demandé à Biberius, s'il y a longtems, qu'il n'a pas reçû des lettres d'Albemarle, Keppel &c. e)) Kayſerliche Infanterie ſchlechter als Grazianer; große Confuſion bey der Armee. König, gefährlicher Herr: obſervirt alles, wird nun hoffärthiger werden. — — Armer Kayſer, ſchlecht bedient. Noireau hors d'état; Sinzendorff laisse aller les choses; bon homme de plume &c. — — Rußen impertinent, haben den König in Preußen puerilement tractirt. Münnich insolent, n'a pas répondu à la lettre obligeante, que Biberius lui a écrite. Si Biberius ne vouloit avoir à cœur que son particulier, il contribueroit à la bonne harmonie avec Mantelſack; mais tout le procédé des Russes par rapport à lui & à Stanislaus revolte les honnêtes gens. Das taugt nicht, daß man ſo veränderlich in ſeinen principiis iſt: vordem lauter Argwohn, wenn Biberius mit dem alten Patron f) geſprochen, jetzt größte Vertraulichkeit mit Mantelſack. Il a prédit, qu'il naîtroit du refroidissement entre l'Augustissimo g) & la Prusse &c.

a) Le général de Grumbkow, chef du grand-directoire et favori de Fréderic Guillaume. b) Le prince Eugene de Savoye. c) Le prince d'Anhalt-Dessau. d) En 1732. e) Ces Messieurs n'existoient déjà plus dans ce tems là. f) Auguste II., roi de Pologne. g) L'empereur.

30me. Discours de Biberius: C'est une guerre d'une étrange nature. Il n'y a pas un premier mobile, qui y puisse donner le branle, comme dans les autres guerres, par exemple le prince d'Orange &c. La France n'agit non-plus comme autrefois. C'est impardonnable, qu'elle n'a pas continué les subsides aux de Danemark & de Suede. Vitellius a) ne fait qu'enroller à l'armée.

Septembre.

15me. Le Kammermohr du roi vient de me dire que le roi est arrivé ce matin à trois heures à Potsdam. Allarmes de la reine sur la vie de ce prince.

19me. Visite à Guydickens b), qui me dit, que la reine de Prusse a à cette heure annuellement du roi quatre vingt mille écus pour elle et pour ses enfans, et que de l'héritage de sa mere, qu'on vient de placer, elle aura un jour un revenu de quarante mille écus; desorte que si même on lui ôte trente mille écus, elle en aura toujours quatre vingt dix mille. Il me dit aussi, qu'il voit le chagrin sur le visage de bien des gens, p. e. de Viebahn.

20me. Le negre me fait un fidele rapport de l'état de la santé du roi, qu'il a vû lui même pendant les deux jours qu'il fut à Potsdam.

1°. Der König iſt beſtändig im Bett, doch ſo, daß er mehr ſitzet, als lieget, und ſind immer zwey, drey Betten parat, um ihn von einem auf das andere zu bringen.

a) Frederic Guillaume I., roi de Prusse.
b) Résident anglois.

2°. Die Königin ist immer beym König und speiset mit den königlichen Kindern vor seinem Bett.

3°. Der König ißt gar kein Fleisch, sondern bouillon, etwas Fisch, überhaupt sehr wenig, und trinkt Wein und Wasser.

4°. hat ein paarmal Toback rauchen wollen; es will aber wegen des kurzen Athems nicht wohl angehen;

5°. ist geschwollen bis an den Nabel und kann nicht auftreten. Im Anfang nach seiner Ankunft in Potsdam hat er sich auf seinem Rollwagen ein paarmal ans Fenster bringen lassen, aber seither nicht mehr;

6°. schläft nicht, oder unruhig;

7°. ist sehr übler humeur;

8°. schreibt nur die allerpressantesten Sachen auf dem Bett, da er die drey Kriegs-Räthe zu sich rufen läßt;

9°. hat von Doctoribus niemand, als Hoffmann gesprochen; will keine Arzney einnehmen; wünscht sich lieber den Tod, als so zu leben.

10°. Die Generale Bodenbruck und Waldau haben einigemal vor des Königs Bett Toback geraucht ꝛc.

21mo. Rapport du negre: Le Roi est inquiet et impatient au delà de tout dire.

22mo. Le roi commence à se mieux porter, a ordonné de faire venir deux cent colosses a) dans sa chambre.

23mo. Le Docteur Horels, qui vient de veiller auprès du roi, dit: „Wenn der König sich nur warm halten wollte, würde es schon besser gehen.“ Le secrétaire Vohmel, qui vient du Portugal, a parlé

a) Soldats de son régiment.

hier deux fois au roi. Er hat auf einen Rollseßel geseßen und den Prinzen Wilhelm in den Armen gehabt. Seine Beine sind geschwollen wie ein Leib ꝛc.

4me. Manteuffel me fait confidence de la part, qu'il a eu autrefois au gouvernement de Berlin par Kld. da Blaspiel pendant le regne de la reine; du duel da Grumbkow avec le baron de Gœrtz, et comment le diable y a mis le holla par le duc de Meklenbourg-Strelitz &c.

27me. Le roi est fort mal. Die membra genitalia sind ihm verschwollen, kann nicht p..... Wenn er schwitzen soll, seßet er sich vor das Kamin ꝛc.

30me. Der König hat gestern in einer halben Stunde keinen Odem bekommen können, läßt sich immer in der Stube herum rollen und schreigt: „Luft, Luft"!

Octobre.

2nd. Récit du général Sydow: Der König stirbt so bald noch nicht, wird aber schwerlich Weyhnachten erleben; kleidet sich an, raisonnirt mit den Doctoribus, ist ungeduldig, will nicht leiden, daß man von seiner Krankheit spricht, ist ganz schwarz im Gesicht, trinkt nichts als Moll, nimmt Arzney ein, schreibt auf dem Bett ꝛc.

5me. Le negre me dit, que cela va mieux, daß der König anfängt auszuwerfen; trinkt viel Habergrüßwasser; sagt zum Mohren: „Bethe nur fleißig; ich sterbe nicht" ꝛc.

6me. Visite de Pretorius a). Il me raconte, que

a) Général au service du roi de Danemark et son envoyé à Berlin.

Thulemeyer a) se plaint, que feu Meyer l'a trompé avec le présent, qu'il devoit avoir lors du traité de Stralsund: zwölftausend Löwenthaler, vierhundert Deppeldueaten an Thulemeyer. Thulemeyer est faux et double; cependant il sera le ressort politique du regne futur.

8me. Discours de Grumbkow: Mantelsack est un nigaud, belle posture, n'a parlé à Paris qu'étant soufflé. Junior b) trompera tout le monde; la Barbe sera le fac totum.

12me. Retour du prince royal à Potsdam; tendre accueil.

14me. Le roi espere de vivre jusqu'au mois de Novembre.

21me. Grumbkow me fait appeller, pour me faire les confidences suivantes:

1°. In Potsdam stehts sehr schlecht. Das andere Bein ist nun auch aufgegangen und schon über eine Maaß Wasser herausgelaufen. Les medecins font tout pour empêcher que la gangrene ne s'y mette; mais ils auront de la peine. Sans un miracle le roi ne peut plus vivre.

2°. Dimanche passé (c'étoit le 16me) le roi a dit au prince royal: „Mein lieber Sohn, ich sage Dir, „daß ich meinen Tod zu Priort gehohlet habe; und „ich bitte Dich umb alles in der Welt, traue de„nen Leuten nicht, die auch noch so viel Verspre„chungen machen. Ja, den Tag (NB. c'est le 17me „Avril 1732) da kam ein Mann zu mir; das war, „als wann man mir einen Dolch im Leib umgewandt „hätte". Le prince royal dit d'abord: „C'est de

a) Ministre d'état du roi de Prusse.
b) Le prince royal.

„Seckendorff qu'il parle". Grumbkow lui a contredit, puisque Germania a) ne s'est pas trouvé ce jour là à Priort. Marschall b) lui a contredit. Derschau c) a dit: „C'est de Chetardie que le roi parle &c." Die Officiers ſagen, daß der König dieſes ſchon öfters vorher geſagt, ohne daß ſie errathen können, wohin es zielet. NB. le journal de Grumbkow de ce jour dit: „Seckendorff et „Truchsess arrivent à Potsdam. Seckendorff part „pour Cassel. Le roi dine à Priort, est de mau„vaise humeur, peste contre Viebahn &c."

3°. Le roi a dit plus d'une fois: „Mein hundes„fättliches Cabinetsminiſterium"; et quelques jours il les a dépeint tous, excepté Grumbkow, au prince royal avec des couleurs fort naturelles; car la confiance et l'harmonie entre le pere et le fils sont admirables. C'est terrible qu'il lui insinue de pareilles choses contre son ministere (Podewils d) rélégué, employé ailleurs) et contre la bonne cause. Il a coûtume de dire: „Einen „alten treuen Freund wie mich negligirt man und „präferirt einen jungen Lappen". Cependant il parle toujours à mots couverts sans nommer aucune puissance.

4°. Le prince royal est véritablement attendri de la situation du roi; hat die Augen immer voll Waſſer und hat ſich die Augen ganz aus dem Kopf heraus geweint; hat raffinirt, um dem König ein commodes Bett zu ſchaffen; hat von Potsdam nicht

a) Le comte de Seckendorff.
b) Ministre prussien.
c) Colonel et favori du roi.
d) Ministre du cabinet.

weggehen wollen. Le roi l'y a forcé; soll erst Sonnabend Nachmittags wieder kommen. Le prince royal dit: „Pourvû que le roi me fasse „vivre à ma fantaisie, je donnerai un bras pour „faire prolonger sa vie de vingt ans." Le roi l'appelle toujours Fritzchen.

5°. Le prince royal aime la princesse royale; a montré de ses lettres à Schulenburg a), en disant: „Elle a pourtant du bon sens." Il l'a f..... et ref..... Schulenburg ne fait que rire quand on dit, qu'il la renverra après la mort du roi. La princesse doit avoir dit ceci à quelqu'un, et qu'il épouseroit alors sa sœur Amelie. Grumbkow veut le sonder là dessus. Cependant le prince royal n'aime pas Bevern b).

6°. Il prend beaucoup de confiance en Schulenburg, qui jouera un jour un grand role. Il fait semblant, comme s'il vouloit partir de Potsdam; mais tout cela se trouvera. C'est un homme, qui a des sentiments.

7°. Le prince royal tiendra régulièrement des conseils, et ceux qu'il ne trouvera pas de bon alloi, il les enverra faire.....

8°. A Grumbkow il ne montre que de la politesse, mais point de confiance.

9°. Junior ne sait rien du tout des affaires. Le roi le sait et le lui dit au né: „Wenn Du es „nicht recht anfangen wirst und alles darunter und „darüber gehen wird, so werde ich im Grab über „Dich lachen."

a) Un des généraux favoris de Fréderic Guillaume I.

b) Le duc de Brunsvic Bevern, beaupere du prince royal.

10°. Junior est extrêmement réservé. Grumbkow l'a sondé sur les Russes et les Saxons; il n'a repondu que par „il faut voir." Cependant il garde une dent contre les Russes, parcequ'il est venu ici des officiers, qui on dit, daß die Rußen nicht lieber alé mit den Preußen möchten zu thun haben. Il en découdra aisément; il le portera extrêmement haut.

11°. Il imite la coutûme du prince Eugène, d'être laconique. Il estime ce prince, et désapprouve, que Germania et d'autres généraux le trouvent trop vieux: „Ils lui auroient fait faire des fo„lies." Demande de la Barbe à Noiveau: „Est „ce que V. A. b..de encore?" Reponse avec un prise de tabac: „Je ne b..de plus." Zum Abſchied. „On m'a salué du canon." Le duc d'Aremberg a dit: „Il fait ici beaucoup de „vent."

12°. Junior macht den kaiſerlichen Muſketiers und Reutern nach; viel Prahlerei bei den Kaiſerlichen ꝛc.

13°. Biberius lui a dit: „Il ne faut pas faire des „confidences à un homme, qui a été longtems à „la cour de Turin." (Philippi *).

14°. Réflexions de Grumbkow:

a) Le bon Dieu n'a pas fait naître envain un homme comme Vitellius, qui a trésorisé et armé pour rien. Il faut qu'il en vienne un, qui l'employe. S'il le fera mal ou bien, c'est ce qu'il faudra laisser à la providence.

b) Si on n'avoit pas préferé l'amitié du Saxon à celle de Prusse, le roi exhorteroit à cette heure

*) Général au service d'Autriche.

autrement le prince royal à cultiver l'amitié avec l'Augustissimo : car intérieurement, il souhaite, qu'elle subsiste.

25me. „Le roi ne peut vivre au delà de trois semaines." Le successeur n'aimerai pas la Saxe, ayant le page polonois a) en horreur.

27me. Entretien avec Thulemeier :

Ego. „Est ce que le roi n'a encore rien résolu „sur la réprésentation, que je me suis donné „l'honneur de faire à V. E. et à Ses collègues b) ?"

Ille. „Le roi vous a déjà repondu lui même; „je le sai : desorte que vous n'avez pas besoin „d'une autre résolution."

Ego. „Oui, il m'a répondu, mais d'une ma„nière un peu verte, et dans des termes, qu'on „ne veut pas en faire l'usage, qu'on voudroit fai„re d'un document authentique et ostensible à „porte ottomanne." (Je tire la copie de la poche, pour la montrer.)

Ille. „Je sais déjà tout ce que le roi Vous a „écrit, aussi bien qu'à S. E. M. Votre oncle. N'en

a) Le comte Sulkowski, ministre et favori d'Auguste III.

b) Calkoen, ambassadeur des états-généraux à Constantinople, venoit demander à son collegue à Vienne, Hamel Bruyninx, que le marquis de Villeneuve, ambassadeur de France, se vantoit auprès des Turcs d'une liaison intime de sa cour avec celle de Berlin, pour les exciter à déclarer la guerre à l'Autriche et à la Russie. La cour imperiale, en ayant été informée, donna ordre au baron de Seckendorff de demander au roi de Prusse une déclaration formelle du contraire, pour en pouvoir faire usage à la porte ottomanne.

„avez Vous pas la copie aussi ? C'est le roi mê-
„me qui m'a dit ce qu'il Vous a écrit à l'un et à
„l'autre."

Ego. „Je ne sais pas ce que le roi peut avoir
„écrit à mon oncle ; mais par la réponse, qu'il
„m'a faite, j'ai jugé, qu'il a pris la chose un peu
„de travers, et j'ai trouvé nécessaire de le désabu-
„ser là dessus par une nouvelle réprésentation."

Ille. „Oui, le roi m'a dit : „Calcköen est un
„fol, et tout ce qu'il mande ne sont que des Di-
„cenderim, il parle von Hören sagen; et Hamel
„Bruyninx, auquel il écrit, est un radoteur,
„desorte que cela ne mérite aucune réflexion de
„la part de l'empereur et encore moins de notre
„part.""

Ego. „Si Calcköen est un fol, ou point, c'est
„ce qui ne me convient pas de discuter. Toutes
„fois il n'est pas vraisemblable, qu'un ministre
„de son rang, et, qui plus est, un ministre d'u-
„ne puissance très impartiale, et laquelle jusqu'-
„ici a montré être presque plus portée pour la
„France, que pour nous, je dis, qu'il n'est pas
„vraisemblable, qu'une belle personne puisse man-
„der des choses pareilles sans aucun fondement
„solide. Et quant à Hamel Bruyninx il n'a fait
„autre chose, que communiquer au ministre im-
„perial la dépêche, qu'il avoit reçue de son colle-
„gue à Constantinople."

Ille. „Ce sont toujours des Dicenderim. Cal-
„cköen dit toujours : „On dit etc. „Et pourquoi
„le résident de l'empereur n'en dit il rien dans ses
„rélations ? Et pourquoi Calcköen n'allegue-t-il
„pas le canal, par lequel il a découvert ce qu'il

„mande ? Desorte que ce ne sont que des Di-
„cenderim."

Ego. „Je ne doute aucunement, que notre „résident à Constantinople n'aura mandé la même „chose ; mais puisqu'à Vous autres il faut toujours „des preuves incontestables, on a plûtôt voulu al-„léguer le témoignage d'un ministre neutre et im-„partial, que celui d'un ministre de l'empereur. „D'ailleurs qu'est ce que cela nous fait par quel „canal Calköen ait appris ce qu'il mande ? Cela „peut nous être fort indifférent, si c'est le grand-„vizir même, ou l'aga des Janissaires, ou le mufti „qui l'ai confié à Calcköen ; et V. E. sait mieux „que personne que dans les rélations on n'indique „pas toujours les canaux, par lesquels on fait des „découvertes d'une si grande importance comme „celle, dont il s'agit. Je suis persuadé, que la „chose est très veritable, et il nous intéresse in-„finiment de détruire une imputation de cette na-„ture contre le plus affidé de nos alliés. Il y va „de l'honneur du roi même, de le faire tout le „premier. Pour cet effet je prie V. E. pour tout „au monde, de me faire avoir un telle déclara-„tion."

Ille. „J'avois déjà formé dans ma tête tout le „contenu d'une pareille déclaration ; mais depuis „que le roi même m'a dit ses sentimens là des-„sus, je n'ose plus ouvrir la bouche. D'ailleurs „M. le général de Borck a toute Votre réprésenta-„tion entre ses mains, et sans que mes deux au-„tres collégues ne me l'ordonnent, je n'ose pas „coucher une seule ligne."

Ego. „C'est la modestie de V. E. qui l'a fait

„parler ainsi : car je ne suis que trop informé de „la puissance de sa voix en chapitre et de son „crédit auprès du roi, desorte qu'il ne dépend que „d'E le de faire réussir ma demande."

Ille. „Allés chés M. de Borck, et si celui là „me dit un mot, je ferai incontinent le référat au „roi. Mais je puis Vous dire en confidence, que „S. M. est fort sensible aux procédures de la cour „de Brabant. P. E. dans l'affaire de Hetstall nous „ne pouvons avoir une aucune satisfaction pour la „violation de notre territoire a) ; dans l'affaire de „Thurnhout b) on ne veut pas nous faire avoir jus„tice, contre le meûnier Clas et par rapport au „vingtième on est sur le point de vouloir nous „donner l'exécution ; mais nous ne le souffrirons „pas, nous userons de repressailles. Je puis Vous „assurer sur mon honneur, que ces bagatelles, qui „ne rapportent pas deux cent florins par an à l'em„pereur, navrent le cœur du roi ; et si Vous pou„viez me faire avoir là dessus une résolution favo„rable de Vienne, le roi montreroit en revange „toutes les complaisances imaginables. Le comte „de Harrach c), auquel nous avons écrit sur ce su„jet, nous a répondu avec des ambiguités et dans „des termes, qui sentent la chicane et qui ne veu„lent rien dire."

Ego. „Je Vous prie de me donner un nouveau mé-

a) La Cour de Brabant venoit de faire enlever le juge Prussien et six échevins.

b) Le roi de Prusse vouloit se soustraire au payement du vingtieme pour plusieurs moulins et pour un bois situés dans cette seigneurie.

c) Ministre de l'empereur à Bruxelles.

„mémoire sur tous ces griefs, et j'en ferai un fi-
„dèle rapport à l'empereur. Si le roi ne demande
„que la justice dans toutes ces affaires, S. M. Im-
„périale est prête à Vous l'accorder et la fait dé-
„clarer en tout tems. Mais à l'heure qu'il est je
„prie V. E. de me faire avoir une telle déclaration
„comme j'ai ordre de la solliciter."

Ille. „Et quoi une telle déclaration pourra-t-elle
„Vous servir? Le roi est prêt à témoigner bien
„plus essentiellement son amitié à l'empereur, et
„il assistera à S. M. Impériale et Catholique de
„toutes ses forces. Il l'a déjà voulu faire l'année
„passée; mais on n'a pas voulu de lui."

Ego. „Jamais l'empereur n'a-t-il refusé l'as-
„sistence du roi; au contraire il a accepté cet
„offre avec bien des remercimens, et on n'a vou-
„lu savoir préalablement que les conditions, que
„le roi demandoit en revange, afin d'être assuré,
„qu'elles ne fussent pas impossibles, ou contraires
„aux constitutions de l'empire. Mais à l'heure
„qu'il est je ne demande aucun autre complaisan-
„ce, qu'un trait de plume du roi, pour détruire
„par là à Constantinople ces imputations malicieu-
„ces de la France, qui nous font un dommage
„infini parmi les Turcs, et qui font assez voir,
„combien la France tache d'embrouiller les cartes
„partout."

Ille. „Il faut que je vous repète encore une
„fois, que j'ai trouvé le roi plus que jamais por-
„té pour l'empereur. Il veut assister S. M. I. de
„toutes ses forces, et vous n'avez qu'à dire ce que
„Vous voulez faire en revange pour le roi: car
„l'empereur est trop juste, pour demander gratis

„un tel service. Le roi m'a dit réitérativément:
„„Sie ſollen nur ſagen, was Sie mir geben wollen,
„„und ich marſchiere mit meiner ganzen Macht.“
„Oui, ce prince brule d'envie de sauver l'auguste
„maison d'Autriche, et vous n'avez qu'à parler
„ce que Vous voulez faire pour lui.“

Ego. „Je comprends fort bien, qu'on ne peut
„pas demander un tel service gratis; mais ce n'est
„pas à nous à regler les conditions, et comme V.
„E. connoît les dispositions du roi, je la supplie,
„de me dire en gros où le roi peut viser et ce
„qu'il pourra demander en revenge, afin qu'on
„puisse voir, si ce sont des choses impossibles,
„ou point.“

Ille. „Je n'ai aucun ordre, pour Vous dire ce
„que je Vous ai dit des dispositions du roi; mais
„je Vous puis jurer et j'en suis convaincu parfai-
„tement, que c'est le sérieux du roi d'assister l'em-
„pereur de toutes ses forces. Ne croyez pas, que
„nous sommes tant amourachés de ces petits-maî-
„tres, les François, que pour l'amour d'eux nous
„voulions voir périr la maison d'Autriche. Non,
„non! le roi veut la sauver absolument, soit que
„les puissances maritimes y veuillent concourir,
„ou point. Nous savons d'avance, que nous n'au-
„rons rien de la succession de Juliers et de Ber-
„gue: car la France la gobera à notre barbe com-
„me un déjeûné. Mais n'importe: l'empereur a
„tant de moyens en main pour nous faire dédom-
„mager ailleurs, lorsqu'il sera convaincu par les
„effets, que l'amitié du roi mon maître est si sin-
„cère et si ardente, qu'elle l'est réellement, et je
„puis Vous la garantir pour telle. Le roi a une

„armée fraiche, il a des trésors considerables; il „est prêt de sacrifier l'un et l'autre pour S. M. I. „et C., et Elle n'à qu'à parler, ce qu'Elle veut „faire réciproquement pour nous. Nous ne de„mandrons pas des choses exorbitantes, et nous „nous contenterons de conditions médiocres et „équitables. Toutefois elles devront consister in „Land und Leuten; un petit morceau nous suf„fira. Si les Turcs veulent Vous attaquer, com„me Vous paroissez craindre, le roi enverra „trente mille hommes de ses troupes en Hongrie, „plutôt que d'en envoyer autant vers le Rhin, où „il laissera pourtant toujours ses dix mille hom„mes; et si les puissances maritimes verront la „résolution du roi de Prusse, je suis sûr, qu'el„les ne resteront plus longtems les bras croisés „etc. Que pensés Vous de tout ceci?"

Ego. „V. E. peut bien croire, que je n'ai au„cun ordre, pour m'expliquer là dessus; mais j'en „ferai un fidèle rapport en cour. En attendant il „me paroît, que ce seroit bien dur de prétendre „de l'empereur, après qu'il a déjà perdu tant de „provinces par les armes injustes des alliés, que „S. M. I. et C. dût encore ceder quelque chose „des posfessions de Ses pays héréditaires, dont „Elle jouit encore paisiblement."

Ille. „Nous ne demandons qu'un petit lam„beau, et l'empereur ne demandera pas gratis un „service si important, que le roi est en état et in„tention de lui rendre. En attendant vous voyez „bien, que le roi a le cœur véritablement patrio„tique, et qu'il a oublié en effet tout ce que Votre „cour a fait par prédilection pour Hannovre et le

„mépris, avec lequel on l'a traité dans les affaires, „de Pologne en faisant Votre traité à part avec „l'électeur de Saxe."

Ego. „Quant à la prétendue prédilection pour „Hannovre, je prie V. E. de se souvenir de ce que „mon oncle a représenté là dessus cent fois, que „ce n'est qu'une chimère et que l'empereur est in„capable, de favoriser une cour plus que l'autre „aux dépens du droit d'autrui et des constitutions „de l'empire. Et quant aux affaires de Pologne, „V. E. saura mieux que personne, qu'on n'a signé „le traité avec le roi Auguste qu'après que S. M. „Prussienne avoit fait déclarer nettement, qu'Elle „ne vouloit plus concourir à l'exclusion de Stanis„las. Alors il ne nous restoit plus d'autre parti à „prendre, que de conclure seuls nôtre traité avec „la Saxe."

Ille. „On auroit du ratifier à temps le traité fait „avec Löwenwolde : alors tout seroit bien allé, „et cette étroite union et confiance entre le trois „cours, de Vienne, d'ici et de Petersbourg, n'au„roit soufferte aucune altération. Car depuis plu„sieurs années c'étoit un principe fermément éta„bli entre ces trois cours, qu'on ne vouloit jamais „laisser monter l'électeur de Saxe sur le trône de „Pologne; et en s'éloignant de ce principe on n'a „pû manquer d'altérer grièvement l'union entre les „cours respectives. Mais dans le temps, qu'on a „conclu à Vienne le traité avec la Saxe, on crut „n'avoir plus besoin de nous, et on répondit fiè„rement à notre ministre, qui en portoit des plain„tes amiables, „man ſollte nicht viel Weſens ma-

„„ten." „Cela n'a pu causer que du mauvais „sang."

Ego. „Je n'ai jamais su, que l'exclusion de „l'électeur de Saxe a été un principe établi entre les „trois cours. Tout au contraire je sai, que le roi „Votre maître du vivant du roi de Pologne dé„sunt à tout fait, pour porter l'empereur à concou„rir à l'élévation du jadis prince électoral sur le „trone de Pologne : desorte qu'il est inconceva„ble, d'où peut venir maintenant cet éloignement „pour la Saxe, laquelle, sur l'exhortation de l'em„pereur et de la Czarienne, a pourtant tout fait „pour gagner l'amitié de S. M. Prussienne par des „sacrifices essentiels et est encore journellement „prête à en faire. Du reste si le prétendu mépris „en concluant notre traité avec la Saxe a pu causer „ici du mauvais sang, je dirai naturellement à V. „E., que la partialité, que la cour de Prusse a „montrée pour Stanislas, n'a pu être qu'infiniment „sensible à l'empereur et à la czarienne."

Ille. „Pour le véritable intérêt de la maison de „Brandebourg je préférai toujours Stanislas à l'élec„teur de Saxe. On voit assez, que ce dernier veut „rendre le royaume de Pologne héréditaire et qu'il „veut nous faire tort de tous côtés. Encore en „dernier lieu à la dietine de Graudenz les mini„stres et partisans de la Saxe, qui y ont été pré„sens, ont exhorté les députés assemblés de faire „des efforts, pour trouver l'argent nécessaire pour „rembourser au roi de Prusse les sommes, qu'il a „prêtées sur le territoire d'Elbing. Vous voyez „bien, combien ce voisin nous aime, et que, se „trouvant en paisible posession de la Pologne, il

„nous péseroit terriblement sur les bras. Mais „laissez Stanislas roi de Pologne: c'est alors que „le roi mon maître vous garantira tout ce que Vous „souhaiterez de ce voisin."

Ego. „La crainte par rapport à l'établissement „d'une souveraineté en Pologne est bien chimérique. C'est étonnant, que S. M. Prussienne vou„droit faire plus pour Stanislas, que la France „même n'est intentionnée de faire: car on voit „assez, qu'elle l'abandonne. D'ailleurs on n'a que „trop réprésenté et reconnu autrefois ici les suites „préjudiciables, qui pourront résulter de l'élévation „de Stanislas sur le trone de Pologne, et nous ne „pouvons jamais nous séparer de S. M. Czarienne, „laquelle est interessée plus que personne à lui „donner pour toujours l'exclusion."

Ille. „On sait bien, que la cour de Vienne gou„verne entièrement celle de Russie par le comte de „Biron. L'empereur n'a qu'à vouloir, et la Czari„ne consentira à tout. D'ailleurs nous savons ici „de science certaine, que M. Votre oncle a dicté „aux ministres de Russie les réprésentations, qu'ils „nous ont faites sur les affaires de Pologne. J'ai „ri intérieurement quand j'ai vu ces pièces, que „Mardefeld a) nous a envoyées et que Jagouschins„ky b) a données ici. J'y ai reconnu le stile de „M. Votre oncle et sa manière de s'exprimer. „Mais en cela il n'a rien fait que le service de son „auguste maître, et je ne veux pas l'en taxer; au „contraire je garderai éternellement pour lui tous

a) Envoyé de Prusse à Petersbourg.

b) Envoyé de la Czarine à Berlin.

„les egards, qu'on doit à un ministre de son rang „et de son mérite",

Ego. „L'empereur ne fût jamais accoûtumé de „vouloir gouverner les cours de ses alliés. Cha„cun est assés éclairé pour connoître ses veritables „intérêts. Mais toutefois nous devons nous louer „de la fermeté inebranlable de S. M. Czarienne et „de son ministere. Quant aux imputations, que „Vous faites à mon oncle, Vous me permettrés de „Vous dire, qu'elles sont mal fondées. La cour „de Russie sait assés quels elle peut Vous faire, et „si elle juge à propos de les faire, elle n'a pas „besoin d'emprunter le stile de mon oncle. Mais „faisons abstraction, s'il Lui plait, de ces matieres. „Quelle bonne nouvelle V. E. me dira t-Elle de „la santé du roi, et quelle opinion en a-t-elle?

Ille. „La meilleure du monde. Depuis que „les eaux coulent à toute force des pieds, S. M. „se trouve admirablement soulagée; et pour cette „fois ci Vous pouvés espérer avec fondement, que „le bon Dieu Vous a rendu la vie de ce bon et „fidele allié de l'empereur, qui fera à la verité „tout au monde, pour lui prouver sa veritable ami„tié, d'autant plus que l'intérêt de la maison de „Brandebourg consiste dans l'etroite union avec la „maison d'Autriche, et vice versa. Nous ne nous „sommes jamais égarés de ce chemin droit, ex„cepté dans l'alliance d'Hannovre. Mais nous som„mes retournés les premiers à l'empereur. et cha„que fidele serviteur prussien doit concourir de „toutes ses forces à cimenter cette heureuse union. „Je suis bon Prussien, je l'avoue, et c'est pour ce„la que je suis et serai toujours bon Impérialiste,

„non obstant toutes les imputations contraires, „qu'on m'a faites, et les accusations, que M. le „comte de Löwenwolde a porteés contre moi au „roi, en me voulant donner l'exclusivum. Je sais „tout cela de bonne part: car c'est le roi même „qui me l'a redit; mais cela ne m'empêchera pas „de persévérer toujours dans ma dévotion pour S. „M. Impériale, et je le montrerai dans l'affaire „de la déclaration, que Vous me demandés, pour-„vû que mes collégues n'y veuillent pas être con-„traires".

Ego. „Je rendrai justice dans mes rapports à „Votre zele, et je me remets sur Votre promesse „&c.".

28me. Visite au général Borck, pour presser la déclaration.

Ille. „Que voulés Vous, qu'on Vous réponde? „Les imputations françoises à Constantinople sont „des Wischwasch, dont nous ne pouvons pas nous „meler. Es ist nicht wahr, daß der Pabst dem bay-„rischen Hof die decimas ecclesiasticas accordirt. „Der Pabst kann das nicht thun, daß er die Geist-„lichkeit unter die Dependenz vom Churfürsten dahin „giebet. Der Prinz Eugene hat dem Churfürsten „von Bayern in harten terminis geschrieben. Chur-„Cölln saget, er habe seinem Bruder keine Commis-„sion gegeben, vor ihn zu schreiben; hat Ordre ge-„stellet, die Preußen aufs beste zu tractiren, um „aller Welt das Maul zu stopfen a). Wir dürfen uns

a) Le baron de Seckendorff avoit aussi écrit au roi touchant la lettre piquante, que l'électeur de Baviere venoit d'écrire à l'empereur au sujet des quar-

„können nicht an König schreiben, weil er uns nichts „von Ihrer Vorstellung communicirt ꝛc.“

Ego. „Meine Vorstellung enthält zwey Puncte, „einen wegen der Türken, den andern wegen der Bay„ern. Wegen der ersten muß ich auf Declaration „dringen, und schreiben Sie das an König; wegen „der andern sind das lauter Wahrheiten, was ich Ih„nen communicirt“.

Ille. „Wann ich Ihnen dienen könnte, thät „ich's ja von Herzen; aber vor dasmahl kann es „ohnmöglich seyn“.

Ego. (Je lui montre la lettre du roi).

Ille. „Das ist ja admirable! Schicken Sie das „nach Wien; da werden sie schon einen guten Ge„brauch davon machen können“.

Ego. „Da weiß man aber nicht, wovon die Re„de ist; also muß ich eine förmliche Declaration ha„ben“.

Ille. „Geben Sie mir Abschrift von Ihrem Brief „vom König, und wenn ich einen guten Gebrauch „davon machen kann, so verspreche ich Ihnen, daß „ich's thun will ꝛc.“

Le negre me dit, qu'il a mauvaise opinion de la santé du roi. Non obstant la quantité d'eau qui coule le corps s'enfle, und wenn man den König ein wenig geschwind mit dem Rollwagen fährt, so höret man das Wasser im Leib poltern. Der König ärgert sich über alles, hat den Pagen geprügelt, daß man geglaubt hat, es wird ihn der Schlag rühren ꝛc.

29no. König prügelt die Jäger, weil sie Holz gestohlen.

tiers d'hiver des troupes prussiennes dans les états de l'electeur de Cologne, son frere.

30ste. Le Duc de Meklembourg a fait dire à sa fille, qu'il lui donnoit sa malédiction éternelle, si jamais elle épousoit Antoine Ulric. La Russie presse extrêmement le roi de Prusse d'éloigner Stanislas, et jamais le roi n'a été plus porté pour ce prince, qu'il n'est à présent. Il a dit à Thulemeier, que comme on débitoit, qu'il le tenoit prisonnier, il avoit ordonné à Katte, de lui permettre de se promener et d'aller où il lui p'airoit. Le roi, à l'instigation de Thulemeier, est aussi piqué contre les Danois par rapport à Hambourg. On dit que le syndic de cette ville est tout puissant auprès de Thulemeier. Enfin, tell ist die Welt. Si on n'apprend pas bientôt un amendement, il faut que cela prenne une mauvaise fin.

Novembre.

2ste. Le roi se porte à merveille. L'enflure et l'inflammation diminuent. Il a montré à Schulenburg son ceinturon, qui diminue d'une main entiere. Il a bien dormi et mangé avec appétit. Si cela continue encore deux jours, il sera tiré tout à fait d'affaires.

Je raconte à Biberius mon entretien avec Thulemeier. — „Ist ein Narr; Schwibußischen Kreis „offeriren; kann beym König nichts als Chicanen ma„chen. — Wenn der König gesund wäre, würde er „gegen Dänemark marchiren".

3ste. Je dine chés Louis Wartensleben. *a*) Le

a) Fils du maréchal comte de Wartensleben. Il étoit alors capitaine au régiment de Glasenapp, et a fini sa carriere comme grand-maître de la maison de la reine douairiere, veuve de Frederic le Grand.

roi ne peut pas être plus mal. Tous les medecins le disent; le roi seul en doute, se flatte et badine.

Louis me racconte, que son frère Alexandre a) est bras dessus bras dessous avec le prince royal et son unique confident. Il a dit tant de bien d'Alexandre à Keyserling, que lui et Nazmer b) se sont recommandés à lui par lettres. Iunior travaille nuit et jour à des plans et à calculer. Il a dit à Alexandre tout ce qu'il fera le premier moment quand le roi sera mort; en quel endroit il se rendra d'abord; quand il se fera prêter l'hommage; s'il se fera couronner; comment il reglera le deuil et la cour; quelles nouvelles charges il introduira; comment il traitera ses ministres aux conférences, de quel ton il leur parlera, comment il les traitera hors du conseil, s'ils seront de ses parties de plaisir; quel accueil il fera aux ministres étrangers, s'il leur donnera des audiences publiques, s'il les fera diner avec lui ordinairement, ou seulement les jours de fête; si aux jours de cérémonie il dinera seul; quelles gardes il entretiendra, comment il les nommera, habillera et payera, s'il gardera les colosses, s'il continuera les levées aux pays étrangers, ou point; quel reglement il fera dans l'armée et avec la généralité; quels sont ses sentimens sur l'administration de la justice et sur la religion; comment il fera administrer les affaires du païs; en quel endroit il fera loger la reine et quelle subsistence il lui donnera; ce qu'il fera de ses freres;

a) Alors officier au régiment du roi, mort comme lieutenant-général.

b) Tous deux favoris du prince royal.

pour quel parti il est le plus porté à cette heure; quel cas il fera de tous les individus de la présente régence; quel cas il fait des favoris de son pere; s'il leur destine un mauvais sort; à quelles charges il élévera certaines personnes, qui à présent n'y songent pas, ce qu'il fera des autres, qui se flattent à cette heure d'une grande fortune, ce qu'il fera enfin d'Alexandre même. Tout cela il l'a dit à Alexandre; mais celuici ne veut rien rédire. Iunior lui a dit: „Oui, mon cher comtchen, j'aurai beau„coup de travail un jour; mais j'espere de le sur„monter, et nous trouverons bien un moment, et „il y a assés de plaisir d'être l'unique roi de „Prusse". De la princesse royale il n'a rien dit à Alexandre: bon signe. La reine imprime du respect aux petits princes pour leur frere aîné. Louis Wartensleben avertit son frere de ne pas se laisser tirer les vers du nés par Biberius.

6me. Pretorius me dit, que Chetardie espere beaucoup du changement, qui va arriver.

7me. Belle recommandation du roi au prince royal par rapport à Eversmann et Brandhorst a): „Hängen laſſen".

15me. Le prince royal dine chés le général Kleist, dit à Pretorius: „Ne parlés pas du feu roi „Votre maître: car sans cela il y auroit bien des „sottises à dire".

17me. Le Diable b) me dit, que Keyserling fait un bon portrait des Russes à Iunior, et dépeint les François au naturel; wünſcht, daß er ein halb Jahr zu Paris möchte geweſen ſeyn. Biberius me rac-

a) Deux valets de chambre du roi.

b) Le comte de Manteuffel.

conte ce que le roi a dit en présence d'Olympia a): „Oui, c'est Seckendorff, der mich um's Leben bringt; „Werbung; Infamie begehen machen, die Heyrath „zu Salzthal abzuändern; bey Jülich und Berg alles „daran strecken, mit aller Macht marschiren; ja; „jetzt wäre was zu verdienen, wann ich sterbe, wer „sich auf ein Pferd setzt und als Courier meinem „Sohn die Zeitung bringt". Biberius lui a répondu comme il faut. Iunior ne s'appliquera pas aux affaires; ein anderer König von England, hautain, boutades, sottises. Le roi d'aprésent on ne le peut pas faire agir, et celuilà à tout bout de champ commettra des sottises. Si le roi en révient, on verra des droles de scenes par rapport à Iunior, et encore davantage s'il n'en revient pas. S'il s'applique aux affaires, wird er alle die jungen Leute nicht mit dem M.... ansehen. La Barbe reste à Potsdam sans que personne le prie. Le matin il entre dans la chambre du roi, l'aprèsmidi point. Il raisonne sur la Vestirung de Worms, als wenn man Kindern Spielzeug giebt. Pour lui jouer un mauvais tour, il faudroit envoyer sa taille douce au prince royal.

27me. Ginkel b) me dit, que le roi n'est pas si mal, qu'il le fait accroire à certaines personnes et à la reine.

a) La reine.

b) Le baron heede de Ginkel, général au service d'Hollande, envoyé des Etats Généraux à la cour de Berlin.

1735.

Janvier.

27me. Manteuffel dine chez le prince royal, qui lui montre la bague de Stanislas et le gracieuse beaucoup. Liaison secrete: la découverte de la lettre anonime des pages a). Junior ſagt zu Gelz: „Was will Ponikau b) auf der Parade? die Sach„ſen, die Sch.... haben mich mit meinem Vater „brouilliren wollen.“

8me. Biberius dine chez Junior, qui lui dit: „Je „suis fort revenu des ragoûts français.“

21me. Le sergeant hollandois est pendu. Le roi le notifie par écrit à Ginkel. NB. Maastricht c).

23me. Le Diable dine chez le roi. Voici le précis de leur entretien:

Le roi. „Que croyez Vous des affaires de Po„logne et de leur prétendue pacification?“

a) Les ministres saxons.

b) Envoyé du roi Auguste à Berlin.

c) En 1733 un lieutenant au service de Prusse fut exécuté à Maastricht, pour avoir voulu débaucher des soldats de la republique, et le roi de Prusse en gardoit encore de la rancune: c'est pourquoi il fit pendre à Wesel un sergeant hollandois sans rime ni raison.

Le comte. „Quoiqu'on pourroit peut-être trou-
„ver beaucoup à rédire à la conduite des pilotes
„saxons par rapport aux dites affaires, je suis
„pourtant moralement persuadé, qu'elles seront pa-
„cifiées avant qu'il sera peu, et cela parceque les
„rénitens se lasseront à la fin du fardeau des trou-
„pes russes et saxonnes, et se soumettront par
„conséquent pour en être quittes, d'autant plus
„qu'on est prêt de leur donner toutes les assuran-
„ces imaginables, pour conserver leurs droits et
„libertés en entier: desorte qu'alors le roi Auguste
„restera en paisible posession du royaume de Po-
„logne, et il ne sera après cela pas plus question de
„Stanislas, que s'il n'avoit jamais existé. Sup-
„posé aussi, qu'après la retraite des troupes russes
„et saxonnes il se trouvat de tems en tems de nou-
„velles factions, comme sous le regne du feu roi,
„celui d'aprésent aura toujours les mêmes moyens
„en main, pour y couper court, en conservant un
„bon corps d'armée sur pied dans ses pays héré-
„ditaires, pour le faire rentrer en Pologne si la
„nécessité le demande."

Le roi. „Mais la France déclare toujours, qu'-
„elle ne souffrira jamais d'autre roi que Stanislas
„sur le trône de Pologne."

Le comte. „Je ne suis présentement plus au
„fait de ce qui se passe dans le public; mais j'ai
„parlé à un homme, lequel, étant sorti de France
„pendant les troubles actuels, et ayant fréquenté
„confidemment le cardinal et le garde des sceaux,
„m'a assuré, que le moindre des désirs de ces deux
„ministres étoit de voir Stanislas en paisible pos-
„session du trône de Pologne; qu'on l'avoit pu

„assez remarquer par le peu d'empressement qu'ils „avoient marqué, pour le soutenir réellement dès „sa proclamation jusqu'ici. La raison secrete, qui „fait agir ces ministres de cette manière à l'égard „de Stanislas et qui me persuade de la verité de „cette découverte, doit être, que par l'établisse„ment solide de Stanislas le credit de la reine sa „fille hausseroit naturellement de beaucoup et qu'„elle se croiroit obligée par reconnoissance d'en „profiter, pour faire relever celui du duc de Bour„bon: desorte que, pour éloigner ce prince du gou„vernail des affaires, l'intérêt particulier et la ja„lousie du ministere françois demande, que Stanis„las ne devienne jamais roi de Pologne, non ob„stant qu'ils débitent tout le contraire dans le pu„blic."

Le roi. „Ce raisonnement me paroît assez „plausible. Mais que dites Vous de l'état présent „des affaires de l'empereur? ne Vous paroissent „elles pas bien désespérées?"

Le comte. „Point du tout, Sire. Il est vrai, „que l'empereur a beaucoup perdu dans la campa„gne passée; mais d'un côté je suis persuadé, que „les Russes n'abandonneront jamais l'empereur; et „supposé, qu'ils fussent empechés par la durée des „troubles en Pologne de lui envoyer du secours „pour cette campagne; il faudroit pourtant, que „j'eusse perdu l'esprit pour m'imaginer un mo„ment, Sire, que V. M. puisse regarder avec des „yeux indifférens la ruine de la maison d'Autriche. „Non, Sire, je suis convaincu, que Vous ferez „tout au monde pour la soutenir: car si même V. „M. étoit moins étroitement alliée à l'empereur,

„qu'El-

„qu'Elle l'est en effet, Ses hautes lumières Lui fe-
„roient neantmoins toujours clair comme le jour,
„que Son intérêt demande de voler au secours de
„l'empereur, sachant bien, que si la puissance de
„la maison d'Autriche étoit une fois détruite, celle
„du reste de l'empire ne suffiroit plus pour s'op-
„poser au torrent des forces de la maison de Bour-
„bon et que les états de V. M. ne jouiroient pas
„après que du beneficium ordinis, pour être sub-
„jugués à leur tour. C'est pourquoi autant que
„V. M. vivra je ne saurois croire les affaires de
„l'empereur désespérées."

Le roi rougit à ce dernier discours, qu'il écouta avec grand attention, sans y repliquer autre chose que de faire remarquer, qu'il doutoit que les Russes viendroient au secours de l'empereur.

25me. Ginkel dine avec le roi, qui le cajole.

31me. Le Roi me demande à l'assemblée de Sydow: „Was macht unser hochteutscher Herr?"

Fevrier.

2me. On délibera sur ce que le prince de Lichtenstein a) doit avoir à proposer. On croit qu'il demandera de l'argent et des troupes. Le roi dit, qu'on doit lui dire tout nettement, qu'il n'en fera rien etc.

Le fameux Pöllnitz arrivé de Vienne se trouve à la tabagie, parle de la misère de nos troupes etc.

3me. Biberius me fait part du portrait, que Pöllnitz fait de Vienne: Prince Eugène pagode, s'il

a) L'on savoit, que l'empereur vouloit l'envoyer à Berlin.

meurt, le ministere s'unira; l'empereur zero. chagrin; Sinzendorff et Perlas unis; Lichtenstein demandera de l'argent et point de troupes, aussi l'éloignement de Chetardie. Pöllnitz langue dorée, qui l'emporte sur Chetardie. Il a porté au roi des complimens de l'impératrice, avec laquelle il se croit fort bien. Il veut retourner à Vienne, si le roi ne l'accommode en trois ou quatre jours. Le roi l'avoit invité par lettre de venir ici.

4ta. Aux nôces de Golz [a] d'onze heures et demie jusqu'à six heures du soir. Le roi ne déparle pas. Il parle avec aigreur des Russes et Saxons: „Mantelsack tummer Teufel; ja wann's noch Johann Adolph [b] wäre, ein König in Pohlen, der „zweimal hundert tausend Mann hat, kann keinen „ehrlichen Brandenburger leiden. — Vivat Piast, „vivat respublica! Ich bin nicht Stanislaisch; aber „nehmt einen Piasten. — Rußland wird von einer „Frau und einem Favoriten regiert: jene ist durch „Complimente, und dieser durch Geld zu gewinnen. „— Die gute Einrichtung der sächsischen Armee hat „man mir zu danken; die Canaille der Rutowski [c] „hat mir alles abgestohlen; lieb gehabt, Reglement „gewiesen, hernach Abschied genommen." Le roi parle des affaires de l'empereur avec mépris et douleur: „Hat keinen Groschen Geld. Die Armee in „der Lombardie ist bis auf vier und zwanzig tausend „Mann geschmolzen, muß sich in's Gebirg retiriren.

a) Général au service de Prusse.

b) Le duc de Saxe-Weissenfels.

c) Fils naturel d'Auguste II., et général au service de Saxe.

„Der Kaiſer verliert in künftiger Campagne Mantua „und Tyrol. — Gottes Strafe — ungerechter Krieg — „in fremde Händel miſchen, von alten principiis ab„gehen. Ich bin gut kayſerlich, will kein Franzos „werden, aber alt kaiſerlich und öſterreichiſch ꝛc. will „Kammerpräſident vom Kaiſer werden. — Garde von „ſechs hundert Mann — in der Schlafkammer ſte„chen, ſonſt wie Mücke vergeben ꝛc.“ A l'occaſion de Mayence, éloges de Germania. Portrait de Pöllnitz: „a beaucoup vu, lu; parle bien de „toutes sortes de matières, athée, sans foi ni loi; „ſchickt ſich gut zum Spion ꝛc.“ Borck dit à l'oreille de Manteuffel: „Pöllnitz iſt ein Schelm, hat „vom Kaiſer ſo infam geſprochen, daß er meritirt, „eingeſperrt zu werden.

5me. Binger a) me dit, que le roi a proposé à Pöllnitz de se faire Luthérien, et qu'il ne lui a encore rien donné.

6me. Je dine avec le roi. Il sort avec sa chaise, me demande si j'ai des nouvelles de l'Italie. Je reponds, que la poste n'est pas encore arrivée. Il rentre, sort de nouveau, demande après Demerath b): „der wird wohl noch in der Meſſe ſeyn c).“ Hiſtorietta von dem verſoffenen Meßpfaffen ꝛc. A table le roi me demande, ob ich wohl mit Chetardie ſpreche auf der Aſſemblee. Ego: „Ja, keine Geheim„niſſe; bon jour, bon soir.“ Rex: „Wollte er auch „mit ihm ſpielen?“ Ego: „Ja.“ Rex: „Das iſt „recht; der Sache Feind und der Perſon Freund.“

a) Docteur en medecine.

b) Résident de l'empereur.

c) C'étoit un dimanche.

Santé de l'empereur et de l'imperatrice. Puis Studentengesundheit: „Vivat Karl hoch, vivat Fränzel „und Lisel, pereat Augustus tief, vivat Piast! ꝛc.“ Puis le roi dit: „Ja, das wollte ich wohl dem Kaiser selber sagen, daß wer ihm gerathen hat, des „Sachsen sich so anzunehmen, es nicht wohl mit ihm „gemeinet.“ Le roi m'envoit une poire et me dit: „Die hat mir Kardinal Fleury geschickt und einen „Wechsel von fünf Millionen Pistolen.“ Ego: „Die „Birnen sind gut: man wird E. M. nichts schlimmes „schicken; aber der Wechsel wäre schlecht angewendet.“ Rex: „Warum?“ Ego: „Das wäre Wasser ins Meer getragen.“ L'on parle de Pöllnitz. Der König hofft, er wird sich bessern. „Grumbkow sagt: „Als ein Christ hoffe ich's; aber als ein Politicus zweifle ich stark daran.“ Der König will „ihm jemand setzen, der ihm die Oeconomie lehrt.“

7me. Le roi dine chez Glasenapp a); est de fort mauvaise humeur, parle de mourir, resigner etc.

8me. Pretorius dine avec le roi; est fort cajolé.

13me. Je dine avec le roi. Locus communis de l'injustice de cette guerre etc. Der König wünscht, daß die verstopft seyen, die dem Kaiser dazu gerathen. „Ihr seyd die rechten Tractatenhändler ꝛc. Nous „n'avons donné l'exclusion à Stanislas par aucun „traité ratifié. Herzog von Ketzbringen, Prätendent, chevalier de la triste figure etc.

16me. Fort entretien de Ginkel avec le roi touchant le sergeant pendu.

17me. Le prince de Lichtenstein arrive.

20me. Il se rend à Potsdam avec Borck. Le roi

a) Général et commandant de Berlin.

le reçoit in præsentia Borckii & omnium, ce qui, selon Biberius, est une impertinence. Le prince lui donne d'abord la lettre de l'empereur, qu'il m'a fait lire et qui est à peu près du contenu suivant: „Da Wir an allem, was E. L. begegnet, ei„nen gar besondern Antheil nehmen, alß haben Wir „den Hochgebohrnen, Unßern Oheim den Fürst Je„seph Wenzel von Lichtenstein, eigends abgesendet, „umb E. L. zu Dero Genesung zu gratuliren. Wir „hoffen, daß E. L. seine Person angenehm seyn wer„de, umb so mehr, alß seine fürnehmste Bestrebung „dahin geben wird, das Freundschafft- und Bünd„nuß-Band zwischen E. L. und Unß immer mehr zu „verknüpffen: Bitten ihm geneigtes Gehör, und eben „so vollkommenen Glauben alß Unß selbst beyzumes„sen ꝛc." Le roi donne beaucoup d'assurances sur l'amitié avec l'empereur, fait abstraction des affaires de Pologne. Lichtenstein parle avec Junior sur la personne du roi de Pologne: hautain, pourtant bon coeur; déteste Sulkowski, approuve Brühl &c.

27mo. Grumbkow me dit, que Lichtenstein est le plus mauvais négociateur, qu'il a vû.

Mars.

4mo. Je vais le matin chés Lichtenstein; NB. reproches. a)

5mo. Visite de Lichtenstein; longue explication avec lui.

7mo. Le major Asseburg me raconte les brouilleries entre Vitellius et Junior super procreatione sobolis.

a) Le prince soupçonnoit Seckendorff, qu'il se permettoit des demarches, pour contrarier ses négociations.

12me. Je vais chés Borck, pour le prier au nom du prince, de ne point lui donner le titre de „fay„ferlicher Miniſter". Le roi est las de Lichtenstein.

16me. La santé du roi ne bat que d'une aile. Il s'est retiré de bonne heure de la tabagie: aut ægrotat, aut studet.

18me. Bredow veut me procurer la connoissance de Junior, Musicum præsentiren ꝛc,

19me. Le baron de Gillern a) me conseille, ich ſoll meinen geraden Weg fortgehen und mich um nichts bekümmern.

20me. Je dine avec le roi. J'assiste à l'examen de l'enfant docte b) par Jablonsky, super sinum Abrahami. Le roi parle latin, propose à Leopold c), de disputer „super gratia universali et particulari", „Laudo diligentiam &c."

22me. Visite à Lichtenstein, qui est poli. „Man muß vom König in Preußen nichts verlangen, „ihm das Manquement von Tractaten vorhalten, et „puis adieu &c."

24me. Le roi me fait appeller avec le général Linger, pour me dire, qu'il veut faire battre la caisse, pour enroller les valets pour les pontons d). Je m'en vais, pour en informer Lichtenstein, qui dit: „C'est une belle bagatelle! Le roi veut nous

a) Secretaire d'ambassade de Lichtenstein.

b) Le celebre Barratier.

c) Second fils du maréchal prince de Dessau, devenu prince regnant en 1747.

d) Le roi avoit cedé à l'empereur des pontons, et permis au baron de Seckendorff d'engager dans la capitale les valets pour les conduire.

„faire accroire, comme s'il vouloit faire quelque „chose pour nous",

26mo. Lichtenstein met de l'eau dans son vin, me promet son portrait.

27mo. Je dine au château avec le prince royal, Lichtenstein &c. Avant la table le roi parle à Ginkel in pleno de ce que la France rejetteroit le plan, et que tous les François étoient prêts à sacrifier leur sang et argent, pour ne pas voir le roi contraint de faire abdiquer son beaupere. Les mêmes discours furent tenus à table, et le roi dit à Ginkel, pour le mettre en train: „Imaginés Vous pour un mo„ment, que nous sommes au caffé, et dites moi: „est ce que la Hollande peut souffrir, que l'empe„reur fasse la culbute"? Ginkel répondit que non, mais qu'on ne croyoit pas encore l'empereur si prés de faire la culbute, d'autant plus que la France déclaroit, de n'en pas vouloir à la ruine totale de la maison d'Autriche; „et d'ailleurs", dit il, „l'em„pereur a d'autres alliés plus puissans que nous, „qui doivent l'assister auparavant". Puis on parla de la reddition de Messine et le roi dit, que si même l'Angleterre envoyoit présentement une flotte dans la Méditerranée elle ne pourroit rien faire sans armée. Cependant le prince de Lichtenstein soutint le contraire, et qu'à l'approche d'une escadre angloise le peuple de Naples suffiroit seul, pour détruire les Espagnols. Mais le roi répondit: „Je „ne crois pas, que Vous soutenés cecl serieusement; „car comme officier Vous savés, que cent fusiliers „suffisent, pour tenir en bride plusieurs milliers „de canailles &c." Enfin cela se passa, et le roi devint après tout morne et rêveur, quoique Biberius

fit tout au monde, pour le reveiller. On ne bût pas aujourdhui, comme de coûtume, la santé de Leurs Majestés Impériales. C'étoit le jour de naissance de la reine, et le roi distribua des bouquets, mais à la princesse Ulrique point.

Chetardie a été chés Grumbkow, pour lui conter toutes sortes de particularités. Il est informé jusqu'à la moindre bagatelle de la négociation de Lichtenstein. Il a dit à Grumbkow, que la comedie étoit trop belle, pour ne pas y assister; que, quand le roi voyoit Chetardie sans Lichtenstein, il le saluoit d'abord gracieusement de loin, mais quand S. M. voyoit le prince à quinze pas de là, Elle faisoit semblant, de ne pas connoître Chetardie, et regardoit en l'air, pour ne pas le saluer. D'ailleurs Chetardie est piqué de ce que Lichtenstein poursuit toujours le prince royal, et il a dit à Grumbkow: „Lichtenstein suit le prince royal „comme son ombre, et il se mêle de tous les en„tretiens avec lui". Chetardie a intercepté par Tarlo [a] une lettre de Lichtenstein au duc Jean Adolphe [b], dans laquelle il prie le duc (NB. pour complaire au prince royal), de faire employer Suhm ici comme envoyé de Saxe, et de tacher d'avoir de grands hommes pour le roi de Prusse. Il y fait espérer au duc, de le faire employer au service de l'empereur. Biberius craint, que Chetardie ne soit capable, d'envoyer cette lettre au roi, pour l'indisposer contre Lichtenstein.

Podewils me raconte, que Lichtenstein a été cet après-midi chés lui, pour lui communiquer le

a) Un des chefs des Stanislaistes.

b) Il commandoit l'armée Saxonne en Pologne.

contenu de la lettre de l'empereur au roi touchant les excès de ses troupes dans la W'estphalie et pour le prier, de soutenir la juste demande de l'empereur &c. Le prince s'est beaucoup plaint à lui de la difficulté qu'il y avoit de negocier ici &c.

28me. Je vais chés le prince de Lichtenstein. Il me tient son discours ordinaire, que le secours de la Prusse nuisoit plus à l'empereur, qu'il ne lui étoit utile, et que, quand il parloit au ministere sur certains excès, celuici repondoit toujours, que mon oncle avoit négocié avec le roi en particulier, et qu'il falloit bien, qu'ils étoient convenus ensemble de tout cela. Je répons vertement au prince: „Mon oncle est incapable d'autoriser des excès, et „il faut le mal connoître, pour en soupçonner seu„lement la moindre chose". Le prince adoucit son disant, que lui n'en croyoit rien, mais que c'étoit le langage des ministres, pour se tirer d'affaire &c. Là dessus Ponickace et Demerath surviennent. On parle de toute sorte de nouvelles, et le prince dit entre autres: „Je sai, qu'on veut me donner ici „une espece de ridicule, de ce que j'avois dit, que „les Polonois avoient été devant Crossen; et pour„tant cela a été vrai, et la cour approuve ma de„marche, et il viendra un tems &c."

Avant le dinér le prince de Lichtenstein donna au roi la lettre de l'empereur, qui fut reçue fort amiablement. Cependant leur entretien fut fort court, et à table il fût, comme de coûtume, obligeant envers le prince. Après la table il prit Grumbkow à part, pour lui parler confidemment et pour lui dire: „Il me paroît, que la cour im„périale est lasse de moi, parcequ'elle m'a ôté Ger-

„mania, dans lequel j'avois pris de la confiance et „qui connoissoit mon génie, pour m'envoyer ce „prince Lichtenstein, qui m'embarasse par sa ma„niere d'agir. Si Seckendorff avoit reçu une pa„reille lettre, il l'auroit donnée aux Mazarins a) et „m'auroit dit: „V. M., j'ai reçu une telle lettre „„pour elle; mais je ne veux pas L'importuner par „„là et veux parler à Ses ministres, et j'espere, „„que V. M. se montrera raisonnable". Mais ce „prince Lichtenstein m'embarasse en me donnant „cette lettre lui même. Oui, je vois bien, qu'on „est las de moi à Vienne, et je remarque, que „Noireau baisse, et que Lichtenstein n'est pas des „amis de Noireau; et quoique celuici ira en cam„pagne, il n'est plus en état de commander seul „une armée, et comme il manque d'amis, il se per„dra de renommée; et il lui arrivera ce qui arriva „au feu grand-chambellan Wartenberg, dont on „diroit vers la fin, pour le décréditer, que sa femme „faisoit tout: ainsi on dit de même de Noireau, „que la Bathiani fait tout. Or, comme je vois, „qu'on est las de moi, je veux bien rester mit Gut „und Blut pour l'empereur; mais il faut aussi, que „je songe aux interêts de ma maison". NB. C'est la reconciliation avec l'Angleterre traitée par les reines, et il ordonna à Biberius, de prier Guydikens à diner et de le cajoler. Le roi dit aussi: „Je vois bien, que l'ambassade du peince Lichten„stein n'est pas pour moi, mais plutôt pour mon „successeur". La dessus Grumbkow assura le roi bien fortement, que le Noireau étoit toujours le même, c'est à dire porté pour l'alliance avec le roi

a) Les ministres du cabinet du roi de Prusse.

et porté pour Germania, et que si le roi vouloit faire savoir quelque chose de confident à l'Augustissimo, il pouvoit le faire par mon canal &c. Puis Grumbkow lui dit: „V. M. ne devroit pas s'étonner, si la cour impériale Lui battoit un peu froid „par rapport à ce qu'Elle favorise Stanislas et ote „parlà indirectement à l'empereur le secours de la „Saxe et de la Russie". Ille: „C'est vrai; mais „si les Russes et Saxons marchoient au secours de „l'empereur, on ne se soucieroit plus de moi". Enfin Grumbkow tire un très mauvais augure de toute cette ambassade, qui finira par des brouillaminis et par des froideurs des deux côtés: car la cour de Vienne ayant éspéré de distinguer le roi par cette ambassade et de le porter à quelque chose d'éssentiel, et le nouveau venu n'ayant justement eû que des commissions désagréables et allant faire naturellement un portrait peu avantageux des dispositions, dans lesquelles le roi se trouvoit envers l'empereur, cela ne peut qu'éloigner Vienne de plus en plus de Berlin, et le roi de son côté prévoyant cela en deviendra d'autant plus roide et prendra son parti tel qu'il peut. Pour cet effet Grumbkow souhaiteroit, que la réconciliation pût se faire entre les deux rois beaux freres: „car, dit'il,

1°. „il faut toujours, que nous ayons quelque cour, „qui nous gouverne, de sorte que, si le ministre „de l'empereur ne nous gouverne plus, il vaudra „autant pour les interets de S. M. Imperiale, que „nous nous laissions gouverner par l'Angleterre, „qui lui est si fidelement attachée. Par-là on „pourra le mieux détruire les mensonges, qui

„courent le monde, comme si l'empereur avoit fait „travailler par Germania à irriter les deux beaux „freres l'un contre l'autre.

2°. Ou nous aurons la paix, ou la continuation de la guerre. Au premier cas Grumbkow s'imagine, qu'on n'aura plus grand besoin, ni fera grand cas du roi de Prusse. Mais si la guerre continue (comme il y a grande apparence) et que les deux puissances maritimes sont obligées de s'en mêler, „je ne vois pas", dit Grumbkow, „comment elles „pourront se passer des cinquante mille hommes, „que nous avons sur pied et dont assurément la „France feroit grande parade, si on nous négli„geoit tout à fait".

Avril.

4me. Visite de Linger, qui me raconte les intrigues de la Barbe, pour empecher la marche des pontons.

20me. Walrave a) me raconte, que le roi a dit à Lichtenstein: „Ohne Seckendorff thue ich nichts". Le roi est meditabundus.

22me. Brackel b) me fait confidence des soupçons de Lichtenstein contre moi wegen bestechen.

23me. Le Diable me fait part sub fide silentii de la confidence, que Md. de Brandt lui a faite de la promesse de mariage, que le prince Henri a fait à sa sœur. c)

25me. Der König will die Russen fressen, die an den Rhein kommen.

a) Colonel au service de Prusse.

b) Envoyé de Russie à la place de Jagouschinsky.

c) Md. de Brandt étoit née de Kamecke.

30me. Je dine chés Lichtenstein, qui est obligeant. L'aprèsmidi dans la chambre de Gillern, qui veut me faire catholique.

Grumbkow écrit à mon oncle, que le roi est las des gastes de Königsberg a), et qu'il va marier les beaux yeux b) dans la famille, dont Olympia est au désespoir.

May.

2me. Le Diable prédit à Md. de Brandt tout ce qui résultera de la promesse de mariage de Henri avec Mlle. de Kamecke — Maitreſſen aus Hochmuth eben ſo, wie aus Geilheit.

3me. Lichtenstein soupçonne le Diable touchant sa liaison avec Biberius, veut savoir de moi, de quoi il s'agit. Selon lui Biberius et Derschau sont vendus à la France.

8me. Entretien avec Lichtenstein:

Ille: „C'est une maitresse — cour pour duper „quelqu'un. Il se chipote sûrement quelque chose „avec la France, et cela sur la succession de Juliers „et Bergue".

Ego: „Le roi sait, que la France et la maison „palatine sont d'accord".

Ille. „Par conséquent la France veut faire un „partage: et justement les discours impetueux du „roi contre la France, dont Grumbkow m'a fait „part, me font juger, qu'il y a quelque chose sur „le tapis. Mais je ne me laisserai jamais tromper. „Si le roi veut se montrer bon patriote, il n'a qu'à „faire marcher son contingent. Non, on ne peut

a) Stanislas et les Polonois qui tenoient son parti.
b) La princesse Ulrique.

„pas se fier sur un tel allié, et je ne le conseillerai „jamais. An gutem Willen hat's ihm nicht gefehlt, „um Stanislaum zu soutenieren".

Ego: „Aber an Herz".

Ille: „On a fait courir le bruit, comme si Sta„nislas étoit à Stralsund, pour voir ce qu'on en di„roit, et je crois, que le roi de Prusse ne fera pas „partir Stanislas sans se stipuler quelques avanta„ges de la France".

10me. Lichtenstein revient de Potsdam, où le roi l'avoit accablé de caresses et lui fait présent d'une épée.

11me. Le prince vint chés Grumbkow, pendant que j'y fus, pour lui montrer l'épée, que le roi lui a donnée. Quoique cette épée ne soit ni d'or, ni d'argent, mais de cuivre jaune, ein rechter Officiers-Degen vor die Dragoner, et qu'on en trouve par certaines dans les armoires du roi, Lichtenstein voulut pourtant nous persuader, d'avoir appris par Bodenbruck, qu'elle avoit été fabriquée expressément pour lui et qu'on en avoit gâté plusieurs douzaines, avant que de faire celleci aussi legere et commode qu'elle est. Aussi Lichtenstein veut il la porter pendant toute la campagne. Après qu'on s'étoit levé du jeu et qu'on vouloit aller souper, Lichtenstein prit Grumbkow à part, pour lui dire d'un ton brusque: „A cette heure il faut, que le roi „éloigne Stanislas et ses adhérens de Königsberg". Grumbkow lui répondit: „Et pourquoi voulés Vous, „qu'il l'éloigne? Faites lui des propositions de ce „qu'il doit avoir quand il voudra avoir cette com„plaisance, et alors le roi s'expliquera". Princeps: „Non, das wäre allzu weitläuftig: car l'interêt du

„roi demande sans cela, qu'il éloigne Stanislaus „de ses états, et demain j'irai encore à Potsdam.“ Aparemment les caresses du roi ont fait tourner la tête à Lichtenstein et il croit, qu'avant que de partir le roi lui accordera tout ce qu'il demandera; mais malheureusement il ne sait pas encore les résolutions royales, qui sont pour lui sous presse. - Après le souper, auquel Lichtenstein n'assista pas, Grumbkow me tira à part, pour me faire les confidences suivantes :

1°. Il me confirma les caresses, dont le roi avoit accablé Lichtenstein, sans qu'on puisse découvrir, quelle source elles pouroient avoir, sinon que le prince a parlé seul au roi avant la table, en ayant prié S. M., sous pretexte, qu'il avoit quelque chose à lui dire. Là dessus ils sont entrés dans la salle à diner. Derschau et Bodenbruck, craignant que les propositions de Lichtenstein ne missent le roi de mauvaise humeur, ont poussé Ginkel à entrer aussi dans la salle, pour interrompre la conversation. Mais celui-ci, après avoir encore attendu quelques momens, ne s'est apperçu d'aucune altération sur le visage du roi, mais bien du contraire : aussi les politesses, qu'il a faites au prince, en font elles foi, et le roi a parlé en particulier de Lichtenstein, comme d'un oracle. Cependant le roi a tenu par après un discours, comme quoi il savoit, que quelques uns de ses gens ont eu des présens, que S. M. ne les leurs envie pas, mais qu'on se trompe fort si on croit, qu'Elle se fera porter par ses gens à quelque chose. Grumbkow conclut par ce discours, que Lichtenstein doit avoir in-

spiré des soupçons au roi contre quelqu'un. Pour moi je crois (sans pourtant le dire à Grumbkow) que si Lichtenstein a eu la folie de faire pareilles insinuations au roi, elles regardent plutôt Derschau (dont il m'a dit réiterativement, qu'il le croyoit gagné par la France), que Biberius lui même.

2°. Après toutes les caresses, dont le roi a comblé Lichtenstein, on auroit dû s'imaginer, qu'il ne signeroit pas les deux résolutions fortes sur les deux mémoires de ce prince touchant le contingent et Chetardie. Cependant aujourd'hui les Mazarins ont reçu ces résolutions signées de la propre main du roi, et, à ce que Grumbkow croit, elles seront délivrés demain à Lichtenstein. Grumbkow m'assure, qu'il n'a jamais rien vu de plus fort, que ces resolutions. En mêmes tems elles sont fort détaillées, et on déclare nettement, qu'on ne veut faire ni l'un, ni l'autre de ce qu'on demande, parceque quant à Chetardie le roi croit, que sa résidence est là où il est et qu'il il peut souffrir tout ministre étranger etc. et pour le contingent, daß man dem König ſein Votum abgewungen hat, et qu'il n'a jamais accordé ce souffrage, que sous la condition, qu'il ne donnera pas de contingent etc. Enfin j'espère de voir ces deux belles pièces, qui mettent le comble à la négociation de Lichtenstein: denn wie man in den Wald ſchreiet, ſo ſchallet es wieder. et si on doit continuer sur ce pied, on se trouvera bientôt hors de toutes mesures avec cette cour, dont Grumbkow est au desespoir. Il croit, que Lichtenstein, après avoir reçu les deux résolu-

solutions susdites, changera de résolution et n'ira pas à Potsdam. Car apparemment les caresses du roi l'ont aveuglé et il aura retenu expressement son rappel (qu'il a déjà depuis huit jours en poche) pour tenter s'il ne pourra pas réussir d'éloigner encore Stanislaus, afin de pouvoir dire, qu'il a encore fait quelque chose. Mais de la manière qu'il s'y prend il est impossible, qu'il puisse réusir, et il achevera de tout gâter.

3°. Grumbkow m'a assuré de son propre chef, que, s'il n'avoit retenu Chetardie, les chipoteries avec la France servoient allées plus loins; mais voyant bien, que Vitellius n'étoit pas homme à y entrer, pestant et jurant contre tout ce qui s'appelle France, il avoit détourné lui-même Chetardie de pousser sa pointe. La confession de Grumbkow est ingénue, et je crois, qu'elle est véritable.

4°. Grumbkow croit que nous sommes à la veille d'un armistice; „et alors," continua-t-il, „jugés un peu de notre belle situation. Nous l'avons gâté avec tout le monde, nous avons pesté et fulminé contre la France et en dernier lieu contre Stanislaus, les Russes nous montrent les dents, et à cette heure nous courons risque de nous brouiller aussi tout à fait avec la cour impériale, et cela par les sottises et la manière d'agir de Lichtenstein, qui s'est attiré par ses fiers mémoires ces réponses fortes, que l'empereur ne peut manquer de ressentir. Mais pourquoi pousser le roi à bout etc.?"

12ma. Je rends visite à Ginkel, qui me raconte, que le roi a meilleur visage que jamais, parlant à

haute voix, l'œil vif, la demarche bonne, mangeant avec bon appétit, mais sans excès, et bûvant peu de vin, mais le soir quantité de bierre en fumant du tabac en abondance. Avec tout cela les jambes diminuent à vue d'œil et le bras droit de même etc.

L'après-midi je me rends encore chez Ginkel, où je trouve le prince de Lichtenstein, où il me donna à lire les deux résolutions du roi. Après qu'il les eût remis en poche, il me dit en présence de Ginkel: „Vous voyez par là, que S. M. Prussien„ne n'est pas si bon impérialiste, qu'Elle le veut „paroître." Je n'y repondis rien, et il me pria de passer le lendemain chez lui.

13me. M'étant rendu chez Lichtenstein, il me déclara, que demain il vouloit prendre son audience de congé et qu'il comptoit partir le 18me droit pour Laxenbourg etc. Après m'avoit conté cela historiquement, il entra dans la ferveur du discours et me raconta ce qui suit: „Oui," dit il, „l'em„pereur en m'envoyant ici, m'a promis de ne m'y „laisser que trois mois. J'ai fait tout au monde, „pour que mon séjour ne soit pas prolongé: l'em„pereur me l'a accordé, et j'en suis dans la joie „de mon cœur. Car si l'empereur vouloit me „donner deux millions par an, je ne voudrois pas „rester ici, et cela pour plusieurs raisons, mais „surtout pour les changemens infinis du roi même, „et puis pour les chicanes et chipoteries de son „ministere. Quant au roi, il m'a accablé de bontés „et m'a dontié en dernier lieu cette épée de si bon„ne grace, que j'en ai été tout charmé: car pour „le présent même, je n'en veux pas avoir et ne.

„m'en soucie guères. D'ailleurs le roi m'a dit d'un „certain air serieux, pour m'intimider apparem- „ment: „L'on dit, que je suis françois et que je „„tire des subsides de la France: cela est vrai; „„j'en paye mes troupes. Mandés le, mon prince, „„à Votre cour." Je lui ai repondu, en le regar- „dant fixement: „So lange mir's E. M. auf solche „„Art sagen, werden Sie mich überheben, daß ich „„einen Rapport davon abstatte." „Et toujours „je lui ai donné des repliques si équivoques, qu'il „n'en a pu tirer aucune conclusion, si je croyois, „ou ne croyois pas, qu'il a des liaisons avec la „France. Après cela le roi a changé de propos, „a porté de grands verres à la prospérité des armes „de l'empereur et a donné mille assurances patrio- „tiques, qui ne lui coûtent rien. Il a continué ce „langage pendant toute la journée de mon arrivée et „aussi le lendemain. J'ai donc saisi le moment „avant la table, pour le prier de m'accorder un „moment d'audience. Je lui ai dit: „Comme V. „„M. se déclare tant patriote et bon ami de l'em- „„pereur, Elle a une fort bonne occasion pour la „„montrer en effet. Elle n'a qu'à répondre favo- „„rablement sur les deux mémoires, que j'ai don- „„nés touchant le contingent et Chetardie." „Le „roi là dessus devint tout penaud et intredit, mî- „choit la langue et dit en begayant: „J'y veux „repondre." Cependant à mon rétour ici il me „fait tenir ces deux jolies réponses, que Vous „avez lues. En même tems j'ai parlé au roi sur „Stanislaus et qu'il devroit l'éloigner de Königs- „berg; pour faire plaisir à tout le monde. Le „roi s'est excusé là dessus en disant, qu'il ne pou-

„voit le faire, parcequ'il lui avoit une fois accordé „sa protection ; mais qu'au commencement et les „douze premiers jours de sa retraite en Prusse il „l'auroit pu faire. J'aurois pu," continua Lichtenstein, „lui donner un dementi, en le faisant res„souvenir de ce qu'il a dit, étant à l'armée, tant à „l'électeur de Mayence, qu'au prince Eugène, com„me quoi il gardoit Stanislaus comme un dépôt „pour le bien public. Et comme là-dessus Votre „oncle a envoyé un courier à Vienne avec le rap„port de ceci (dont j'ai la copie,) lorsque la réponse „de l'empereur est venue et que Votre oncle en a „écrit au roi, S. M. a gardé le silence pendant „quatre semaines, et à la fin Elle a repondu, qu' „on devroit reconnoître Stanislas pour roi de Po„logne. Quel cas donc peut on faire d'un tel prin„ce ? J'aurois pu faire ressouvenir le roi de tout „ceci ; mais je n'en ai rien voulu faire, parceque „S. M. auroit pu facilement en prendre occasion „d'écrire en Hollande, comme si l'empereur se „mêloit des affaires de Pologne et contrarioit par „là le plan de paix etc., d'autant plus que Luis„sius a) dit hautement en Hollande, que son maî„tre veüt soutenir Stanislas, ce qu'un si petit hom„me comme Luissius ne fait sûrement pas sans or„dre, comme Grumbkow a voulu me persuader, „quand le lui en ai parlé. Enfin le roi dans l'au„dience que j'eus s'excusa sur la déclaration, „qu'il m'avoit fait faire, aussi qu'à Brackel et à „Ponikau b), protestant qu'il ne feroit jamais rien

a) Résident Prussien à la Haye.

b) Le maréchal de Munich avoit osé dire publiquement, qu'il enleveroit le roi Stanislaus de Königsberg. Fré-

„contre l'empereur et la czarine, mais que le Saxon „traitoit comme un Mayz etc. Enfin c'est un prin„ce, avec lequel il n'y a rien à faire : L'empe„reur, en m'envoyant ici, ma dit : „Je Vous en„„vois à une cour, où Vous ne réussirez pas.“ „Je l'ai trouvé comme cela en arrivant, et je le „lui ai mandé comme cela dès le premier moment „et depuis tous les jours de poste jusqu'ici. Non, „il ne me dupera pas, ni avec ses santés, ni avec „ses caresses. Il faudroit, que je fusse fou, pour „mander à la cour. „Jetzt ist ein gutes Tempo.“ „et en attendan que les ordres arriveroient, pour „en profiter, ce prince auroit changé cent fois de „résolution. D'un autre côté le ministere avec „ses chipoteries et chicanes ne me dupera pas non „plus. Je suis toujours allé droit, en exécutant „les ordres de l'empereur au pied de la lettre, en „donnant par écrit des mémoires et en envoyant „leurs reponses en original en cour. C'est par cette „manière de négocier qu'ils voyent traverser tout „d'un coup toutes leurs chipoteries, et on peut „leur montrer tôt ou tard leur belle conduite. „Dans la dernière conférence, que j'eus avec Bra„ckel et Ponickan, je pensois crever de rire. Borck „en homme d'honneur (tel qu'il est véritablement) „fit la proposition, que son maître lui avoit prdon„née, puisqu'il ne pouvoit s'en dispenser ; mais „les deux autres messieurs battoient beaucoup la

derie Guillaume s'en fâcha beaucoup et fit déclarer aux envoyés des trois puissances alliées, qu'il regarderoit une telle violence comme une rupture de paix et qu'il vouloit absolument qu'on respectat l'asile accordé à ce prince infortuné.

„campagne et gasconnoient beaucoup. Pour moi, je „leur ai toujours répondu en raillant. Podewils „p. e. zupfte den Berck beim Rock, pour le faire „souvenir, que le roi vouloit retirer ses dix mille „hommes en cas que les Russes exécutassent leurs „menaces etc., croyant m'embarrasser beaucoup „là. Mais je leur répondis: „Es thut mir leid we„gen der zehntausend Mann: denn auf die Art „werden sie keine Winterquartiere bekommen." Et quand Thulemeier dit: „Ja, wenn der König, „mein Herr, seine Adler hätte wollen in Polen flie„gen lassen ꝛc." je lui répliquai en badinant: „Ich „„bitte Sie gar schön, E. E. lassen Sie keine Adler „„nach Polen fliegen; es giebt ohnedem daselbst ge„„nug Adler ꝛc." Enfin Ponickau a aussi fort bien „répondu à Podewils. Lorsque celui-ci dit: „Ich „„bitte, machen Sie nicht, daß wir auf die Leipzi„„ger Michaelismesse kommen und Lerchen dort essen „„ꝛc." Ponickau répondit: „Ich bitte, nehmen „„Sie sich vor die Leipziger Lerchen in Acht: denn sie „„sind sehr unverdaulich." J'aurois souhaité, que „Brackel eût aussi voulu parler un peu plus haut, „qu'il n'a fait. Apparemment il a ses instructions „pour cela, et il croira, que par des ménagemens „on peut effectuer quelque chose ici. Mais il se „trompe beaucoup, et si je m'étois trouvé à la „place, j'aurois dit à Thulemeier, quand celui-ci „disoit, que le roi prendroit l'enlévement de Sta„nislas pour une rupture: „Monsieur, est ce que „„Vous me dites cela par ordre du roi, et est ce „„que j'en dois faire rapport?" Par une repli„que pareille Brackel auroit tellement embarrassé „Thulemeier, qu'il seroit sûrement venu le prier

„mains jointes, de n'en mander à sa cour. J'es-
„père aussi, que la cour de Russie commencera à
„traiter cette cour comme il faut; et comme on
„équipe à cette heure une escadre à Petersbourg,
„j'espere, qu'on l'enverra à Pillau, et qu'on parlera
„à S. M. Prussienne. J'espère de plus, qu'en quatre
„ans d'ici on aura mis le roi si bas, qu'on n'aura plus
„besoin de lui, et si je puis y contribuer, je le ferai
„de grand cœur. Si j'étois à la place de l'empereur,
„je renverrois dès à cette heure les dix mille hom-
„mes, qui sont à l'empire plus de dommage que
„du bien, und ich wollte keinen Groschen darum
„verwetten, que, quand cela viendra à une ac-
„tion, Rœder [a] n'aura quelque ordre secret en
„poche, pour ne pas combattre etc."

14me. Le Diable me dit, der König rede mit Fleiß übel von den Franzosen, damit die Sachsen und Russen proponiren sollen. Ponickau ist übel zufrieden mit Lichtenstein. Zu Suhm sagt er, daß er sich nicht zum Minister schickt.

15me. Frédéric Wartensleben [b] me raconte des particularités de Potsdam. Der König ist gesund, sagt er, wünscht zu sterben und hernach wieder aufzuleben, um die Veränderung mit anzusehen ꝛc. Alexandre veut parler sa tête, que Junior n'a pas donné commission à Lichtenstein, de m'éloigner d'ici. Der Kronprinz hält mich vor unvorsichtig.

20me. Tiberius me fait appeller, pour me raconter les soupçons de Lichtenstein contre lui, Thu-

a) Il commandoit le corps auxiliaire de Prussiens.

b) Fils du maréchal de Wartensleben. Il avoit été employé comme ambassadeur du roi de Prusse à Copenhague.

lemeier, Katte et Derschau; hat Proben in Händen, um Leute unglücklich zu machen. Discours du roi sur ce sujet: „Gucke durch die Finger" &c.

22mo. M'étant rendu chés Orondate a) il me demanda, si on ne lui donneroit pas des lettres de recréance. Je dis: „Si V. A. les demande, je „crois qu'il n'y aura pas de difficulté de les expé„dier; mais comme dans la lettre de l'empereur, „qu'Elle a remise au roi, Elle a été accréditée sans „caractere ministériel et seulement pour le tems „qu'Elle resteroit ici, je pense qu'on s'imagine ici, „qu'il seroit superflu de Lui donner une lettre de „recréance, surtout comme V. A. n'a présenté au„cune lettre de rappel". Orondate gouta ceci et balança, s'il devoit encore demander à Borck une lettre de recréance, ou non, desorte que je ne sai pas ce qu'il fera. Après cela Orondate fit fermer les portes de sa chambre et me dit: „Comme Vous „restés ici, je Vous dirai à quoi il faut que Vous „preniés garde àprésent. C'est que la vue des mal„intentionnés, et surtout de Grumbkow et Der„schau, est de faire peur au roi de la Russie et de „lui faire àcroire, que cette puissance lui parle à „grosses dents, afin de le porter à faire quelque dé„claration vive à Brackel; et ils esperent, que, si „la Russie y répondoit vertement, ils nous prive„roient parlà du secours de la Prusse et de celui de „la Russie en même tems. J'y ai préparé Ostein b) „et Brackel, afin qu'on ne se précipite pas, mais „qu'on réponde avec toute la douceur possible, en „différant son ressentiment à un tems plus propre.

a) Le prince de Lichtenstein.

b) Ambassadeur de l'empereur à la cour de Russie.

„Voilà à quoi il faut que Vous veillés. Car com-
„me nous n'avons rien à esperer du roi, ni deman-
„dons rien, soit en argent, soit en troupes, il faut
„se contenter de conserver les choses in statu quo.
„Mais les Gaulois d'ici tachent de brouiller les car-
„tes au possible et de nous priver du secours de
„Russie et de Prusse en même tems. C'est depuis
„dix à douze jours que je m'en apperçois: surtout
„les deux messieurs susdits (qui sûrement sont ga-
„gnés par la France et en ont tiré de l'argent) in-
„ventent et forgent à dessein des nouvelles, pour
„irriter le roi. Entre autres Grumbkow la derniere
„fois, que je fus à Potsdam, fit lire par Derschau
„à la tabagie une gazette françoise fort maligne,
„qu'ils avoient composée entre eux, pour insinuer
„au roi, que le meilleur parti, qu'il pouvoit pren-
„dre, étoit de se tenir coy. et Derschau appuya sur
„tous les passages, qui étoient contre nous et no-
„tre sisteme. C'est assurément une conduite indé-
„cente à M. Biberius, qui devroit se souvenir des
„bienfaits, qu'il a reçus de l'empereur: mais cet
„homme est surement gagné par la France. Il a
„dupé Votre oncle et il voudroit nous duper encore
„à l'avenir; mais je ne suis pas assés sot, pour
„donner dans le panneau. Le roi m'a tenu un dis-
„cours fort significatif; il m'a dit: „Je sai, que
„„beaucoup de mes gens sont gagnés par la France,
„„et je les connois tous. A la bonne heure; si la
„„France veut être assés sotte, pour leur donner
„„des présents, ils n'ont qu'à les prendre, et l'ar-
„„gent restera dans le pays et eux et leurs enfants
„„l'y dépenseront; mais ils se trompent s'ils cro-
„„yent me mener par le né. Non, mon prince,

„„ne craignés rien avec moi. Si feu mon pere vi-
„„voit encore, l'empereur pourroit se défier de lui:
„„car il se laissoit gouverner par ses favoris. Mais
„„avec moi Vous n'avés rien à craindre: je con-
„„nois mes intérêts, et je suis trop bon patriote,
„„pour abandonner l'empereur". Enfin mille as-
„surances pareilles. „Mais", poursuivit le roi, „je
„„me trouve dans une situation scabreuse touchant
„„Cleve et Neufchâtel, et pour Chetardie Votre
„„cour n'a non plus rien à craindre de ses insinu-
„„ations, et Vous pouvés bien me laisser le petit
„„profit, qu'il dépense son argent ici"". Orondate veut avoir répondu: „Mais V. M. n'auroit
„pas du provoquer à l'exemple de la cour palatine,
„parcequ'Elle sait, que pour l'amour de V. M. nous
„nous sommes brouillés avec le Palatin". Rex:
„Oui, il est vrai, et je voudrois, qu'on n'eût pas
„mis cela dans la résolution, qu'on Vous a remise".
Orondate continua à me dire: „J'aurois pû chipo-
„ter tout comme un autre; mais je n'aime pas ces
„chemins fourrés, d'autant plus que j'ai prévû,
„qu'il n'y avoit rien à faire: „ainsi je suis allé
„mon chemin droit en exécutant les ordres du mai-
„tre. Je sai bien les discours, que Biberius a tenu
„de moi, et ceux du comte de Manteuffel, et qu'on
„a tout employé, pour me faire partir; mais je
„m'en moque; ayant employé moi-même tout au
„monde, pour partir au plus vîte, voyant bien,
„qu'il n'y a rien à faire ici, et ne voulant pas res-
„ter, si l'empereur me vouloit donner deux milli-
„ons par ans. Après cela on m'a détaché ce baron
„Pöllnitz, pour me faire de fausses confidences et
„pour me tirer les vers du né; mais je ne suis pas

„sot, pour donner dans le panneau et pour me fier „à un homme de si mauvais caractere, qui reçoit „journellement quatre à cinq billets de Biberius et „qui mérite, que l'empereur le fasse encoffrer s'il „vient un jour à Vienne". Ego: „Cependant „Pöllnitz se glorifie, qu'il ne dépend que de lui „d'être le ministre secret de l'empereur, et qu'on „offre des pensions &c." Orondate: „Qui est ce „qui lui offre des pensions? Il le ment, et s'il re„vient jamais à Vienne, je serai le premier à con„seiller de le jetter dans un cachot, dont il ne „pourra jamais sortir. Mais pour revenir à Der„schau, c'est un homme entierement vendu à la „France: car j'ai observé, que dans tous les dis„cours il épouse chaudement les interêts de la France „et de l'Espagne. L'autre jour le roi a dit dans la „tabagie (lorsque je n'y étois pas): Je sai tous „ceux, qui ont pris de l'argent de la France"; mon„trant ensuite les officiers du doit; „Ihr habt „nichts genommen, Ihr auch nicht"; mais venant „à Derschau, so hat er ihn überhüpft, worüber die„ser feuerroth worden und ihm der kalte Schweiß an „der Stirn gestanden: marque sûre, qu'il s'est „trouvé coupable". Au reste Orondate est persuadé des trois choses suivantes: 1°. que le roi est intentionné d'aller à l'armée, quoiqu'il ne le dise pas encore; 2°. qu'il est très porté à se reconcilier avec l'Angleterre et de passer par toutes les conditions, qu'on voudra lui prescrire; 3°. qu'il est incliné à s'accommoder avec le Saxon, pourvû qu'on veuille lui faire des propositions &c. A tout ce que dessus je n'ai presque rien répondu.

23me. Visite de Lichtenstein, qui prend congé

de moi et part aujourdhui. Je lui dis, que j'espere, qu'il me témoignera que je suis honnête homme. Ille: „Je ne saurois pas dire autrement, et même très capable".

27me. J'ai une entrevue avec Biberius et voici ce qu'il me conte:

1°. Biberius a écrit au roi, qu'Orondate est parti très mécontent par rapport aux affaires, mais content par rapport à l'accueil. Biberius will dem König verrücken, was er wegen Bestechen seiner Diener gegen Orondates gesprochen. Vitellius meynt den Biberius selbst, als welcher ihm gesagt, was ihm für Anerbietungen geschehen, et, indole comme il est, il a crû que celui-ci l'a pris. Biberius lui a dit tout ce que Chetardie lui a dit, en prenant le contrepied d'Orondate: z. B. Churfürst Friedrich Wilhelm sechsmalhunderttausend Thaler Banco, die Churfürstin halb so viel, das Agio an drey Minister, Grumbkow, Meinders, Fuchs ꝛc.

2°. Der König will keine Millionen verleihen, macht sich ein Gewissen daraus, von des Kaysers Noth zu profitiren ꝛc.

3°. Ginkel ist ein loser Vogel, will überall Confusion machen ꝛc.

29me. Pöllnitz ayant rencontré le Diable à la parade, le prit à part pour lui dire, qu'apparemment il seroit bien aise, qu'Orondate étoit parti, parceque ce prince s'étoit grievement plaint de ses maneges et des miens, et surtout des miens, disant; „Ce petit monsieur veut tirer avec moi à „la courte paille, et se mettre en parallele avec „moi et chipoter avec son cher Diable et son „cher Biberius, en leur écrivant des billets, tout

„cela pour me contrecarrer. Mais ce petit mon„sieur se trompera furieusement, et à mon arrivée „à Vienne je ferai voir, que je suis en état de ren„verser par un tour de main toutes ses petites „idées et chipoteries, et ceux de son cher Diable t „car je sai, que celui-ci a aussi écrit, pour me „brouiller avec le roi de Pologne".

Diable: „Une confidence vaut l'autre. Je Vous „dirai à mon tour, mon cher baron Pöllnitz, qu'O„rondate ne Vous a ménagé non plus; et il a dit „à son dernier retour de Potsdam, qu'il feroit de „Vous un portrait à l'empereur comme d'un hom„me méprisable et digne de grandes punitions".

Pöllnitz: „C'est infame d'Orondate. Car, après „tout ce qu'il avoit dit et écrit de moi au commen„cement, tant au prince Eugene, qu'à Barten„stein, je ne me fiois plus à lui; cependant pen„dant son dernier sejour de Potsdam il me fit mille „caresses et contestations de sa bonté, et en même „tems mille confidences, comme quoi toute la cour „de Berlin étoit gauloise et prenoit de l'argent; „et après m'avoir parlé longtems de Biberius, il me „disoit: Il n'y a pas un homme à Berlin, qui „puisse resister à la tentation de deux mille ducats. „La dessus je lui ai donné un démenti, ne pouvant „souffrir, qu'on parle de cette façon des ministres „du roi mon maître, dont il y a quelques uns, qui „sont aussi bien en état de me donner deux mille „ducats, que ce fier Orondate; et je lui ai répon„du: „Si Vous me vouliés donner les deux mille „„ducats ils seroient fort mal employés: car je „„ne puis faire ni chaud ni froid et je reglerai tou„„jours mes discours à ce qu'ils puissent plaire au

„„roi; mais si S. M. me demande sérieusement „„quelquefois: „Was meynt ihr davon? Wie? „„Sprecht, sagt Eure Meynung," je prens à témoin toute la tabagie, que j'ai toujours pris le „„parti impérialiste et celui de la Saxe." Je trouve aussi étrange, qu'Orondate veut me blamer de „ce que je fréquente Chetardie, lequel étant souffert ici par le roi et me faisant des civilités, je „ne sais pas pourquoi je devrois commettre des „impolitesses envers lui, d'autant plus que j'ai vû „plus d'une fois à la parade et aux assemblées, „qu'Orondate lui même lui a fait des avances. En „un mot, c'étoit un drôle de sire qu'Orondate; „qui n'étoit nullement propre pour la négociation, „qui commettoit sottises sur sottises, étourderies „sur étourderies, qui battoit la campagne comme „un enragé, et qui, s'il étoit resté plus longtems, „auroit tous mis sans dessus dessous. Et puisque „V. E. me dit, qu'Orondate veut faire de moi „un mauvais portrait à Vienne, je puis lui dire en „confidence, que je lui ai rendu la pareille, en „écrivant à mes amis à Vienne et le dépeignant tel „qu'il est." (NB. Je sais par Biberius, que Pöllnitz a écrit à la comtesse Fuchs, grande-maitresse de l'impératrice, une lettre de vingt pages remplies de sottises d'Orondate; et le Diable verra, ob er den Pöllnitz so trembrig machen kann, ihm diesen Brief zu nehmen, qui sera sûrement une pièce divertissante.) „Il est fort bon, qu'Orondate „soit parti: car avec ses soupçons il auroit tout „gâté, et par les intrigues, qu'il jouoit entre le „prince royal et le roi, il auroit bientôt mis tout „en confusion et désunion. Le roi, il est vrai, l'a

„accablé de bontés; mais Vous savez, que les „paroles ne coutent rien à S. M.; et Elle a beau„coup relâché de la première idée avantageuse, „qu'Elle avoit de lui à son arrivée, disant: „Il „„ne m'a pas fait la moindre proposition, mais des „„reproches continuels pendant tout le séjour, „„qu'il a fait ici.“ Enfin tout cela ne me regarde „pas: car je ne suis ni pensionnaire de la cour „impériale, ni rien; mais jamais elle n'auroit pu „faire un choix plus mauvais, que dans la person„ne d'Orendate etc.“

Je surviens à cet entretien, et quoique je n'aye presque jamais parlé à Pöllnitz, il me répéta pourtant une bonne partie des griefs contre moi et Biberius, aussi le passage des deux mille ducats etc. à quoi je n'ai répondu que par des monosillabes, sachant bien, que Pöllnitz est un double espion. Il nous quitta; pour dineř avec Chetardie, auquel il aura raconté sans faute toutes ces particularités, ce qui fera naturellement un charmant effet, pour se moquer en France sur l'envoi d'Orendate, par lequel les affaires de l'empereur ont sans doute été plus gâtées, qu'elles n'ont prospérées.

30me. Je dine chez le roi. Il est de mauvaise humeur. „„Der iſt ein Hundsfott, wenn es auch ein „„gekrönter Haupt wäre, der mich vor franzöſiſch hält. „„— Gallowski ſchickt ſich zum Generallieutenant mit „„der Stadtknecht.“

Juin.

3me. Je dine avec Brackel.

4me. Grande revue de dix regimens. Le roi embrasse le prince royal devant la ligne.

7me. Revue du régiment de Glasenapp. Le roi est mécontent. „Major Gumprecht reutet eine Schind„mähre.“ — „Sollen morgen nachexercieren.“

9me. Revue du régiment de Dönhoff. Le roi est content. Je remarque qu'il me boude.

Biberius me raconte, qu'il a parlé hier avec le roi sur la réconciliation avec l'Angletetre, et que celui-ci a dit: „S'ils ne croyent pas avoir besoin „de mon amitié, je m'en f....

Borck me dit, que les ministres impériaux ont dit à Gotter a), que Lichtenstein avoit tout gâté à Berlin, dont le roi étoit fort faché, disant: „Wer kann solche Lügen schreiben? Sollen antwor„ten: Es ist nicht wahr.“

Fréderic Wartensleben me dit:

1°. qu'il a appris par son frère cadet b) combien le prince royal est porté pour Lichtenstein, disant, daß er ehrlich et qu'il lui ouvert les yeux sur les fausses insinuations de La Chetardie (Alexander hat ihn noch nicht auf mein sujet bringen können);

2°. que le roi est fort mal; will sich nicht mehr legen, sondern so im exercitio sterben, hat grausame Schmerzen im Leib; schläft nicht, kann keinen Tabak mehr leiden. Die Krankheit ist just jährig.

12me. Je soupe chez Biberius, avec lequel j'ai une longue entrevue jusqu'après minuit. Voici par ordre alphabétique les confidences qu'il me fait:

1°. La Barbe.

a. Son crédit auprès de Vitellius n'est présentement pas excessif et celuici le fait appeller

a) Envoyé du roi de Prusse à Vienne.

b) Alexandre.

rarement au château, étant piqué contre lui de ce qu'il lui a contredit dans des discours, qui regardoient le métier. P. e. Vitellius ayant soutenu, qu'il étoit faisable et possible que les François bombardassent Mayence, la Barbe soutint le contraire, et Vitellius dit après in pleno: Man will mir das abdisputiren, just als wenn ich nichts vom Métier verstünde.

b) Auprès de Junior (si on en peut juger par les manières d'agir et le discours de celui-ci) la Barbe sera un jour omnipotens.

c) La Barbe a raconté au roi, daß das anhaltische Reichscontingent beim Mausthurm stündt und daß er darüber an Germania geschrieben, „er „möchte es doch zu seiner Küchengarde machen;" aber Germania hätte nicht geantwortet.

d) La Barbe a dit à diverses réprises au roi in pleno, que Germania s'étoit rendu méprisable et détestable à l'armée impériale, pour y avoir introduit les troupes de Saxe-Gotha, Weimar et Eisenach, qui n'étoient pas en état de rendre des services et qui néanmoins coutoient tant à l'empereur; que les généraux et officiers avoient crié publiquement sur ce sujet contre Germania, jusqu'à ce qu'on eut envoyé ces troupes en Lombardie, d'où pourtant on avoit été obligé de les retirer encore. „Le roi a répondu à la Barbe: „On devroit plûtôt avoir de l'obligation à Germania de ce „qu'il a fait marcher ses troupes, welche man „sonst gar nicht gehabt hätte, und welche doch „immer ein Loch zugestopft haben." Mais la

Barbe a réitéré ce discours tant de fois, qu'à la fin le roi s'est tû.

e) La Barbe a dit in pleno au roi: „So lang „der Kaiser, wenn er Geld borgt, nicht obligirt „ist, etwas von Land und Leuten zu versetzen, „so brennet ihm das Feuer noch nicht auf die Nä„gel. Wenn er aber von E. M. Geld borgen „wollte, so sollten Sie sich Râremonde versetzen „lassen, um die Holländer dadurch enragiren zu „machen." La dessus Biberius a dit à l'oreille à la Barbe: „Von Limburg habe ich wohl ge„hört, aber nicht von Râremonde. Ille. „Das „weiß ich auch wohl, daß diese Proposition auf „dem Tapet gewesen, indem mir alles bekannt, „was man hier proponirt ꝛc." Cependant le roi a répondu à la Barbe: „Ich mag mich nicht „in dergleichen Sachen mischen, die mich nichts „angehen."

f) La Barbe cajole beaucoup Alexandre Wartensleben à cause de son prétendu favoritisme auprès de Junior.

2°. Biberius. Junior lui bât très froid et Biberius lui rend parfaitement la pareille. Celui-ci est si outragé de tous ces maneges, qu'il se rendra dans peu à son régiment en Poméranie.

3°. Borck (le général). Il a dit à Biberius, que le roi a mis sur la rélation de Gotter touchant Orondate: „Es ist nicht wahr, daß ich ihn nicht habe „leiden können. Ich halte ihn vor einen großen Ge„neral und vernünftigen und capablen Mann ꝛc." Biberius a répondu à Borck: „C'est une mise„re, qu'on ne fait pas comprendre au roi les ré„lations telles qu'elles sont: car Gotter ne dit

„pas, que le roi n'avoit pu souffrir Lichtenstein, „mais que la cour impériale étoit mécontente de „lui de ce qu'il avoit gâté les affaires." D'ailleurs Borck me soupçonne d'avoir rendu de „mauvais offices à Lichtenstein, et il l'a dit à „Biberius."

4°. Borck (envoyé prussien en Angleterre). Il est attendu en peu de jours ici; mais il sera fort mal reçu, et on lui ôtera ses appointemens et tout, parceque le roi est piqué contre lui de ce qu'il a donné tant d'espérance dans l'affaire de la réconciliation sans qu'on en ait vû l'effet, ayant mandé epoote dernierement en chiffres, que la reine d'Angleterre avoit voulu pousser le roi son époux à la réconciliation et que celui-ci y avoit répondu: „Vous allez toujours si vite „en besogne! à cette heure laissez moi faire, „et je feral tout etc."

5°. Biron (général-major russe). Il a envoyé depuis peu un grand homme au roi, qui lui fera apparemment fermer les yeux sur les façons d'agir des lieutenants-colonels Kayserlingk et Ostamblowsky, lesquels, après avoir expulsé les Stanislaistes du païs du roi, y veulent entrer de nouveau, pour chercher partout ceux qui se sont cachés par-ci par là. Mais Katte est allé, pour leur parler à grosses dents.

6°. Chetardie. Il commence à être terriblement dégouté de Berlin, tant à cause de la froideur du roi et du prince royal envers lui, qu'à cause qu'il voit, que les affaires en Pologne sont finies et que par conséquent il ne reste plus aucun objet de négociation pour lui: car pour ce qui

est de Stanislas et de ceux, qui lui restent attachés, la France peut lui envoyer par des marchands l'argent, qu'elle lui destine. Chetardie s'étant plaint l'autre jour à Biberius de ce que le roi lui tournoit toujours le dos et n'otoit jamais son chapeau, a ajouté: „Pourvû que le roi de „Prusse me veuille faire entendre par main tier„ce, qu'il ne veut plus de moi, je serois bien „aise de m'en aller;" désorte que Biberius est persuadé, que si à cette heure le roi vouloit lui faire insinuer la moindre chose, il décamperoit, voyant bien, qu'il n'y a rien à gagner ici pour lui etc. D'ailleurs Chetardie est parfaitement informé du désir de Vitellius de se réconcilier avec le Breton, et il en a parlé en dernier lieu à Biberius, ajoutant: „Je sai bien, que Votre maître brûle d'envie de se reconcilier avec son beau-frère;" mais je sais aussi, qu'on n'en fera rien „de l'autre coté, puisqu'on craint, 1° que Vous „voulez participer à la médiation, et 2° que Vous „voulez des mariages; et en Angleterre on ne „veut ni l'un ni l'autre."

7. Finck (le Feldmaréchal). Il est fort jaloux du crédit, que la Barbe gagne auprès de Junior et quand Biberius lui a raconté ce qui s'est passé entre Junior et la Barbe, lorsqu'ils ont dinés chez le premier a), Finck a fait de grands yeux et a répondu: „Si cela est, il faut prendre ses „mesures de loin, pour se retirer en bon ordre."

a) Le prince d'Anhalt déclara publiquement à la table de Grumbkow, qu'il buvoit toutes les heures et minutes à la santé et à la conservation du prince royal.

8°. Olympia. Elle paroît être fort indifférente au sujet de la maladie de Vitellius, tant apparemment lasse de lui et espérant bien de l'avenir; mais elle pourroit bien se tromper terriblement dans son calcul: car, quoiqu'elle haïsse mortellement la princesse royale et que par là elle se fasse aimer par Iunior, Olympia haït, pourtant en même tems la princesse héréditaire de Bayreuth et lui rend de mauvais offices auprès du pere, en lui racontant toute sorte d'anecdotes odieuses; et c'est par là qu'elle gâte tout auprès de Iunior, qui estime cette sœur de Bayreuth au delà de l'expression, et qui, selon les apparences, la fera briller un jour.

9°. Schulenburg (le général-major). C'est apparemment lui, qui aura un jour encore de l'ascendant sur Iunior, et ce sera par lui, comme un véritable honnête homme, qu'on pourra rectifier ce prince. Schulenburg, qui prétend le connoître à fond, a dit à Biberius au sujet de la Barbe, qu'intérieurement il la haïssoit et qu'il n'en feroit un jour ni plus ni moins, nonobstant toutes les caresses, dont il l'accable présentement &c. Il faut voir, comment cette prophetie sera vérifiée &c.

10°. Vitellius. Selon toutes les apparences il est pourri en dedans: car ces pointes au côté gauche, dont il se plaint présentement et dont il sent de terribles douleurs aussi souvent qu'il est obligé de tousser, ne signifient rien de bon. Vitellius sent lui même, que la machine va terriblement en décadence, et il a dit à diverses réprises in pleno aux officiers, qui entouroient son

lit: „A cette heure Vous ne devés plus envo-„yer, pour faire faire des secrues &c." Cependant Biberius espere toujours, que Vitellius, graces à son bon naturel, pourra encore se traîner pendant quelque tems, d'autant plus, que la maladie est autant dans l'esprit, que dans le corps, étant piqué d'un côté contre le Breton; et brûlant d'un autre côté d'envie d'aller faire la campagne au Rhin, ayant dit: „J'ai reçu des „lettres de l'armée; mais je ne veux pas les ou-„vrir; car le cœur me saigne quand je pense, „que je ne puis pas y être". Ainsi pourvû qu'il se trouve tant soit peu mieux, Biberius s'imagine, qu'il pourra encore prendre le prétexte des bains, pour se rendre à l'armée. Le roi aime et estime le prince Guillaume de Hesse, et rien n'est plus facile, que de faire leur paix, pourvû qu'on puisse donner au roi l'assurance, que Guillaume est de ses amis: car il est dans l'opinion, que celui ci le méprise et le hait.

13me. Voit de Bayreuth a) a audience du roi. — „Soll ich gratuliren, oder condoliren? Meine Tech-„ter muß sich besser f....., lassen. Le roi déclare à la tabagie tous ceux pour des Habacucs, qui ne prennent pas Lichtenstein pour grand ministre. Il déclame à ce sujet contre Sinzendorff.

15me. Voit dine avec le roi. Der Kronprinz nimmt sich Bayreuth an, le roi cajole Voit.

17me. Biberius me dit, que Chetardie veut demander audience, pour se plaindre du mauvais accueil, qu'on lui fait.

a) Le baron Voit de Salzburg, envoyé du Margrave de Bayreuth.

20me. Confidences de Fréderic Wartensleben:
1°. Iunior b.... sa femme l'aprèsmidi, dit, qu'elle a un joli corps et beau c...
2°. Iunior est rectifié par Du Val touchant le Saxon.
3°. La lettre du Noireau, pour procurer à Iunior la liberté de faire la campagne, fait bon effet.

21me. Le roi refuse l'audience à Chetardie.

22me. Le roi garde toujours la chambre. Er redet heute von nichts, als ſterben.

26me. Je dine chés le roi. Il me questionne: „Wo werden die Ruſſen Winterquartiere nehmen"? Ego: „Sie brauchen keine". Le roi est content, cependant piqué contre Hannovre et le prince Guillaume.

28me. Le roi refuse gracieusement au prince royal de faire la campagne. Alexandre Wartensleben me dit, daß ſich der König verſtellt mit ſeiner Krankheit und daß Vater und Sohn gut mit einander ſtehen.

29me. Le roi accorde au prince royal la permission de faire la campagne, sous condition que les deux corps impériaux se joignent &c.

Juillet.

3me. Je dine chés le roi. En entrant il me dit: „Chavigni a débarqué à Hannovre: ainsi je ne suis „pas le seul François. Es ſind Schurken, die mich „dafür halten ꝛc." Il dit la même chose à Demerath. Le reste se passa amiablement. General Kalkſtein ſagt mir, daß der König einen polniſchen Pagen für den Prinzen Ferdinand annimmt. Er ſoll Polniſch lernen aus wichtigen Urſachen.

Fréderic Wartensleben me confie, que le prince royal couche avec la princesse royale et qu'il réprimande le comte de Truchses a) de ce qu'il médit de mon oncle et de moi &c.

4me. Ginkel me dit, que la Barbe est fort en avant dans les bonnes graces du roi et de la reine &c.

11me. Voici ce que Biberius me raconte:

1°. Das Ministerium macht ein günstiges Referat wegen der Römermonate für den Prinzen Eugen; der König schreibt an den Rand: „Ich habe kein „Geld".

2°. 43,000 Thaler für 46 Recruten aus dem Schatz bezahlt.

3°. Des Königs Bedingungen, um zu agiren, sind: Compoßeß in Berg, Werbung, Winterquartiere ausgemacht ꝛc.

4°. La Herwein a porté le portrait d'Ulrique au prince de Galles et a entretenu Olympia de vaines espérances.

5°. Le jeune Borck, pour se disculper, a accusé le prince Guillaume de Hesse, comme s'il avoit traversé la négociation de la reconciliation. Der König fragt den Biberius: „Aber warum negli„girt mich Engelland so"? Biberius: „Weil E. „M. dem Fürsten von Lichtenstein so fest versichert, „daß Sie keine andere Partey nehmen würden: „also einen Menschen, von dem ich nichts zu fürch„ten, den recherchire ich nicht ꝛc." Diese Antwort macht dem König das Podagra haben.

6°. Der König fürchtet, Iunior möchte zu gut kayserlich werden, wenn er ihn zu lang bey der Armee läßt.

a) Général prussien.

7°. Iunior dit à Nazmer: „Thulemeier écrit comme un crocheteur".

8°. Gotter will Abſchied und Penſion haben, und Kuhlewein ſoll mit tauſend Thalern nach Coppenhagen gehen. Der König ſchreibt auf das Referat: „Soll ich ſo viel Diener annehmen als der Kayſer"?

17mo. Je dine chès le roi avec la Barbe, Demerath &c.; Le roi est amiable. Er will „einen Finger darum geben, daß es dem Kayſer nicht ſo übel „gienge"; will Demerath lutheriſch machen ꝛc.

31mo. Chavigny arrive d'Hannovre.

Août.

10mo. Chavigny part pour Hannovre.

11mo. Biberius me raconte tout ce qui s'est passé avec Chavigny: NB. aucune proposition.

21mo. Ginkel me confie, que le roi s'étoit levé la nuit, pour dicter un plan de paix.

J'étois prié à diner chès le roi, et quand je vins dans l'antichambre, j'y trouvai le reste des conviés; mais le roi étoit dans la salle à manger avec Biberius, avec lequel il a eu une longue conférence. J'ai su par après, que cela a roulé sur les avances, que les puissances maritimes doivent avoir faites au roi, et que S. M. est fort piquée contre Podewils et Thulemeier, qui Lui ont fait un réferat sur ces affaires, et qu'Elle a dit: „Die Blackſcheißer ſollen ſchreiben, was ich befehle, und ſollen mir keinen „Rath geben".

Enfin le roi sortit dans l'antichambre et je vis d'abord à son visage, daß kein guter Wind war. Il demanda à Ginkel, si les états-généraux feroient une augmentation. Celui ci répondit, que les pro-

vinces alloient présentement délibérer là dessus. Pretorius dit: „J'ai eu des lettres du prince de „Lichtenstein, que les Russes arriveront le 24me. „du courant à l'armée du Rhin: et c'est pourtant „un renfort très considérable: car ils sont au delà „de douze mille hommes". Rex: „Comment, „douze mille hommes? Cela ne se peut pas. Ils „ne sont que seize bataillons; chaque bataillon „compte tout au plus sept cent hommes. Ils ne „sont que dixmille hommes, c'est le bout du monde". Pretorius: „Aber nach ihren Tabellen sind sie stär„ker". Rex: „Truppen aufm Papier und in Rei„hen und Gliedern ist ein Unterschied. Ein Officier, „wie Sie, muß sich nicht an's Papier kehren, son„dern sehen, was effective da ist". „Brackel inter„pella: „Cependant Pöllnitz, qui les a vu passer „en Franconie, m'a dit hier, qu'ils sont au delà de „treize mille hommes, et qu'il nous manque bien „plusieurs officiers, mais que nous n'avons gueres „de malades". Rex: „Was? Monsieur Pöllnitz „ist ein Schreiber. Ein Schreiber verstehet den Hea„ker von Soldaten". (A ces paroles Podewils rougit comme une écarlate) „Wann Monsieur Pöllnitz „mir vom Anspachischen und Bayreuthischen Hof „spricht, so glaube ich ihm; wann er mir aber von „complet und uncomplet spricht, das verstehet er „nicht ꝛc." Là dessus le roi changea de discours et dit en souriant: „A Herrenhausen il y a eu une „grande chasse de sangliers, et les héroines ont „accompagné le roi, et j'aurois aussi pû envoyer „d'ici quelques héroines au roi &c." Là dessus il nous raconta, qu'ayant été hier à Charlottenburg, il y avoit trouvé dans le jardin deux filles, qu'il

avoit d'abord reconnues pour des p..... &c. Et le roi demanda à Happe, s'il ne les connoissoit pas. Happe répondit, que non. On badina longtems sur cette matiere des p.....

L'on se mit à table, qui fut fort égayée par les différens propos, qu'on mit sur le tapis et dont je toucherai les principaux.

1°. Der König hetzt den Pretorius und den Ginkel zusammen über die Préférence der Marine der Dänen und der Holländer. Le roi parût au commencement prendre le parti de Pretorius, ce qui rendit celui ci fier. Grumbkow prit le parti de Ginkel, qui poussa sa pointe avec beaucoup de vigueur et de solidité. Prétorius, s'échauffant. dit à Ginkel: „Mais Vous autres royalistes &c.“ Lorsqu'enfin Pretorius crut avoir le roi tout à fait dans ses intérêts, S. M. lui dit: „Mais sa„vés Vous, quelle comparaison je fais entre les „forces navales? Ein rußiſches Schiff ſchlägt „zwey däniſche, ein holländiſches ſchlägt vier däniſche, und ein engliſches acht däniſche ꝛc.“ Ce qui rendit le Danois tout à fait confus.

2°. Le roi parla de la conduite des deux puissances maritimes dans la guerre actuelle, disant, qu'elles avoient mené l'empereur dans ce labirinthe et que présentement ils l'abandonnoient; que l'Angleterre étoit la fausse monnoie entre les puissances de l'Europe &c. Le roi demanda à Demerath, „ob das nicht betrogen hieße, wie England „mit dem Kayſer wäre umbgegangen“. Démerath répondit: „Ja, J. M.; man kann es wohl nicht „anders nennen“.

3°. Le roi demanda à Ginkel, si Leurs Hautes Puissances, sans faire une augmentation, étoient en état de faire la guerre. Ginkel répondit: „Non, Sire: car, quoique nous ayons cinquante „six mille hommes sur pied, il nous faut douze „à treize mille hommes, pour garder les places „de la barriere, il nous en faut presqu'autant „pour nos autres places, et avec le reste nous ne „pouvons pas agir offensivement". Rex: „Quant „à Vos autres places, je Vous prêterai des gar„nisons à Nimvegue, Arnheim et Grave". Ginkel fit une reverence et dit en souriant: „Sire, „je ne manquerai pas de faire un fidele rapport „à l'état de Vos bonnes intentions, et je suis sûr, „que l'état ne sauroit confier ses forteresses en„tre de meilleures mains, que celles de V. M., „comme fidele allié et voisin". Rex (d'un air moqueur): „Et comme protecteur de la religion „protestante". Le roi appuya à diverses reprises fortement sur ce mot de religion, et dans la suite du discours S. M. dit, „que les Hollandois „n'avoient aucune religion, puisqu'ils croyoient „la prédestination (die Verkiesing), que c'étoit „pire que le paganisme, et que cependant ils „provoquoient toujours à la sainte religion pro„testante &c."

4°. L'on parla des entreprises, que le prince Eugene méditoit, et Biberius vouloit parier cinquante ducats contre Pretorius, que le prince Eugene passeroit le Rhin, pour livrer une bataille, ou pour gagner la communication avec Luxembourg et la Moselle &c. Le roi l'interrompit, disant: „Je suis sûr, que le prince Eugene ne fera pas

„un pas de clerc, sans qu'on l'y force par des „ordres de sa cour. S'il voit, qu'il peut effec„tuer quelque chose, il passera le Rhin; mais „s'il voit, qu'il ne peut rien effectuer, il ne le „passera pas. D'ailleurs il paroît, que l'empe„reur peut beaucoup gagner par ce passage et „rien perdre, et je suis même de l'opinion, qu'il „seroit de l'interêt de l'empereur que l'armée im„périale fût battue: car alors les puissances ma„ritimes le secoureroient d'autant plus vîte. Ist „das nicht wahr, Herr von Demerath: Ille: „J. M., unsere Sachen stehen schon so schlecht „genug ꝛc.“

5°. Le roi dit à Brackel, qu'il ne croyoit rien de tout ce qu'on disoit de la bravoure et des grandes victoires de Kulikan. S. M. lui demanda, si les Tartares pouvoient faire du dommage dans les provinces de la czarine &c.

6°. Le roi badina avec Pretorius sur la guerre avec les Hambourgeois. Il lui demanda, „ob das dänische Commerce nach Ostindien gut gienge; ob sie nicht Pfeffer daher bekämen, um Deutschland damit zu fourniren, indem sie ihn wohlfeiler geben würden, als die Holländer, welche alle Jahre so viel Pfeffer ins Meer würfen, um ihn theuer zu machen ꝛc.“ On badina sur la bigoterie de la cour de Danemark, daß sie keine Galanterien brauchte, sondern alle ihre Galanterien von Halle aus dem Waisenhaus (i. e. Bibeln) bekommen könnte ꝛc.

22ᵐᵉ. La lécture du plan de paix du roi se fait en présence de Grumbkow et de Borck. Biberius voudroit, qu'on le prit pour un jeu d'esprit.

Septembr.

9me. Je vais avec tout le monde faire les complimens de condoléance à la princesse royale pour la mort de son pere. En entrant je dis à Chetardie, qui sort: „Est ce que Vous avès fait un grand „sermon"? Ille: „Rien qu'une profonde révé„rence, qui faisoit le premier et le second point „de mon discours".

11me. Entretien confident avec Biberius:

1°. Il m'avoue, que Chetardie lui a offert il y a quatre mois une lettre de change payable au porteur &c. Biberius l'a refusée et l'a dit au roi, lequel en a parlé au prince de Lichtenstein sans nommer Biberius. Lichtenstein l'ayant redit à Biberius, so hat dieser darauf gestichelt und der König ist feuerroth worden. Chetardie a offert le présent une seconde fois à Biberius et l'a prié de lui engager sa parole d'honneur, de vouloir le prendre. Il l'a encore refusé, mais il n'en a rien dit au roi &c. En disant au roi son sentiment sur la réconciliation avec l'Angleterre en présence de Borck, Biberius a ajouté: „E. M. können dars aus sehen, ob ich franzöſiſch bin."

2°. Chavigny n'a pas fait la moindre proposition. Biberius ne l'a caressé, que pour mettre la puce à l'oreille à l'Angleterre; et cela a réussi. Ego: „L'Angleterre a fait un pas de clerc en prenant „si mal son tems. Cela Vous a rendu fiers, et „Vous avès crû, qu'on alloit Vous tromper", Biberius me donne raison.

Ginkel me raconte, qu'il a fait un accord avec Guydickens, que celui-ci ne doit jamais lui parler

de la réconciliation avec la Prusse. Ginkel croit, que le voyage du prince royal est une feinte, pour donner de l'allarme aux cours antistanislaistes.

17me. Je dine chès le roi. Il dit, que ni Stanislas, ni Auguste ne devroit rester roi, mais avoir des pensions &c.

18me. Entretien entre le roi et Biberius, que celui-ci me confie:

Rex: „Habt Ihr keine Briefe von der Armee? „Was macht der Fürst a)? Hofft er noch zu commandiren"?

Biberius: „Nein, mit dieser Post habe ich weiter nichts, als daß mir Degenfeld b) schreibt, daß „der Prinz Eugene dem Fürsten von Anhalt die Parole, wie an die andere Feldmarschalls, giebet".

Rex: „Das kann gar leicht seyn, ohne daß daher der Fürst eine Hoffnung zum Commando schöpfen kann. Dann da der gute alte Prinz das Gedächtnis so verlohren, so kann leicht seyn, daß der „Fürst sich mit Effronterie unter die andere Generals „dahin gestellet, als wenn er mit darzu gehörte, „und der Prinz hat ihm aus Distraction die Parole „mit gegeben. Aber daraus folget noch nicht, daß „er commandiren wird".

Biberius: „E. M. habe schon gestern erzählet, „was mir Stckendorff mit voriger Post geschrieben, „wie der Prinz den Fürsten so kaltsinnig empfangen „und wie die erste Entrevue abgelaufen. Daraus sie„het man freilich, daß der gute Prinz das Gedächtnis „sehr verlohren; aber mich dünket, der Fürst wird

a) Le prince d'Anhalt-Dessau.

b) Ministre plénipotentiaire du roi de Prusse aux cercles du Rhin.

„dem Prinz Eugene weiß machen, daß es mit E. M. „Consentement geschehen, daß er zu der Armee ge„gangen.“

Rex. „Das wird der Fürst nicht sagen können; „und damit der General Seckendorff den Prinzen hier„über desabusiren könne, so will ich Euch alles erzäh„len, wie es damit zugegangen, damit Ihr es dem „General Seckendorff schreiben könnet. Gleich zu An„fang dieser Campagne hat der Fürst an mich geschrie„ben, daß ich wohl wüßte, was er vor eine Begierde „habe, sich in der Welt zu distinguiren: ich möchte „ihm also erlauben, daß er der Campagne am Rhein „beiwohnen dürfte.“ Ich habe ihm geantwortet, „daß J. L. schon so viele Proben von Ihrer Experien„ce in der Welt abgeleget, daß Sie nicht Ursache hät„ten, nur Occasionen zu suchen, um sich zu distingui„ren, zumahlen ich bei gegenwärtigen Conjuncturen J. „L. Rath und Gegenwart nicht entbehren könnte.“ Der „Fürst hat mir wieder geantwortet, „daß er den Tod „davon haben würde, wenn ich ihm nicht erlaubte, „nach der Campagne zu gehen.“ Meine Antwort war, „daß, da ich hoffte, das Plaisir zu haben, J. L. all„hier bei der Revue zu sehen, so würde sich sodann „weiter von der Sache sprechen lassen.“ „Darauf ist „der Fürst hierher zur Revue gekommen, über sechs „Wochen hier geblieben, mit mir nach Stettin gerei„set und auch nachher noch einige Tage hier verweilet; „allein hat er einmalen ein Wort davon erwähnt, als „ob er noch Lust hätte, nach der Campagne zu gehen. „Kaum aber war er zu Magdeburg angekommen, so „bekam ich einen Brief vom Fürsten. Es ahnte mir „gleich, daß er wieder was verdrießliches mir propo„niren würde, und stunde ich bei mir an, den Brief

„auf-

„aufzumachen. Endlich erbrach ich ihn doch und fun„de, daß er wieder um die Erlaubniß anſuchte, nach „der Campagne zu gehen, mit dem Zuſatz, „daß er „„etwas ſehr nöthiges in ſeinen Particulierangelegen„„heiten mit dem Prinzen Eugene zu ſprechen hätte.“ „Das verdroß mich, daß der Fürſt ſo lang bei mir „geweſen und nichts davon geſaget, und nun wieder „à la charge käme; und antwortete ihm ſehr kaltſin„nig und nicht eigenhändig, wie ich ihm ſonſt zu ſchrei„ben pflege, ſondern dictirte etliche Zeilen an Schu„macher, „daß ich in S. L. Belieben ſtellte, nach der „Campagne zu gehen, oder nicht ꝛc.“ Und ob ich „mich gleich der eigentlichen Expreſſionen nicht mehr „erinnern kann, weil ich in meinem Sinn recht böſe auf „den Fürſten war, ſo weiß ich doch ſo viel, daß ich „alſo geſchrieben, daß er leicht hat abnehmen können; „daß ich nicht gerne ſehete, daß er nach der Armee „ginge. Er antwortete mir ſofort, „daß er mir dank„te vor die Erlaubniß, nach der Armee zu gehen, und „mich bäte, dem Capitän Fouquet zu permittiren, mit „ihm zu gehen; und ob ich was an Rödir zu befeh„len, und was er an Prinz Eugene in meinem Na„men verſichern ſollte?“ Das piquirte mich noch „mehr, und antwortete ihm nichts weiter, als dieſes: „E. L. Brief habe empfangen. Was den Capitain „„Fouquet anbelangt, ſo ſtehet er unter E. L. Regiment „„und dependiret alſo von Ihrer Ordre. An Gene„„ral Rödern habe ich keine neue Ordres zu geben; „„und meine Sentiments vor des Prinzen Eugene L. „„ſind E. L. vorhin bekannt. Ich bin ꝛc.“ Damit „iſt der Fürſt abgereiſet nach der Armee, ohne mir „weiters zu ſchreiben; als von Heidelberg aus hat „er mir einmal per Staffette geſchrieben: und kann

„Ihr nun judiciren, ob es mit meinem Consentement „oder nicht geschehen, daß der Fürst dahin gegangen, „und ob es mich nicht herzlich freuen muß, wenn der „alte Mensch eine lange Nase davon trägt, zumal ich „nicht leiden kann, daß der Kaiser und ich einen Feld„marschall zusammen haben. Ihr könnet alles das dem „General Seckendorff im Vertrauen schreiben."

Biberius. „Ja E. M., das werde ich thun. Inn„dessen hat mir Seckendorff noch mit letzter Post ge„schrieben, daß ihm der Fürst wegen E. M. letzter „Krankheit gesprochen, wie viele Leute auf E. M. Tod „gehoffet, allein daß er Fürst dem Kronprinzen in's „Gesicht gesaget, „daß nicht gut wäre, wann E. M. „in jetzigen Conjuncturen stürben." Der Fürst hat „also wollen dem General Seckendorff die Würmer „aus der Nase ziehen; allein Seckendorff hat ihm „kurz abgekappt und geantwortet, „er wünsche nichts, „als E. M. langes Leben."

Rex. „Das ist recht: dann ich weiß wohl, was „der Fürst mit meinem Sohn dem Kronprinzen dispo„nirt, und wie er mich hat indirecte zwingen wollen, „daß ich ihm sollte die Campagne thun lassen, und „hat unter der Hand gemachet, daß der Prinz Euge„ne deshalb an mich hat schreiben müssen. Das habe „ich alles wohl gemerkt, wo es herkommt und dewe„gen habe ich mich nicht darzu determiniren können. „Aber das bleibt unter uns."

Biberius. „Noch eins habe ich E. M. zu sagen. „Chetardie ist bei mir gewesen, und gleichwie ich den „Menschen nicht abweisen kann und will, sondern ihn „anhöre, weil es mir um nichts zu thun, als neue „Zeitungen von allen Orten zu wissen, dabei ich dem „Chetardie anezeit sage, daß ich E. M. von seinen

„Andringen niemals ſprechen könnte, noch würde, al„ſo können E. M. von mir alles anhören und dürfen „doch nicht thun, als ob Sie das geringſte wüßten. „Der Chetardie nun hat mir zwei Sachen geſaget: 1° „daß er Brief vom Belleisle bekommen, welcher mel„dete, daß da er hörete, daß Graf Seckendorff ſo „große Luſt zu bataillíren, ſo hätte er gleiche Begierde „zu fechten: folglich er hoffete, daß ſie ſich auf dem „Weg nach der Moſel wohl rencontriren würden; 2° „will Chetardie geheime Nachricht von Wien haben, „daß der Kaiſer E. M. mit England ausſöhnen will und „an Demeradt darüber Ordre gegeben, und hat er von „mir wiſſen wollen, ob Demeradt etwan eine geheime „Audienz bei E. M. gehabt."

Rex. „Das iſt das erſte Wort, das ich höre, daß „der Kaiſer mich mit England reconciliiren will. Deme„radt hat mir nicht eine Sylbe davon geſaget, das „könnet Ihr feſtiglich glauben. Wann er mir aber „davon geſprochen hätte, ſo würde ich ihm eben ſo ge„antwortet haben, wie ich dem Luiſſius und Borck zu „Hannover habe antworten laſſen, „daß, da England „„das gute Tempo zur Reconciliation vorbeiſtreichen laſ„„ſen, es nunmehro zu ſpät ſeye." ꝛc.

Biberius vouloit me raconter davantage; mais il fut interrompu par Brackel et Gotter, qui vinrent lui rendre visite.

20me. Je suis du repas de ministres chez Thulemeier. J'y trouve Chetardie, Brackel etc. On ne parle pas un mot d'affaires et on boit beaucoup.

22me. Le Diable dit, que le roi de Prusse ressemble au roi David, lequel étant sur le lit de mort, dit: „Je pardonne à tous mes ennemis,

„même au prince Guilleaume de Hesse, espérant „que mon fils le châtiera.

24me. Biberius me dit, que les Russes tentent la reconliation entre la Prusse et l'Angleterre, mais que le roi la rejette.

25me. Alexandre Wartensleben me confie, que le prince royal lui a dit : „Mantcuffel iſt ein bra„ver Mann, dem Ehetardie nicht zu trauen ꝛc.“

27mi. Biberius m'assura, mais les Mazarins et tous les officiers, qui sont autour du roi, Bodenbruck, Derschau etc. comprennent le tort, que le roi a, de ne pas vouloir faire marcher son corps auxiliaire vers la Moselle, et qu'il décréditera par là pour jamais ses troupes. Cependant ni Biberius, ni qui que ce soit n'oseroit dire ses sentimens au roi, à moins que S. M. ne les demande expressément, parceque 1°. ils savent, que l'esprit du roi est déjà prévenu contre cette marche vers la Moselle ; 2°. qu'il n'a consulté personne en tout ce q.'il a fait tant par rapport aux quartiers d'hiver, que par rapport au dit refus, ayant dépêché lui même le courier Lauter en six heures de tems, et ayant écrit à Rœder, „ce ſollt ihm ſeinen Kopf „koſten, wann er marchirte;“ 3°. si quelqu'un des serviteurs du roi conseilloit à S. M. de marcher vers la Moselle, et qu'il arrivoit quelque catastrophe à son corps, une bataille, de la désertion, ou des maladies, le roi feroit pendre celui, qui l'y auroit déterminé. Ainsi que tous les gens du roi vont en tremblant et sont comme des poules mouillées, non obstant qu'ils voyent, que le roi agit contre son propre intérêt. C'est pourquoi Biberius n'a osé dire autre chose au roi hier à la chasse

que, lorsque celui ci lui a ordonné de réitérer les ordres nécessaires aux païs de Magdebourg, Halberstadt, pour faire les provisions nécessaires pour ces dix mille hommes. Biberius a répliqué : „Aber, „J. M., ist dann der March dahin und das alles „schon so richtig ?“ Rex : „Ja, ja.“ La dessus l'autre s'est tû.

D'ailleurs Biberius m'a dit, qu'hier à la chasse le roi s'est expliqué avec lui plus confidemment que jamais, au delà d'une heure et demi, au sujet de la Barbe, contre laquelle il est piqué au vif, ayant dit au Biberius: „Habe ich Euch nicht „allezeit gesaget, was das vor ein Mensch ist ? Da„mals, wie Ihr mich beredet habt, daß ich Ihm zum „Feldmarschall gemacht, damals habt Ihr mir's nicht „glauben wollen. C'est un homme sans foi, ni loi, „qui ne croit ni dieu, ni diable. Es ist wahr, er hat „Verstand wie ein Teufel und ist ein erfahrner Officier; „mais il a le cœur mauvais. Avec mon fils et Lich„tenstein il a intrigué ce voyage pour l'armée, et il „a crû me forcer d'accorder à mon fils la permission „d'y aller aussi, uniquement pour se faire un mérite „auprès de l'empereur. Sie haben gemeinet, ich „merke das nicht ; aber sie haben sich sehr geirrt. Et „ce général Seckendorff, qui est un honnête hom„me, le prince Anhalt a aussi une haine mortelle, „ayant juré sa perte, und; „daß er nicht eher ru„hen würde, als bis er ihn infam gemacht.“ Aber „was hat denn der Seckendorff dem Fürsten gethan ?“ „Biberius : „Nichts, als daß er nicht hat mit ihm „chipotiren wollen, sondern sich immer an E. M. im„mediate attachirt. Das hat den Fürsten verdrossen ; „der will davor passiren, daß er E. M. gouverniret ꝛc.“

Enfin Grumbkow me dit, qu'il n'a rien oublié, pour confirmer le roi dans son aigreur contre le prince d'Anhalt, surtout touchant ses chipoteries avec le prince royal. Il croit la Moustache *) ruinée pour jamais dans l'esprit du roi, à moins qu'il ne se fasse un mérite tout à fait extraordinaire en faisant avoir des colosses au roi. Il croit aussi pour sur, que si on pouvoit porter l'empereur à lui donner le commandement de l'armée, le roi lui oteroit d'abord le feldmaréchalat de ses troupes etc.

Octobre.

1er. Ginkel m'avoue dans le vin, qu'il y a eu de grosses paroles entre le pensionnaire et Walpole. A Manteuffel il dit, qu'il est impardonnable, qu'un homme; qui se mêle de f..... à Hannovre des femmes et des p....., se veut donner des airs, comme s'il balançoit l'Europe etc.

9me. Biberius m'appointe chez lui, pour me raconter ce qui suit;

1°. Pöllnitz lui a fait remarquer, que le roi palit, lorsque Biberius dit, que les Saxons auroient leurs quartiers dans le duché de Juliers.

2°. Der König iſt heimlich luſtig, pfeift, ſpindliſirt, hat vermuthlich einen Plan in ſeinem Kopf gemacht, welcher freilich ſehr wunderlich ſeyn wird. Pöllnitz meynt, daß es nicht allezeit richtig.

3°. Geſtern hat ſich der König gar nicht über meine Vorſtellung wegen der Winterquartiere herauslaſſen wollen. Lauter alte Hiſtorien — „Löwenwolde, Scheim." — „Was macht Manteuffel zu Berlin? Wie meynts Seckendorff mit mir? Wird er Feld-

*) Le prince d'Anhalt-Dessau.

„marſchall werden?“ (Fragt dreimal) „Wird „Lichtenſtein nach Berlin kommen?“

5°. Biberius a découvert au roi les accusations, qu'Orondate a portées contre lui à Vienne touchant son penchant pour la France, et il lui a dit. „E. M. halten mich vor blind, wenn Sie „erfahren, daß ich einen Kreuzer von Frankreich be„komme.“

6°. Chetardie hat geſagt, es ſey wider die raison de guerre, daß die Preußen nicht mit nach der Moſel marſchiren. Biberius hat dieß dem König hinterbracht.

17me. Pöllnitz s'est paré vis à vis de moi de ses sentiments impérialistes, a accusé les autres et Biberius, „daß ſie den König irre machen.“

27me. Biberius, qui me rendit visite, me dit en entrant, d'un air gai: „Eh bien! Will Ihr „Herr Oncle preuſſiſcher Feldmarſchall werden? Will „er Vicekönig von Preußen werden? Will er Premier„miniſter werden vom König? Ich ſchoffe es ihm! „dann der König iſt von nichts als ſeinen groſſen Me„riten eingenommen, und ſobald ihm der Mund auf„gehet, ſo ſpricht er davon und machet den Panegy„ricum von Ihrem Herrn Vettern.“ Biberius etoit charmé de ces bonnes dispositions du roi envers mon oncle; mais en même tems il ne pouvoit cacher sa crainte, que la trop grande agitation, dans laquelle l'esprit du roi se trouve par rapport aux affaires générales, pourroit causer quelque désordre dans le cerveau de Vitellius, qui craint présentement tout et qui quand à l'intérieur se trouve dans un état plus triste qu'un malheureux sur la sellette.

„Biberius me dit, que Vitellius a dit à Pöllnitz et à Gotter : „Ihr seyd ehrliche Leut : Ihr habet „mir allezeit gesaget, daß Stanislaus nicht König „bleiben würde, und ich habe es nicht glauben wollen." Il a chargé Gotter de toutes les démonstrations de soumission imaginables pour l'empereur et autant pour le duc de Lorraine : „Er soll ihn dem Kaiser „zu Füßen legen und im A.... lecken." C'étoient les propres paroles de Biberius. Il me pria pour tout au monde d'insinuer à l'empereur, de ne pas négliger tout à fait Vitellius au point, qu'on veut lui cacher tout ce qui se traite, bis er's durch die öffentlichen Zeitungen erfährt, mais de lui faire donner part en gros de la situation des affaires, seulement vingt-quatre heures plus tôt, qu'on veut qu'elles soient publiées : „Car à moins de cela," ajouta-t-il, „Vous jetterez Vitellius dans un déses„poir inexprimable, dont je ne veux pas garantir „les suites, tant pour le dedans que pour le de„hors."

„Je racontai à Biberius ce que Finck a fait à la table du Marggrave par rapport à la santé du roi très Chrétien." Biberius désapprouva hautement l'action de Finck et dit : „Si le roi vient à ap„prendre cela, il fera faire un drole de compliment „à Finck : car il est outré présentement contre „les François ; et je crois, que si le roi se trou„voit en ville, il se laisseroit porter à prostituer

a) C'étoit la veille à Sonnenburg, à la table du marggrave Charles, grand maître de l'ordre de St. Jean de Jérusalem, lors d'une installation de chevaliers, où M. de Finck s'avisa de boire à la santé du roi de France.

„Chetardie, tant est il piqué contre S. M. très „Chrétienne."

Biberius veut aller demain à Wusterhausen, et il craint, que le roi lui dira tout le contraire de ce qu'il a dit à Gotter et à Pöllnitz, parceque Biberius lui avoit prédit autrefois à certains égards tout le contraire, surtout par rapport aux affaires de Pologne. Cependant il tient ses batteries toutes prêtes, pour répondre à son maître et pour lui faire sentir le tort, qu'il s'est fait à soi même par sa conduite inégale et pour avoir agi sans plan. Quand Vitellius lui dira: „Die Franzoien sind „Schurken," Il veut répondre: „Ja, J. M.; „aber sie sind gescheite Leut. Sie agiren nicht aus „Passion, welche zwischen Puissancen einmalen seyn „muß; sondern nachdem es ihr Interesse erfordert, „so sind sie heut brouillirt und morgen wieder gut „Freund."

30me. Biberius craint pour la santé du roi, qui est toujours piqué contre le Diable. Er will ihn mit Sinzendorff vor einen politischen Wagen spannen.

Novembre.

4me. Podevils me montre l'ordre du roi: „Sollen alles in der Welt anwenden, daß Seckendorff „Reichs-Feldmarschall wird. Max Hessen = Hanrei-„scher Esel."

17me. Grumbkow me confie touchant *Chetardie* ce qui suit:

1°. Il est terriblement consterné. Il a toujours de-

a) Le prince Maximilian de Hesse étoit un des compétens pour le Feldmaréchalat de l'empire.

mandé à servir à la guerre comme un jeune homme : on le lui a refusé. Aprésent la guerre est finie et on ne l'avertit pas des conditions de la paix.

2°. Il sait ce que non seulement le roi, mais aussi le prince royal dit de cette paix honteuse pour les Gaulois, et que le dernier s'énonce de la manière suivante : „Je m'étonne, que l'empereur „veut vouloir laisser garantir sa pragmatique sanc„tion par des gens, qui abandonnent leur beau„pere contre la foi de traités solemnels ; et „quoique l'empereur a commencé une guerre „pour une cause injuste, il a pourtant soutenu „la gagure et n'a point manqué du coté de l'hon„neur etc."

3°. Il sait les ephithetes honteuses, que le roi donne à la nation françoise. Il ne veut pas les souffrir, et il a écrit, pour avoir son rappel.

4°. Il sait, que le roi désire après Germania, et il est persuadé, que celui-ci n'otera pas au roi les impressions sinistres contre la nation françoise, mais qu'il sera charmé de faire jetter de profondes racines, pour en profiter en tems et lieu, si les conjonctures se changent.

23me. Confidences de Biberius :

1°. Le roi a fait insinuer à Vienne, que la Barbe a fait contrecarrer la marche à la Moselle.

2°. Le roi n'a pas f..... depuis sa dernière maladie.

27me. Biberius me dit ;

1°. que Junior fait semblant d'être bien avec la Barbe, mais qu'il ne l'aime pas, quoiqu'il le

prenne pour grand capitaine, et qu'au contraire il fait les plus grandes confidences;

2°. que Croone a prédit, que le roi mourra au mois de Mars 1737.

Decembre.

6me. Le Diable soupe chés le prince royal, qui est fort confident.

1°. Fragt: „Kann man mit gutem Gewissen solch „Geld erben wie die dreyzehen tausend Thaler von „der Cuyphausen a)"?

2°. „Le roi de Sardaigne change de royauté comme de chemise: Chipres, Sicile, Sardaigne, „Lombardie &c."

3°. Histoire du roi de Chipres et de la B. „f.... roi „de Chipres".

4°. „Hat der jetzige König von Sardinien recht gegen „seinen Vater gehandelt"? Respondetur affirmative.

7me. A la tabagie le roi parla in pleno de Germania avec toute la tendresse et estime imaginable et dit, que la cour de Vienne avoit tort de ne le pas bien recompenser. Il dit de plus, que la cour impériale le négligeoit aussi, et qu'après avoir fait tout ce qu'on désiroit de lui on l'abandonnoit, et qu'à peine on lui avoit accordé les cent mille florins pour les quartiers d'hiver &c. Il vouloit commencer à se déchainer contre les François, quand Biberius se leva et tira le roi à part, pour lui dire,

a) Md. de Cuyphausen s'étant avisée de faire un enfant pendant son veuvage, le roi eût la cruauté de lui faire payer treize mille écus d'amende.

que Chetardie avoit été chés lui et lui avoit lû les articles préliminaires, et qu'il avoit ordre de les lire aussi au Roi en lui faisant le compliment, que la France auroit toujours à cœur les intérêts de la Prusse: qu'ainsi S. M. devoit ménager ses expressions. Puis Biberius entretint le roi seul au sujet de mon oncle et qu'il paroissoit, que celuici fut négligé de sa cour. La dessus les larmes vinrent aux yeux du roi, et il fut tout à fait attendri.

8me. Le roi ayant reçu une lettre de mon oncle me fit inviter de grand matin avec Grumbkow, Borck et dix autres. Je me rendis à la parade à dix heures précises. Le roi y vint à cheval un moment après, und nachdem er die Wachtparade exerciren lassen, so stieg er vom Pferd und gieng zu Fuß den ganzen Paradeplatz herauf gegen das Schloß zu, um im Heraufgehen alle Generals und Staabsofficiers (weil er in etlichen Wochen nicht hier gewesen) zu grüßen und zum Theil anzureden, wie er an Binckel und Pretorius that (NB. Brackel, Demerath und Chetardie waren nicht auf der Parade). Als er nun an mich kam, so gieng er auf mich zu, grüßete mich auf das freundlichste und sagte: „Nun, wie gehet's „Ihm, mein lieber Seckendorff? Was macht unser „lieber Germania? Ich habe einen Brief heut von „ihm bekommen"? Ego: „Ja, ich habe die Gnad „gehabt, solchen E. M. zu schicken". Comme je vis, que le roi vouloit me parler, en s'éloignant de la foule, je le suivis et il me dit: „Schreib' Er „Seinem Oncle, quittiren muß er nicht". Ego: „Er hat das seinige gethan und glaubt, daß wann „man siehet, daß man einen nicht mehr brauchet, so „kann man sich wohl mit Ehren retiriren. Dabey ist

„E. M. Gnad sein Tröst". Je vis, que les larmes vinrent aux yeux du roi, et il me dit: „Schreib „Er Seinem Oncle, wann ich ihm mit meinem Blu„te dienen kann, so thue ich es gewiß gerne ꝛc." Il s'avança quelques pas et fit défiler la parade. Un moment après le comte de Manteuffel arriva à la parade. Le roi le salua gracieusement, mais ne lui parla point &c. Chetardie ne vint pas du tout à la parade; mais le roi, voyant de loin un autre François, lui fit demander brusquement par un page, qui il étoit, et le regarda avec des yeux etincelans de feu et de colere. Un courier de la princesse douairiere de Nassau-Siegen arrivant sur ces entrefaites et voulant donner lui même son paquet au roi, S. M. croyant, que c'étoit un homme, qui vouloit peutêtre Lui présenter une requête, lui donna un coup de canne au visage. Vers midi j'allai avec les autres invités là haut à l'antichambre. Le roi, parlant de Stanislas, l'appella toujours „roi de Bar". Dönhoff raconta au roi, qu'il avoit examiné trois déserteurs françois, qui avoient été à l'affaire de Clausen, et qu'ils avoient dit, qu'aussitôt que les Allemands étoient avancés, toute leur armée avoit fait un feu de leur mousqueterie comme un feu de joie et s'étoit retirée de cette maniere. Là dessus le roi prit feu contre les François et dit: „Ces jeanf ..... vou„droient bien encore colorer leur lâcheté et nous „faire accroire, qu'ils avoient déjà été informés „alors de la paix et s'étoient retirés à dessein, et „qu'il n'a tenu qu'à eux, de repousser M. de Sec„kendorff et de le jetter dans la Moselle avec toute „son armée etc." Enfin il déclama on ne peut pas

mieux, et ce seroit trop long à raconter. Il me demanda encore là in pleno après mon oncle et comment il se portoit &c. A table il dit à Ginkel: „Eh bien, est ce que les Hollandois n'éliront pas „bientôt un stadhouter-général"? Ille: „Sire, je „n'ai pas entendu, que ce soit un des points de „leurs délibérations". Rex: „Mais si l'empereur se „joint aux Anglois pour Vous y obliger"? Ille: „Alors notre puissance est trop foible. Mais ce „sera la force qui le fera: car selon le droit le „prince d'Orange n'a aucun titre pour être stad- „houter. Il ne descend pas de la famille stadhou- „terienne, et si cela doit aller d'après le sang, il „n'y a que V. M., qui y a à prétendre &c." Par là Ginkel fit admirablement sa cour, et le roi lui demanda un moment après: „Quand est ce que le „roi de Bar partira"? Ille: „Sire, Vous le devés „mieux savoir que moi: car il se trouve dans Vos „états". Rex: „Mais Leurs Hautes Puissances ga- „rantiront pourtant sa nouvelle royauté"? Ille: „Je n'en sai rien." &c. Le roi agaça encore beaucoup Ginkel touchant la compagnie d'Ostende, que la France garantiroit apparemment à l'empereur. Il me questionna encore une fois (NB. la reine, le prince royal et les autres princes et princesses s'y trouverent aussi, après la santé de mon oncle et si sa poitrine étoit entierement rétablie. Puis il me fit la question suivante: „Herr von Seckendorff (als „Reichshofrath muß Er das am besten wissen), wann „das Reich Kehl wieder bekommt, kann man es de- „moliren lassen, ohne daß das Reich darunter leidet"? Ego: „Ich kenne die Beschaffenheit und Lage von „Kehl nicht recht und glaube also, daß ein General

„dieſe Frage beſſer als ich würde beantworten kön„nen". Rex: „Sage Er mir aber, ob es reichs„konſtitutionsmäßig. Kehl zu demoliren". Ego: „Ich „glaube, wann das Reich nach dieſem gegenwärti„gen Krieg Kehl nicht beſſer entreteniren will, als „es vor dem Krieg gethan, ſo wäre eben ſo gut, man „ließe es vollends vom Rhein hinwegſchwemmen und „ſuchte Philippsburg deſto beſſer zu fortificiren". Rex: „Da hat Er recht: dann Kehl wird doch alles„zeit eine Bicoque bleiben; hingegen muß man an „Philippsburg was rechtes wenden". Puis adressant la parole à Demeradt, il dit: „A cette heure „la France n'a qu'à commencer une nouvelle guerre „pour avoir l'électorat de Treves, et le païs de „Luxembourg sera aussi fort de sa convenance". Demeradt répondit taliter qualiter, „que nous avions encore de bonnes forteresses de ce côté là, comme Luxembourg, et qu'il falloit espérer, que les Hollandois se conduiroient mieux à l'avenir. Der König betete den Einkel und den Demeradt zuſammen, puis il milla Demeradt avec sa religion, disant, „qu'il avoit été à Halberstadt à la comédie, ayant vû beaucoup de braves moines mit goldenen Schabracken, qui jouoient la comédie devant l'autel". Le comte de Dönhoff, entendant ceci railla aussi terriblement Demeradt avec sa religion. Au reste le roi étoit fort amiable et on ne se leva de table qu'à deux heures et demie.

A quatre heures Biberius me pria de venir chés lui. Je m'y rendis, et il me raconta tout ce qui s'étoit passé à la tabagie d'hier, comme je l'ai rapporté là haut, et pourquoi il avoit trouvé nécessaire de préparer le roi à l'audience, que Chetardie

demanderoit pour lui communiquer le contenu des préliminaires, afin que S. M., prévenue comme. Elle est présentement contre les François, ne se laissat aller à quelque extravagance, en entendant ces conditions indignes pour la France, qui avoient fait mal au cœur à lui Biberius même &c. Il parût être persuadé, qu'à l'occasion de cette paix on porteroit le coup de jamai au roi de Prusse, qui renverseroit tous les engagemens pris avec lui par le traité de 1728, et que pour cet effet on marieroit le prince électoral de Baviere avec une princesse de Sulzbach, pour contenter en même tems les deux maisons électorales de Baviere et Palatine. Biberius est de l'opinion, que, si celà devoit se faire (comme il n'en doute quasi pas) ce seroit encore une consolation pour mon oncle, si on le négligeoit tellement de la part de la cour impériale, qu'on l'obligeat de quitter tout à fait, puisqu'alors il ne seroit pas dans le cas de travailler contre son propre ouvrage, en detruisant le traité qu'il a fait avec le roi, tout comme le pauvre Chetardie est forcé présentement par ordre de sa cour de se donner lui même un démenti sur tout ce qu'il a avancé jusqu'ici, en communiquant à S. M. le plan des préliminaires. Enfin Grumbkow parut être de l'opinion, qu'en cas que mon oncle prit la résolution de quitter tout à fait le service impérial et de se retirer à Meuselwitz, il devroit prendre (supposé que l'empereur ne lui donnat pas le bâton de maréchal) ad honores le titre de Feldmaréchal de Prusse, à condition de n'avoir aucun régiment, de n'entrer dans aucun détail, de rester à Meuselwitz, de ne venir que de tems en tems rendre visite au

roi, de dire ses sentimens à S. M, quand Elle le consulteroit, et de La suivre en volontaire quand Elle feroit la campagne. Biberius me fit aussi une confidence, que Derschau lui a fait, c'est à dire, que la Barbe dit au roi in pleno, et en présence du jeune comte de Finck, qui a fait la marche avec mon oncle et qui en a fait un fidele rapport à S. M., „que mon oncle n'avoit pas deux bons amis à Vienne, ni à l'armée, mais qu'il étoit haï et méprisé; que mon oncle n'entendoit rien du tout du métier et que dans cette marche il avoit commis cent fautes; que l'affaire du 20me Octobre n'avoit été qu'un Spiegelfechten, que mon oncle étoit devenu tout pale lorsque les François parurent, et qu'il n'y avoit pas eu un homme de tué, ni de blessé etc." Le roi a dit par après quand la Barbe l'a quitté: „Mon dieu, est il pos-„sible, que la haine puisse aller si loin que de „mentir si affrontément et d'avancer des choses „diametralement opposées à la vérité? etc."

A cinq heures je me rendis à l'assemblée chés Borck. Le roi y vint vers les six heures. Quand il me vit sous une des portes, qui est entre la salle à danser et une chambre du jeu, il me dit en passant: „Guten Abend. Wie gehet's"? Puis peu de tems après, me trouvant encore sous la même porte, il me dit d'un air des plus gracieux: „Nun, „wie gehet's Ihm, mein lieber Seckendorff? Ich „habe Ihn lieb um Seines Vetters Willen". Je lui fis là dessus le compliment que je devois, et que la bonté du roi étoit un bien, auquel mon oncle et moi aspireroient en tout tems. Le roi continua à me parler à l'oreille (parceque nous étions en-

tourés des deux côtés de la foule): „Aber ſo iſt es „dann nun ganz aus mit Eurer Faveur in Wien“? Le roi dit ceci d'un air des plus touchés. Je haussai les épaules, en disant à l'oreille du roi: „Der „Prinz iſt ſo gut wie todt“. Rex: „Aber was habe „ich dann gethan, daß man ſo bös auf mich iſt in „Wien“? Ego: „Das weiß ich nicht, E. M.; ich „erfahre nichts mehr von den geheimen Dingen“. Rex: „Aber ſagt mir, habe ich dann nicht alles ge„than, was man von mir verlangt. Wegen der „Winterquartiere habe ich nun auch nachgegeben bis „auf die hunderttauſend Gulden; und ich bin gewil„let, auch dieſes nicht anzunehmen, um aller Welt „zu zeigen, daß ich dem Kayſer ohne einziges Inte„reſſe und Nebenabſichten gedienet. Daß ich aber den „Chetardie nicht weggeſchaffet, das habe ich darum „thun müſſen, um nicht geringer, als andere und in„ſonderheit Engelland zu ſcheinen, welches die fran„zöſiſchen Geſandten bey ſich behalten, ohne daß man „ihme was darüber geſaget. Aber darum, daß ich „den Chetardie hier behalten, habe ich deswegen mit „ihm chipotiret? Ich habe ihn ja faſt die ganze Zeit „nicht geſehen, noch weniger geſprochen, und ſoll „doch vor einen Franzoſen paſſiren. Er kann es am „beſten wiſſen, ob es wahr iſt“. Ego: „Es müſ„ſen infame Leute ſeyn, welche ſagen, daß E. M. „gut franzöſiſch ſind, und ich wollte, daß Sie meine „Berichte ſehen könnten, um überzeugt, wie ſehr ich „E. M. zu jederzeit habe Gerechtigkeit widerfahren „laſſen“. Rex: „Ich ein Franzos ſeyn! Das thut „mich leid; ich kann die Kerls kaum anſehen. Da „ſtehen einige herum: ich mag nicht einmal fragen, „wie ſie heiſſen, und ich ſpeie immer aus, ſo oft ich

„einen Franzoſen ſehe. Aber um wieder auf ſeinen „Vettern zu kommen: das thut mir von Grund der „Seelen leid, daß ſeine treue Dienſte ſo übel belohnet „werden. Er hat ſeinem Herrn ehrlich gedienet, und „das verdenke ich ihm nicht: dann er iſt dafür be„zahlt worden. Aber ich flattire mich auch, daß er „mein Freund iſt. Ich kann alſo nicht begreifen, „wie man ſo undankbar ſeyn kann". Ego: „Jeder „Menſch hat ſeine Feinde, und mein Oncle hat viel„leicht mehr als ein anderer, die er ſich durch ſeine „Rechtſchaffenheit zugezogen hat. Wann dieſe Cli„que die Oberhand gewinnt, ſo iſt es ein Strohm, „gegen den man nicht ſchwimmen kann. Aber ſein „Gewiſſen iſt rein, und die Gnade von E. M. dient „ihm zu einem großen Troſt". Rex: „Ja, ich ha„be allezeit ſeine Partie genommen und werde ſie fer„ner nehmen; aber ich muß Euch im Vertrauen ſa„gen, daß ihm der gröſte Torto NB. von hier aus, „und nicht von ſeinen Feinden in Wien geſchehen. „Das weiß ich am beſten; ich kann es aber nicht ſo „deutlich ſagen, noch weniger ſo ſchreiben. Aber „ſchreibt ihm das, daß ich es Euch geſaget, und daß „er an mir allezeit einen treuen Freund haben und „finden wird; und wann er abdankt, ſo ſoll er zu „mir kommen, und ſo lang ich ein Stück Brod ha„be, ſo will ich es mit ihm theilen, wann er kei„nes mehr hat: dann ich liebe ihn wie mich ſelbſt. „Schreibt ihm das ꝛc." Le roi s'attendrit et me quitta, s'avançant quelques pas dans la salle à danser. Puis quand il vit approcher certain François étranger, qui se trouve ici, il me fit signe de l'œil, puis regarda le François, räuſperte ſich und ſpuckte aus ꝛc. A la même assemblée Dönhoff fit au nom

du roi le compliment à Chassaigne, „que le roi ne pouvoit pas souffrir son f.... visage, et qu'il devoit s'en aller, ou qu'on le jetteroit par les fenetres &c." Der König soll zu Dönhoff gesagt haben, „ob er helfen wollte, so wollten sie den Chassaigne in's Kamin stecken ꝛc."

12me. Je dine chés le roi. Der König hetzt Winkel und Demeradt zusammen; fragt mich, „ob ich nun mit Chetardie essen darf" ꝛc.

Le soir à l'assemblée de Marschall le roi me voyant jouer avec Hagen et Wülknitz, me demande: „Spielt Er auch"?

18me. Je dine chés le roi NB. pour la premiere fois avec Chetardie. A table le roi ne m'adresse la parole qu'une fois au sujet de l'affaire de Siegen.

21me. J'apprends, que Demeradt ayant dit au roi, „que l'empereur avoit pourtant beaucoup de ménagemens pour les princes de l'empire, il a répondu: „Das dank' Euch der Teufel; das müßt „Ihr wohl haben". Le roi a dit aussi à un de ces derniers repas, que l'empereur traitoit les électeurs et princes de l'empire comme le roi très-chrêtien traite les ducs et pairs en France, qui ne les admet au parlement, que lorsque ses résolutions sont déjà prises. Quand Happe lui a porté avanthier la santé de ses fideles amis et alliés, le roi a répondu: „C'est moi même &c."

25me. Gotter a mandé au roi par sa derniere relation, que les états de l'empire, qui ont souffert par la marche des dix mille Prussiens et qui en ont porté des plaintes à Vienne, veulent mettre à toute force (et le duc de Mersebourg à leur tête) un arrêt sur les cent mille florins, que j'ai promis au roi

au nom de l'Augustissimo. Cette nouvelle a beaucoup allarmé et irrité l'esprit du roi, d'autant plus que Podewils, voulant faire le bon valet mal à propos, a osé lui insinuer aujourdhui, que le droit du jeu étoit, qu'il se tint àprésent à ce qui avoit été stipulé auparavant entre Roeder et Nesselrodt, et qu'il demandat le payement de la somme entiere pour tous les six mois &c. Cependant Biberius, qui y fut présent, dit au roi, „que je l'avois assuré positivement, que l'empereur avoit approuvé la déclaration faite en son nom, ainsi qu'on devoit attendre premierement la confirmation de l'avis de Gotter, avant que d'en venir mal à propos à un éclat &c." Le roi approuva ce sentiment; mais Podewils voulant toujours parler et soutenir sa these avec ferveur, le roi lui répondit vertement: „Ey nun, wann Ihr's außmachen könnt, so machet „es auß; aber ich frag' den Henker nach Eur'm „Schreiben. Ich werde doch thun was ich will: „dann mein Plan iſt gemacht". Je fus incontinent informé de cette scene par Biberius, qui désapprouva fort la conduite de Podewils, et comme j'étois invité à diner avec le roi, je craignis quelque explication facheux. Mais j'en fus quitte pour la peur: car S. M. ayant encore vû passer, avant que de se mettre à table, les trois derniers escadrons du régiment de dragons du prince Eugene d'Anhalt et ayant été contente du bon état, dans lequel Elle les avoit trouvées, céla fit diversion à l'ennemi, et comme tous les officiers de ces trois escadrons eûrent l'honneur de diner avec le roi, S. M. n'étoit occupée qu'à parler avec eux du tétail du metier et de leur marche, et à les régaler chacun

d'une grande rasade de vin de Tockay d'une bouteille et demie, dont nous autres, c'est à dire Ginkel, Demeradt et moi (car il n'y avoit pas d'autres étrangers ce jour là) Biberius, Borck, le général et le colonel Truchses, Münchau &c., eûmes chacun une pareille, ainsi que nous noyames heureusement tout notre chagrin dans ce bon vin. Le roi ne me témoigna en aucune façon d'être mécontent de moi et ne lacha presque pas un mot de politique, excepté qu'il dit, „qu'il seroit superflu de publier formellement les préliminaires, parceque tout le monde en étoit déjà informé avant la publication. Le prince royal, qui dina avec nous, fut fort pensif, et le roi augmenta encore sa rêverie en l'obligeant de vuider, à l'exemple de nous autres, cette grande rasade de Tokay.

Ce soir le roi resta à la tabagie jusqu'après onze heures sonnées et but à son ordinaire deux bouteilles de bierre et autant d'eau.

Biberius erzählt mir, daß, wenn der Fall wegen Berg existirt, der König entweder mit dem Schwerd darein schlagen, oder vier bis fünf Tonnen Goldes daran spendiren will ꝛc.“

30me. Je dine chés le roi, qui est de mauvaise humeur.

1736.

Janvier.

1er. Je dine chez le roi. On ne parle que de chose indifférentes et on est de bonne humeur. Pretorius dit à Chetardie, que quelqu'un avoit dit: „qu'il vouloit être plutôt singe en Afrique, que roi „de Norwegue etc.“

Louis Wartensleben me raconte, que le prince royal est fort piqué contre mon oncle. Il n'a rien contre moi et dit, „que c'est dommage que j'ai ce „nom.“

7me. Ginkel propose à mon oncle d'entrer au service d'Hollande.

17me. Biberius me fait part des confidences, que Junior a fait à Pöllnitz. Der König animirt ihn zum Kindermachen, läßt ihm ein sammetnes Ehebett machen. Biberius ne croit pas, que Junior survivra au pere, mais que pessimus Wilhelmus a) succedera un jour.

20me. Biberius avoit eu l'idée de servir utilement de la nouvelle de mon départ prochain, pour intimider le roi et pour le porter par là à quelque démarche favorable, pour rétablir la bonne harmonie avec l'Augustissimo. L'insinuation de Biberius

a) Le prince Auguste Guillaume, second fils du roi.

a porté coup et le roi m'a envoyé ce matin Schumacher, sous prétexte de me parler sur l'enrollement de vingt grands hommes en Boheme pour son régiment. S. M. me fit prier de continuer à pousser cette affaire, en faisant valoir ses complaisances pour l'empereur dans l'affaire des quartiers d'hiver et le recherches severes, qu'il a fait faire contre Rœder et tous les chefs de dix mille hommes. Le roi me fit dire de plus, „qu'il est prêt de rémedier à tout ce qui sera trouvé fondé, mais qu'on doit juger impartialement et ne point connivver aux autres non plus, qui commettent des excès plus craints que ses troupes, p. e. les Danois, qui ont exigé plus de cent mille écus dans un mois, et les Russes, qui exigent du margraviat de Bayreuth seul cent mille florins etc.; enfin qu'il prie l'empereur de defendre les levées à tous les régiments prussiens et ne permettre qu'à lui roi seul d'enroller quelques grands hommes pour son régiment, comme l'unique marque que l'empereur ne méprise pas tous à fait son amitié; qu'au reste il prie l'empereur de faire prendre tous les juifs et autres personnes, qui oseront se mêler dorénavant des levées dans les pays de l'empereur etc." Je promis à Schumacher de faire de tout ceci un rapport fidele au prince Eugène, pour avancer par là la levée des vingt hommes en Boheme. Après cela Schumacher tomba sur le refroidissement, qui regne actuellement entre les deux cours de Vienne et de Berlin, et il me dit au nom de son maître, „que le roi a le cœur navré de voir aller cette disharmonie toujours en augmentant, sans avoir les raisons de ce terrible changement; qu'il a exa-

miné soigneusement son cœur, sans pouvoir trouver par où il pût avoir offensé l'empereur, n'ayant jamais donné dans aucune des propositions, que la France lui a fait faire, et ayant taché au contraire de faire plaisir à l'empereur, même avec son propre dommage, partout où il a pu; qu'ainsi le roi, qui avoit mis infiniment de confiance en moi, me faisoit prier pour tout au monde, de lui donner par écrit tous les points des griefs, que la cour impériale pourroit avoir contre lui, afin de pouvoir redresser ceux, qu'il trouvera fondés, et donner des éclaircissemens sur ceux, qui seront trouvés faux; qu'ensuite le roi souhaite, qu'ayant entendu, que je veuille m'absenter d'ici, je me rende moi même à Vienne sous le prétexte de me faire introduire dans le conseil aulique, pour représenter à l'empereur les choses comme elles sont, le roi ayant à cet égard toute la confiance en ma droiture et voulant m'en témoigner sa reconnoissance de toutes les manières possibles etc. Je répondis à Schumacher:

1°. „Que j'étois très persuadé du cœur patriotique du roi et qu'il n'avoit jamais toppé aux propositions de la France; que je l'avois fidelement représenté à l'empereur, mais qu'à force de soutenir cette these mon oncle et moi nous nous étions nous même rendus suspects, comme étant trop attachés à la Prusse;

2°. Que je n'osois pas donner au roi par écrit les griefs, que je croyois que la cour impériale pourroit avoir contre lui, n'ayant aucune commission pour cela, mais que je voulois bien dire en confidence à lui Schumacher, que je cro-

yois que les principaux griefs regardoient a) la conduite du roi dans les affaires de Pologne etc. b) le refus de donner son contingent et les rois des Romains. c) le refus de marcher vers la Moselle, et d) les excès commis par ses dix mille hommes, dont la haine étoit rétombée indirectement sur l'empereur ;

3°. Qu'ainsi si le roi vouloit se servir de mon canal pour se racerocher à la cour impériale, il falloit qu'il me mit en état pour cela, a) en me donnant sa parole par écrit, qu'il vouloit payer les mois des romains, et b) en me donnant une lettre de recognition pour le roi Auguste III., que je pouvois remettre entre les mains de l'empereur, pour faire voir que le roi ne faisoit cette démarche qu'uniquement pour complaire à S. M. Impériale ;

4°. Que, si le roi vouloit m'accorder ces deux points, je demanderois alors la permission de me rendre à Vienne sous le pretexte surdit ; mais qu'à moins de cela il n'y avoit rien a faire que la disharmonie iroit toujours en augmentant et qu'il viendroit un tems, où on ne pourroit plus racheter par des millions ce que peut-être aprésent on pourroit avoir par le payement des moi des Romains, qui font une somme de 116822 écus 12 gros etc."

Schumacher me répondit, „que c'étoit bien naturel qu'on la fit plutôt de bonne grace, que de mauvaise, mais que pour les mois Romains le Roi n'en avoit jamais voulu entendre parler ; que cependant il vouloit lui faire un fidele rapport de tout ce que je lui avoit dit."

Après que Schumacher fut parti, je me rendis à la parade pour raconter à la hâte à Biberius tout notre entretien. Celui-ci trouva occasion d'entretenir après la table le roi de toute cette affaire comme d'une idée que le Diable lui avoit insinuée. Le roi parût goûter cette idée et donna plein pouvoir à Biberius de m'en parler. Pour cet effet celui-ci me fit appeler chez soi et nous épluchames encore ce plan. Il n'y avoit que la somme des mois des Romains qui parût lui être trop grande; „mais," dit il, „si le roi trouve nécessaire de se „raccrocher à l'empereur, il faut bien qu'il passe „par là."

21me. Ce matin Schumacher a fait rapport au roi de l'entretien qu'il a eu avec moi. Dieu sait ce qu'il peut avoir ajouté du sien, ou qu'elle mauvaise insinuation le roi peut avoir reçue en même, ou si peut-être le roi a compris Schumacher de travers; enfin le roi, au lieu de continuer l'idée de la réconsiliation avec la cour impériale, dont il parût être charmé la veille, a signé à dix heures du matin un ordre aux Mazarins, „de rappeller incontenant Gotter, et que le roi ne veut plus envoyer Brandt, ni un autre envoyé à Vienne, et n'y laisser qu'un simple agent."

A onze heures je vins au château, étant invité à diner, et j'entrai en même tems que Ginkel dans l'antichambre. Personne ne s'y trouva encore que Derschau, qui sortit; et le roi prit Ginkel par la main et le mena dans la chambre voisine en fermant la porte. Il lui donna un audience d'une demi-heure, dans laquelle, à ce que Ginkel a avoué depuis à Biberius, le roi s'est plaint amerement de

la cour impériale et de son ingratitude, en faisant l'énumeration de tout ce qu'il a fait pour cette cour etc. Quand le roi sortit avec Ginkel, tous les autres invités se trouverent dans l'antichambre. La conversation fut générale. Biberius parla de la maladie du prince Eugene et qu'apparemment il n'en reviendroit pas, et Chetardie dit, „que d'aussi grands hommes comme le prince Eugene ne devroient jamais mourir." Mais le roi, au lieu de le plaindre comme autrefois c'étoit sa coutûme, répondit brusquement à Chetardie: „Le prince est „assez vieux, et en âge de mourir, et il faut que „l'un fasse place à l'autre." Tout cela me parut assez singulier, sans que j'en eusse pu pénétrer alors la vèritable eaux, l'attribuant à la mauvaise humeur du roi. Avant la table le roi parla encore amiablement à Chetardie seul à la fenêtre, lequel, à ce que je sais par Biberius, a dit au roi, „que le sieur „Du Theil étoit favorablement instruit sur tout ce „qui regardoit les intérêts de S. M. Prussienne." dont le roi le remercia. A table le roi n'eût presque d'autre entretien qu'avec Chetardie sur des fadaises et enfin sur l'absurdité de la réligion catholique. S. M. fit quelques demandes à Pretorius et à Ginkel, mais à moi et à Demeradt Elle ne dit pas le moindre mot à table, ce qui est contre sa coûtume.

Biberius n'a pas été à la tabagie, ayant été occupé avec la poste et avec la réprésentation qu'il veut faire au roi par écrit sur l'envoi de Schulenburg à Vienne et sur la réconciliation avec l'Augustissimo. Mais Pöllnitz, qui y a été, a dit au Diable, que le roi a été d'une humeur détestable.

Aussi Pöllnitz a demandé au Diable: „Qu'est ce „que la famille de Seckendorff a fait au roi? car „depuis vingt-quatre heures il paroît être fort piqué contre ce nom."

Borck, après avoir reçu le susdit ordre véhément du roi, l'envoya sans aucun billet et comme la chose du monde la plus indifférente à Podewils. Celui-ci se trouva justement à souper chez Biberius et parût être au désespoir de ce coup mal imaginé, que dans un tems; où le roi a plus que jamais raison de dire à l'empéreur „pater peccavi" et de servir des noces du duc de Lorraine pour faire une demonstration de joie et de politesse par l'envoi du comte de Schulenburg, que, dit Podewils, dans un pareil tems le roi vouloit rappeler brusquement Gotter sans y envoyer un autre. Thulemeyer, auquel Biberius en fit part par un billet, n'en parût pas être moins frappé et au lieu que la veille il parût être dans la joie de son cœur de l'espérance qu'il y avoit pour la réconsiliation avec l'Augustissimo, il répondit aprésent à Biberius en homme désespéré: „Que l'às f.... la barque etc." Cependant Biberius ne se laissa point déconcerter par tous ceci et fit partir ce soir sa réprésentation pour le roi, afin de décharger par là tout à fait sa conscience. En même tems il anima Podewils et Thulemeyer d'en faire autant après leur conférence d'après demain, et, au lieu d'expedier le rappel de Gotter pour la signature du roi, de réprésenter auparavant à S. M. les suites terribles d'une démarche aussi précipitée etc.

22me. Au matin le roi reçût la représentation de Biberius et la lut d'un bout à l'autre; mais aus-

sitôt après il la vulcanisa, ce dont Schumacher avertit incontinent Biberius par un billet, que j'ai vu en original. Le roi après cette expédition alla au sermon de Reinbeck. Après l'église Biberius se rendit comme de coûtume à l'antichambre du roi. S. M. n'y étoit pas encore; mais le prince royal, qui s'y trouvoit, dit à Biberius: „Que „diable, manque-t-il au roi? il est d'une humeur „détestable et je ne l'ai jamais vu comme-ça." Biberius tira le prince royal a part (car le prince Léopold se trouvoit dans la chambre) et lui dit à l'oreille: „Le roi veut absolument se brouiller avec „l'empereur. Je lui ai écrit pour qu'il envoye „Schulenburg à Vienne pour féliciter sur les noces „du duc de Lorraine, afin de rendre la pareille à „l'ambassade du comte de Linden; mais il n'en „veut rien faire et veut rappeller Gotter sans y en„voyer un autre, et V. A. H. verra, que lorsque „le roi sortira il me boudera." Le prince royal approuva le conseil de Biberius comme très salutaire et dit avec un air de sincerité et pénétré de douleur. „Eh, mon Dieu, le roi ne veut il donc „pas garder un seul bon ami dans ce monde!" Ce que Biberius avoit prédit arriva. Le roi sortit un moment après et ne dit pas un seul mot à Biberius, parlant toujours fort gracieusement avec Léopold. Puis tirant Borck à part à la fenêtre il lui parla près d'un quart-d'heure. Biberius, qui a pris soigneusement garde à leur contenance, dit qu'il n'a observé aucune émotion dans leur discours, dont il conclut, que Borck a souscrit aveuglement à la volonté du roi touchant le rappel de Gotter, tout comme deux jours auparavant le mê-

me Borck, le roi lui ayant demandé in pleno: „Iſt's nicht wahr, ich bin nicht obligirt geweſen, mit „nach der Moſel zu marſchiren?" a répondu. „Nein, „E. M., in der Convention ſteht nichts davon, daß „E. M. dazu obligirt ſeyn." Réponse, dont Léopold même a été scandalisé et a dit après à Biberius: „Je n'aurois jamais cru, qu'on peut déguiſer ainsi la vérité au roi. Ce même jour le roi „fit à table une autre demande à Borck: „Iſt „nicht wahr, wann ich nicht geweſen wäre mit meinem Voto a), ſo hätte das Reich nicht declamiren „können?" Ille: „Da haben E. K. M. recht: Sie „haben der Sache den Ausſchlag gegeben." Ces deux réponses me font juger, que Borck n'aura pas été moins complaisant dans sa réponse sur le rappel de Gotter, à plus forte raison, qu'en revenant de cet entretien confident il a eû la bêtise de soutenir in pleno, „que la paix étoit encore fort éloignée et que l'empereur se trouveroit dans peu plus mal que jamais, se laissant aller à la discretion des fraoçois, qui en feroient tout ce qui bon leur sembleroit etc."

A table le roi fut encore de fort mauvaise humeur et dit entre autres: „Ein großer Herr muß „niemand als ſich ſelbſt trauen". Biberius, qui avoit affecté á dessein un air gai et point du tout embarrassé, répondit: „Da haben E. M. recht". Puis le roi demanda brusquement à Biberius: „Was wird Seckendorff (NB. en parlant de mon oncle et en omettant l'épithete de général, ce que d'ailleurs il n'a pas coûtume de faire) machen"?

a) Par rapport à la pacification avec la France.

Biberius: „Er wird in seinen Winterquartieren blei„ben und aufs Frühjahr vielleicht wie andere Gene„rals nach Wien gehen, und, wann man ihm nichts „zu thun giebt, nach Meuselwitz sich begeben". Rex: „Er wird nun nicht abdanken". Biberius: „Das glaub' ich selber nicht noch weniger, daß er „es jemahls im Willen gehabt". Rex: „Aber wird „er das Commando über die Truppen in Brabant „bekommen"? Biberius: „Das weiß ich nicht". Rex: „Alle Zeitungen sagen es ja". Biberius: „Ich glaub', wegen der Religion wird es nicht wohl „seyn können". Rex: „Hat es doch Zumjungen ge„habt, der auch lutherisch gewesen". ꝛc.

Après la table Biberius me fit appeller chés soi pour me faire confidence de tout ce que dessus et y ajouta les reflexions suivantes:

1°. Que jamais conseil au monde ne pourroit être plus salutaire que celui que j'avois donné au roi par Schumacher, et que tôt ou tard le roi seroit obligé de le reconnoître".

2°. Qu'il falloit que la reine eût peûtêtre fait des mauvaises insinuations au roi, capables de produire cèt effet inattendu.

3°. Que le roi, s'il persistoit dans la résolution de rappeller brusquement Gotter, courroit évidemment à sa perte, puisque

a) les ennemis du roi à Vienne ne souhaiteroient pas mieux que de trouver un prétexte aussi valable pour faire éclater le juste ressentiment de l'empereur en faisant resusciter tous les mandata sine clausula et en en donnant l'exécution à Hannovre, Hesse, Saxe etc

b) La France y contribueroit de tout son cœur,

la

BIBL. VNIVERS. LIPS.

la mauvaise intention de cette couronne à l'égard du roi étant non seulement connue par une lettre de Gotter à Biberius, que celui-cy me communiqua et me jura en outre, qu'il a encore en main d'autres preuves plus convaincantes, que la France de tout tems s'est moquée du roi et que présentement elle se f... tout à fait de lui. „Car", me dit il, „croiriés „vous, que Chetardie n'a pû par toutes ses re„présentations porter sa cour à donner au roi „quatre grands hommes pour l'asile de Stanis„las, au lieu de l'épée qu'on lui destinoit? et „croiriés vous, qu'après toutes les belles pro„messes qu'on m'a faites on ne m'a pas donné „un sol"? Tout au contraire on me doit en„core 636 écus, que j'ai déboursé pour ce f.... „Stanislas sans en pouvoir rien retirer. Enfin „ce sont des gueux; et je me suis fort trompé „sur le caractere de Chetardie qui n'est rien „moins que solide dans les affaires; il n'en a „pas seulement une idée et sa cour le traite „comme un écolier: car j'ai vû ses dépeches „chiffrées, où on lui mande par lambeaux les „choses les plus connues et les plus triviales „&c "

4°. Qu'il falloit attendre le résultat de la conférence des Mazarins de demain, pour voir si Borck y parlera pro autoritate en persistant nomine regis sur l'expédition du rappel de Gotter, ou s'il souscrira avec Podewils et Thulemeier à la représentation que ces deux ministres sont intentionnés de faire au roi; „et ensuite", dit-il, „il faut voir „quelle reflexion le roi fera à cette représenta-

„tion, s'il persistera dans sa sotte résolution et „s'il signera le rappel, ou bien s'il se ravisera „encore, comme je me flatte". Le plus grand mal est qu'il boude avec Biberius et que par conséquent il ne s'expliquera pas si tôt avec lui.

5°. Si le roi contre toute attente persiste dans sa résolution insensée, „il faut", dit Biberius, „le „traiter comme un imbécille et lui mettre des „tuteurs, puis commencer à le chagriner de tous „côtés en le faisant chasser du Meklenbourg, sur- „tout en défendant d'abord toutes les levées pour „son régiment aussi bien que pour tous les au- „tres régimens de son armée et en faisant sortir „à la fois les trois cent officiers prussiens, qui „doivent se trouver dans les états héréditaires de „l'empereur. Alors il criera au secours et vou- „dra payer quatre cent mille écus au lieu de cent „seixe mille, pour radoucir l'empereur. Mais „alors", continua Biberius, je lui dirai: c'est „trop tard. Je lui montrerai la copie de ce que „je lui ai écrit et qu'il a jetté au feu et que je „garderai éternellement pour ma justification et „pour la votre, avec le billet de Schumacher, „où il me dit que le roi a vulcanisé ma lettre &c."

Enfin je n'ai jamais vû Biberius aussi piqué contre son maitre. Il lui donna tout le tort imaginable et m'assura finalement, qu'arrive ce qui voudra il restera toujours fidele à Germania et à tout ce qui lui appartient.

23me. Dans la conférence des Mazarins, qui s'est tenue à dix heures, Borck a fait entrevoir par ses discours, que son entretien d'hier avec le roi a roulé sur le rappel de Gotter, contre lequel S. M.

étoit piquée à cause de la défense des levées et de ce qu'il ne peut lui faire avoir les vingt grands hommes de la Boheme qu'il lui avoit fait esperer. C'est ce qui a déterminé S. M. à vouloir le rappeller subitement. Cependant le roi a resolu d'y envoyer Brand vers la mi-Avril pour remplacer Gotter &c. Cette disposition du roi a déterminé les Mazarins à hazarder une forte représentation, où ils lui disent, qu'il n'est nullement de saison de se brouiller actuellement avec la cour impériale et qu'il faut faire rester Gotter à Vienne jusqu'à l'arrivée de Brand. En attendant ils y ont joint à tout évenement pour la signature du roi le rappel de Gotter et les ordres pour partir. On verra demain s'il les signera ou non. D'ailleurs Borck a dit à la conférence qu'il avoit porté le roi à agréer son plan, qui étoit de se rappatrier avec la cour de Russie et de rectifier par celle-ci la cour impériale. Les ordres partiront demain pour Mardefeld en conformité de cette résolution.

Le roi fût à la parade et parût être de beaucoup meilleure humeur qu'hier et avant hier.

Le prince Léopold jette publiquement feu et flamme contre la cour impériale de ce qu'elle a assigné les quartiers d'hiver aux troupes de Gotha dans le païs d'Anhalt. Le roi a raillé là dessus Léopold, „daß er wohl sehen möchte, daß der Fürst von dem Gothaischen Obristen, der nach Dessau verlegt würde, die Parole nehmen müßte"; mais intérieurement le roi en a été veritablement piqué.

Avant la table Biberius a eû un tête à tête avec le roi de plus d'une demieheure. S. M. s'est forc gardée de ne pas toucher le mot de Gotter, et Bi-

berius sans affectation n'en pouvoit pas parler non plus; mais il a répété au roi mot à mot ce qu'il lui avoit écrit avant hier sur la nécessité de se reconcilier avec la cour impériale et que pour cet effet le roi devoit payer les mois romains. Rex: „Ich fragte endlich nichts nach die 116000 Thaler, „wann ich wüßte, daß die Sache damit ausgerichtet. „Aber man wird das Geld nehmen und wird mich „nach wie vor negligiren: dann der Kaiser tractirt „mich und alle Reichsfürsten" (NB. c'est l'histoire de Léopold qui a fait impression) „wie Schubjacks, „welches ich gewiß nicht um den Kaiser verschuldet, „dann ich niemals mit Frankreich chipotiret, und exa„minire ich mich immer, ob ich auch nur eine einzige „Gedanke gehabt hatte, womit ich des Kaisers Inter„esse zu nahe getreten. Allein ich mag mich prüfen, „wie ich will, so kann ich nichts finden, und um des „H..... Mantelsacks willen cujenirt man „mich, und ich zweifle fast, ob man mir die Mariage „des Herzogs von Lothringen notificiren wird ꝛc." La dessus le roi regarda fixement Biberius et lui dit: „Dites moi sur votre honneur et conscience, „croyés vous, daß Germania es ehrlich mit mir ge„meynet hat und noch meynet?" Ille: „Ja, E. „M., ich bin für Gott und in meinem Gewissen über„zeugt, daß nach des Kayserß Intereſſe er für das „von E. M. das größte Attachement von der Welt „gehegeet hat und noch heget. Ich kann zwar nie„manden in's Herz leſen; aber aus allem, was ich „gesehen und was E. M. theils in der That erfahren, „so kann ich nicht anders urtheilen, als daß er Ger„mania E. M. personnellement devot und ergeben „ist". Le roi baissa les yeux et parût en être con-

tent. „Aber", continuat il, „was habe ich dem „Schurken dem Orondate gethan, daß er ſo gegen „mich irritirt iſt?" Ille: „Ich glaube nicht, daß „er gegen E. M. perſonnellement was hat: viel„mehr hat er Urſach, ſich von Dero Gnaden zu rüh„men; aber er hat ſich ſonſten allerhand wunderliche „Ideen im Kopf geſetzt, daß ich von Frankreich be„ſtochen, und da er einmal dergleichen wunderliche „Dinge ſich im Kopf geſetzt und avancirt ſo ſucht „er alles hervor, um die Sachen immer mehr und „mehr zu brouilliren, zumalen er von Hinzendorff's „Parthey iſt und mit der Zeit gerne hier dominiren „und einen andern Prinz von Schwarzenberg abgeben „wollte. Alſo iſt ihm nichts recht, was E. M. und „Dero Miniſtri thun, und da er an dem Demeradt „einen getreuen Correſpondenten hat, ſo verdrehen ſie „alle Worte, die geredet werden". Rex: „C'est ap„paremment de là qu'il vient que l'empereur tache „d'irriter la France contre moi, en faisant insinuer „que je ne voyois pas volontiers que la Lorraine „soit cédée à la France". (NB. Biberius croit pour sûr, que le roi a dit cela à Demeradt, lorsque S. M. dina il y a quelque tems chès Pretorius: car j'ai mandé alors à mon oncle, que le roi est tombé là dessus sur la succession de Juliers et Bergue, en disant qu'il souhaiteroit seulement, que l'empereur lui permit, quand le cas existeroit, de se servir de la force des armes pour s'en mettre en possession et que c'étoit là son plan) Biberius: „Germania „toujours soutenu, que ce plan a) étoit impratica-

a) Sans doute celui de se mettre en possession de Juliers et de Bergue.

„ble, et actuellement il l'est plus que jamais, puis„que la France est si étroitement unie avec l'em„pereur et qu'elle ne déguise pas d'avoir des enga„gemens en faveur de la maison de Sulzbach. Ain„si V. M. ne peut parvenir à cette succession que „par un bon accommodement, en se reconciliant „avec l'empereur et en ménageant la France, sans „entrer en aucune liaison avec cette derniere. Mais „si V. M. ne pourra obtenir un bon accommode„ment, c'est alors que je Lui conseille de tempori„ser, de ne se donner aucun mouvement, de re„server les droits de Sa maison, jusqu'à ce qu'il „vienne un autre tems, où Elle pourra les faire „valoir &c."

Par tout ce discours Biberius est persuadé, qu'il n'y a d'un côté qu'Olympia, auprès de laquelle le roi est tous les aprèsmidis, qui a aigri son esprit contre mon oncle et contre la cour impériale, en lui reprochant de s'être tant fié à cette cour, qui le neglige aprésent si terriblement, et que d'un autre côté la défense des levées et de l'enrolement des vingt grands hommes est la cause principale de sa mauvaise humeur, ce que Derschau a aussi assuré à Biberius.

Le soir le roi fut à l'assemblée de Wülckenitz a) S. M. parût être de fort bonne humeur. Elle parla longtems avec Chetardie, qu'Elle appella en badinant Monsieur de France. Elle me salua en passant fort amiablement, sans me parler.

24me. C'est aujourd'hui le jour de naissance du prince royal, qui cependant ne sera célébré que fort à la sourdine.

a) Conseiller privé.

Outre les anecdotes contenues dans mon journal d'hier et d'avant hier, Biberius m'a encore fait de quelques autres, que je raconterai ici :

1°. Le comte de Stolberg a raconté au roi, que mon oncle avoit reçu vingt mille écus pour présent lorsqu'il avoit fait le traité a). Le roi s'en est étonné et a dit : „Davon hat mir Seckendorff nie„mals was gesagt". Les ennemis de mon oncle s'en sont divertis en disant, daß mein Onkel wohl zweymal hundert tausend Thaler nehmen würde, wann er es bekommen könnte. Pour moi j'ai dit à Biberius et à Pretorius, que je veux mourir si mon oncle m'a jamais dit le mot de ces vingt mille écus.

2°. Olympia est au désespoir de ce que l'idée du mariage d'Ulrique a échouée, et pour s'en venger elle irrite le roi contre mon oncle et la cour imperiale, d'autant plus qu'elle n'a plus rien à ménager du côté de l'Angleterre. Cependant la reine d'Angleterre a encore écrit depuis peu de jours à la reine de Prusse une lettre des plus tendres et pleine d'assurances d'amitié, que Biberius a vû en original. Comme le prince de Galles n'est plus pour Ulrique, on parle du fils aîné du prince héréditaire de Darmstadt; mais Biberius ne croit pas que le roi y donnera la main, puisqu'il a sans cela déjà d'assés pauvres beaux fils.

3°. Le prince royal est aprésent, à ce que Biberius m'assure, impérialiste à bruler et entretient toujours une étroite correspondance avec Orondate,

a) En 1732; v. Lebensbeschreibung des Gr. von Seckendorff, T. IV. p. 257–273.

qu'il regarde comme son plus grand ami. Biberius a raillé là dessus Chetardie, qui a repondu: „Je suis charmé que le prince royal soit bon im„périaliste; car la France l'est aussi". Mais intérieurement il y est fort sensible.

4°. Le roi, apparemment pour chagriner moi et Demeradt, affecte de parler beaucoup avec Chetardie, et celui-ci intrigue sous main pour donner à diner au roi au premier jour. Si cela arrive, S. M. ne pourra plus dire, „daß das ein Hundsf... iſt, der mit dem Franzoſen ein Glas Wein trinkt".

5°. Le prince Léopold d'Anhalt, qui est aussi fort distingué du roi, parle du métier de la guerre avec autant de présomtion que son pere, et sans Léopold Belleisle auroit passé son tems plus tranquillement la campagne passée, qu'il n'a fait.

6°. On dit que le Prince d'Ostfrise est fort mal et suffoquera de graisse. Biberius a exhorté le roi à songer à cette succession; mais au lieu d'y maintenir ce qu'il y a de troupes, il diminue encore ce peu de gens; tant sommes nous imbus du principe, „mit der ganzen Macht zu marſchiren".

25ᵐᵉ. J'obtiens la permission de m'en aller d'ici. Le roi est toujours piqué contre Demeradt et moi.

26ᵐᵉ. Il y a assemblée chès moi. Le roi y vient avec le prince Guillaume etc.

27ᵐᵉ. Le roi dine chès Sydow. Grumbkow lui dit la vérité.

28ᵐᵉ. Le roi est dans de terribles aigreurs con-

tre la cour de Vienne. Il veut rolacher cinq cent florins des cent mille a).

29no. Chetardie avec Ginkel et Pretorius dinent chés le roi. Demeradt et moi en sommes exclus.

30no. Le roi dine chés Marschall, s'y expectore avec Grumbkow et devient par là plus modéré.

Fevrier.

1mo. Chetardie dine encore là haut avec les ministres neutres, avec exclusion de moi et de Demeradt. NB. Geſundheit vom Dauphin, „anderer Louis XIV^te".

2do. Le roi donne un ordre circulaire pour retirer ses officiers du païs de l'empereur. Je ne veux pas aller ce soir à l'assemblée de Chetardie. J'écris à Biberius les raisons qui m'en empechent: celui-ci s'en fâche.

3^tio. Biberius se radoucit.

4to. L'aprèsmidi chés Biberius, sur son invitation. Il m'apprend ce qui sait:

1°. Chetardie ſcharfen Brief zu übergeben wegen der Polacken zu Königsberg. Der König wird böſe werden, will dreymalhunderttauſend Thaler haben.

2°. König ganz toll im Kopf.

3°. Biberius ſagt ihm Wahrheiten im Rauſch bey Sydow.

a) L'empereur avoit promis cent mille florins au roi de Prusse pour le dédommager de quelques mois des quartiers d'hiver de ses troupes dans le païs de Münster. Le long retard de ce payement étoit un des griefs de Fréderic Guillaume contre la cour de Vienne. V. Lebensbeſchreibung des Gr. v. Seckendorff, T. III. 136–143.

4°. Man muß dem König anonymen Brief über seine Situation schreiben und mit Manteuffel concertiren.

5°. Germania muß alles wieder gut machen, und Biberius sich anstellen, als ob er mit ihm brouillirt.

J'écris au roi pour prendre congé de lui.

6to. L'après-midi chez Biberius, où je trouve le marquis de la Chetardie. Nous prenons poliment congé l'un de l'autre. Après qu'il est sorti Biberius me dit :

1°. que le roi a envoyé le mémoire de Chetardie aux Mazarins sans la moindre note marginale.

2°. Brouilleries à craindre avec les Hollandois.

Je reçois réponse du roi, ainsi qu'il n'y a plus rien qui m'arrête à Berlin.

7mo. Je pars de Berlin et arrive le soir à Dahme.

8vo. Je vois le duc a) et m'entretiens confidemment avec lui au sujet de Berlin et de Varsovie.

23^tio. Je vais par Ansbach à Triesdorf où je dine et soupe avec le Margrave.

Discurs mit meinem Onkel, dem Geheimen-Raths-Präsidenten b) :

1°. Der Markgraf imputirt dem Germania all sein Unglück in der Ehe. Wann er Kinder hätte, würde er es ihm ressentiren lassen.

2°. Mehr Verlust, als Gewinnst bei dem Darlehen vom König, 8 Procent Agio, in vier Jahren alles bezahlt.

3°. Dem Serenissimo fehlet es nicht an Geld, kann Millionen bekommen. Der Krieg kostet ihm so viel

a) Le duc de Weissenfels.

b) Le baron Christophle Fréderic de Seckendorff.

als Brandenburg ſchuldig iſt als Kurfürſt, die Falkenerei vierzigtauſend Thaler.

4°. Sereniſſimus große Einſicht in Affairen, läßt ſich in publicis dirigiren wie man will. NB. Exempel von Harrach, Biſchof von Bamberg wegen Religion.

5°. Bartenſtein a); was der Biſchof b) von ihm hält, wird gedenkt werden.

6°. Lothringiſche Ceſſion, großes Präjudiz für Kaiſer und Reich. Frankreich kann dreißigtauſend Mann mehr halten, extendirt ſich bis zwei Stunden von Mainz, engloutirt Speier und Worms. Rathet c) Sereniſſimo, ſich eine Retraite zu kaufen. Weiß nicht, warum die geiſtlichen Fürſten ſo ſtill ſitzen.

7°. Germania durch den oſtenſibeln Brief an Schmettau wegen Würtemberg viel von deſſen Eſtime verloh-ren, hätte nicht rampiren ſollen.

8°. Germania hätte ſollen holländiſche Dienſte annehmen. Wann Eugene ſtirbt, morgen caſſirt.

9°. Courji geſagt, Sereniſſimus ſoll f.... ſo viel er will.

10°. Ober-Marſchall d) Feind hat ſich hinter Cramer geſteckt, Etats-Miniſter e) Schuld an allem.

11°. Soll an Ober-Marſchall ſchön thun, item an Ludwig.

a) Secrétaire d'état de l'empereur.

b) L'évêque de Bamberg et Wirzbourg, de la maison des comtes de Schönborn, ci-devant vicechancelier de l'empire.

c) C'est apparemment l'évêque de Wirzbourg, qui donna ce conseil.

d) Le grand-maréchal de Sechendorff.

e) Ernest Louis de Sechendorff, frere du comte, ministre accrédité du roi de Prusse aux cercles de Franconie et de Souabe.

Entretien confident avec le grand-maréchal de Seckendorff.

1°. Feindschaft vom Geheimen-Raths-Präsidenten rührt her von seiner Denomination zum Ober-Marschall, hat ihn in sechs Wochen nicht präsentiren wollen, hat Serenissimam mit der Rehwedel a) angetrieben, daß sie sich soll in domestica mischen, Küchenzettel fordern. Serenissimus bös worden, die Frau mercurialisirt.

2°. Die Hoheit b) cajolirt den Markgrafen aufs äußerste, wird aufs Frühjahr nach Berlin verlangen. Der Markgraf ihr ins Gesicht gesagt, daß er nicht bei ihr schlafen kann, aber mit viel deutlichern Worten; garstige Zähne, hinkt. „Dein Vater mich betrügen wollen, mein Land haben wollen, gemeint, wirst keine Kinder kriegen."

3°. Die Hoheit protestirt gegen Cocceji, „ist bestochen worden, falschen Rapport erstattet ꝛc."

4°. Der Markgraf ist seit zwei Jahren nicht mehr so piquirt gegen Germania, als wann ihm seine Mariage einfällt: alsdann giebt er Schuld an Brehmer und Germania.

5°. Serenissimus moquirt sich über den Etats-Minister.

6°. Serenissimus thut alles, was der Geheime-Rath haben will. NB. Ipse dixit, Crameri exemplo illustravit, Kopf abschlagen lassen wollen.

Mars.

13ten. Je pars d'Obernzeun pour Wirzbourg.

a) Grande-maitresse de la margrave.

b) La margrave d'Ansbach, fille du roi de Prusse.

14mo. Je prens les fiefs et dine en cour. Après midi j'ai audience de l'évêque. Extrait de ma conversation avec lui. (Le prince étoit assis derrière une table.)

„E. H. G. danke zuvorderſt unterthänig, daß dieſelbe mir am heutigen Tag die Lehre gnädigſt verliehen, und dabei meine lange Verabſäumung, in Betrachtung der allerhöchſten Herrngeſchäften, wodurch ich behindert worden, mildeſt überſehen wollen. Anbei iſt mir dieſe Gelegenheit um ſo erwünſchter, als ich dadurch die längſt gewünſchte Gnad erlange, E. H. G. meine unterthänigſte Aufwartung zu machen und perſönlich diejenigen hohen und großen Verdienſte zu verehren, welche ſchon ganz Europa in E. H. G. als einem Muſter eines vollkommenen Regenten bewundert und welche insbeſondere ſchon längſt in meinem Herzen die vollkommenſte Devotion und Ehrfurcht zuwegen gebracht haben e). Ich wünſche von Herzen, daß die dermalige Indiſpoſition von E. H. G. (NB. l'évêque appréhende la goute) in kurzen dergeſtalten ausſchlagen möge, daß wir darob die Hoffnung eines deſto größeren Wohlſtandes von E. H. G. Leben zum Beſten Ihro Kaiſerlichen Majeſtät und des deutſchen Reiches ſchöpfen können. Glückſelig würde mich ſchätzen, wann E. H. G. auch auf mich einen Theil derjenigen Gnad ableiten wollten, deren ſich mein Ohm, der Graf von Seckendorff und mehr andere von meinen Freunden nicht ſattſam rühmen können ꝛc."

Der Fürſt hieß mich niederſitzen und beantwortete

e) Ceci ne peut pas passer pour adulation, l'évêque étant réellement un prince du plus grand mérite.

meln Compliment folgendermaßen: „Der Herr Ba-
„ron thun mir Justiz in demjenigen, was Sie von
„meiner Freundschaft zu Ihrem Herrn Vettern, dem
„Grafen von Seckendorff und Ihrer Familie anführen
„wollen, indem ich als ein Frank und folglich Ihr
„Landsmann, und als ein alter Bekannter des Herrn
„Grafen mir jederzeit eine Freude gemacht und noch
„machen werde, Ihnen viel angenehmes zu erweisen,
„und bin ich in diesem Betracht und in Considera-
„tion der nützlichen Dienste, so der Herr Baron am
„Berliner Hof Ihro Kaiserlichen Majestät seither ge-
„leistet, gar willig über dasjenige hinausgegangen,
„was sonst die Lehenrechte wegen zu suchenden länge-
„ren Indulten mit sich bringen. Was meine Unpäß-
„lichkeit betrifft, so muß ich fast gestehen, daß es die
„Schuld meiner Jugendsünden seye, und werde ich, so
„lang mir Gott das Leben fristet, gewißlich dahin be-
„dacht seyn, daß ich, wie der Herr Baron anzufüh-
„ren beliebt, Ihro Kaiserlichen Majestät und dem Pu-
„blico nicht ganz unnütz seyn möge, wiewohl unser
„dermaliges systema imperii dergestalt beschaffen,
„daß man gleich von Zeit zu Zeit einen Fleck nach dem
„andern zu Wien darauf setzet, ich doch, als ein lang-
„jähriger Reichs-Vice-Kanzler, nicht mehr absehe, wie
„dieser Bettlermantel länger halten kann. Zwar ver-
„sichert die dermalige Heurath zu Wien den innerli-
„chen Ruhestand der Kaiserlichen Erblande und kann
„man es mithin noch eine Weil mit ansehen ꝛc."

Episcopus beklagt mich wegen meiner verdrießlichen Station zu Berlin, so wie er meinen Onkel beklagt hat.

Ego: „Dem Kaiser lieber beim großen Mogul,
„als in Berlin dienen."

Episc. „Glaube es, mit einem veränderlichen und „wankelmüthigen Herrn zu thun.“

Ego: „Ja, noch mehr, mit einem närrischen, „der viele indicia davon giebt, keinen Plan hat, als „wie er sich bereichern und groß Leut bekommen will.“

Episc. „So habe ich mir's fast vorgestellt; glaub „doch, daß er dilucida intervalla hat.“

Ego: „Auf alle Weiß, spricht als wie ein Orakel. „Aber es währt nicht lang, so kommt eine andere bou„tade; beständige Veränderung, Exempel von Bud„denbrock ꝛc. a)“

Episc. „Wie ich in Wien bin weggegangen, so meinte „ich Wunder, wie gut ich beim König angeschrieben „stünde; beim Durchmarsch b) aber habe das Gegen„theil erfahren, und wann Ihr Herr Vetter nicht mehr „weiter kommen können, so hat er mich gebeten, daß „ich einen Brief schreiben möchte, den er dem König „vorlesen könnte ꝛc.“

Ego: „Das hat auch immer eine gute Impres„sion gemacht, und ihm seinen Torto erkennen ma„chen; allein dergleichen gute Gedanken gehen bald „überhin.“

Episc. „Er behilft sich hernach mit Lügen, wie „kürzlich in denen holländischen Brouillerien, wie man „mir von Berlin schreibt, da er die Schuld auf die „Officiers schiebt.“

Ego: Jetzt pllirt der König, weil er siehet, daß „er sich verächtlich und überall verhaßt gemacht.“

Episc. Anatomie de la conduite du roi lors de la marche vers la Moselle. „Kasperle kommt von

a) Un des généraux favoris de Fréderic Guilleaume I.

b) Au retour des troupes prussiennes de la Moselle.

„der Armee. — Sie spielen Krieg. Quæritur: Wie „stark die Armee? — 100000 Mann zu Fuß und 3 „Reuter. So gehts dem König von Preußen auch. „Wann man ihn nach den großen Grenadiers mißt, „so ist er freilich der größte im Reich; aber ich glau„be, wann es zum Treffen kommt, so lauft die Hälfte „auseinander."

Ego: „Das siehet der König wohl ein und wird „deswegen nimmer keinen Krieg anfangen. — Poltron."

Episc. „Werbereisse unerträglich. Ein Fürst muß „seine Unterthanen schützen; so macht er sich verächt„lich. Werde dem König keinen Anlaß zu Widerwil„len geben, bin nicht auf große Leut versessen." — Exempel, daß er vom Grenadier-Bataillon zu Bamberg drei große Kerls an Ansbach überläßt und die Erbeportion denen nicht einstreicht, die mit seinem Vorwissen in den preussischen Dienst gegangen. — Lächerlicher Kunstgriff der preussischen Werber. Grafen von Geroldshofen ꝛc. Ansbach will nicht causam communem machen. Verbot der Werbung in den kaiserlichen Erblanden. — Königs Verbot dagegen an Nazmer.

Ego: „Ist Circular-Ordre. — Ursach davon, um „die Werbung vor sein Regiment zu erhalten, welches „primum mobile aller Handlungen. Wann Frank„reich so viele große Kerls als der Kayser hätte, wäre „Preußen vielleicht französisch, hätte aber nicht mehr „Realität als für den Kaiser."

Ego: „Stanislaus Schubhuh. — Was vom „Kronprinzen zu hoffen?"

Episc: „Scheint, daß die Campagne gut gethan. — Ruinirt seine Gesundheit durch Champagne-Wein."

Episc. „Was von der Reconciliation mit Engel„land zu hoffen."

Ego: „Personalhaß. König fragt nichts nach „Heurath; Königinn mehr chagrin, falsches Weib."

Episc. „König von Engelland ist besser, als man „gehoffet, folget seinen Ministris; König von Preus„sen verachtet sie. — Woran stoßet sich die Reconci„liation mit Sachsen?"

Ego: „Sachsen selbst Schuld, keine große Leut „herg den wollen."

Episc. „Thorheit — haben dem Kaiser großen „torto gethan. — Pohlen mehr geschadet, als der Kö„nig im Reich, wo man von Wien aus sehr gefehlt, „daß man den Germania nicht eher in Stand gesetzt „zu agiren." Quærit: Was Chetardie vor ein Mann? Wie groß der Schatz vom König? „Pölnitz großer Schwätzer."

Ego: „Hätte nicht viel gefehlt, so wäre er nach Spandau kommen; allzufreies Maul."

Episc. „Les fous françois sont morts et les „sages espagnols aussi etc." Beklagt mich, daß an die Station retournire, wollte mir gerne helfen, hat aber in der Wienerischen Sphäre nichts zu sagen ꝛc. — Hat des Königs Töchtern gerathen, brav Prinzen zu kriegen. Noblesse würde es übel haben, wann Vitellius nach Franken käme: „vinea Naboth Bayreuth „ehrlich Herz, guter Nachbar ꝛc."

19me. A Coblence l'électeur de Treves me tient un long sermon de tout son état.

Avril.

8me. Je me rens de Neuwied à Selster. J'y dine avec le comte de Neuwied, qui me raconte

les anecdotes suivantes touchant les preliminaires de la paix entre l'Empereur et la France:

Es ist die Grafschaft Neuwied, noch vom letztern französischen Krieg her, theils an die Krone Frankreich einen Rückstand an Geldcontributionen schuldig verblieben, theils aber hatte damalen ein gewisser Kommissär, Namens Menzer, mit dem Grafen von Neuwied einen Contract gemacht, um die in natura aus der Grafschaft an die französische Armee zu machende Lieferungen zu prästiren; wofür Menzer noch eine Prätension von etlich und zwanzigtausend Thaler an den Grafen formirt. Dieser Menzer ist nun zwar schon vor einigen Jahren verstorben; allein seine Wittwe hat sich zu Metz etablirt, und da eine von ihren Töchtern in Diensten von Mesdames de France gebraucht wird, so hat sie mittelst der Königinn von Frankreich zu Wege gebracht, daß zu Anfang des jetzigen Krieges der Befehl an die kommandirende französische Generalität ergangen, um obigen Contributions-Rückstand sowohl, als die Menzerische Forderung aus dieser Grafschaft allenfalls executorie beizutreiben.

Der Graf von Belleisle, welchem dieser Auftrag ertheilt war, hat, aus alter Freundschaft gegen den Grafen von Neuwied a), anstatt die Execution zu vollziehen, ihm an die Hand gegeben, er solle eine vertraute Person nach Metz schicken, welche, unter seiner des Belleisle Vermittlung, mit der Wittwe Menzer einen billigen Vergleich treffen könnte.

Der Graf hat diesem Rath gefolgt und nach der

a) Dieser Graf war zweimal in Frankreich, nehmlich einmal bei der Krönung Ludwigs XV. und das anderemal bei dessen Vermählung, bei welchen Gelegenheiten er sich viele Bekanntschaften am Hofe verschafft hat.

Campagne von 1734 den Herrn von Nierodt a) mit hinreichender Instruction und Vollmacht nach Metz. Allein die Wittwe Menzer beharrte allzufeit auf ihrer vermeintlich rechtlichen Prätension, so daß sie von keinem gütlichen Vergleich hören, sondern entweder die prompte Bezahlung, oder die Vollziehung der Execution haben wollte. Welchemnach der Graf von Belleisle dem von Nierodt keinen andern Rath zu ertheilen gewußt, als daß er gar nach Paris gehen und sich daselbst beim Ministerio melden solle, wohin er ihm Recommendationen mitgeben, und sobald er selbst dahin gekommen, ihn persönlich introduciren und für ihn sprechen wollte. Weil aber Nierodt dergleichen Reise ohne Vorwissen und Konsens seines Prinzipals, des Grafen von Neuwied, nicht vornehmen dürfen, so ist er vorderfamst nach Neuwied zurückgekehrt und hat darauf im Monat März 1735 die Reise nach Paris angetreten. Sobald er daselbst angekommen, hat er sich beim Grafen von Belleisle gemeldet, der ihm alle Assistenz und Vorsprache zugesagt, sogar daß er ihm ge-

a) Der Herr von Nierodt, von Geburt ein liefländischer Edelmann, hat ehedem in schwedischen Kriegsdiensten, wie er sagt, als Obrister gestanden. Er hat darauf als ein Aventurier den meisten Theil von Europa durchzogen. Da ihm aber das Glück nirgends fügen wollen, so ist er von ungefähr dreizehn Jahren nach Neuwied in gar trauriger Gestalt mit seiner Frau und vier unerzogenen Kindern gekommen und von dem Grafen nicht nur großmüthig aufgenommen und mit allem Nothwendigen versehen, sondern auch nach und nach zu allerhand Chargen, und letztlich zum Stadtschultheiß von Neuwied erhoben worden. Weil er nun ein Mann von vieler Geschicklichkeit und Experienz, so hat ihn der Graf vornehmlich zur Verschickung nach Metz auserlesen.

boten, er solle sich bei niemand anders melden, sondern abwarten, was seine, des Grafen von Belleisle, Sollicitationen würden gefruchtet haben.

Nachdem aber einige Wochen verstrichen, ohne daß Nierodt den geringsten Effect von des Belleisle Vertröstungen gespüret, so hat er sich selbst in des Cardinals von Fleury Vorzimmer eingefunden und durch einen vertrauten Sekretär, nebst Entdeckung seines Anbringens, melden lassen. Der Graf von Belleisle, der sich gerade beim Kardinal befunden, ist augenblicklich herausgekommen und hat den Nierodt freundschaftlich zur Rede gestellet, warum er ein Mißtrauen in ihn gesetzet, als ob er ihn vergessen hätte. Darauf hat er ihn bei der Hand in des Kardinals Kabinet geführt, an Sr. Eminenz präsentirt und ihn und sein Anliegen aufs beste empfohlen. Der Kardinal hat den Nierodt zwar wohl empfangen, aber für diesesmal sehr kurz mit dem Bescheid: „Je verrai ce que je pourrai faire pour „Mr. le comte de Neuwied" abgefertigt und ein andereſmal zu einer Zeit, wo er weniger zu thun, wieder zu kommen geheisen, weil er gern ausführlicher mit ihm sprechen möchte.

Nierodt hat sich in einigen Tagen wieder bei dem vertrautesten Secretär des Kardinals gemeldet, welcher, kraft des vorhin von Sr. Eminenz erhaltenen Befehls, ihm zu seiner großen Verwunderung eine herrliche Kollation vorgesetzet und darauf erst zur Audienz eingeführt. Der Kardinal hat ihn sofort mit diesen trößlichen Worten empfangen: Monsieur, je Vous prie „de ne plus me parler de la prétension de Men„zer: car j'aurai soin que Mr. le comte de Neu„wied ne soit plus incommodé par cette affaire." Worauf Sr. Eminenz sogleich von Diécurs geändert

und den Nierodt gefragt, was man von dem gegenwärtigen Krieg in Deutschland halte? Nierodt will hierauf geantwortet haben: „Monseigneur, on dit „généralement en Allemagne, que la guerre actuel„le de la France contre l'empire est injuste, et „on ne peut pas comprendre comment un prélat „aussi pieux et qu'on a cru aussi pacifique que „Votre Eminence ait pu donner la main à une „pareille guerre." Der Kardinal hat den Nierodt hierauf starr angesehen und gefragt: „Comment? dit on cela de moi en Allemagne?" Nierodt hat replicirt: „Ce n'est pas moi, Monseigneur, qui le „dis: car étant livonien de nation, par conse„quent d'une nation neutre, toute cette guerre „m'est fort indifférente et je suis trop persuadé „des bons sentimens de V. E. pour ne pas croire qu' „Elle ne l'aura pas entreprise à la légère; mais „qu'Elle y aura été portée par des motifs très so„lides. Cependant la voix commune en Allemagne „sur cette guerre est comme j'ai eu l'honneur de „le dire à V. E., c'est à dire qu'elle est injuste et „que la France a eu tort de l'entreprendre." Der Kardinal hat hierauf fortgefahren, sich vertraulicher zu eröffnen und dem Nierodt zu sagen: „Pour detruire „donc ce sentiment mal fondé qu'on a de moi en „Allemagne, je suis prêt à contribuer tout ce qui „dependra de moi pour parvenir à une prompte „paix, et puisque je vois que par le canal des „deux puissances maritimes on n'y parviendra que „fort lentement, je tacherai de raccommoder le roi „immédiatement avec l'empereur. Je Vous en di„rai mes idées, sur lesquelles Mr. le comte de „Neuwied composera un plan de pacification, que

„j'examinerai et que Vous porterés ensuite à Vien„ne. Mais Vous me répondrés de Votre tête si „Vous faites eventer le secret de ce que je viens „de Vous confier etc.“

Der Kardinal von Fleury hat hiernächst dem Nierodt im Discurs alle Ingredientien zu den Friedens-Präliminarien beigebracht, wie nehmlich Stanislaus auf den polnischen Thron Verzicht thun, Frankreich dagegen Lothringen haben, und hinwieder Ihro Kaiserlichen Majestät Parma und Piacenza statt Neapel und Sicilien, dem Herzog von Lothringen aber das Großherzogthum Toscana verschaffen wollte u. s. w. Nachdem Nierodt genugsam instruirt war, mußte er auf Befehl des Kardinals nach Neuwied zurückkehren, um den dasigen Grafen von allem zu informiren und von ihm die Entwerfung des Friedensplans zu erfordern, „parceque,“ wie des Kardinals Worte waren, „je „veux absolument que le comte de Neuwied soit „l'instrument de la paix.“

Der alte Graf hat bei Zurückkunft des Nierodt sich lange geweigert, dergleichen wichtigem Werk sich zu unterziehen, sich mit seiner Unfähigkeit entschuldigend. Nachdem ihm aber Nierodt, einestheils den ausdrücklichen Willen des Kardinals und dessen große Neigung zu Herstellung des Friedens, andern Theils aber das große Verdienst vorgestellt, das der Graf sich bei Ihro Kayserlichen Majestät und dem Publico bei dieser Gelegenheit machen könnte, so hat er sich endlich bewegen lassen, und mit Zuziehung seines ältern Sohns, des Grafen Friedrich von Neuwied, welcher die Feder geführt, und des Nierodt, welcher die Gedanken des Kardinals dictirt, die Friedens-Präliminarien solchergestalt entworfen, wie sie nach der Hand, nach eini-

gen von beiden Seiten gemachten Abänderungen, unterzeichnet worden.

Mit diesem Friedensplan zum zweitenmal nach Paris zurückgekehret, um darüber die Gesinnhaltung des Kardinals abzufragen, welcher solche sofort ertheilt und den Nierodt damit nach Neuwied mit dem Bedeuten respedirt hat, „daß bei seiner Ankunft daselbst sich der alte, oder junge Graf von Neuwied mit ihm Nierodt auf den Weg nach Wien und den entworfenen Friedensplan daselbst an niemand, als an den Chrisk-Hofkanzler, Grafen von Sinzendorff und an Ihro Kaiserliche Majestät (mit ausdrücklicher Ausschließung des Prinzen Eugen) communiciren und dagegen verlangen sollte, daß entweder der Kaiser, oder wenigstens Graf Sinzendorff an ihn Kardinal etwas schriftliches gelangen lassen und zu erkennen geben möchte, daß man kaiserlicher Seits gemeinet, auf dergleichen Friedensplan zu entriren, welchen passum er mit so größerem Recht erfordern zu können glaubte, weil er schon in seinem Neujahrsbrief von 1734 an Ihro Kayserliche Majestät seine wahrhafte Friedensneigung durch ein eigenhändiges Postscriptum zu erkennen gegeben, ohne daß darauf einige Antwort von kaiserlicher Seite erfolget wäre; dem ungeachtet er noch jetzo bereit seye, auf die erste von Seiten des Wienerischen Hofes geschehende schriftliche Aeußerung eine vertraute Person nach Wien zu schicken, um auf den Fuß der zu Wien entworfenen Präliminarien die Handlung zu Stand zu bringen." Zu diesem Ende hat auch der Kardinal gleich damalen den Kriegscommissär de Fanchi in die Nähe von Neuwied nach Wetzlar geschickt, um die von Wien einlaufende

Antworten in geheim nach Paris zu spediren und befindenden Umständen nach gar nach Wien zu gehen.

'Als der junge Graf von Neuwied mit dem Nierodt nach Wien gekommen und von dem bisherigen Verlauf an Ihro Kaiserliche Majestät und den Grafen von Sinzendorff die Eröffnung gethan, so ist zwar der Friedensplan mit Freuden aufgenommen worden, hingegen hat man sich kayserlicher Seits keinesweges verstehen wollen, etwas schriftliches hinaus zu geben; sondern der Graf von Sinzendorff hat finaliter nichts anderes gethan, als dem Grafen von Neuwied in die Feder dictirt, „was maßen Ihro Kaiserliche Majestät geneigt wären, auf den Fuß der entworfenen Präliminarien mit Frankreich immediate zu tractiren." Dieses Dictamen, so wie es von der Hand des jungen Grafen von Neuwied sine die sine consule geschrieben gewesen, hat dieser nebst dem Nierodt nach Neuwied zurück gebracht, von wannen es Nierodt allein an den Kardinal eingehändigt und durch seine Beredsamkeit so viel ausgerichtet, daß Se. Eminenz den de la Baune (unter dem Nahmen St. Jean) mit dem Nierod nach Neuwied gesandt und ihm zu seiner Legitimation ein Schreiben an den Grafen von Sinzendorff mitgegeben, auch auf gemachte Vorstellung des Nierodt erlaubet, daß dem Herrn von Bartenstein nunmehr ebenfalls Eröffnung von dem Geheimniß durfte gemacht werden.

Mr. De la Baune hat sich einige Tage zu Neuwied in des Nierodt Haus aufgehalten und für einen Kolonisten, deren der Graf noch täglich mehr in die von seiner Gemahlin neuerbaute Vorstadt aufnimmt, ausgegeben. Nachdem der alte Graf alles nöthige mit ihm verabredet, so hat er im Junius 1735 in Begleitung des jungen Grafen und des Nierodt die Reise nach

Wien angetreten, und ist ihm bald hernach Mr. de l'Etang ebenfalls nach Neuwied gefolget. Die Konferenzen sind theils in einem Kloster, theils in des junsten Neuwied Zimmer, allezeit aber in seiner Gegenwart gehalten, und die Kouriers jedesmal über Neuwied mit Kaiserlichen Pässen gesendet worden.

Derjenige Kourier, welcher die Ratification der unterzeichneten Präliminarien aus Frankreich zurückbringen sollte, blieb über Vermuthen lange aus. Es hat aber die Ursache dieses Verzuges darinnen bestanden, daß er vom Kardinal von Fleury Ordre gehabt, sich in der Gegend von Trier so lang heimlich aufzuhalten, bis es zu einer General-Action zwischen beiden Armeen gekommen seyn würde. Woferne nun solche gut für Frankreich ausschlagen, sollte er augenblicklich wieder um nach Frankreich kehren, fiele aber solche auf kaiserlicher Seite glücklich aus, so sollte er keinen Augenblick säumen, seinen Kurs nach Wien zu prosequiren, seinen Weg aber über Stuttgardt nehmen, um beim Herzog von Würtemberg ein Schreiben vom Grafen von Neuwied wegen des beliebten Waffenstillstandes zu übergeben, damit der Graf von Seckendorff baldige Ordre wegen der einzustellenden Hostilitäten und nicht ferner zu vergiessenden unschuldigen Menschenblutes überkommen möchte. Sobald also die Action von Clausen vorgegangen und der Kourier, kraft des bei sich gehabten doppelten Passes von Wien und Paris, den persönlichen Augenschein von allem genommen, ist er eilfertig über Neuwied und Stuttgardt, um die nöthigen Ordres wegen des Waffenstillstandes zu effectuiren, nach Wien abgegangen.

Der weitere Fortgang dieser Negociation ist ohnehin bekannt. Der Mr. de la Baune hat seinen Rück-

weg über Neuwied genommen und ist sehr zufrieden vom kaiserlichen Hof, sonderlich von dem prächtigen Ring, den er zum Geschenk bekommen, gewesen. Der Mr. du Theil ist nicht auf Neuwied zugekommen; sondern über Strasburg gegangen. Der junge Graf von Neuwied wird noch jetzt zu allen Konferenzen mit du Theil gezogen und hat das Kommissions-Decret, ehe es nach Regensburg gekommen, in des Grafen von Sinzendorff Zimmer in französische Sprüche übersetzen müssen, um es dem du Theil zu kommuniciren.

Der Kaiser hat dem jungen Neuwied eine ansehnliche Herrschaft in Italien, deren Nahmen man mir aber nicht nennen können, verehrt und dem Baron Nierodt nebst dem Obristen-Patent, eine Pension von sechstausend Gulden gegeben. Dem ungeachtet muß der alte Graf unsägliche Summen zur Subsistenz seines Sohnes nach Wien schicken.

15me. J'arrive à Berlin.

16me. Je notifie mon arrivée au roi et rens visite à tous les ministres étrangers, aussi à Chetardie.

May.

2me. J'ai un long entretien avec Biberius, dont voici les moments principaux.

1°. En parlant hier de Potsdam il n'y a laisser le roi en assez bon état de Santé. S. M. s'est expliquée confidemment avec lui sur les affaires présentes et sur toutes sortes de sujets. Le roi est outré de la maniere ignomineuse dont la cour imperiale l'a traité à ce qu'il prétend dans l'affaire des préliminaires de la paix et par rapport au mariage du duc de Lorraine et de la

maniere dont elle le neglige encore à l'heure qu'il est. Le roi se f... des grands hommes que l'empereur peut lui donner; mais il veut être honoré et distingué comme il croit l'avoir mérité par sa conduite passée, qu'il cherche toujours de justifier, disant en montrant le prince royal: „Voicy quelqu'un qui me vengera un jour". Et quoique le roi commence à se moderer beaucoup dans ses passions et dans ses discours, il ne peut pourtant pas moderer sa colere quand il vient sur la negligeance de la cour imperiale à son égard, et les larmes lui en viennent aux yeux de rage.

2°. Cependant le roi est porté plus que jamais à ce réconcilier avec cette cour, et comme Gotter marque qu'il est si intimement lié avec Bartenstein, Biberius a dû écrire hier au soir une lettre à Gotter, pour laquelle le roi lui-même lui a fourni les ingrédiens. Biberius l'ayant ensuite communiquée au roi pour savoir s'il a rencontré les sentimens, S. M. a mis en marge: „Das iſt alles der Wahrheit gemäß". L'on travaille actuellement ici au portrait du roi garni de diamans de la valeur de quatremille écus, destiné pour le baron de Bartenstein, que Gotter doit lui remettre, afin de le porter à faciliter les levées.

3°. Le roi est outré et indigné contre Ginkel après que les Mazarins ont fait le rapport de ce qu'il a dit dans la conférence du 30me Avril au sujet des affaires d'Ostfrise et de la succession de Juliers et Bergue. Le roi a dit, que Ginckel est le plus faux frere et le plus grand jésuite qu'il y ait dans l'univers, qui tâchoit partout à noircir et à critiquer les démarches du roi et qui entre autres

avoit écrit depuis peu à Hopp [à ce que Borck d'Angleterre a rapporté au roi] que Degenfeld avoit fait enroler clandestinement un homme qui avoit servi dans les gardes angloises et qui se trouvoit actuellement à Potsdam. Cela s'appelle se frotter à la prunelle du roi, desorte que Biberius craint quelque scene et prostitution pour Ginckel lorsque S. M. viendra ici. Par la conclusion de la lettre de Biberius à Gotter on voit la bonne volonté de se venger aussi des Etats-Généraux mêmes au sujet de leur resolution secrete du 5me. du mois passé concernant la succession de Juliers et Bergue et celle d'Ostfrise.

4°. Pour la France, le roi méprise cette cour au possible, et le prince royal est piqué de même furieusement contre elle, ainsi que selon Biberius il ne dépendra que de l'empereur de s'assurer pour le présent et pour le futur de la cour de Prusse et de la détacher pour jamais de la France. Biberius est aussi indigné contre cette couronne et contre Chetardie en particulier, qui, après toutes les fortes assurances de la fermeté de sa cour pour soutenir Stanislas, n'ose plus regarder Biberius en face. En attendant celui-ci s'applaudit de n'avoir pas accepté le présent en lettres de change de la part de la France, que Chetardie lui avoit offert itérativement; et il se recrie furieusement contre la gueuserie et le peu de reconnoissance de la France, laquelle d'un côté laisse encore actuellement le roi Stanislas au crochet du roi de Prusse, qui lui fait encore payer actuellement trois cent écus par mois pour son entretien à Angerburg, tandis que d'un autre

côté elle ne cherche non plus à témoigner quelque reconnoissance à S. M. Prussienne par une douzaine de grands hommes [comme Biberius l'avoit insinué et que le cardinal l'avoit aussi fait esperer à Chambrier a)], après que le roi avoit refusé l'épée d'or garnie de diamans que la France lui destinoit.

5°. Biberius s'étonne lui même de ce que son maître lui témoigne encore tant de confiance, après que dans les affaires de Pologne il lui a toujours conseillé le contraire de ce qui est arrivée, comptant sur les assurances de la France comme sur un rocher; au lieu que le général Borcke, dont les lumieres sont pourtant extrêmement bornées a prédit par un hasard des plus extraordinaires et par une divination sans pareille tout ce qui est arrivé présentement, tout comme s'il avoit lû dans le futur: car il a toujours dit au roi dès le commencement de la guerre: „Il faut absolument „cultiver l'amitié de la Russie. Les François „sont des jeans f.....; ils abandonneront Sta„nislas et nous tromperont". Mais Biberius a toujours prêché le contraire et son plan a été, à ce qu'il m'avoua lui même, de ne pas donner les dix mille hommes à l'empereur, mais d'embrasser la neutralité pour la Prusse et pour les affaires de Pologne, tout comme les Etats-Généraux l'ont embrassée pour le Brabant, et de déclarer alors, que si la France vouloit pousser ses conquêtes en Allemagne le roi de Prusse assisteroit l'Empereur de vingt mille à trente mille hommes

a) Envoyé de Prusse à Paris.

au lieu de dix mille &c. Biberius prétend aussi, que par l'asile accordé à Stanislas le roi avoit servi indirectement l'empereur et que S. M. Impériale n'auroit pas vû de bon oeil si le roi l'eût extradé à la Russie, parceque par là l'empereur auroit été empêché de faire sa paix à part avec la France.

6°. Le plan favori du roi reste toujours, de marcher avec toute son armée lorsqu'une des successions sur lesquelles il a des prétentions viendra à échouer. Le tems fera voir s'il l'éxécutera &c.

11me. Je dine chès le roi avec le prince d'Anhalt &c. S. M. me questionne sur le vol que j'ai souffert a), ne parle pas un mot avec Gincket.

14me. Le Diable me raconte qu'hier la femme du chambellan Brand lui a fait confidence de sa passion pour le prince royal et des deux lettres qu'il lui a écrites par la Morian, auxquelles elles voudroit bien répondre d'une maniere qui lui marquat un peu plus que de la reconnoissance. Le Diable se charge de lui corriger le brouillon de sa reponse, elle le lui envoit, il le tourne à sa façon, dont elle est charmée et l'expedie. Le but de la Brand est d'accorder la derniere faveur au prince royal, pour qu'il porte le prince Henri à épouser sa sœur la Kamecke. Le Diable lui dit, que le dernier n'arrivera jamais &c.

15me. Chetardie giebt dem König auf der Parade sechseckigte Backsteine.

a) Ce fut la nuit du 10me. Avril entre Alsfeld et Hirschfeld en Hesse, que le baron de Seckendorff fut volé en route et presqu'entierement dévalisé.

16me. Stanislas arrive ici ce matin accompagné du général Katte et de l'abbé Langlois. Stanislas ne point à la revue. Le roi y demande à Chetardie. „Le comte de Ligni est il arrivé"?

20me. Le Diable me rend compte de son entretien avec Iunior, qui est terriblement piqué contre Derschau, se moque du changement de religion de Pöllnitz &c.

21me. Stanislas part au bruit du canon.

26me. Biberius me fait part du discours tendre qu'il a eû avec le roi au sujet de Germania.

Juin.

1me. Biberius me dit, que le roi a des nouvelles certaines des engagemens de la France en faveur de la maison de Sulzbach a). Il veut envoyer Biberius à Vienne, „um mit goldenen Kugeln zu „ſchieſſen".

Le Diable, qui vient d'escorter le prince royal, ramenant son régiment, jusqu'à Charlottenburg, me donne le résultat suivant de son entretien avec lui:

1°. Iunior a le cœur ulcéré contre son pere.

2°. Il estime Biberius à cause de sa bonne humeur à table.

3°. „Pöllnitz ein infamer Kerl, dem man nicht trauen „muß; divertiſſant beym Eſſen, hernach einfyer„ren".

4°. „Dans un changement je compte beaucoup sur „Vous et sur Suhm &c. &c."

A la parade le roi me parle beaucoup au sujet

a) Par rapport à la succession de Juliers et de Bergue.

de mon oncle, „soll ihn grüßen, will ihm am jüngsten Tag Zeugniß geben, daß er ehrlich gehandelt ꝛc.“

Je dine chès le roi avec Chetardie, Demeradt &c. „Pabst nicht infallibel. Stanislaus wäre auf „den Händen getragen worden, wann die Königin „einen Prinzen gebracht hätte. Astralicus guter „Narr, heimlich katholisch, wird eben so bald wieder „katholisch werden, als Pöllnitz reformirt“.

26me. Le Diable me montre la continuation de sa correspondance avec la Brand, qui est actuellement à Cunnersdorf. Elle lui avoue ingenument toute son intrigue avec Iunior, qui n'aboutit jusqu'ici à rien.

Juillet.

2me. Il y a un grand souper chès le prince royal. Le Diable y a un entretien très confident avec S. A. R. dont voici le précis: Iunior a comblé le Diable de toutes les caresses imaginables et l'ayant pris à part après le souper dans un coin de la chambre lui a fait toutes sortes de confidences sur tout ce qui concerne Iunior, sa situation, sa famille, son pere, mere, freres et sœurs &c.

Du pere Iunior est toujours fort mécontent, puisqu'il le laisse tant souffrir et ne lui donne pas de quoi vivre dignement et suivant sa fantaisie. Car Iunior a avoué franchement au Diable, qu'il y a des jours où il n'a pas un écû dans sa poche, et qu'avec tout cela, outre les dépenses ordinaires, il a quantité de dépenses extraordinaires à faire, par exemple plus de cinq à six cents écus par an en petits présens pour des domestiques du roi qui ap-

pro-

prochent S. M., afin qu'il lui rendent de bons offices auprès du pere. Cette grande indigence l'oblige donc à contracter des deltes. Cependant il dit qu'il n'en contracte point dans ce païs-ci, mais dans les païs étrangers. Il en donne une raison tout à fait extraordinaire: „Si je reste en vie", dit il, „je payerai sûrement un jour ces gens rubis sur „ongle; mais si je meurs j'aurai la satisfaction, „que ceux qui me survivront et qui ne regretteront „sûrement pas ma mort seront obligés de payer ces „dettes, ce qui leur fera pourtant verser des larmes „bien sinceres malgré eux, desorte que je serai „pleuré de gens, qui sans cela ne me pleureroient „point" &c.

A Olympia Iunior rend la justice qu'elle eleve dignement ses enfans autant que le roi les laisse entre ses mains et que d'ailleurs elle fait tout au monde pour complaire à lui Iunior.

De son frere Guillaume il dit qu'il a un bon naturel et beaucoup de bon sens et qu'on en pourroit faire quelque chose de bon si on le mettoit encore entre de bonnes mains; mais comme la mauvaise éducation qu'on lui donne lui a fait contracter les mœurs d'un veritable païsan, desorte qu'on ne peut pas le regarder sans pitié, il craint, que s'il reste encore quatre ou cinq ans sur ce pied la mauvaise coûtume se changera en seconde nature et qu'il deviendra un vrai butor qu'il sera impossible de corriger dans la suite.

De ses deux freres cadets, Henri et Ferdinand, il a encore plus mauvaise opinion, puisqu'il prétend, qu'ils n'ont pas le même bon naturel que Guillaume, ainsi qu'ils prendront d'autant plus ai-

sément le mauvais pli qui doit résulter de l'éducation qu'on leur donne. Surtout de Ferdinand il dit qu'il a toutes les mauvaises qualités du pere et que, lorsque cette grande vivacité enfantine qu'il a héritée de son progéniteur, sera passée, il deviendra le plus méchant des enfans du roi.

Entre ses sœurs Iunior donne la préférence à celle de Bayreuth pour la solidité de son esprit, en disant: „C'est une fine mouche, qui en sait plus „long qu'on ne croit". Il est en correspondence liée avec elle sur des affaires de litérature. La Margrave prend pour badiner le parti du philosophe Descartes et Iunior celui de Wolff. Il a promis au Diable la communication de cette correspondence.

Pour la duchesse de Wolffenbuttel il l'estime aussi beaucoup à cause de la vivacité de ses manieres et de son caquet. Il dit: „C'est un vrai har„lequin, qui exprime aussi par ses lettres son hu„meur badine etc."

De la princesse Sophie Iunior porte le jugement, qu'elle a le meilleur cœur du monde et beaucoup de bon sens, mais il craint qu'elle sera gâtée par son mari, le margrave de Schwedt, qu'il regarde comme le plus grand fou et le plus grand scélérat des états du roi.

Pour le duc de Wolffenbuttel Iunior l'estime véritablement, disant que c'est une bonne pâte, dont on peut tout faire. „Ce n'est pas un grand „génie", continua-t-il, mais un prince qui ne sait „pas ce que c'est que d'être mal faisant, et une „marque de son bon cœur est, qu'ayant changé de „fortune en devenant Duc regnant il n'a pas chan„gé de manieres en quoi que ce soit".

Pour le margrave de Bayreuth il le postpose au duc de Wolffenbuttel et des autres princesses il n'en a pas été question cette fois ci.

Après que Iunior eût faites toutes ces confidences au Diable, celui ci prit la liberté de lui dire: „Une chose cependant, Monseigneur, à laquelle je „voudrois que Vous mettiés plus d'attention, c'est „d'avoir un enfant: car cela rendroit Votre état „d'aprésent plus riant et Vous épargneroit dans la „suite bien des chagrins, parceque quand on verra „que Vous n'aurés pas de lignée on mariera Votre „frere Guillaume, et alors les intrigues et les ca„bales ne pourront pas manquer". Iunior convint de tout ceci; „mais", dit il, „je ne puis pas cou„cher avec ma femme par passion, et quand je cou„che avec elle je le fais plûtôt par devoir que par „inclination". Diabolus: „Il n'est pas nécessaire „que la passion y soit toujours: car combien d'en„fans ne viennent pas au monde, dont le pere et la „mere ne s'aiment point? Mais il me semble, que „V. A. R. n'apporte pas de l'attention à ce point „essentiel: car sans cela Elle ne pourroit quasi „pas manquer d'avoir de la lignée, puisque je suis „persuadé que le moule est beau et fait expressé„ment pour cela". Iunior: „Cela est vrai, le „moule est très joli; mais je n'ai jamais été amou„reux d'elle. Cependant il faudroit que je fusse le „dernier homme du monde, si je ne voulois pas „l'estimer véritablement: car 1°. elle est d'une „humeur très douce, 2°. docile on ne peut pas da„vantage et 3°. complaisante à l'excès, allant même „au devant de tout ce qu'elle croit qui puisse me „faire plaisir. Aussi ne peut elle pas se plaindre,

„que je ne couche pas avec elle: ainsi je ne sai „pas à quoi cela tient, qu'il n'en sorte aucun en„fant". Diabolus: „C'est que V. A. R. n'y donne „pas tout le soin qu'Elle doit. Elle vient ici en „poste, Elle s'en retourne de même, Elle fait son „coup gaillardement; mais Elle devroit se donner „tout le tems pour cela et faire comme les païsans, „qui couchent régulierement et des nuits entieres „avec leurs femmes &c. „Iunior: „Je crois que „Vous avés raison; mais quand je suis ici je suis „toujours inquiet et craintif, me voyant grondé à „tout moment et regardé de mauvais œil. Cepen„dant à mon retour de la Prusse je m'établirai avec „ma femme à ma terre de Reinsberg, où je pour„rai vivre en bon mari à mon loisir, et je Vous „promets de faire attention à ce que Vous m'avés „dit" &c.

Iunior a ensuite fait au Diable la description de cette terre de Reinsberg comme d'un endroit enchanté et de la vie sédentaire qu'il y mene, employant son tems à la lecture, à écrire et à la musique, se modérant pourtant quant à ce dernier exercice, après que le Diable lui a prêché, qu'il se gâtera les poumons en jouant si fréquemment de la flute comme il a fait par le passé. Il a invité le roi de venir à Reinsberg après son retour de la Prusse et S. M. le lui a promis. Iunior a déjà imaginé les divertissemens qu'il donnera au roi pendant les trois jours qu'il s'y arretera, savoir le premier jour chasse, le second peche, et le troisieme tirage à l'oiseau. Le but de Iunior quant à cette invitation est d'obtenir du roi une augmentation de sa pension.

En parlant de Derschau il n'a par pû cacher

combien il déteste cet homme, comme le plus fourbe et le plus ladre de tous les mortels, qui prend à droite et à gauche et qui rend de mauvais services à tout le monde, c'est pourquoi il souhaite ardemment, que Derschau obtienne bientôt un régiment et soit par là éloigné du roi et remplacé par Alexandre Wartensleben: car pour Haacke Iunior dit, que c'est un bon diable, lequel quand il peche le fait plûtôt par bêtise que par méchanceté. Quand Iunior s'est informé après la situation de Suhm et du Diable même et que celui ci lui a dit, que la cour de Varsovie les laisse souffrir l'un et l'autre, il s'est écrié en levant les yeux au ciel: „Ah pourquoi ne suis je pas en état de faire ce „que je veux, et on n'entendroit plus ces sortes de „plaintes"!

Iunior a montré au Diable un petit présent qu'il lui destine. C'est une pomme d'or pour une canne qu'il a fait travailler exprès. Elle représente l'image de Socrate et il y a des vers françois gravés dessus, que Iunior a fait lui même. Cette invention est des plus flatteuses pour le Diable: car Iunior dans ces vers se représente comme Alcibiade et regarde le Diable comme Socrate.

19me. J'expose au Diable le plan de Germania de fournir de l'argent à Iunior par le canal du Diable.

Août.

4me. Je rencontre Ginckel. Nous raisonnons sur le caractere haut et bas de Biberius.

8me. Kannengieser me dit, que la note marginale du roi sur les dégâts de l'Oder a été: „Ju

„Preußen haben ſie mir dreyßig Millionen geſtohlen „und Gott hat mir zwey Millionen genommen. „Sein Will geſchehe, wie im Himmel alſo auch auf „Erden ꝛc.“

9me. Un Napolitain présente quatre grands hommes au roi de la part de Don Carlos.

10me. Le roi me parla à la parade, et voici la teneur de notre discours: S. M. me demanda après mon oncle et où il se trouvoit présentement. Je dis, qu'il étoit à Mayence, mais qu'il attendoit d'un moment à l'autre les ordres pour aller prendre possession de Philippsbourg. Le roi parût douter, que cette évacuation pouvoit avoir lieu de si tôt; „cependant“, dit il, „n'ira-t-il pas après en Hon„grie“? Je répondis: „Il faut prémierement, qu'il „regle tout à Philippsbourg, ce qui demandera „bien un couple de mois; après cela il m'a écrit „qu'il compte aller à Vienne“. Rex: „C'est de „quoi il ne m'a encore rien écrit. — Mais il sera „absolument nécessaire qu'il y aille, um die Schub„jacks, die ihn ſo verläumdet, zu Schanden zu ma„chen; hört Er wohl? Aber was hat denn Sein „Vetter gethan“? Ego: „Er hat dem Kayſer ehr„lich gedienet, und nur allzu ehrlich, und das ihn„nen die andern nicht leiden“. Rex: „Das iſt wahr; „davon kann ich das beſte Zeugniß geben. Aber wie „ſtehet es ſonſt zu Wien? immer noch ein bischen „confus“? Ego, haussant les épaules: „Leider „ein bischen confus“. Rex: „Cependant comment „va-t-il du crédit du grand-chancelier Sinzendorff“? Ego: „Selon mes lettres confidentes son crédit va

a) Ce plan ne fut point éxecuté.

„de plus en plus en diminuant". Rex: „Je crois „que cela est bon pour l'intérêt de l'empereur. „Mais dites moi, est-ce par interêt particulier, ou „par négligence que ce Sinzendorff a si peu à cœur „les véritables intérêts de l'empereur"? Ego: „Entre quatre yeux je puis dire à V. M., que je „crois que cet homme a péché de l'une et de l'autre „de ces deux manieres". Rex: „Oui, oui, je sais „que Sinzendorff a pris à droite et à gauche; mais „je voudrois bien savoir si en dernier lieu il a pris „de la France". Ego: „C'est ce que j'ignore". „Rex: „Mais si le crédit de Sinzendorff diminue „il faut bien que celui de Bartenstein aille en aug- „mentant". Ego: „Oui, Sire, Bartenstein fait à „cette heure la pluie et le beau tems". Rex: „Et „ce Bartenstein est un honnête homme"? Ego: „Oui, Sire". Rex: „Mais je ne comprens pas, „comment l'empereur, qui sait qu'il est trompé „par Sinzendorff et par tant d'autres, ne punit pas „ces gens selon la rigueur". Ego: „C'est la dé- „bonnaireté de la maison d'Autriche qui l'en em- „peche". Rex, en souriant et en imitant le dia- „lecte autrichien: „Halter Halter, mein Vater „Leopold und mein Großvater Ferdinand sind betro- „gen worden und haben es nicht ressentiret: also „kann ich das auch nicht ändern. En vérité je plains „l'empereur de tout mon cœur d'être tellement „trompé: car c'est le meilleur prince du monde „et un véritable honnête-homme; mais l'éducation „qu'on lui a donnée ne lui permet pas de se gou- „verner autrement. Er iſt in der Subordination „auferzogen worden und denket alſo, es muß ſo ſeyn. „Iſt das nicht wahr"? La dessus le roi me fit une

révérence et me quitta, parceque la garde approchoit pour défiler devant lui.

A la même parade le Diable eût occasion de s'entretenir avec Iunior. Dans cet entretien et dans ceux qu'il a eû récemment avec lui, Junior parût extrémement mécontent et chagrin et lorsque le Diable lui a demandé s'il pouvoit venir à Reinsberg, pour où le prince royal compte partir sous peu de jours, celui-ci l'a prié au nom de Dieu de n'en rien faire, parce qu'il falloit être plus que jamais sur ses gardes. D'ailleurs le Diable a eû le chagrin de remarquer par les discours de Iunior, que pendant le voyage de Prusse a) il a été tellement perverti de nouveau par les discours de Chetardie et par la lecture des écrits de Voltaire, que Chetardie lui a apparemment procurés, qu'il a avoué franchement au Diable, qu'il doute de nouveau de la verité de l'immortalité de l'ame et que toutes les démonstrations de Wolff ne suffisoient pas pour la prouver, puisque Wolff avoit fondé toute sa démonstration sur la simplicité de l'ame et n'avoit pourtant pas prouvé suffisamment, que l'ame étoit un être simple. Il paroit par ceci, que Iunior, bien loin d'être aussi solide qu'on l'a crû, s'attache plûtôt à ce faux brillant pour passer pour savant dans le monde, et s'il continue sur le même pied le roi n'a pas tout à fait tort de dire; „que l'athéisme sera placé un jour sur le throne &c". Cependant le Diable ne perd pas encore courage et a chargé Reinbeck, qui actuellement est occupé à une démonstration de l'immortalité de l'ame ex

a) Il y avoit été avec le roi.

lumine rationis, de prouver surtout methodo mathematica la simplicité de l'ame. Il est bien sûr au reste, que la conversation de Chetardie gâte auprès de Iunior toute l'utilité du commerce avec le Diable, puisqu'un libertin comme Chetardie se contente de s'insinuer dans les bonnes graces du prince royal, sans réflechir sur la justice et la solidité des choses qu'il insinue.

11me. Pöllnitz me raconte la bévue du peintre Matthieu, qui a fait remarquer au roi, que la lettre, qui se trouve sur le portrait du Diable, s'adresse au prince royal. Cette remarque jette le roi dans un grand sérieux.

12me. Le roi me dit en passant, qu'il a des lettres de Brand, que mon oncle servira en Hongrie et que S. M. s'en réjouit.

15me. Podewils me dit, qu'il croit que Thulemeyer a caché par malice les lettres de notification du roi de Pologne, mais que, si elles ne se fussent point retrouvées, on auroit fouillé les archives après son départ. On conseillera au roi, d'envoyer quelqu'un à Dresde pour complimenter le roi Auguste.

26me. Le prince royal ne veut pas, que Rechenberg a) vienne à Reinsberg, puisque la matiere prévaut auprès de lui.

28me. Le roi fait à la parade à Schöning le compliment peu obligeant, qu'il souhaite qu'il ne devienne pas tant cocu avec la seconde femme b) qu'il l'a été avec la premiere.

a) C'étoit un cavalier de la cour de Weissenfels, venu à Berlin pour notifier la mort du Duc.

b) Mr. de Schöning venoit d'épouser une demoiselle de Pannewitz.

29mo. A la parade le roi me tient un long discours sur la conduite que la cour impériale a tenue envers lui &c. Il dit qu'après la mort du prince Eugene l'empereur n'a plus un seul honnête homme dans son service, n'étant entouré que de bandits &c. Biberius me conseille de rapporter ce discours à ma cour omissis omittendis.

Le Diable me communique sa correspondence avec Iunior, qui est très piqué contre Pöllnitz et qui prépare tout pour recevoir le roi à Reinsberg le 4mo. de Septembre.

30mo. Biberius me raconte le discours qu'il a tenu au roi le 28mo. de ce mois en présence de Borcke et qui a occasionné celui que S. M. m'a tenu hier. Ce discours rouloit principalement sur la réprimande que Chetardie a reçue de Chauvelin touchant ce qu'il doit avoir dit au camp de Vehlau en présence du roi au sujet de l'ambition de l'Augustissimo et de l'abaissement de ses forces. Biberius me permet d'en faire rapport ad manus Augustissimi a).

a) Voici un extrait de ce rapport daté du 1mo. Septembre: „ꝛc. Es habe — Grumbkow dem König — „— referiret, daß der Chetardie Ihme — ein Schrei„ben von dem Garde des Sceaux Chauvelin des Inhalts „gewiesen, wie Er nicht ohne Verfrembdung aus einer „Relation des du Theil — — ersehen, als sollte Er Che„tardie im Discours sich unvorsichtiger weiß gegen den „König in Preußen haben vernehmen lassen, daß Er „der König in Preußen sich es selbsten zuzuschreiben, „wann Ihm vom Kayserlichen Hof nicht zum besten be„gnet würde, maßen das Preußische Interesse darinn „bestanden, zu Verringerung C. K. M. Macht und „weit aussehenden Absichten auf alle Weiß nach dem

Septembre.

2me. Je dine chés le roi avec Pretorius, Chetardie, Demeradt &c. &c. Avant diner Chetardie eut audience du roi, pour lui faire part de la reprimande qu'il a eue de Chauvelin. Le roi voulut rejetter la faute sur Demeradt; mais Chetardie montra par la date de la lettre de du Theil, qu'il falloit que l'avis en question ait été donné en droiture par quelqu'un de la suite du roi. Cela mit le roi de mauvaise humeur pendant toute la table. S. M. dit à Borcke son secret, pour voir si un malade mourra bientôt ou non: il pronostique à Pretorius la mort prochaine de son roi &c.

3me. A la parade Biberius me fait la confidence en présence du général comte de Schulenburg de la tapisserie qu'il reçoit de la reine de France et comment il a dû avoir une lettre de change de vingt mille écus, qu'il a refusée &c. Après la parade Chetardie présente au roi les gobelins arrivés de France: je suis présent au compliment.

4me. Biberius me fait confidence totale des pré-

„Beyſpiel von Frankreich beyzutragen. Ob nun wohl „Er Chauvelin des Chetardie bekannter Klugheit nicht „zutrauete, daß Er ſich auf dergleichen Weiß hätte ver„nehmen laſſen, ſo hätte Er doch es Ihm zu ſeiner „Nachricht und Verantwortung um ſo mehr zu melden „nöthig erachtet, weiln Sich E. K. M. Erſter Staats„Secretarius der Baron Bartenſtein gegen dem du Theil „discursive vermerken laſſen, daß es E. K. M. unan„genehm fallen muſte zu erfahren, daß dergleichen nach„theilige Discourse bey dermaliger Vermengung mit „Frankreich von einem franzöſiſchen Miniſter an einen „andern mit E. K. M. allirten Hof gehalten würden.

sens qu'il a dû avoir de la France et qu'il n'a eû que la tapisserie, et il veut confirmer par serment ce que j'écris là dessus à l'Augustissimo.

11me. Biberius me fait appeller, pour avoir avec moi avant son départ pour sa terre de Ruhstedt un long et cónfident entretien.

1°. Il me confie, qu'hier Chetardie lui a remis de la part de sa cour une lettre de change de 14850 écus de Prusse [qui font justement vingt mille écus argent de France].

2°. Il paroît fermément résolu d'abdiquer l'année qui vient toutes ses charges, même le régiment, et de se rétirer tout à fait, parcequ'il dit qu'il ne peut plus soutenir les contradictions et variations continuelles et que, comme le roi selon toutes les apparences peut fort bien vivre encore vingt ans, les intrigues et cabales par rapport à Junior et aux autres princes qui grandissent aussi iront toujours en augmentant par les suggestions de la Barbe, surtout si Junior n'a pas de succession etc. Cependant j'espere que Biberius y pensera encore deux fois avant qu'il exécute cette résolution, de laquelle j'ai tâché de le détourner de toutes les façons.

Octobre.

2me. J'ai une visite de Biberius. Notre conversation roule.

1°. Sur les nouvelles de Russie et le mauvais état des armées de l'Augustissimo et de la Czarine. Le dernier point est un grand bonheur pour le roi de Prusse. Bon mot de Chetardie, que le

roi, aulieu de profiter cæteris paribus de la mauvaise situation de la Czarine, pour lui faire une diversion, diroit plutôt comme jadis le grand-vizir, qu'il ne faut pas profiter du malheur de son voisin. Autre bon mot de Borcke, que tout le monde est devenu musulmann, pour s'intéresser contre les armes de la Czarine etc.

2°. Junior ne pensera pas si pacifiquement s'il vient à la régence, mail il commencera par un coup d'éclat, au risque d'en recevoir ensuite à son tour : s'est la these qu'il soutient contre Biberius et Schulenburg.

3°. Mais il n'y a aucune apparence, que Junior survive à son père, celui-ci se portant à merveille et l'autre étant fluet et ayant fort souvent des vomissemens et des maux de tête terribles. Junior se l'est prédit lui méme à Sanditten, lorsque son pere le couyonna en présence de plusieurs officiers. S'étant fait expliquer par Nazmer le vaticinium leninense, il a dit : „Je ne „serai pas pessimus : je mourrai donc." a)

a) Voici le passage de la soit-disante prophetie de Lenin (vaticinium metricum Fratris Hermanni, monachi in Lenyn) qui fait allusion au successeur de Fréderic Guillaume I. qui commence ainsi :

„Qui sequitur pravos
„Imitatur pessimus avos :
„Non robur menti
„Non adsunt numina genti.
„Cujus opem petit
„Contrarius hic sibi stetit.
„Et perit in undis
„Qui miscet summa profundis."

4°. Biberius croit, que Junior a le fond du cœur extrêmement bon, entendant raison, mais cela beaucoup de hauteur et d'amour pour la magnificence. Happe a dit à Biberius, qu'il est arrivé de Francfort des remises pour Junior. Malgré la bonne harmonie qui regne aprésent entre Junior et sa femme, Biberius croit, qu'il n'aura point de postérité.

5°. Le roi est plus hautain et plus dur que jamais dans ses notes marginales et dans ses actions, parlant pis que pendre de Ginkel, ne voulant pas que ses gens fréquentent les ministres étrangers et soupçonnant ceux-ci qu'ils contrecarrent ses grands projets, qui consistent à ramasser de grands hommes; c'est pour cela qu'il a fait supprimer le Therzettel etc.

6°. Biberius croit, que le roi prêtera volontiers les mains pour un accommodement touchant Juliers et Bergue; mais aucun des ministres prussiens n'osera s'en de peur du prince royal qui a assés déclaré, qu'il souhaite que l'électeur palatin vive, afin que du vivant de son pere il ne soit pas fait un maigre accommodement. Le prince royal se vengera de tous ceux, qui se laisseront employer à un pareil accommodement. Cependant le roi y est très porté, temoin les sottes démarches qu'il a faites à ce sujet envers Leurs Hautes Puissances.
NB. La dernière résolution des Etats Généraux est malicieuse —. „le terme échu prendre des mé-„sures etc."

7me. Le roi a défendu expressément à Biberius de faire part au comte de Seckendorff du présent qu'il a reçu de la France, dont Biberius est dans des angoisses terribles.

Le diable me raconte les anecdotes de Reinsberg, dont Duval lui a fait part et que Junior est tout autre qu'il ne veut paroître dans ses écrits.

10me. Je m'entretiens confidemment avec Eversmann sur le mariage à concerter avec la princesse Ulrique et le prince de Mecklenbourg, aussi bien que sur la réconciliation d'Ansbach. Il me promet de parler au roi sur ces deux affaires. Eversmann paroît mécontent de Wolffenbuttel etc.

11me. Le Diable me fait lire dans l'histoire romaine de Des Echarts le caractere de Junior, qui est le même que celui de l'empereur Adrien.

31me. Pretorius est piqué de la tapisserie qu'on lui offre a).

Decembre.

9me. Le Diable me confie 1° la révérence froide que le prince royal lui a faite ; 2° l'entretien amical de Junior avec Demeradt, auquel il a envoyé une lettre pour le prince de Hilperhausen et qu'il garde à diner. 3° Jordan a aussi averti le Diable qu'il a remarqué un refroidissement de Junior envers le Diable, sans en avoir pu approfondir la raison b).

a) La cour de Danemark venoit de le rappeller, et cette tapisserie devoit être son présent de congé de la part du roi de Prusse.

b) L'extrait suivant d'une dépêche chiffrée du baron de Seckendorff à son oncle en date du 6me. Nov. donnera quelques éclaircissemens là dessus: „Zu Reins„berg beim Kronprinzen hält sich seit einigen Wochen „ein Hauptmann vom Regiment von Anhalt auf, Na„mens Jouquet. Dieser Mensch ist ein Spion vom „Dessau und bringt dem Kronprinzen allerhand schlim-

Biberius me dit que le roi a envoyé sans note marginale le referat touchant la résolution de la Saxe par rapport à la récognition d'Auguste III.

Borcke d'Angleterre raconte que cinq Suisses enrollés pour le régiment de Sydow ont été arrêtés par répressailles dans le païs d'Ansbach.

11mo. La disgrace du Diable de la part de Junior saute aux yeux.

12mo. A la parade, où je me trouvois, Gotter, qui est arrivé de sa terre de Molsdorff, s'approcha du roi, qui lui dit : „Ich habe gemeinet, daß Ihr „in acht Monath sterben wollen, und nun befindet „Euch so wohl!" Gotter y répondit en goguenardant, „daß er es noch in achtzig Jahren nicht Willens habe, und eben habe er seinen Rappel geruchet." Mais pour faire tomber ce discours odieux Gotter dit à S. M., que treize recrues étoient arrivées à Vienne pour son régiment. Là dessus le visage du roi se changea d'abord et il demanda à Gotter : „Aber wird mir der Kaiser einen Passeport darauf geben?" A quoi Gotter répondit par oui, ainsi que

„me Insinuationen bei und per indirectum von der „vertrauten Correspondenz mit Biberius und Mansteufel ab. Um nun den Kronprinzen auf eine andere Weis zu amusiren, so bringt er ihn auf den Goût „von Hoymb, um selbst Comödien und Tragödien zu „spielen; wie dann ganz kürzlich die Tragödie von Racine, betitelt Mithridate, zu Reinsberg gespielet worden, wobei der Kronprinz selbst mitgespielet. Wann „der König dieses erfahren wird, dürfte er aufs neue „heftig auf den Kronprinzen, zugleich aber auch per in„directum auf Anhalt erzürnt werden, wann er erfährt, „wer der Urheber dieser Lustbarkeiten gewesen."

que la conversation se termina assez amiablement entre eux.

Je dine avec le roi en compagnie de Poussin a) Chetardie etc. Avant la table S. M. donna à Poussin la premiere audience en prérence de nous tous. L'entretien roula sur le tems de Frederic Guillaume, sur les changemens faits depuis dans la ville de Berlin, sur la campagne que Poussin a fait autrefois dans l'armée turque, l'année avant la bataille de Zenta etc. Le roi s'efforça de parler et de faire beaucoup de questions à Poussin; mais on vit bien, que tout cela ne battoit que d'une aile et que l'avis réitéré que le roi avoit reçu le même matin, que les François étoient en marche pour s'emparer de Juliers et de Bergue, avoit fait impression sur l'esprit de S. M. Cependant le roi, encore avant de se mettre à table, écouta tranquillement Poussin pendant près d'un demi quart d'heure dans une des fenêtres de la chambre où nous dinames. Je crois, que Poussin aura fait au roi la même insinuation au sujet de la nouvelle des dessins des François, que Chetardie a fait à Biberius, en lui disant, „qu'il n'étoit nullement à présumer que la France, étant si étroitement alliée avec l'empereur feroit actuellement une pareille démarche dans l'empire, avant que d'avoir donné conjointement avec S. M. Impériale une réponse commune sur les propositions d'accommodement que le roi de Prusse avoit fait faire etc."

a) Il venoit d'être accrédité momantenément à la cour de Berlin de la part de celle de Versailles apparemment par rapport à la succession de Juliers et Bergue.

A table le roi a encore beaucoup questionné Poussin sur toutes sortes de matieres indifférentes. S. M. a aussi fait quelques questions froides à Brackel sur la perte que les Russes peuvent avoir faite en Crimée, sur les préparatifs pour la campagne prochaine, sur la paix entre la Porte et la Perse, sur la prétendue maladie de Munich etc. A quoi Brackel a répliqué avec autant de froideur que de brieveté, en disant que les Russes n'avoient perdu en tout que dix mille hommes, que Munich se portoit bien, que la paix entre la Porte et la Perse étoit une nouvelle répandue partout, mais que sa cour ne lui en avoit encore rien marqué, qu'on avoit déjà fait tous les préparatifs pour la campagne prochaine sans pourtant savoir si on la feroit ou non etc. (NB. Je sais, que le roi a été piqué, et l'a marqué le même soir à la tabagie, de ce que Brackel a répondu avec une si noble fierté, S. M. prétendent qu'il lui avoit voulu faire accroire, que les affaires des Russes étoient en si bon état, tandis que l'on savoit ici tout le contraire etc. Mais Brackel s'en soucie fort peu et exécutera au premier jour l'ordre qu'il a de reclamer tous les Russes qui se trouvent dans ce service ci.) Le général Truchses fut beaucoup cajolé et le roi lui fit donner à lui seul une bouteille de vieux vin de Rhin de 1684, à condition de n'en pas donner une goute à qui que ce soit, et S. M. lui dit : „Ce vin est tou„jours à Votre service.“ Ce ne fut pas de même envers Biberius, que le roi battit très froid, ne daignant presque pas lui répondre. Cependant Demeradt et moi nous fûmes les plus maltraités : car le roi ne nous dit pas le moindre petit mot. Suhm

arrive. Le Diable est boudé ouvertement de pere et fils.

13me. Biberius me cite chez lui pour me faire toutes sortes de confidences, entre autres:

1°. Le roi ayant entendu l'envoi de Suhm à Petersbourg doit avoir dit: „Es ist ein Erzich.... „und reut mich, daß ich ihn nicht habe henken lassen, „wie ich ihn hier gehabt."

2°. Le roi ayant appris, que le margrave d'Anspach a fait arrêter les cinq recrues mentionnées ci dessus a appellé le margrave un jeanf..... (En attendant avant que j'ai su cela j'ai fait de fortes réprésentations pour le rélachement de ces gens.)

3°. Le roi a dit: „Ich weiß nicht, warum Br. a) „mir die Sachen so gering vorstellt." Biberius. „Das leidet des Br. Karakter nicht, daß er sich solche Mühe giebt."

4°. Biberius, ayant fait tomber à dessein le discours sur Germania dit qu'il étoit malade. Le roi y répondit: „Ja, den werden sie zu Wien „noch hinrichten: denn das ist der einzige, der noch „Ordnung haben und stiften will."

14me. Visite de Pretorius. Sa confidence touchant le comte ..... b) et que je dois faire ensorte par Biberius et Stolberg, qu'il reste ici.

15me. Je dine avec Holzendorf chez Pretorius. Nous y concertons les moyens de le garder ici et de remplacer Schwerin par Holzendorf.

a) Du Brand, ou Brachel.

b) Apparemment Schwerin, envoyé du roi de Prusse à Coppenhague.

16me. Le Diable me confie que Suhm a parlé à son sujet avec Junior et que celui-ci dit, que pendant le voyage de Prusse il a reçu des avis des chipotages du Diable et que là dessus il a laissé tomber la correspondance, pour ne point s'exposer à des tracasseries etc. Suhm est piquée contre Germania. Le Diable ne veut point le questionner sur ses commissions etc.

21me. Biberius me fait appeller chez soi pour me dire que le roi lui avoit fait dire par Derschau la raison de sa disgrace, qui est le mariage de Schwerin a) et puisque Biberius avoit fait des intrigues pour faire rappeller Pretorius. Je m'en vais là dessus chez celui-ci, afin de le prier au nom de Biberius de désabuser le roi.

23me. Je reçois la nouvelle d'Anspach, que le margrave a relaché les cinq recrues. J'en informe Sydow à la parade: il en donne part au roi, qui est amiable envers moi.

Je dine chez S. M. avec Brackel, Poussin, Pretorius etc. Celui-ci voulant parler au roi sur Biberius est envoyé brusquement.

29me. Visite à Gotter. Confidences sur Biberius: Koſtet dem Kaiſer 250,000 Gulden.

30me. Je dine chez le roi avec Chetardie, Brackel, Happe etc. Le roi est fort amiable, me demande en passant: „Wie gehts; iſt Er noch wohl?" ɔc.

Je passe ma soirée chez Gotter à raisonner sur la cour d'ici et son raccommodement avec Vienne,

a) Schwerin devoit épouser une fille de Mr. de Grumbkow.

sur le caractere de Biberius etc. NB, Der König offerirt dem General Schwerin die Tapeten, die er von Frankreich geschenkt bekommen, nach Schwerinsburg zu verehren. Schwerin will sie nicht anders annehmen, als wenn ihm der König sechzig Schock Holz zu einem neuen Saal schenkt.

31mo. Visite de Pretorius, qui s'est enfin congédié du roi et de la famille royale pour partir pour Coppenhague.

1737.

Janvier.

5me. Gotter me dit in summa confidentia, que Biberius a voulu engager Pöllnitz à parler contre l'empereur. Gotter distinguit inter bonum amicum et bonum imperialistam.

6me. Biberius me notifie l'envoi de trois couriers au sujet de la négociation échouée de Degenfeld a).

J'apprens que Pöllnitz voudroit bien faire cesser sa correspondance avec Biberius à cause du grand danger qu'il y a de l'informer de ce qui se passera pendant le séjour de la Barbe à Potsdam.

9me. Biberius me confie

1°. son dessein de rompre le mariage de sa fille avec le comte Schwerin.

2°. Chetardie a été à la conférence. On lui a communiqué toute la négociation de Degenfeld et on a dépêché là dessus les trois exprès pour Paris, Vienne et la Haye. Les propositions sont :

a) Le comte de Degenfeld avoit été envoyé à Mannheim par le roi de Prusse pour négocier par rapport à la succession de Juliers et de Bergue. Cette négociation échoua, puisque la cour palatine communiqua ses propositions aux cours de Vienne et de Versailles et aux Etats Généraux.

a) Après la mort de l'électeur le roi veut avoir tout le duché de Bergue ; mais les fortifications de Dusseldorf seront rasées.

b) Le roi payera un million d'écus à l'électeur, cinquante mille écus à chacune des princesses de Sulzbach et encore trente mille écus lorsqu'elles se marieront.

c) L'empereur, la France et les puissances maritimes doivent garantir cette convention.

d) Le roi de Prusse ne veut être tenu à ces conditions que jusqu'au 1er. de May.

3°. On a remis à Chetardie déductions des droits du roi de la façon de Thulemeyer en très mauvais françois. Podewils se flatte que cette négociation est autant que finie.

4°. Il faut espérer qu'après le 1er de May le roi se déterminera à envoyer un corps de troupes dans le païs de Cleves.

5°. Biberius veut parler au roi de sa retraite. Il est fermement résolu de se retirer lorsqu'il aura soixante ans.

13me. Gotter me dit, que l'idée de Podewils est de donner un million à l'empereur pour l'accommodement de Juliers et Bergue.

Guydickens me dit, qu'il est inquiet si on ne l'enverra pas promener d'ici, aprés qu'on a fait la même chose à Borcke en Angleterre.

14me. Visite à Biberius. Voici sur quoi roule principalement notre entretien :

1°. Biberius est d'avis, que si les François croyoient, que le roi de Prusse eût le cœur moins germain, ils s'ouvriroient d'avantage à lui : car il est sûr, qu'ils ont des vues très vastes pour

tromper l'empereur. En attendant Chetardie a insinué au roi, qu'il fera bien de se reposer plutôt sur une seule puissance dans les affaires de Juliers et Bergue, par exemple sur l'empereur.

2°. Biberius me communique une lettre de Junior du 11me de ce mois, et ensuite du conseil, que celui ci lui donne, il veut se raccommoder avec le roi et lui écrire une lettre soumise à l'occasion de la confession qu'il va faire à Dieu, en disant au roi, que pour ce qui est de griefs que S. M. a contre lui,

a) il est actuellement occupé à rompre le mariage avec Schwerin,

b) quant au rappel de Pretorius, il n'y a aucune part, et

c) s'il lui est échappé quelques expressions trop libres dans sa lettre de disculpation, il supplie S. M. de les lui pardonner.

3°. Le roi a écrit une réponse obligeante à Ginkel sur la félicitation que celui ci lui avoit faite pour le nouvel an.

4°. Je fais toucher au doit à Biberius la fausseté du marquis au sujet de la Barbe : cela fai son effet.

5°. Nous parlons de l'idée de Podewils et de Gotter de prêter un million à l'empereur pour l'affaire de Juliers et Bergue. Biberius croit, que le roi n'est pas encore d'accord avec cette idée; NB. Schwibußischer Kreiß etc.

6°. Le roi, après avoir accordé à Chetardie la permission de venir à Potsdam, ne peut pas la refuser aux autres ministres étrangers s'ils ont à lui parler etc.

15me. Je dine chez le Diable avec les deux Münchow, dont l'un prétend être favori du prince royal. Je lui contredis en face sur le margrave d'Anspach.

17me. Guydickens me dit, que Chetardie a porté à la conference au nom de sa cour des plaintes contre les levées.

18e. Biberius me dit, qu'il a écrit au roi une forte lettre contre la France.

Février.

7me. Biberius me dit, que le roi doit absolument se défier de la France par rapport à la succession de Juliers et Bergue, se jetter entre les bras de l'empereur et marcher. Il dit aussi, qu'il veut aller lui même à Vienne.

15mi. Je soupe chez Biberius avec Chetardie etc. Il me dit: „Die Franzosen sind Sch.....; „aber ich bin zu alt darzu: sie werden mich nicht betrügen."

Mars.

1er. Le roi, malgré qu'il eût appointé de grand matin les Mazarins pour une conférence, part cependant pour Potsdam, sans leur avoir parlé.

Biberius me fait la confidence du long entretien, qu'il a eu hier avec le roi touchant une lettre que Gotter lui avoit écrite. Biberius a fait là dessus des remarques; enfin conclusio: „mit dem „kaiserlichen Hof ist nichts zu thun."

Avril.

1er. Ginkel revient de Potsdam charmé du bon accueil qu'on lui a fait.

11me. Borcke me dit, que le roi reconnoit Auguste III. pour roi de Pologne et envoit le général Truchses à Dresde, pour y porter la lettre de recognition.

May.

28me. Brackel me dit, que Biron lui a donné commission de parier trois mille ducats, que la victoire sera du côté des Russes.

Juin.

7me. A la revue du régiment de Glasenapp le roi me demande si je suis retabli. Ego: „Je n'ai „pas été malade." Ille: „Pourquoi n'avez Vous „donc pas diné chez moi?" Ego: „C'est que „personne ne m'a prié." Rex: „Das iſt nicht recht."

9me. Je dine au château. Le roi veut parier dix mille ducats avec Brackel, que Biron sera duc de Courlande.

19me. Revue du régiment du prince royal. NB. Chetardie y demande la permission de voir la revue du regiment de Schulenburg: le roi le lui refuse etc.

Juillet.

1er. Podewils me fait des reproches sur la maniere d'agir de la cour impériale dans les af-

faires de Juliers et de Bergue : je lui répons vivement etc.

4me. Je dine chez le roi en compagnie des autres ministres étrangers. Le roi gracieusa et questionna beaucoup Chetardie sur son séjour à Landsberg, n'oubliant pas même de l'interroger sur la bonne chere qu'il y pouvoit avoir faite et sur les écrévisses qu'il y avoit mangé. Enfin rien ne fut oublié de la part de S. M., pour reparer le refus qu'Elle avoit donné anterieurement à Chetardie de La suivre à Landsberg.

Pour Brackel on lui demanda s'il étoit vrai, que Munich avoit reçu ordre de faire halte; à quoi Brackel r-pondit, qu'il n'en avoit rien entendu, mais que cela ne se pouvoit pas, vû que Munich, se trouvant dans un désert, ne pouvoit pas faire halte, étant obligé ou d'avancer ou de s'en retourner sur ses pas. Interrogatus au sujet du comte de Biron et de son élection Brackel répondit, „qu'à la fin ce comte s'étoit rendu aux prières des états courlandois pour accepter le duché et que non seulement il avoit déjà envoyé son chancelier Mr. de Finck à Fraustadt pour y prêter l'hommage entre les mains de S. M. Polonoise, mais qu'il iroit même faire sa résidence ordinaire en Courlande, selon que les constitutions de ce païs l'exigeoient ; que cependant il étoit vraisemblable, que durant la vie de S. M. Czarienne Biron feroit de tems en tems quelque course à Petersbourg, qui n'étoit éloigné de Mietau que de quatre vingt dix lieues d'Allemagne." Interrogatus porro, si Biron étoit déjà actuellement traité à Petersbourg sur le pied de duc de Courlande, Brackel répon-

dit, „qu'il n'en savoit rien, mais que lui même dans ses lettres ne lui donnoit pas encore le titre de Duc, parcequ'il n'en avoit pas encore reçu l'ordre de sa cour." Interrogatus, si, quelqu'autre principauté venant à vaquer, le nouveau duc de Courlande pourroit l'accepter aussi, Brackel répondit, „qu'il n'y voyoit aucun obstacle, mais que cependant Biron par sa capitulation seroit obligé de faire sa résidence ordinaire en Courlande." Enfin on vit par tous ses discours, que le roi ne peut pas encore digérer l'élévation de Biron.

Avec Ginkel le roi parla aussi beaucoup, en badinant sur l'état des places de barriere, disant entr'autres, que l'empereur les cederoit à la France etc. Mais S. M. évita soigneusement d'adresser jamais la parole soit à Demeradt, soit à moi, jusques là qu'Elle affecta de demander à Chetardie, s'il croyoit que cette année on enviendroit aux hostilités en Hongrie. Pour moi, qui sais par les lettres du roi, où j'en suis avec lui, cela ne m'embrassa aucunement, mais Demeradt, qui ne sait rien de ma corréspondance, le fut d'autant plus.

Le prince Guillaume avoit pris une foiblesse hier à la parade; cependant il fut obligé de diner avec nous, où il fit une triste figure.

5me. A la parade, où je trouve le roi de fort bonne humeur. Il parla prémierement avec Ginckel et le gracieusa beaucoup, en lui accordant la permission de le suivre à Landsberg et Stettin, puis il vint droit à moi et me fit signe, qu'il vouloit me parler. J'avançai donc et lorsque nous fumes à une

certaine distance pour ne plus être entendus de personne le roi me dit, d'un air fort serein et gracieux, qui me donna du courage: „Ich habe Ihren Brief „bekommen und daraus ersehen, was Sie wegen der „Million ferner von mir verlangen wollen; allein „muß ich Ihnen sagen, daß ich wohl nichts mehr „thun kann, als was ich schon gethan, nehmlich daß „ich dem Splittgerber und Daum die schriftliche Per„mission gegeben, wann sie die Gelder zusammen „bringen könnten, daß sie solche Ihro Kayserlichen „Majestät lehnen sollten". Ego: „Ich habe auch „diese Permission als ein Merkmahl von E. K. M. „Willfährigkeit in Wien angerühmet; allein denen „guten Leuten fehlet es am besten, und wann E. M. „nicht ins Mittel treten, so werden wir davon nicht „profitiren können". Rex: „Aber ich muß Ihm sa„gen, daß ich schon vor einem Monath, oder sechs „Wochen an Seinen Onkel den Feldmarschall geschrie„ben und Geld ohne Interessen offeriret, auch durch „den Brand dasselbige offeriren lassen. Allein Sein „Onkel hat mir damals geantwortet, daß der Kay„ser zwar Geld vonnöthen, allein man wollte nicht „gerne entriren; Graf Sinzendorff hingegen und „auch Wartenstein haben dem Brand sierement ge„antwortet, der Kayser brauche mein Geld nicht". Ego [NB. Puisque le roi ne me parloit pas clair sous quelles conditions il avoit offert de l'argent sans intérêt a), je ne crus non plus devoir m'expliquer avec lui sur une matiere si délicate; c'est

a) Le roi avoit offert douze cent mille écus à la cour de Vienne à condition qu'on le mette en possession du duché de Bergue et le lui garantit.

pourquoi je fis l'étonné]: „So? E. M. haben „Geld ohne Interessen an den Kayser lehnen wollen? „Das war gewiß genereux; und man hat es nicht „annehmen wollen? Davon ist mir gar nichts be„kannt gewesen". Rex: „Ja, ganz ohne Interes„sen; und weil man damals mein Geld nicht gewollt, „so kann ich jetzt auch in nichts entriren, zumal ich „nicht weiß, was vor Sicherheit dabey seyn soll". Ego: „Die Sicherheit, die wir dem Splittgerber „und Daum, unter deren Nahmen alles tractirt wird, „geben, sind die zwey Millionen Türkensteuer, so die „böhmischen Stände verwilliget und erst successive „in Zeit von zwey Jahren eingehen. Das ist Sicher„heit genug und wird man gewiß einhalten mit dem, „was man verspricht". Rex: „Ja, daß es den „Splittgerber und Daum nur nicht gehet, wie mit „ihrem Juchtenhandel zu Breßlau, daß, wann sie „meinen, ihr Geld wieder zu bekommen, so hätten „sie einen Proceß auf dem Hals, wie damals, der „noch nicht ausgemachet". Ego: „Das war eine „ganz andere Sache: da hatte Splittgerber mit Ban„queroutiers zu thun. Daraus mußte freylich ein „Proceß kommen, der so geschwind nicht kann ausge„macht werden. Aber das dürften E. M. jetzt gewiß „nicht fürchten: dann, wann das geringste Risico „dabey, so würde sich mein Onkel, der Feldmarschall, „gewiß nicht davon melieren. Der hat schon etliche „Tonnen Goldes mit dem Splittgerber und Daum „verkehret und diesen Leuten ansehnliche Provision „und Agio gewinnen machen; also da er die Sache „proponiret, so können E. M. sicher glauben, daß er „darüber halten wird, daß was man verspricht, muß „erfüllet werden". Rex: „Ja, die Exactitude von

„Feldmarschall ist mir bekannt und seine Parole so „gut wie baar Geld; aber ich habe kein Geld". Comme le roi disoit ces derniers mots avec beaucoup de douceur et que je voyois bien qu'il attendoit, que je lui dirois encore quelque chose, je continuois à lui dire en souriant: „Aber E. M., „an Geld kann es Ihnen nicht fehlen, wenn Sie uns „nur helfen wollen; und ich muß Ihnen noch eins „sagen: Mein Onkel hat mir noch jüngst geschrieben, daß er keineswegs auf den Berlinischen Peste „renunciiret hätte, sondern wann er seinen Degen erst „einmal wieder eingestecket, so wünschete er nichts „mehr, als E. M. sich wieder einmal zu Füßen zu „legen". Là dessus le roi me dit d'un air de tendresse et de cordialité: „Ja, wann das geschehen „könnte! das wünsche ich gewiß von Grund der „Seelen". Ego: „Damit dieses geschehen könne, so „ist kein besser Mittel, als daß E. M. ihn jetzo mit „der Million Gulden secundiren, damit er eines „Theils sein Commando und die gemachten Plans „mit Ehren hinausführen, und andern Theils die „Bereitwilligkeit von E. K. M., dem Kayser ohne die „geringste Absicht zu einer Zeit, wo man es sich am „wenigsten vermuthet, zu helfen gelten machen und „folglich die Sachen nach und nach wieder dahin einleiten könne, damit sie auf den alten Fuß kommen". Cette remontrance parût achever de persuader le roi et il me dit d'un air fort gracieux et déterminé: „Nun, ich will mit denen beyden Kaufleuten noch „sprechen". Là dessus il me quitta en me saluant fort gracieusement.

Je me rendis donc d'abord après la parade chés Splittgerber, pour l'instruire de la conversation

que j'avois eue avec le roi, afin qu'il put confirmer tout ce que j'avois dit touchant la sûreté et le profit et que mon oncle répondoit de l'un et de l'autre.

21me. Je dine chés Chetardie avec quinze personnes, tous étrangers, Borck d'Angleterre &c. Contraste de voir celui ci et Guydikens ensemble.

25me. Je dine chés le roi avec Biberius &c. S. M. est fort morne à table.

Biberius me raconte: 1°. que le roi a beaucoup chagriné la Barbe. Marlborough a) s'y est frotté; 2°. l'avanture avec le cuisinier de Demeradt; 3°. Junior estime le Diable et veut lui dire de bouche les raisons pour lesquelles il ne lui répond pas.

28me. Je fus à la parade, où le roi parla avec la Barbe en gesticulant beaucoup avec les mains. En revenge le prince royal entretint Biberius. Après la parade le roi appella Biberius dans sa retraite et lui dit: „Ich will Ihm eine Commission an den „Herrn General Feldmarschall Graf von Seckendorff „geben, daß Er an ihn schreiben soll. Es hat nehmlich der Herr General-Feldmarschall meinem Major „Lehden aufgegeben, daß er mir sein Compliment und „zugleich dieses melden sollte, daß die Lumpenhunde, „die er unter seinem Commando hätte, nun ehestens „ihr Devoir thun würden; und als Lehden gefraget, „ob er sich dieser nehmlichen Expressionen bedienen „sollte, so hat der Feldmarschall ihm nochmals gebeten, er möchte mir ja schreiben, daß die Lumpenhunde ihr Devoir thun würden. Nun befehl ich Ihm „Grumb-

a) Le colonel de Schwerin, appellé aussi quelquefois le petit Marlborough.

„Grumbkow, daß Er an Herrn Feldmarschall Graf „von Seckendorff wieder schreiben und ihm nebst mei„nem Compliment melden soll, daß mich wundere, „warum er mir dergleichen durch meinen Major sa„gen lassen, indem mir nie in Sinn gekommen, deut„sche Truppen, am wenigsten kaiserliche, vor Lum„penhunde zu scheiten. Dann ob ich wohl gesaget, „daß zu wünschen wäre, daß in manchen Truppen „mehr Ordnung seyn möchte, so habe ich mich doch „nimmermehr einer dergleichen schändlichen Expression „bedienet, und laße ich also dem Feldmarschall sa„gen, daß ich denjenigen, der ihm das von mir bey„gebracht, vor einen Hundsf... halte". Biberius vouloit s'excuser pendant quelque tems de se charger de cette commission odieuse; mais le roi le lui ordonna expressement en lui disant: „Comme Germania s'est servi du canal de mon Major Lœben pour me faire savoir cela, je me servirai du Votre, comme de son ami, pour y faire répondre.

Pour moi, qui étois invité à diner chés S. M. et qui ne savois pas encore le moindre mot de tout ce qui s'étoit passé entre le roi et Biberius, je montrai vers l'heure du diner au Pfeifersaal. En y arrivant je trouve le roi tout seul avec Brackel. S. M. avoit le visage fort serein et en me voyant entrer Elle me salua fort gracieusement et me demanda d'abord: „Keine Nachricht vom Feldmare„schall? Ist er noch wohl?" Ego: „Ich habe mit „gestriger Post keine Briefe gehabt, woran vermuth„lich sein Marsch über die Morawa Schuld; doch „hat man nach meinen Wiener Nachrichten stündlich „den Kurier erwartet, daß er die Hostilitäten ange„fangen". Rex: „Das ist leicht zu begreifen, daß

„er jetzund so viel zu thun, daß er nicht viel schrei-
„ben kann. Aber was meinet Er, worauf das Ab-
„sehen gerichtet?" Ego: „Ich weiß zwar von
„nichts; doch sollte ich glauben, daß man eher vor
„Nissa, als vor Widdin gehen würde: dann wann
„man Nissa eingenommen, muß Widdin vor sich fal-
„len; hingegen wann man schon Widdin hat, muß
„man doch Nissa noch apart belagern". Rex: „Das
„läßt sich hören; aber, wann er Nissa hat, was
„wird ihm das helfen?" Ego: „So viel, daß von
„Nissa alsdann biß Konstantinopel so zu sagen keine
„Palanke mehr ist, die ihn aufhält. Dann diejeni-
„gen, die da vergeben, als wann das so ein impra-
„ticables Land sey, sind entweder nimmermehr da ge-
„wesen, oder machen mit Fleiß die Sachen schlimmer,
„als sie sind. Hinter Nissa fangen zwar die Gebürge
„an; dem ungeachtet aber sind zwischen denen Ge-
„bürgen die schönsten Auen, wo Wasser, Getreid und
„Fourage genug. Dann die Bulgarey und Roma-
„ney sind die beyden gesegnetesten Provinzen der Tür-
„ken, aus welchen sie allezeit ihre Subsistenz genom-
„men, so oft sie Ungarn mit Krieg überzogen. E.
„M. dürfen nur die fragen, die in der Gegend gewe-
„sen sind, z. E. den Baron Demerodt, der mit der
„großen kayserlichen Botschaft in Konstantinopel ge-
„wesen und die ganze Tour gethan, wo jetzt unsere
„Armee marschiret". Le roi m'écouta fort attentivement et parut ajouter foi à tout ce que je disois, et moi j'étois bien aise de saisir cette occasion pour détruire les sottes impressions qu'on avoit donné au roi sur l'impraticabilité de notre marche. Cependant S. M. continua à me dire: „Wann er nun
„Nissa hat, so kann er doch wohl diese Campagne

„weiter nichts vornehmen"? Ego: „Vielleicht zie„hen sich die Türken zusammen und alsdann kann's „zur Bataille kommen, und wann diese mißlich vor „die Türken ist, so könnte leicht eine Revolte in Kon„stantinopel entstehen". Rex: „Das bin ich gewiß „versichert, daß, wann es zur Bataille kommet, der „Feldmarschall die Türken schläget". Ego: „So „Gott will! Aber haben E. M nicht von der Kriegs„list gehört, wie der Feldmarschall Münich den Plan „von Oczacow bekommen"? Rex: „Wie? Hat er „Oczakow schon einbekommen"? Ego: Nein; nur „den Plan hat er durch einen Ingenieur bekommen, „den er als einen Kosaken verkleidet und der sich mit „vier andern Kosaken als Ueberläufer in Oczakow an„gegeben, hernach aber wieder zu Münich zurückge„kommen". Rex: „Ja; Mardefeld hat mir's ge„schrieben". Brackel, qui jusqu'ici s'étoit tû, voulant parler aussi quelque chose, dit au roi: „Aber „von des Lascy Entreprise auf die Krimey kann ich „mir keine rechte Idee machen: dann da der Münich „im vorigen Jahr wieder daraus scheiden müssen, so „wird er dieses Jahr sich auch schwehrlich darinnen „maintenniren". Rex: „Diese Entreprise des Lascy „ist nach denen Kriegsregeln sehr wohl ausgedacht: „dann wann er auch kein Dorf in der Krimey behaup„tete, so richtet er doch durch diese Expedition so viel „aus, daß er die Tartarn en echec hält, welche sonst „dem Münich in den Rücken fallen und er den Feind „hinten und vorn haben würde, welches eine zweyte „Pruthische Affaire abgeben könnte, so aber nun nicht „zu fürchten, da die Tartarn genug in ihrem eigenen „Land zu schaffen haben".

Lorsque nous en étions là, les autres convi-

savoir Biberius, la Barbe, le prince royal &c. survinrent. La Barbe surtout fit de grands yeux de me voir entretenir le roi si amiablement. S. M. railla Chetardie de ce que la reine de France avoit encore fait une Madame de trop, et Biberius raconta, qu'on avoit été tellement sûr que ce seroit un prince, que l'évêque avoit ondoyé l'enfant comme mâle. Ce trait fit beaucoup rire le roi et lui donna occasion de railler Chetardie et Demeradt sur la crédulité de la religion romaine surtout en fait de saints, et S. M. traita tous les saints de jeanf. .....

L'arrivée de la soupe mit fin à cette dispute de religion et on se mit pêle mêle à table. Le repas fut d'abord fort sombre; mais ensuite le roi commença à dérider son front et à parler flamand avec Ginckel. Le petit prince Ferdinand ne contribua pas peu par ses gentillesses à entretenir le roi en bonne humeur. Mais un trait surtout de cet aimable enfant mérite d'être rapporté, c'est que voulant avoir quelque chose de Biberius, qui étoit assis à côté de lui, il se servit de l'expression: „Ihro Excellenz, thun Sie „mir die Gnad und geben mir davon"; à quoi Biberius ayant répondu: „Ich kann keine Gnad thun; „der König allein iſt es, der Gnade austheilet", le prince y répliqua sur le champ: „Ach ja, Ihro „Excellenz; Sie ſind nun auch Feldmarſchall und kön„nen alſo gar wohl Gnade thun". Biberius ne manqua pas de relever ce trait. Le roi en sourit; mais la Barbe, qui jusqu'ici n'avoit pas ouvert la bouche et avoit l'air d'un Hercule furibond, en pensa crever de dépit. Ce qui acheva de le décontenancer fut qu'au dessert le roi prit une angu·ie et après l'avoir creusée, la remplit de vin pour la porter en guise

de pocal à la Barbe avec le motto: „*A* une bonne compagne en Hongrie!“ Ce melon changé en coupe fit la ronde. Vers la fin du repas, pendant lequel le roi n'avoit jamais changé de bonne humeur on parla de Paris, et Biberius dit, que Chetardie étant de retour à Paris seroit obligé de reprendre les airs de petitmaitre, pour se faire à la mode. A quoi Chetardie repliqua, que ces airs ne pouvoient aller que jusqu'à l'age de trente ans. Le roi y ajouta: „Nous „autres Allemands nous avons aussi beaucoup de pe„titsmaitres parmi nous; mais ils sont d'une autre „façon &c.“ Sur ces entrefaites on se leva de table, pendant laquelle, pour le remarquer en passant, le prince royal but à ma santé pour la premiere fois de sa vie et fort gracieusement. La Barbe, qui jusque là n'avoit exprimé sa rage que par ses regards furieux, éclata alors envers Brackel en lui disant: „Jarnibleu, was war das vor ein Gehack und Gehack „an der Tafel! wann man nicht zu alt wäre, so möch„te man wieder petitmaitre werden, um denen Leu„ten was abzugeben.“

Après la table Biberius me confia ce que le roi lui avoit dit d'abord après la parade et ajouta, que mon oncle avoit fort mal fait de donner cette commission à Loeben, parceque la Barbe s'en servoit utilement pour aigrir l'esprit du roi contre mon oncle, pour lequel S. M. étoit d'ailleurs portée de cœur et d'ame. Je répondis à Biberius, que cependant je n'avois pû du tout remarquer que le roi étoit fâché contre mon oncle, vû qu'il ne m'avoit presque jamais parlé aussi amiablement, comme il avoit fait un moment après avoir donné la commission susdite à Biberius, et que d'ailleurs la santé „à une bonne

campagne en Hongrie" portée à la Moustache étoit une marque certaine de ses bonnes dispositions pour Germania. Biberius, qui, quand il s'est mis une fois une chose en tête, veut toujours avoir raison, repliqua que le roi avoit porté cette santé exprès, pour faire voir que quoique tout le monde à l'armée d'Hongrie étoit contre mon oncle il faisoit pourtant toujours des vœux sinceres pour un bon succès, „um feurige Kohlen auf's Haupt zu sammeln", selon le sermon de Reinbeck. Je remontrai encore à Biberius, „daß ich eben nicht sehen könnte, was so gar schlimmes in dem wäre, was mein Onkel dem Löben gesaget; vielmehr sehete ich es als einen Scherz an, wie mein Onkel wohl eher, als er noch hier gewesen, zum König gesaget hätte, „die Kayserlichen Windhund wären zwar klein und mager, aber sie jagten gut"; und vielleicht hätte Löben vor Windhund Lumpenhund verstanden". Ille: „Ja, dergleichen Scherz wäre zwar gut mündlich, aber nicht schriftlich, und am allerwenigsten durch die dritte Hand bey einem so argwöhnischen Herrn, wie der König, der ohnedem glaubte, daß man ihn so angeschwärzt hätte in Wien, als ob er dem Kayser alles schlimmes wünschte. Er, Grumbkow, hätte gerne mögen dieser Commiss'on enthoben seyn, an meinen Onkel zu schreiben, und hätte sich auch ganz natürlich dadurch davon entschütten können, wann er dem König gesaget, er sollte durch den Löben wieder an meinen Onkel antworten lassen; allein er hätte es um deswillen nicht depreciren wollen, weilen er gewiß glaubte, daß der Fürst dahinter stekte, welcher alsdann, wann er es verbeten hätte, dem König würde gesaget haben: „Da sehen E. M., Grumbkow will den Seckendorf nicht beissen". Je-

doch wolle er die Précaution brauchen, und dem König vorher das Concept von dem an meinen Onkel zu schreibenden Brief zur Approbation zuschicken".

Malgré tout cela je crois, que Biberius je ne sais par quel caprice fait le diable plus noir qu'il n'est, et, qu'après avoir gagné le dessus sur la Barbe, il commence à devenir un peu jaloux du grand crédit que mon oncle conserve, même dans l'absence sur l'esprit du roi.

Août.

2me. Je dine chés Ginkel, qui me dit en confidence, que Leurs Hautes Puissances ont mérités les reproches, que l'empereur et la France viennent de leur faire dans la dernière réponse au sujet des affaires de Juliers et de Bergue; parceque le nouveau pensionnaire par jalousie pour la memoire de feu Stingeland s'est départi des principes établis au paravant.

14me. Je vais à la parade. Le roi est de mauvaise humeur. On l'attribue à la querelle entre Nazmer et Diemar a).

17me. Je dine avec le roi. S. M. me parle beaucoup avant et pendant le diner de Bonneval, Germania &c.

23me. Je dine chés le roi. Morgenstern paroit pour la premiere fois. Le roi m'en demande mon sentiment.

a) Nazmer, officier prussien, fit la campagne d'Hongrie sous le maréchal de Seckendorff comme volontaire et fut blessé dans un duel avec Diemar, chevalier teutonique et fils du général.

Septembre.

14me. Je notifie au roi l'ordre que j'ai reçu de quitter le poste de Berlin et de me rendre à Vienne.

24me. Visite à Chetardie, qui est extremement confident, de même chés Thulemeyer, qui se surpasse en politesses et me dit, que quand j'aurai un rappel dans les formes, il fera tout au monde pour moi. J'écris pour cela à Vienne.

29me. A Wusterhausen, où je prens congé du roi, qui me fait cent mille questions, mais pourtant est gracieux.

Octobre.

2me. Je soupe chès Biberius, pour prendre congé de lui. Il me parle encore fort confidemment sur les articles suivans:

1°. Le roi se plaint qu'on l'a traité canailleusement en ne lui écrivant pas même une lettre après le renvoi des dixmille hommes et lors de la conclusion de la paix. Sans cela il auroit donné argent et troupes.

2°. S. M. prétend, qu'Orondate lui a rendu de mauvais services.

3°. Le roi se plaint de Löwenwolde, qui s'étoit tant récrié auf dem Stallplatz contre la personne d'Auguste III. et qui ensuite l'avoit mis sur le trone &c.

4°. Le roi a dit à Germania à Mayence, qu'il vouloit livrer Stanislas. On n'a pas même répondu là dessus.

5°. Metsch a parlé à Brand touchant la Türkensteuer. Le roi ne donnera jamais un sou.

6°. On se plaint, que dans les affaires de Juliers et de Bergue le chef de l'empire, qui d'ailleurs étoit si jaloux de sa fonction de juge suprême, concerte tout avec la France.

7°. Le roi est piqué contre Brackel „gefährlicher Mann“; contre Demeradt &c.

8°. Il est porté pour Germania &c.

6me. Je pars de Berlin.

14me. J'arrive à Obernzenn et notifie au roi mon engagement avec la cour d'Ansbach.

17me. Je me rens au rendésvous, que mon oncle m'a donné à Schallhausen. Il me fait le portrait de la cour d'Anspach et me dit, que son idée est de m'employer dans les ambassades aux cours Palatines, celles de Cologne et de Treves, peut être à Ratisbonne &c.

24me. Le me rens à Triesdorf, pour faire ma cour au margrave. Il est très obligeant.

31me. Je pas pour Vienne.

Novembre.

7me. J'arrive à Vienne, où j'apprens en arrivant, que mon oncle le feldmaréchal est aux arrêts a). Je loge chès mon cousin, l'envoyé de Gotha.

8me. Je vais chès le grand-chancelier, comte de Sinzendorff. J'en suis bien reçû; il me questionne sur la cour de Berlin. Je fais ma tournée auprès des

a) Voyés sur les arrêts du maréchal de Seckendorff à cause de sa campagne contre les turcs: Versuch einer Lebensbeschreibung des Gr. v. Seckendorf, Th. II. S. 171—253.

autres ministres de conference; mais je trouve partout visage de bois.

10mo. J'ai audience de l'empereur, qui m'ordonne de remettre les papiers secrets à Stahrenberg et les autres à Sinzendorff. S. M. se reserve pour un autre tems d'entendre ce que j'ai à lui dire de la cour de Prusse et Elle parle d'ailleurs fort intelligiblement. De la cour je vais à l'assemblée de Baftenstein a), où je vois lui et Knorr b); mais on me reçoit assés froidement &c.

12mo. Je vais voir Mr. de Wöber c), auquel je fis un compliment convenable sur le plaisir que j'avois de faire sa connoissance &c. Il me répondit d'une maniere extrêmement polie et qu'il ne demandoit pas mieux, que d'être en état de me témoigner son estime &c. Surquoi je lui répliquai, „que le hasard ayant voulu, que je fusse arrivé à Vienne extrêmement fatal et triste pour le nom de ma famille, je devois être doublement charmé de la maniere obligeante, dont il me recevoit &c.“ Là dessus Wöber prenant d'abord un air franc, ouvert et confident, me tint le discours suivant. „Que sans doute j'aurai été surpris et scandalisé comme tout le monde de la procedure jusqu'ici inouie, dont on s'étoit servi à l'égard de mon oncle. Mais qu'il pouvoit m'assurer avec vérité, qu'on avoit, pour ainsi dire, tiré l'empereur par les cheveux pour faire cette demarche, parceque le public, qui ne pouvoit pas être informé de tout le détail, avoit été natu-

a) Sécrétaire d'état.

b) Conseiller de la guerre.

c) Conseiller de la guerre.

rellement surpris de ce qu'après être entré en campagne avec une des plus belles armées que l'empereur avoit jamais eû en Hongrie, après avoir d'abord eû le succès le plus heureux en prenant quasi d'emblée Nissa et le païs d'alentour, non obstant cela, sans avoir vu une armée ennemie en campagne, sans avoir souffert la moindre disette ni d'argent ni d'autres choses nécessaires, on n'avoit pourtant pas fait plus de progrés et qu'à la fin de la campagne on n'avoit non seulement perdu tout ce qui avoit été gagné au commencement, mais qu'aussi l'armée, sans avoir livré bataille, se trouvoit dans un état délabré &c. Que toutes ces réflexions ayant extrêmement frappé chaque homme impartial avoient à la fin, quoiqu'avec bien de la peine, déterminé l'Augustissimo à faire arrêter le général commandant, pour donner d'un côté une espèce de satisfaction au public et de l'autre pour apprendre, en examinant rigoureusement celui à qui le tout avoit été confié, à qui donc étoit la faute du sinistre succès d'une campagne, de laquelle on avoit eû lieu de se promettre tout au commencement, parceque c'étoit la procédure ordinaire et accoûtumée dans les affaires militaires de s'en tenir au chef. lequel devoit répondre de ses subalternes, qu'il auroit dû connoître et auxquels il auroit dû lier les mains par des ordres suffisans, s'il avoit crû qu'il ne pouvoit pas assés se fier ou à leur capacité ou à leur droiture. Qu'ainsi c'étoit aprésent au comte de Seckendorff à prouver, qu'il avoit donné les ordres nécessaires et que ces ordres n'avoient pas été exécutés; qu'aussitôt qu'il auroit fait cela d'une maniere suffisante et convaincante, à quoi il avoit déjà fait un bon commen-

cement dans son apologie, alors l'empereur sauroit lui donner une satisfaction tout à fait proportionnée à l'affront et à la prostitution, qu'il lui faisoit souffrir actuellement &c. &c."

Je répondis à ce discours par des remercimens convenables pour la confidence, que Wöber vouloit bien me faire. Ensuite je lui dis avec toute la moderation imaginable, „que je n'avois remarqué que trois choses dans son discours, sur lesquelles il voudroit bien m'éclaircir encore, savoir:

1°. Que mon pauvre oncle étant encoffré d'une manière si inusitée et point du tout accoûtumée, s'il n'y avoit pas moyen, de lui oter d'abord la garde et de lui permettre seulement de prendre l'air pour conserver sa santé, qui sans cela y succomberoit; qu'on pourroit pourtant prendre les précautions nécessaires, pour qu'il n'eût aucun commerce, qu'avec ceux que l'empereur vouloit bien permettre, d'autant plus qu'il y alloit trop de son honneur, pour qu'on dût craindre qu'il échappat.

2°. Que si on lui imputoit les crimes de ses subalternes et nommément ceux du feldmaréchal comte Khevenhuller, à ce que j'avois appris par Mr. le général de Diemar, on devoit réflechir si mon oncle avoit pû se dispenser d'employer ce maréchal, qui lui avoit été adjoint et subordonné et qui lui en auroit sûrement fait un crime s'il ne l'eût pas employé. Si mon oncle avoit tardé d'accuser les fautes de son subalterne, il l'avoit fait sans doute par ménagement pour sa place de vicepresident et pour le fort parti, que ce comte avoit ici. Que d'ailleurs l'inconduite de Kheven-

huller sautoit aux yeux, puisqu'entr'autres il s'étoit arrêté environ huit jours devant la forteresse de Widdin avant de la serrer de prés, qu'il n'avoit donné d'occuper les passages vers Nicopolis, et qu'en général il avoit tout fait pour faire manquer le siege de Widdin &c.

3°. Que je craignois seulement, qu'on laissera tomber cette affaire et qu'on ne l'examinera point à fond, pour que mon oncle pût démontrer son innocence, tout comme cela étoit allé avec Caraffa &c."

Mr. de Wöber, après m'avoir écouté tranquillement et avec attention me répondit à ces trois point'ere qui suit:

„1°. Que Mr. le général de Diemar lui avoit aussi deja parlé touchant l'élargissement préliminaire, que lui Wöber en avoit parlé au Feldmaréchal comte Königsegg a), qui étoit sincerement porté à examiner cette affaire à fond, et que S. E. avoit promis d'en parler à l'Augustissimo, mais que lui Wöber doutoit, si en rendroit entièrement la liberté au comte de Seckendorf, avant que son innocence et la faute des autres etoit tout à fait démontrée, parcequ'après qu'on eût une fois porté l'Augustissimo à une demarche aussi dure que de faire arrêter un Feldmaréchal commandant en chef, il ne pouvoit lui rendre la liberté qu'avec une satisfaction proportionnée à l'affront. Or, pour lui donner et determiner cette satisfaction il faudroit encore plus d'éclaircissemens qu'on n'avoit actuellement. Que quoique l'apologie du comte

a) Président du conseil de guerre.

de Seckendorff sur les points d'accusation jettoit déjà beaucoup de lumière sur tout ce qui s'étoit passé, il y avoit des points où il falloit qu'il parlat encore plus clair et nommat les auteurs sans les ménager en quoi que ce soit, afin qu'on puisse faire l'inquisition contre ceux ci. Qu'il y avoit un point touchant l'affaire de Banjalucka, qui avoit aussi besoin de plus d'éclaircissemens Que dans un point touchant un courier, que le comte de Seckendorff avoit crû avoir envoyé. il avoit reconnu son tort et s'étoit excusé par le défaut de sa mémoire d'une manière extrêmement soumise: qu'il étoit à esperer, que l'empereur se montrera fort indulgent là dessus, d'autant plus que rien n'étoit plus aisé qu'une pareille faute d'oblivion de la part d'un homme aussi affairé que le comte de Seckendorff. Que d'ailleurs je pouvois être persuadé, que l'empereur pressoit nuit et jour la fin de cette affaire, parcequ'il étoit plus porté à donner une satisfaction éclatante au comte de Seckendorff, qu'à le faire arrêter, ce qu'il n'avoit fait que bien à contrecœur und wol man ihn mit Haaren dazu gebracht hätte. Que lui Weber et le feldmaréchal Königsegg travailloient jour et nuit pour finir cette inquisition, ainsi que je devois encore prendre patience et prier seulement le comte Königsegg pro accelerandâ justitia en me rapportant à ce que lui Weber m'avoit dit.

2°. Que comme le comte de Seckendorff avoit dit à lui Weber avant que de partir de Vienne, que le comte Khevenhuller s'etoit imaginé de commander l'armée, il auroit dû le connoître et ne

point confier une entreprise de cette importance, ou ne le laisser pas si longtems et pendant cinq semaines seul, sans indiquer à la cour les fautes impardonnables de son subalterne; qu'un pareil ménagement politique étoit bon dans le ministère, mais point à la guerre, où la moindre faute étoit capitale. Que par l'apologie du comte de Seckendorff, qui étoit magnifique, il étoit déjà plus que probable à qui étoit la faute, que le Siege de Widdin fut manqué; mais qu'il auroit été à souhaiter, qu'il n'eût pas attendu si longtems à mordre ses ennemis, die ihn um Ehre und alles hätten bringen wollen. Cependant qu'il étoit encore tems de se justifier, ce qu'il falloit faire sans la moindre retenue, pour mettre tout à fait dans leur tort ceux qui étoient vraiement coupables et pour faire triompher l'innocence.

3°. Que je devois et pouvois être pleinement convaincu, que l'empereur ne laisseroit pas tomber cette affaire, mais qu'il la feroit examiner et vuider à fond et cela le plus tôt le mieux, parceque.

a) le sinistre succès de cette campagne ayant demandé que S. M. I., pour sauver la gloire de ses armes, qui étoit tout à fait décriée, eût fait cet exemple sans exemple par l'arrêt du comte de Seckendorff, cette même gloire demandoit, qu'on examinat à fond qui en étoit la cause, afin

b) de pouvoir ensuite rendre public à toute la terre les motifs de cet arrêt, les chefs d'accusation du comte de Seckendorff, sa justification, les vrais coupables et la satisfaction proportionnée,

que l'empereur devoit à un général de ce merite &c. &c.

Qu'enfin je pouvois être tout à fait persuadé, que cette affaire seroit traitée avec toute la vitesse, exactitude et zèle possibles, et NB. sans la moindre aigreur. Que lui Wöber y contribuera de tout son possible, s'y croyant obligé en conscience par ce qu'il devoit à la gloire de son maître, sur laquelle toute l'Europe avoit les yeux et qui seroit extrêmement flétrie, si cette affaire ne fut pas vuidée à fond &c."

Je remerciai infiniment Mr. de Wöber de ces sentimens et lui promis une reconnoissance éternelle et NB. réelle de toute la famille, de quoi il parût infiniment charmé et me congédia avec toute la politesse imaginable après une visite d'au delà d'une heure, pendant laq elle il avoit attendre plus de vingt officiers dans son antichambre, ainsi qu'on voyoit, que tout ce qu'il faisoit à mon égard partoit du cœur &c.

Le soir je vins à l'assemblée du comte Kœnigsegg. Il me fit d'abord asseoir a côté de lui et après lui avoir parlé sur mes affaires particulières, je lui dis, „que j'étois arrivé à Vienne dans un tems très fatal pour mon nom." Il me répondit; „que je pouvois compter, qu'on ne feroit aucun tort à mon oncle; mais comme les affaires étoient allées si loin, il falloit à présent examiner à fond, qui étoit coupable ou non." Je repliquai, „qu'après la clémence de l'Augustissimo mon oncle devoit surtout compter sur la bonté de S. E. et remercier le ciel de ce qu'il l'avoit fait tomber entre les mains d'un juge si juste, si sage, si impartial et si éclairé &c." Le

comte

comte me remercia de ce compliment et me dit, „qu'il fera avec plaisir tout ce qui dépendra de lui &c.“

13me. J'ai audience de l'imperatrice en présence des comtesses Auersperg et Visconti. Elle me dit ces propres paroles: „Mir iſt beſtens bekannt, mit „was vor Eifer, Treu und Geſchicklichkeit Ihr gedient, „und bin verſichert, daß in welchen Dienſt von der „Welt Ihr kommt, Ihr dieſe Conduite beybehalten „und Approbation verdienen werdet. Mir ſoll freuen „wann Gelegenheit habe, Euch einige Gefälligkeit zu „erzeigen ꝛc.“ Ensuite elle me parla de sa niece &c. &c.

14me. Visite à Hamel Bruyninx a), qui me fait un ample détail du malheur de mon oncle et qui en attribue la principale cause aux Jésuites. Il loue la moderation, déclame contre le ministere actuel: „weiß niemand wer Koch, noch Keller iſt.“ Ensuite visite à la princesse de Bentheim, qui rejette la plus grande faute sur Gundacker Stahrenberg, qui a été jésuite.

15me. Visite au grand-chancelier Sinzendorff, qui me demande, si je crois que le roi de Prusse marchera vers Juliers et Bergue. Je dis que non, puisqu'il est poltron.

Je dine chez Zech b). La comtesse de Castell y dit, que pour quarante ducats on peut avoir l'accusation et l'apologie de mon oncle. Après la table Zech me parle conſidemment de celui-ci. 1°. Mal fait d'avoir accepté le commandement, dont on l'a

a) Envoyé des Etats-Généraux.

b) Envoyé de Dresde.

déhorté, d'autant plus que l'empereur lui même lui a dit d'avance la quantité d'ennemis qu'il a et qu'on l'accuse d'avarice, de pillage &c. Cependant la grace et la protection de l'Augustissimo et la familiarité de l'imperatrice l'a induit &c. 2°. Il n'auroit pas dû prendre le parti de Hilperhausen et 3°. pas tant se reposer sur Diemar et Schmettau. 4°. Er muß der Sündenbock seyn, um sich bey Rußland wegen der schlechten Campagne und schlechten Anstalten zu entschuldigen. 5°. Man hat ihn arretirt, um ihn außer Stand zu setzen, daß ihn der Kaiser jemals mehr sehen kann, weil er sich vor seiner Franchise fürchtet ꝛc.

16me. Le général Diemar me raconte quantité d'anecdotes du caractère du prince de Galles a), touchant certain mylord, dont il fit murer la porte de communication &c. En revange il prone le caractère de Walpole, dont il me raconte aussi des anecdotes et qu'il est cocu, item de sa familiarité avec la reine d'Angleterre &c.

17me. Je dine chès Seydewitz b), auquel je peins le caractère du roi de Danemark c); putassier. Après la table je fais à Lautensack une description succincte de la cour de Prusse. Il fait des exclamations sur la mauvaise situation dans l'empire. „L'orient et l'occident se combineront pour écraser „Vienne &c.

Après que tout le monde s'en est allé, Seyde-

a) Le général Diemar avoit été longtems en Angleterre comme envoyé de la cour de Cassel.

b) Conseiller aulique.

c) Le baron de Seckendorff avoit accompagné en 173 son oncle à l'ambassade de Copenhague.

witz me parle confidemment au sujet de Germania:

1°. Protestations d'amitié et de reconnoissance; piqué de ce que Germania ne l'a pas voulu voir depuis son retour.

2°. Les deux raisons, qui ont déterminé finalement l'Augustissimo à la garde, c'est a) que Germania depuis son retour à Vienne a refusé indistinctement les visites des impériaux et a accepté en revange indistinctement celles des ministres étrangers. [NB. Ceci est faux. Il n'y a que Berckenthin a) qui l'a vu, et celui-ci ma dit, que les arrêts avoient déjà été resolus auparavant.] b) La nouvelle de la prise de Nissa. L'Augustissimo avoit déjà dit au premier courier: „Ich schäme mich, zum Essen zu gehen". Sinzendorff et Königsegg ont voté contre la garde; Stahrenberg et Bartenstein se son tûs.

3°. Germania a usé de trop de politique en ne disant pas d'abord à qui est la faute de ce qu'on ne peut pas aller à Widdin &c.

4°. Hamilton b) est son plus grand ennemi. Khevenhuller se conduit avec plus de moderation.

5°. Par l'apologie de Germania on est revenu de la première impression, et si la garde n'étoit pas donnée, on ne la donneroit sûrement plus; mais comme on ne peut pas se donner un démenti, on ne l'ôtera pas d'abord, qu'après un conseil de guerre. Seydewitz craint, daß die Sache unausgemacht bleibt, wie bey Caraffa und Daun; nach und nach die Wache vermindern ꝛc.

a) Conseiller prive de l'empereur.

b) Général de cavallerie.

Chès ma cousine a) je trouve Berckenthin, qui me conseille de me détacher, s'il est possible, de toute liaison avec la cour impériale.

20me. Je dine avec Diemar, qui commence à douter de la bonne foi du père adoptif b).

21me. On me raconte l'anecdote von Stöffel, der fünfzig Prügel bekommen, weil er auf der Bagage des Grafen von Seckendorff geblasen. Stöffel sagt, der Herzog von Lothringen habe es ihm angelernt: der Pöbel adoucirt sich.

22me. Je vais encore chès Wöber, qui me parle encore plus confidemment que la première fois et me dit, „daß durch die Apologie meines Onkels Khevenhüller und die Hofkammer terribel gravirt wäre. Von dem ersten, als seinem Vorgesetzten, sollte er Wöber zwar nicht so reden; allein wenn es ihm sein Herr befehle, so scheuete er niemand, zumal Khevenhüller nicht als Vicepräsident, sondern als Subordinirter vom Hofkriegsrath dermalen zu konsideriren. Khevenhüller hätte also von Anfang an bey dem Dessein auf Widdin gar terrible Fehler begangen, welche ignorantiam crassam et supinam negligentiam anzeigten. — Die Hofkammer sey ebenfalls sehr gravirt wegen des Fuhrwesens, Proviants, und daß die Schiffe nicht zu rechter Zeit da gewesen. Die Puncte der Seckendorffischen Apologie seyen also separirt und jedem Theil zu seiner Verantwortung zugestellt worden und würde absonderlich Khevenhüller einen harten Stand haben.

„Dem ungeachtet bleibe Seckendorff selbst nicht in allen Puncten unschuldig, denn 1°. habe er gegen seine

a) Son époux, le baron de Seckendorff, étoit envoyé de Gotha.

b) Bartenstein.

Instruction darin gehandelt, daß da ihm ausdrücklich eingebunden worden, daß, wann er eine Belagerung, einen Hauptmarsch thun ꝛc. wollte, er vorher das Parere des gehaltenen Kriegsrath einschicken und dessen Approbation von Wien aus gewärtigen sollte; er dieses unterlassen; und obwohl in der Instruction dabey gefügt gewesen, daß in Fällen, wo die Sache keinen Verzug litte und er eine Gelegenheit absehete, einen glücklichen Coup zu thun, er ohne Rückfrag fürgehen könne, so habe doch dieser Cas in der heurigen Campagne um so weniger existirt, da Seckendorff keinen Feind vor sich gehabt, mithin nimmer periculum in mora vorhanden gewesen und er also über alle seine Andiamenti vorher sich in Wien hätte anfragen können und sollen. Da er dieses nicht gethan und folglich die vor seinen Kopf gethanen Entreprisen nicht reussirt, so falle ihm solches zu seiner schweren Verantwortung. 2°. Habe er versichert, einen gewissen Courier geschickt zu haben, den er niemals geschickt und den man zu Fassung weiterer Entschließung sehr nöthig gehabt; über welchen Punct er sich zwar nunmehro mit Mangel seines Gedächtnisses entschuldiget, welches zwar leicht zu glauben, aber in dergleichen wichtigen Fällen nicht seyn sollte. 3°. Hätte er dem Khevenhüller nicht so lang zusehen, sondern die Nichtbefolgung seiner Ordres eher bey Hof anzeigen sollen. Dann während der Campagne habe er nichts weiters, als dieses gemeldet, daß Khevenhüller in diesem und jenem Stück seinem guten Rath nicht gefolget. Dieses sey aber nicht hinlänglich: dann da Seckendorff mit solcher Autorität und Gnade von Kayserlicher Majestät das Commando bekommen, als der Prinz Eugene vielleicht nicht gehabt, so hätte er dem Khevenhüller nicht zu rathen, sondern zu befehlen gebraucht,

und, wenn diser nicht Ordre parirt, solches nicht nur mit Nachdruck ansehen, sondern auch an seine Behörde melden sollen, so wäre ihm das Unglück nicht begegnet. 4°. Der Ursprung von allem Unglück des Seckendorff sey auch das mit, daß er das Corpo des Prinzen von Hilperhausen nicht gleich anfangs (wie das in seiner Macht gestanden und wie ihm Weber solches wohlmeinend angerathen) an sich gezogen, sondern diesen Prinzen, welcher noch keine Experienz, zumal im Türkenkrieg, hatte, allein operiren lassen. Denn obwohl der Kayser den Plan der Belagerung von Banjaluka approbirt, so habe doch der Hofkriegsrath gleich anfangs sehr wichtige Bedenken (die nachgehends leider eingetroffen) dabey gemacht und dem Seckendorff communicirt, welchem billig obgelegen, dem Hilperhausen diese Erinnerungen vorzulegen; allein habe er ihn einen Weg wie den andern operiren lassen; und da 5°. nach der Hand der Prinz den abscheulichen Bock bey Banjaluka geschossen, davon ein jeder Sessleträger die Fehler einsiehet, so habe der Hofkriegsrath über den vom Prinzen diesethalb erstatteten Bericht (davon er an Seckendorff das Duplicat geschickt) solche gründliche Erinnerungen gemacht, darauf der Prinz selbst nicht einmal antworten können, hingegen Seckendorff das an ihn geschickte Duplicat des Hilperhausischen Berichts mit solchen Lobeserhebungen eingeschickt, als wann es eine Action gewesen, dergleichen kein General, der vom Himmel gefallen, besser hätte machen können. Da ihm hierauf 6°. vom Hofkriegsrath die nehmliche an den Prinzen bereits geschickte Erinnerungspuncten mit einem Stich zugeschickt worden, so habe Seckendorff, anstatt darauf zu entriren, weiter nichts als dieses grantwortet, „daß er bey seiner vorigen Meinung blieb," da doch 7°. angen-

scheinlich erhellete, daß aus der unglücklichen Affaire von Banjaluka der lange Séjour bey Nissa, wodurch das dasige Magazin consumirt worden, und die vor die kayserlichen Waffen so nachtheilige Retirade von Widdin erfolgt, welches alles anjetzt dem Seckendorff zur Last gelegt würde, weil er aus einem unzeitigen Ménagement vor Khevenhüller und sonderlich vor den Prinzen diese nicht beisen und den Herrn vor seiner Prävention vor den Prinzen herunter bringen wollen ꝛc. Allein sollte ihn Weder Gott behüten, daß er alle diese Dinge bey der Conferenz so releviren wollte, als er es gegen mir nur zu dem Ende thäte, um zu zeigen, wodurch Seckendorff sich selbst Schaden gethan, und in das Unglück gebracht hätte ꝛc."

Ego. Qu. 1°. „Da aus der Apologie des Seckendorff's Unschuld in den meisten Puncten und des Khevenhüller's schweres Versehen erhellet, ist es nicht mögliche, die Wache gleich abzunehmen, und warum läßt man den Khevenhüller frey gehen?"

Ille resp. „Man kann die Wache nicht eher abnehmen, als bis durch eine Commißion alles gründlich untersucht worden: sonst würde das irritirte Publicum glauben, als wann man die Sach erliegen lassen wollte, welches vor Seckendorff selbst nicht gut, indem er zugleich Satisfaction bekommen muß. Daß Khevenhüller nicht arretirt ist und zwar in Function bleibt, scheint freylich hart; allein da in militaribus man allzeit sich an das Capo in so lang hält, bis die Schuld der Subalternen erörtert, so muß man bis zu Austrag der Sach Gedult haben."

Qu. 2. „Wird dann die Sach bald aufgehen?"

Resp. „In zwey bis drey Tagen wird eine Militar-Kommission benennt werden von lauter unpartheyl-

„schen Leuten, die weder Neider, noch disgustirt, also „weder Palffy, noch Olivier Wallis, noch dergleichen „darzu genommen" (Ego deprecire den Hamilton), „sondern aller Welt gezeigt werden soll, daß man die „Sach ohne Aigreur nach der Justice untersuchen und „dem Seckendorff hernach eine solche Satisfaction geben „will, als sein Karacter, Naissance und Meriten mit „sich bringen; dieses erfordert die Gloire des Kayserß. „Die Kommission soll auch mit allem Fleiß und Eifer forts „fahren, so viel es die Voluminosität des Processe und „die mancherley Interessenten zulassen, und ist um so „eher ein Ausgang derwalen zu hoffen, als die Armee „in den Winterquartieren ꝛc."

Ego promitto recognitionem, ille omnia bona officia &c.

24mo. Je vois diner l'Augustissimo, qui me regarde en face.

27mo. Je dine chés Knorr, qui commence à devenir confident.

28mo. Je me rens en galla à la cour, où on celebre la fête de l'impératrice. L'archiduchesse ainée fait demander par Gabriani à Schleiffrost qui je suis.

Decembre.

12mo. Visite à Zech, avec lequel j'ai un long entretien confident, dont voici les points principaux.

1°. Der Kayser wirft sich ganz in Frankreichs Arme. Dieses behandelt ihn nicht mehr wie primum inter pares: z. E. Khevenhüller schreibt sich unter Noailles (Zech hat das Original gesehen) und Fenelon liset nicht mehr, daß man setzet: „Les ministres de

l'empereur et de la France", sondern, „L'ambassadeur de France et l'envoyé de l'empereur." Man weiß nicht, was Frankreich mit Spanien chipotirt über die unausgemachten Puncten des Tractats und profitirt nicht von dem Narren dem spanischen Bothschafter, der nichts mehr wünscht, als etwas zu unterschreiben. Man rechnet auf den Kardinal, der sechs und achtzig Jahr alt und nach dessen Tod eine Veränderung kommen muß.

2°. Der Kayser vertraut sich lediglich an Wartenstein. Dessen Insolenz: heißt den Hofkanzler in Gegenwart des Lanczinski und Zech schweigen. Diffuse Schreibart; die Ursache ist, weil er niemals unter einem Kanzler gestanden, sonst er ein excellenter Secretarius worden wäre. Emportement: Exempel von dem Promemoria in den Artikeln wegen der Polnischen Executions-Konvention. Wartenstein deckt sich immer mit dem Kayser. Du Theil hat ihn tapfer gepuht und gestriegelt.

3°. Misere der kayserlichen Erblande: alles verhypothecirt; auf Schlesien zehn Millionen, Bergwerke ꝛc.; aus Böhmen in vier Jahren hunderttausend Recruten.

4°. Dissension im Haus. Der Herzog von Lothringen hat alle Oestreicher zu Feinden. Er ist mißvergnügt über die Schwiegereltern und diese hinwieder über ihn; die Erzherzogin hält's mit ihrem Gemahl. Der Herzog ist sehr piquirt auf Wartenstein und hat es Ursache. Man communicirt ihm den Tractat vom May erst nach seiner Zurückkunft von der Armee. Wartenstein hat ihm gleichsam in's Gesicht gesagt, daß, nachdem ihm der Kayser die Gnad gethan, ihm seine Erbtochter zu geben, er sich in allem des Kayserß Willen gefallen lassen müße.

5°. Der Kayser wird auf die leht ganz mepriſabel werden. Der Anfang ſeiner Regierung war glorieus: die glücklichen Campagnen in Ungarn und Sicilien; aber ſeit der Ripperdaiſchen Handlungen hat man die principia changirt. Der Kayſer hat mit zwey Puppen geſpielt, der pragmatiſchen Sanction und der oſtendiſchen Compagnie. Er hätte beydes thun können: erſtlich als ein guter pater familiäs eine Diſpoſition in ſeiner Familie machen, aber ſolche nicht als legem perpetuam andern obtrudiren; zweytens hätte er immer nach Oſtindien ſchiffen laſſen können, aber nicht die Octroy per ostentationem geben ſollen ꝛc.

14ten. Visite à Burkhard von der Klee, qui me fait le portrait le plus juste et en même tems le plus triste von der gegenwärtigen Reichshofrathsverfaſſung und der übrigen Situation des hieſigen Hofs ꝛc.

26ten. Diemar me dit, qu'il a parlé au feldmaréchal Harrach a) et la trouvé dans des sentimens fort équitables. Harrach blame les projèts chimeriques de Schmettau, a protesté contré Pelzer b) &c.

29ten. Je dine au logis avec le prince de Gotha, Hardenberg, Kitsling, Zimmermann &c.

Kiesling fait au prince de Gotha la description de la cour de Vienne: quatre matadors subalternes, Bartenstein, Knorr, Weber, Koch. L'Augustissimo ne peut pas souffrir Knorr &c.

30ten. Je vais trouver Leutrum c). Il parle

a) Il avoit été nommé président de la commission contre le comte de Sechendorff.

b) Pelzer fût le protocolliste de commission.

c) Colonel au service de l'empereur. Il avoit été commandant ad interim de Nisa.

comme un ange au sujet de mon oncle et a parlé de même à ceux, qui l'ont questionné de la part de l'Augustissimo. Il dit, qu'il a prevû à Barrackin, comment tout cela ira, lorsque les deux feldmaréchaux a) étoient contre Germania et que le grand-duc prenoit aussi parti contre lui. L'armée impériale est une république; affaire avec Hilperhausen là dessus. Licence effrénée de la cavallerie; Fleisch machen; haben in der Waresch zu Nissa geplündert: hinc odium der Cavallerie. Schmettau marchand; Barnickel b) fait grand tort à l'oncle; il vend les glaces &c. Bon môt de l'evêque de l'Albanie wegen der Bibeln; Leutrum sagt; „das reimt sich nicht mit „dem interessirten Westen, daß man, so viel Geld für „Bibeln ausgiebt" c).

a) Khevenhüller et Philippi.

b) Aide de camp du maréchal de Seckendorff.

c) Le comte de Seckendorff avoit pris avec lui une quantité de bibles, pour les faire distribuer parmi les chrétiens de l'Albanie et de la Macedonie.

1738.

Janvier.

3me. Je fais visite au chancelier de la cour comte de Sinzendorff. Notre entretien a roulé:

1°. Sur le roi de Prusse, sa personne &c. Ille. „Er wird jetzt sehr schmälen auf uns". Ego. „Ich „glaub, er wird den Fall erwarten; doch zweifle, „ob er jemalen zu Thätlichkeiten kommt". Ille. „Das eben nicht. — Wie alt ist der König"? Ego. „Neun und vierzig Jahre, und befindet sich besser, „als je, menagirt sich in Essen und Trinken, sonderlich in letzterem". Ille. „Ja, in Prag hat „er terribel Montepulliano getrunken". Ego. „Essen thut er noch stark, aber lauter simplicia, und „seine Tafel kostet täglich nicht mehr, als sieben „Thaler. Ille, cum exclamatione. „Nur sieben „Thaler? Das sollte unser einer lernen; und wie „viel Personen essen davon"? Ego. „An des Königs Tafel wenigstens vier und zwanzig, hernach „die Hofdamen, hernach die Pagen, so die Aufwartung haben, und die Laquayen; das Desert „aber wird alles geplündert. Bey der Tafel selbst, „wann was ist, so dem König anstehet, so läßt „er's aufheben, z. E. Schweinskopf". Ille. „Aber „er hat doch sonst an Leuten eine ziemliche gute „Hofstaat"? Ego. „Nichts weniger als das. Von „seinen ziemlich schlecht gekleideten Pagen, die in

„einem Haus in der Stadt unterhalten werden, hat „er zwey zur Aufwartung, die Königin eben so viel „und jeder Prinz und Prinzessin einen. Die übrige „Aufwartung bestehet in Jägern und Laquayen, so „auch sehr simpel und fast so kurz als seine Soldaten gekleidet". Ille. „Das ist doch terribel, nur „sieben Thaler den Tag: was könnte das jährlich „machen, wenn er eine bessere Tafel gäbe? zehn „bis zwanzigtausend Thaler. Aber sagen Sie mir „noch einmal, wie viel Personen essen von die „sieben Thaler"? Ego mache noch einmal die Recapitulation. „Aber da die Speisen sehr uni, so „kosten sie nicht viel. Die arme Königinn und Prinzessinnen sind zu beklagen, die öfters keinen Bissen „eßbares haben nach ihrem Gusto. Ille. „Ich „weiß doch, daß sie bisweilen kleine aparte Schüßelein haben." Ego. „Ja bisweilen, öfters aber „nicht". Ille. „Was kostet das Pfund Fleisch in „Berlin"? Ego. „Sechs Kreutzer". Ille. „Das „ist theuer; hier verwundern wir uns, daß es fünf „Kreutzer kostet. Es wird aber vermuthlich viel „Impost darauf seyn". Ego. „Ja, fast ein Kreutzer". Ille. „Wo kommen die Ochsen her"? Ego. „Viel aus Polen; doch müßen vorher die von den „königlichen Meyereyen consumirt werden". Ille. „Das ist eben so unrecht nicht". Ego. „Aber der „königlichen Meyereyen sind so viel, daß fast kein „Edelmann dagegen mehr aufkommen kann, indem „man jenen alle Privilegia, Brauereyen ꝛc. zulegt „und die andern darin hindert". Ille. „Aber was „sagt die Kammer dazu? Dadurch wird ja das Land „ruinirt". Ego. „Weil quoad præsens des Königs

„Verlangen wegen des Plus dadurch contentirt wird,
„ſo ſouteniren ſie es".

2°. Sur le trésor du roi. Ille. „Wie ſtark". Ego.
„Vor drey Jahren dreyßig Millionen geweſen. Kom-
„men alle Jahr zwiſchen acht und neunmalhundert
„tauſend Thaler dazu." NB. Beſchreibung des Ge-
wölbs und der Perſonen, die mit hineingehen. Ille.
„Aber kommt nicht daher der große Lerm des Gelds
„im römiſchen Reich"? Ego. „Nicht eben: dann
„alles Geld, was er einſperrt, iſt gutes Geld, Zwey
„Drittel und Ducaten, welches zwar den Kurs deſ-
„ſelben hindert; doch hat er nach ſeiner letzten
„Krankheit hunderttauſend Thaler den Armen ge-
„ſchenkt: die rouliren". Ille. „Was will er mit
„dem Geld machen"? Ego. „Er ſagt, die Trup-
„pen und die Thaler ſeyen ſeine beſten Freunde".
Ille. „Iſt nicht genug, muß auch illüirte haben".

3°. Sur les sentimens du roi. Ego. „Der König
„hat gut Herz, personnellement gut kayſerlich,
„erinnert ſich des Séjours zu Prag mit Vergnügen".
Ille. „Ja, wenn nur ſeine Actionen mit dem gu-
„ten Herzen übereinſtimmen"! Ego. „Wann man
„ihn durch ſolide Conditionen reciproquement hin-
„dert". Ille. „Man muß ſehen, wie man das
„macht".

4°. Sur la personne du prince royal. Sa figure:
„jolie, ſieht ins Hannöveriſche Haus, trägt eigene
„Haare, ſieht ziemlich männlich aus, jedoch flasque".
„S'il aime les chevaux et la Chasse"? „Non: il
„est mauvais cavalier et chasseur; en revange il
„aime la lecture, la musiqüe, la magnificence et
„la bonne chère". NB. Discours sur Du Val. Il

a été ici, a voulu entrer chès Sinzendorff, qui a dit, „qu'il lui étoit trop cher. Ego. „E. E. thaten „ihn beſſer halten, als den Prinz, der nur vierzig „tauſend Thaler pour tout potage hat". „S'il aime „le militaire"? „Oui, et plus solidement que son „pere. Son principe est de commencer par un coup „d'éclat; Schulenburg son favori l'en dissuade". Sa harmonie avec le roi son pere. „Der Eugen „gut; doch paſſiren bisweilen Stichelreden. Cepen„dant le prince n'oublie jamais dans son cœur „l'encoffrement à Wesel et haït mortuellement „ceux qui y ont contribué, p. e. Derschau". Ille. „Nicht auch Grumbkow"? Ego. „Nein; iſt in Kor„reſpondenz mit ihm. Biberius fournirt seinen Kel„ler und ſeine Tafel". Sa harmonie avec la princesse royale. „Bonne; celle-cy jolie, accommo„dante, devient puissante; ils couchent ensemble „&c." Sa religion. „Celle d'un honnête homme; „dieu; tout pêché sera pardonné. — Le prince „royal aime le grand, le faste; wird alle Hof„Chargen retabliren; möchte gerne Fürſten und Gra„fen an ſeinem Hof haben. C'est pour cela que „l'envoi de Lichtenstein a flatté sa vanité: il l'a „pû assés bien souffrir, ils ont soupé ensem„ble &c."

5°. Sur les mésaillances de la maison d'Anhalt.

7me. Diemar me rend compte de son entretien d'aujourd'hui avec Wœber. Celui-ci est honnête homme, ou le plus grand coquin de la terre.

8me. Visite de Brand a), qui veut me rendre de

a) Envoyé de Prusse.

bons offices à sa cour sur l'entretien, que j'ai eû avec Sinzendorff.

Madame de Palm me raconte l'origine de la froideur entre le duc de Lorraine et Bartenstein, wegen des schlechten Rings zum Hochzeitpräsent und daß Toussaint *) sie nicht zum ersten Tractament und Ball gebeten. NB. Alle Lothringische Präsente schlecht: man hat aus Holland die Juwelen kommen lassen zu den zwey Portraits und den Haarnadeln. Diemar me raconte aussi des traits de l'avarice du Lorrain. Er marchandirt auf ein türkisches Pferd von achtzig auf dreyßig Ducaten.

10me. Je dine chès Berckenthin, qui est fort confident. Il me dit, que l'archiduchesse ainée est fiere et hautaine, et le Lorrain haï et méprisé par le peuple.

Mars.

16me. Diemar me raconte son entretien avec Wüber et le refus du présent.

Avril.

19me. Le prince de Hilperhausen arrive à Viehne. Ayant fait dire à Diemar, qui l'avoit fait complimenter et demander une heure pour lui parler, „der Herr General wüßte ja, daß Sie allezeit Patron wären, und um halb drey Uhr würde der Prinz wieder zu Haus seyn"; et après être revenu au logis à quatre heures, „daß er sich den Augenblick zum Essen setzen und ihm lieb seyn würde, den Herrn Ge-

neral

*) Chambellan et favori du Duc de Lorraine.

neral zu aller Zeit und Stund bey sich zu sehen, Diemar s'y rendit sor le chamo. Er hat den Prinzen just bey der Suppen angetroffen. Es ist niemand da gewesen, als der General Kerner, der Generaladjutant mit der Warzel und einige andere Officiers, so der Prinz mitgebracht. Der Prinz ist ungemein höflich, offenherzig und lustig gewesen, hat dem Diemar amiablement den Krieg gemacht, was er vor neue Façons machte, sich anmelden und um eine Stund fragen zu lassen; sie kenneten ja einander schon länger. — Er hat dem Diemar erzählet, daß sobald er angekommen, er sich zu seiner Instanz dem Königsegg verfüget, den er am Essen angetroffen; hierauf seye er nach Hof gegangen, habe mit Kayser und Kayserin eine Stunde auf den alten Fuß gesprochen, und seye ungemein gnädig empfangen worden. Dieses ist auch dem Diemar um so glaublicher vorgekommen, da der Prinz ungemein lustig und aufgeräumt gewesen, auch während dem Essen, nach seiner bekannten Gewohnheit, öffentlich mit Hundsf.....n um sich geworfen und gesagt, „daß er ganze Taschen voll davon mitgebracht;" worauf Diemar im Lachen gesagt, „Ihro Durchlaucht würden schon Gelegenheit hier finden, sie anzubringen; Sie möchten nur sehen, daß Sie sie an den rechten Mann brächten ꝛc". Ainsi la table s'est passe en goguenardant. D'abord après s'être levé le prince est allé avec Diemar à la fenêtre; or comme Salm et Merci d'Argenteau se faisoient annoncer, Diemar dit au prince: „Il faut, Monseigneur, que „je vous dise en raccourci, qu'on vous mettra peut „être une puce à l'oreille, comme quoi le maréchal „Seckendorff dans sa présente situation Vous avoit „chargé de quelque chose, afin de vous brouiller

„ensemble; mais au nom de Dieu n'en croyés rien „&c. &c.". Princeps. „Oui, quoique de pareils „bruits me soient déjà parvenus là bas „, je n'en „crois pourtant et je me rapporte à ce que j'ai chargé „Schmerzing de Vous dire là dessus, savoir que je „connois le maréchal Seckendorff trop longtems pour „le croire capable de changement et que je suis tou„jours le même à son sujet. Mais je suis en peine „pour notre correspondance secrette, ce qu'elle peut „être devenue". Diemar. „Ah pour celle là je „puis assurer à V. A., que, prévoyant comme Elle „connoit le maréchal, nous l'avons mise en sûreté „avant qu'on lui ait donné des gardes, et il n'en fera „sûrement pas usage q'en cas d'extrême besoin. Car „comme après l'envoi de ce courier, qui je rappelloit „de l'armée[a], le maréchal a d'abord pû juger à peu „prés ce qui se passeroit, nous nous sommes entre„tenus fort souvent chemin faisant et après son ar„rivée d'ici au sujet de V. A.; ainsi que je puis „L'assurer de la constance de ses sentimens pour Elle „et qu'il ne cherchera qu'à défendre son innocence „sans Lui faire du tort. Je puis dire plus à V. A., „mais je la conjure de ne point me trahir: c'est que, „comme à force d'argent on peut tout savoir, j'ai „été informé par un confident, qui a eu l'oreille à „la porte de la commission, que dans une des séan„ces tenues vers la fin de mars le sieur Pelzer, dont „mon confident a pû reconnoitre exactement la voix, „a dit au maréchal, que V. A. le chargeoit des mal„heurs arrivés en Bosnie et aussi de l'affaire de Rau„nach. Là dessus le maréchal a répondu: „Je crois

a) A l'armée.

„ „le prince trop galant - et honnête-homme, pour „ „me charger d'une chose, dont ni lui ni moi ne „ „peuvent être rendus responsables: car si Rau- „ „nach et le ban et Stubenberg avoient voulu sui- „ „vre les sages dispositions du prince, pareil mal- „ „heur ne seroit pas arrivé &c.“ V. A. peut compter „que cela est vrai au pied de la lettre et je ne veux „pas être un honnête homme, si cela n'est pas &c.“. Le prince beaucoup charmé de cet avis pria Diemar, s'il ne pouvoit pas avoir occasion de faire quelque insinuation à mon oncle. Celui-ci repliqua que non, mais que le prince étoit à présent à portée de rendre de bons services au maréchal, qui ne cherchoit qu'à sortir avec honneur et à avoir la justice due à son innocence“. Princeps. „Je souhaiterois pourtant „beaucoup, que le maréchal pût savoir, que je suis „et serai toujours le même à son égard; mais pour „lui rendre de veritables bons offices, je ne le pour- „rai pas faire si tôt, parceque je veux voir venir l'em- „pereur à moi pour me rechercher“. Sur ces entre- faites les deux généraux Salm et Merci s'approche- rent et le prince dit à Diemar, „que pour ne pas donner de l'ombrage, ils finiroient pour le coup leur conversation, mais qu'il souhaitoit fort d'avoir un tête à tête avec lui une fois le soir“. Diemar lui répondit, „que cela ne dépendoit que du prince et qu'il se feroit porter chès lui“. Diemar finit par me dire, que par toutes les manieres d'agir du prince il conclut, qu'il est en passe pour remonter sur son grand cheval et pour se remettre sur l'ancien pied.

15me. Diemar va trouver le prince de Hilperhausen. Il a un entretien confident avec lui, dont voici le précis: Diemar ayant remarqué, que le

prince est encore, quoiqu'en cachette, sur l'ancien pied avec Bartenstein, lui demanda: „Nun was sagt „denn Bartenstein zu des Feldmarschalls Sache"? Princeps. „Er schweigt ganz still. — Aber ich weiß „nicht, da sie den Karren so weit in Dreck geschoben, „wie sie ihn wieder heraus bringen wollen". Diemar. „Nichts leichters als das. Sie dürften nur wieder ein „anderes Rescript nach Regensburg erlassen und sa„gen, daß nach der Untersuchung man gefunden, daß „nicht Seckendorff, sondern Khevenhüller an der un„glücklichen Campagne Schuld ꝛc. ꝛc.". Hier hat Diemar das Votum des Khevenhüller erwähnt, welcher die Schuld auf den Prinzen selbst schiebt, worüber dieser ungemein verwundert und bestürzt geworden, Diemar ihn aber versichert, daß es wirklich existirt und er es ihm abschriftlich weisen wollte, wie er dann fast von allem, was in den Sessionen vorgegangen, durch seinen Confidenten informirt seye. Hierdurch ist der Prinz viel begieriger worden, den Diemar allein und umständlich zu sprechen, und hat endlich, obschon mit Erröthen, vorgeschlagen, daß er nach Hoff a) kommen möchte. Als Diemar nun gleich toppirt und im Lachen darzu gesetzt, „daß er allen denen Canaillen zu Trutz dahin kommen und dem Prinzen seine Aufwartung machen wollte, wann er nur wüßte, ob und wen er mitbringen könnte, der dem Prinzen angenehm", so hat ihm dieser geantwortet, „daß ihm einerley wäre, er möchte mitbringen wen er wollte, oder allein kommen", hinzusetzend, „ob Diemar schon bey seiner Prinzessin Braut b) gewesen"?

a) Campagne du prince en Hongrie.

b) C'étoit la niece du prince Eugene de Savoye.

welches dieſer mit Nein beantwortet und die Urſache im Lachen hinzugefügt, „daß er es um deßwillen bisher nicht thun wollen, weil er ſie ſchon vor dreyßig Jahren gekannt, mithin ſo eine alte Connoissance zu erneuern der Prinzeßin nicht hätte angenehm ſeyn mögen“. Hierauf hat der Prinz auf den vertrauten und familieren Fuß geantwortet: „Ich wollte, daß du ſie „ſchon vor ſechzig Jahren gekannt hätteſt; das wäre „mir beſto lieber“.

20me. J'ai un entretien des plus confidens avec Berckenthin, qui me dit que le prince de Hilperhausen a une confidence entiere en lui et me fait part des conditions de son mariage consommé le 17me. Ces conditions sont fort avantageuses pour le prince. Malgré cela elles n'ont pû le déterminer à faire un peu l'amoureux. Cependant il s'est acquitté des devoirs du mariage et en a montré le lendemain les marques à Berkenthin en venant en chemise chés lui.

21me. Diemar revient ce soir de Hoff et me fait la relation suivante de cette excursion a): Etant arrivé hier matin à Hoff il n'y trouva d'étrangers que Schulenburg et encore un officier, desorte qu'il n'auroit pû mieux choisir son tems. Après table il est entré avec le prince dans son cabinet, et lui a lû

a) Le baron de Seckendorff ayant trouvé moyen d'entretenir une correspondance suivie avec son oncle le maréchal malgré la rigueur de sa prison il lui communiqua tous les entretiens rélatifs à son procès, ou qui en général pouvoient l'intéresser. Celui-ci les renvoya toujours avec des marginaux, dont nous ne transcrirons que les plus intéressans et les plus piquans en les distinguant par les numeros 1. 2. 3. etc.

d'un bout à l'autre la note, qu'il s'étoit faite de ce qu'il vouloit lui dire ou écrire, en prenant garde quelle contenance le prince tiendroit aux passages respectifs. Lorsqu'il vint à celui, où il dit, que mon oncle n'avoit point fait usage de la correspondance secrete du prince, celui-ci observa, „que si même mon oncle s'en étoit voulu servir, il n'en auroit pas pû tirer de si grands avantages, mais que cela auroit pû faire uniquement du tort à cause des expressions de Scheiß-Hofkriegsrath et autres pareilles" [1]). Les passages touchant le votum de Khevenhüller l'ont piqué d'avantage. Cependant il ne lui fait lire ce votum que le lendemain, ne voulant pas donner de l'ombrage aux deux étrangers en restant trop longtems enfermé avec le prince. Au sujet de l'affaire de Banjalucka, où il est dit dans la note, que si l'inondation n'avoit pas existé, le prince auroit pû prendre également cette place par consternation, comme mon oncle avoit pris Nissa, le prince entra dans une espece d'emportement contre mon oncle en disant, „que celui ci avoit contremandé l'artillerie destinée pour lui et qu'il avoit été sur le point d'écrire une forte lettre pour se brouiller pour jamais avec lui et pour lui dire, que si mon oncle ne s'étoit pas mêlé des affaires de Bosnie, tout seroit allé mieux &c.", ajoutant que mon oncle même avoit dit à l'empereur, daß Banjalucka ein Ort wäre, den man mit dem Degen in der Faust nehmen könnte ꝛc. ꝛc."

1) Der gute Prinz erinnert sich nicht von seinen Notatis und was er alles so leicht gemacht und rathe ich ihm nicht, daß er dießfalls in Discussion gehet, sondern er soll nur wegen der Raunachischen Affaire sprechen, wie es war, und so brauchen wir weiter nichts.

Enfin Diemar n'a pas été extrêmement content de ce premier entretien avec le prince; mais il l'est d'autant plus du second, comme je vais dire plus bas. Cependant il a encore demandé au prince: „Aber was sagt denn Bartenstein zu dem ganzen Pro„ceß gegen den Feldmarschall"? L'autre a repondu tout court: „Sein Freund ist er nicht" [2]). Puis il a ajouté: „Aber ich möchte nur wissen, was man dem „Feldmarschall vor Satisfaction geben könnte. Wann „man nur wüßte, wohin seine eigene Gedanken dek„halb giengen! Denn wann ich mich vor ihn interes„sire, so kann ich es doch nicht anders als plano „thun". Diemar. „Ja, insinuiren kann ich dem „Feldmarschall nichts; aber wann man ihm justice „und Satisfaction widerfahren lassen will, so werden „sich leicht Mittel finden. So wie man ihn durch das „Rescript nach Regenspurg vor dem Reich und ganz „Europa prostituiret, so kann man ja durch ein an„deres dergleichen Rescript sagen, daß man den Feld„marschall Seckendorff unschuldig, hingegen den Khe„venhüller coupabel gefunden; und wann man diesen „zugleich arretirt, den Seckendorff hingegen in Frey„heit setzt, so ist der Kaiser aus dem Embarras, Se„ckendorff hat seine Satisfaction, und wird alsdann „in der Welt nichts mehr wünschen, als sein Leben in „Ruhe zu Meuselwitz zu beschließen und sich nicht „mehr um die ganze Welt zu bekümmern; hingegen „werden dem Khevenhüller seine Verwandten schon „wieder heraus helfen. Die Frag ist nur, wie Khe„venhüller beym Kayser und Bartenstein angeschrie„ben"? Princeps. „So schlecht als möglich; dafür

2) Das weiß ich leider.

„ist mir nicht bang ꝛc. ꝛc.". C'est là que Diemar a fini exprès son premier entretien et on est allé à la chasse.

Le lendemain le prince s'est levé à cinq heures pour retourner à la chasse, um den Tags vorher angeschossenen Hirsch zu verfolgen und hat befohlen, eine Wurst anzuspannen, um dahin ganz allein mit dem Diemar zu fahren. Dieser ist deswegen schon um vier Uhr aufgestanden und zum Prinzen vor sein Bett gekommen, in welches er sich, nachdem er von der Prinzessin aufgestanden, seiner Gewohnheit nach wieder gelegt, um zu arbeiten; da dann dieser von freyen Stücken wieder von der Materie angefangen und nach dem Khevenhüllerischen Voto und des Diemars Brief an den König von Schweden a) [NB. Diemar hat ihn so schreiben lassen, daß die stärksten Passagen wegen der katholischen Religion ꝛc. weggeblieben] gefraget; worauf Diemar geantwortet, „daß er alles zu sich gestecket und wann es den Prinzen nicht incommodirte, im Fahren zu lesen, so könnte es unterwegs geschehen". Dictum factum. Die Verlesung des Khevenhüllerischen Voti hat ihre behörige Impression gemacht und der Prinz gesagt: „Ich muß darauf denken, wann ich nach der „Stadt komme, daß wir dem Khevenhüller eins aus „hängen, und will ich sehen, den Königsegg 3) mit „hineinzuziehen, daß er mir beystehet". Diemar. „Das „ist das einzige Mittel, dem Kayser und auch dem dr„men Feldmarschall Seckendorff mit Ehren heraus zu

a) C'était une rélation détaillée de l'arrestation et du procès du comte de Seckendorff et de tout ce qui y avait rapport.

3) Dieser ist hypocrite.

„helfen. E. D. sind ein Fürst: thun sie was Ihre „Geburt mit sich bringt; erweisen Sie sich bey der „Gelegenheit noble und reconnoissant: Sie erzeigen „zugleich dem Kayser einen Dienst. Denn was wird „am End das Publicum davon sagen, wann man eß „nem Mann, wie der Feldmarschall, von dem Cha„racter und der so unschuldig wie er, so mitfähret. „Und wenn E. D. auf Khevenhüller losgehen wollen, „so däucht mir, Sie würden sich des Wöbers, der „auch ungemein gegen ihn piquirt seyn soll, gut ge„brauchen und überhaupt von diesem Mann nützliche „Dienste jetzt und künftig hoffen können". Le prince n'a rien répondu au sujet de Wöber [4]); desorte que Diemar croit, qu'il y réfléchira. Ensuite celui-ci lui a donné à lire sa lettre au roi de Suede en ajoutant, que sur tous les faits y contenus il veut prêter et qu'ils sont aussi vrais, qu'il veut voir la face de Dieu. Le prince a lû cette lettre avec grande attention et curiosité, moitié en allant à la chasse et moitié en revenant, et a dit à diverses reprises, qu'il la trouvoit admirablement bien écrite a).

Puis ils sont entrés dans des raisonnemens sur la campagne prochaine. Diemar raconta les mauvaises nouvelles de l'Hongrie &c. Le prince dit en se moquant: „Wir wollen dieß Jahr Widdin nehmen „und lassen die Faschinen dazu machen. Ich glaub „aber, wir werden die Faschinen zum Brodbacken „brauchen, wann es uns an Holz gebricht". Diemar.

a) C'est proprement le baron de Sechendorff, qui l'avoit faite, après que Diemar lui eût fourni une partie des faits.

4) Il le hait comme la peste.

„Vielleicht auch zu einem Retranchement, oder zu Ri„nien, um ſich dahinter zu poſtiren". Après ils ont fait le détail de la généralité en commençant par le duc de Lorraine. Diemar dit, „que c'étoit un jeune seigneur et que les Lorrains auroient beaucoup de voix en chapitre", dequoi le prince étoit d'accord. De Königsegg Diemar n'a voulu dire ni bien ni mal par des raisons raisonnantes [5]). Au sujet de Philippi Diemar dit: „Je le tiens pour Piémontois et faux b....., et j'espere que V. A. apprendra à le connoître". „O. repliqua le prince, „Ich brauch' ihn „nicht erſt kennen zu lernen. Ich kenne ihn ſchon; es „iſt ein miſerabler Kerl" [6]). Quant à Wallis Diemar dit: „Pour sa bravoure personne ne la lui disputera". Le prince, qui le haït, ajouta: „Mais confus comme „tous les diables, desorte qu'il ne sait ce qu'il „veut" [7]). Pour ce qui est de Lobkowitz Diemar „dit: „Il me paroit, que c'est une tête chaude, qui „a plus de présomption que de réalité". Le prince s'y conforma et dit: „Jusqu'ici il n'a rien fait. Il „n'est venu qu'à la fin de la campagne, ainsi que „nous ne pouvons pas encore dire ce que nous en „aurons à esperer" [8]). Ensuite ils ont parlé des autres généraux et le prince a dit, „que parmi les lieutenans-généraux il y avoit fort peu de bons et aucun dans la cavallerie, mais que parmi les généraux-majors il y avoit encore quelques bons sujets". Au reste il ajouta, „que parcequ'il prévoyoit toute la confusion, il se tiendroit coi und würde es

5) Den kennt der Prinz ſelber. 6) Verum. 7) Wallis, à ce qu'on me dit, dit pis que pendre du prince, und da wird eine ganze Hiſtorie herauskommen. 8) C'est un fanfaron.

an ſich kommen laſſen ꝛc.“. Mais Diemar lui repliqua, „que pour l'amour de l'empereur S. A. devroit se servir des talens, qu'Elle avoit“ &c. &c.

27mo. Diemar a eû aujourdhui un long entretien avec Harrach, dont voici le contenu principal: Harrach raconta à Diemar un entretien qu'il eût il y a quelque jours avec l'empereur, où S. M. le preſſa extrêmement de finir l'affaire de mon oncle et dit entr'autres: „Woran liegt's dann, daß Ihr's nicht aus„macht und mir die Relation nicht 'rauf gebet“? Harrach. „Wann E. M. mir den Kerl den Pelzer nicht „gegeben hätten [9]), der alles ſo weitläuftig macht und „nichts vom Militari verſtehet, ſondern ich hätte alles „auf militariſch tractiren dürfen, ſo wäre es ſchon „längſt aus“. Imperator. „Ja, der hat dabey mit „ſeyn müßen, indem das Politicum mit hinein ſchläget „wie beym Caraffa, mithin ein judicium mixtum hat „ſeyn müßen“ [10]). Harrach. „Beym Caraffa kann's „wohl ſeyn, daß das Politicum mit hinein ſchläget; „aber bey'm Seckendorff habe ich nicht einen einzigen „Punct gefunden, der dahin kann gerechnet werden“. Imperator. „Ja, ja; das Politicum iſt auch dabey „in Conſideration zu ziehen“. [On voit comme on a prévenu au commencement l'empereur] Aber „woran liegt's dann nun? Wie lang ſoll es dann noch „währen“? Harrach. „Erſtlich muß der beyden „Feldmarſchälle Khevenhüller und Philippi Verantwor„tung erſt erwartet und dem Seckendorff communicirt „werden. Hernach iſt der Pelzer mit ſeiner Arbeit im „Verabfaſſung der Relation ſo langſam, daß es vor

9) Das haben wir alles dem Herrn Bartenſtein zu danken.
10) Sunt principia Bartensteinii.

„Pfingsten schwerlich aus seyn kann". Imperator (se fachant). „Das wäre mir recht, wann's noch so lang „währen sollte. Aber wie findet Ihr überhaupt des „Seckendorff's Sache"? Harrach. „E. M. sind Herr „von meinem Leben, Gott von meiner Seel und ich „von meiner Ehre; ich kann aber bey allen diesen dreyen, „was mir am liebsten, betheuern, daß ich nicht finde, „daß Seckendorff in essentialibus gefehlet, oder etwas „gethan, was ein Kriegsrecht [11]) meritirte ꝛc." Diemara demandé à Harrach: „Aber wie finden E. E. den „Kayser personnellement gegen Seckendorff. Ist er „aigrirt?" Ille. „Das könnte ich nicht sagen. Wann „ich ihm sonst was sage, das ihm nicht anstehet, so „rümpft er das Maul und hängt die Lippe [12]). Aber „gegen Khevenhüller finde ich den Kayser mehrers pi„quirt".

Harrach a raconté à Diemar, que le duc de Lorraine disoit à d'autres, mais pas à lui, que mon oncle ne lui avoit donné part de rien pendant la campagne. A quoi Diemar a repliqué avec une juste ferveur: „Si le duc dit cela, c'est infame: car „je puis assurer à V. E. sur mon honneur, qu'il ne „s'est pas fait la moindre détachement, ni au„cune disposition au monde, que le maréchal ne „soit allé chès le duc et ne l'ait instruit comme un „précepteur instruit son éleve [13]). Lorsque je fus „retourné ici j'en ai fait ressouvenir le duc et lui ai „tout repeté, et il est convenu, qu'il avoit lieu „de se louer en tout du maréchal. Si le duc parle à

11) Man siehet, wo man hinaus will. 12) Est verum; ist seine Art. 13) Ich habe wahrlich von jeder Laut, so gelesen, rapportirt und gesprochen.

„cette heure autrement, cela marque un vilain „cœur, et je me console de sortir, à cause du tort „qu'on me fait a), d'une armée, où pareilles in„justices et choses se passent, et par ces sortes de „traits le duc se recommandera mal dans le mon„de &c.".

Harrach a aussi raillé Diemar sur le changement de religion de Knorr, en disant: „Nun, da habt „Ihr wieder einen von Euern vornehmsten Religions„pfeilern verlohren". Diemar. „Dazu hat er vermuth„lich seine Ursache gehabt; aber ich thue ihm nicht nach". Harrach. „Man sagt, daß ihm Wartenstein seine „Stelle abtreten wird, will er gern sich davon losma„chen wollte." Diemar. „Das kann wohl seyn, daß „nachdem Wartenstein den Karrn so weit in Dreck ge„schoben, so will er den kleinen Knorr hinein spannen; „allein der wird gar damit stecken bleiben." Harrach. „Freilich alle die Sachen wollen nicht so recht nach des „Wartensteins Kopf gehen und die vom Feldmarschall „Seckendorff macht ihm auch zu schaffen: denn da er „und Hilpertshausen ihm zum Commando geholfen, in„dem keiner von uns andern die Complaisance würde „gehabt haben, den Hilpertshausen so apart brilliren zu „lassen [14]), so weiß er nun nicht, wie er mit Ehren aus „dem Spiel kommen soll. Deswegen schiebt er den Knorr „vor; den hat man in der Stadt bisher der Kayserin „ihren lutherischen Kabinetsprediger genennet ꝛc." b).

a) On lui avoit fait du tort dans l'avancement.

14) Er hat ja vorher noch besser brillirt, anno 1736. [C'est alors qu'il organisa les milices de la Croatie etc.]

b) Le comte de Seckendorff cité à ce sujet une anecdote assés curieuse dans une lettre à son neveu du 27me. avril. „Vor einigen Monathen hätte der Kay-

Schmerzing (der intimus vom Prinzen von Hilpershausen) erzählt mir folgenden Trait von ihm, der mehr als alles von dem familiären Fuß urtheilen machen kann, auf welchem er wieder mit dem Kayser stehet. Der Schmerzing hat dem Prinzen die lateinischen und französischen Satyren gewiesen, so auf seine Mariage gemacht worden. Dieser hat darüber gelacht und dem Schmerzing Verse gewiesen, die er selbst auf das Sujet composirt und die sich so schließen:

„Ob Banjaluka gleich mir hat versagt den Kranz,
„So hab' ich selben doch erbeut mit meinem . . . . . ".

„ter den Gundel Altheim mit einer Commission an die „Kayserin geschickt. Als er hinüber kommen, habe er „fast eine Stunde gewartet, aber nicht vorkommen kön„nen, weil der Knorr bey der Kayserin gewesen: deswe„gen er endlich wieder weggegangen. Als er aber nun „fortgewesen, wäre der Knorr herausgekommen, den er „auf der Stiegen rencontriert und zu ihm gesaget: „das „ist eine lange Predigt gewesen." Knorr (NB. man „hat ihn geraume Zeit als einen Prediger von der Kay„serin hier ro vera malitiosa ausgegeben) hätte solches „als einen Affront angenommen und der Kayserin darü„ber geklaget, die mit dem Kayser deswegen gesprochen „und Satisfaction verlanget. Der Kayser habe den „Gundel darüber zu Rede gesetzt, der ganz ingenue ge„standen, daß es an dem, daß er die Worte getrau„et, weil es in Wien ein bekanntes Sprüchwort. Au„gustissimus, um der Kayserin Satisfaction zu geben, „hätte dem Gundel geantwortet, „er solle sich um der „„Kayserin Satisfaction zu geben, drey Tage des Hofs „äußern". Gundel replicirte, „gar gerne, und hätte er „„schon längst den Kayser bitten wollen, ihn wegen sei„„ner schwächlichen Gesundheit der Oberststallmeisterey „„und des Hoflebens zu befreyen"; und dieses soll die „Ursache seiner Abdankung seyn."

Diese Verse hat der Prinz dem Kayser lesen lassen [15]), der darüber herzlich gelacht und solche der Kayserin, die eben dazu kommen [16]), weisen wollen. Allein der Prinz hat sie dem Kayser aus den Händen gerissen und gesagt: „Der Donner, nein, E. M., das darf der Kayserin Ma„jestät nicht sehen: die würde mir's nicht vergeben ꝛc.“

29me. Meyer me dit, que Kesler a travaille aussi au protocolle et à la relation dans le procès de mon oncle. Car étant venû dernièrement trop tard chès Wöber pour jouer celui-ci lui demanda: „Wo„her so spät und warum kommt Er nicht in die Anti„chambre zum Herzog“? A quoi Kesler reliqua: „Der Donner noch einmal! muß ich nicht den ganzen „Tag zu Haus sitzen, arbeiten und schwitzen wie ein „Vieh? Dann die Sache muß ja fertig werden“. Wöber répondit: „Man muß dieses thun und jenes nicht „lassen“.

May.

2me. Diemar me raconte ce qu'il a appris aujourd'hui du prince de Hildburghausen, savoir que depuis son retour de Hoff il avoit parlé plusieurs fois à l'empereur, qui étoit tout à fait avec lui sur l'ancien pied familier, lui faisant des reverences et badinant avec lui, mais qui dans tous ces entretiens n'avoit fait mention de mon oncle d'un seul mot; c'est pour cela que le prince en avoit aussi encore fait abstraction, de crainte de lui faire de tort au lieu de lui être utile. Diemar ayant demandé au prince, s'il n'en avoit donc pas parlé à

a) Conseiller de guerre.

15) Cela lui ressemble. 16) Hieran zweifle: denn die Kayserin pflegt nie zum Kayser zu kommen.

Bartenstein, il lui répondit. „Ich bin die ganze „Zeit meines Hierseyns nur einmal beym Bartenstein ge„wesen und habe meine Ursache dazu, warum nicht „öfters hingehe“ [17]). Le prince lui a aussi dit, qu'ayant rendu la visite à Khevenhüller, qui avoit été chès lui, il lui avoit dit en face: „Ich höre, E. E., „es giebt solche Canaillen hier, die auf mich die ganze „Schuld der unglücklichen Campagne schieben. Das „müssen rechte Hundesf..... seyn; nicht wahr, E. E.“ Son Altesse assura à Diemar, qu'il seroit présent, quand il répéteroit la même chose soit à Khevenhüller même, soit à un de ses amis, qui puisse le lui rédire sûrement.

5me. Je vais diner à Dahlen chez Knorr avec Erffa et Diemar. Knorr a fait restitution à celui-ci de sa lettre au roi de Suede en lui disant, „qu'il l'avoit lue avec toute l'attention imaginable et que s'il n'y avoit que cela à la charge de mon oncle, il ne voyoit absolument pas ce qui pouvoit être contre lui et comment la chose pouvoit tourner autrement que bien“. Là dessus Diemar lui a assuré de rechef sur son honneur et salut, que tout étoit ainsi et que tout le contenu de sa lettre étoient des faits, sur lesquels il voudroit prêter serment. Knorr a aussi dit à Diemar: „Ich habe vor drey Tagen den Bartenstein von „der Sache des Feldmarschalls gesprochen und er hat „mich auf seine Ehre versichert, daß er nichts davon „wüßte und sich darin nicht gemischet“ [18]). Ils ont parlé

17) Bartenstein wird den Prinzen selbst cultiren. 18) Man soll mich henken wenn das wahr ist: denn die Marginalien vom Kanzler sind mir wohl bekannt wie sie Bartenstein verschreibet.

parlé de Pelser &c. Knorr a dit, „daß er den Pelser vor einen ehrlichen Mann hielte, allein seine Lang'amkeit und auch dieses bekannt wäre, daß er sich so steif an sein jus civile attachirte, daß er in gegenwärtigen Fall sicherlich alle Autores aufschlagen und die Passagen pour et contre zusammen schreiben würde, wodurch er sich selbst confundirte und aufhielte, zumal da er das Militare nicht verstünde, mithin, wann ihm was dunkel, vermuthlich immer einen oder den andern Offizier consultiren würde, und mußte man also nur tranquillement [19]) abwarten, bis die Arbeit fertig ꝛc." Diemar a raconté à Knorr tout son discours avec Harrach au sujet du Duc de Lorraine [20]) et a ajouté, „qu'il étoit dommage, que le duc avoit une si brave femme". Knorr hat den Diemar gefragt, „was er dann von Prinz Karl hielte; der applicirte sich doch"? Worauf dieser geantwortet: „Ich bin ein Frank und „kann also nicht lügen. Er applicirt sich so weit, als „es seine Fähigkeit zuläßet; aber steckt wahrlich nicht „darinnen ꝛc."

11mo. Diemar dine chès le prince de Hildburghausen avec Philippi [21]) et Berckenthin. Pour avoir une occasion d'attirer le prince à soi il lui a lacké, avant de se mettre à table, un mot sur la jalousie des Autrichiens et comment ils se moquoient de lui. C'est pour cela que d'abord après le diner celui ci l'a pris à côté pour en savoir l'explication. Là dessus celui-ci lui raconté toutes les anecdotes, qui doivent être arrivées à Laxenburg le jour que l'empe-

19) Ich habe Gottlob Geduld gewiesen. 20) Er gehet nach Mariazell ches Notre Dame: ob Eugenius das auch gethan weiß nicht. 21) Wann gehet denn der falsche Kerl fort?

reur a vû le regiment de Wirtemberg [a]. Cela a piqué le prince contre les Autrichiens et lui a fait

a) Voici ces anecdotes tirées d'un billet du comte de Seckendorff du 9me May, avec le commentaire du généval Diemar:

„1°. Le prince de Hilperhausen est haï des autri-„chiens plus que moi, deswegen sie auf alle seine Schritte Acht haben".

„2°. Den Tag, da der Kayser das Regiment von Wür-„tenberg gesehen, wäre der Prinz [NB. seine Leute „müßen ihn bey Kassation Herzog heissen] mit sechs „Handpferden hinauf; aber seine Equipage wäre lächer-„lich magnifique, teutsche Schabraquen und ungrische „Zeuge auf den Pferden".

„3°. Zwey Husaren und einen großen Polaken hinter sich".

„4°. Als er ankommen hätte er sich dem Kayser genähert, „so aber nur ein wenig am Hut gerucket, und da ihm „der Prinz näher kommen wollen, sich gedrehet und mit „einem andern gesprochen".

„5°. Im Wegreiten hätte er wiederum gesuchet, zum „Kayser zu kommen; aber der Kayser hätte ihn evitiret".

„6°. Bey der Paitz hätte der Kaiser sogleich sich in die Hö-„he gemacht und gespielt, also den Prinzen studio evi-„tirt, hingegen dieser

„7°. etliche hundert Schritt von dem Kaiser seine Pferde „eines nach dem andern getummelt, welches der Kay-„ser angesehen und den Kopf geschüttelt, der Prinz aber

„8°. spornstreichs fort und nach Laxenburg zu geritten; „aus welchem allem

„9°. die Oestreicher urtheilen, daß der Prinz in keinen „Gnaden bey dem Kayser stünde".

Commentaire. „Ad 1mum. Hoc verissimum. Ad 2dum. „Die Ursache, warum der Prinz den Tag so viel Hand-„pferde mitgehen lassen, ist weil er aus Vorsicht eines vor „Leusner, eines vor Schmerzing und eines vor Diemar „destinirt, mithin nur zwey vor den Prinzen übrig geblie-

dire, comme il étoit bien avec l'empereur, qu'il parloit des heures entieres avec lui &c. Il a voulu savoir, de qui ces anecdotes pourroient venir. Diemar a repondu: „Ich glaube, sie kommen von „dem kleinen Trabantenhauptmann Daun her.“ Princeps. „Das ist eine Canaille“. Diemar. „Ja es „giebt deren noch mehr hier, und das kommt alles „daher, weil E. D. ein Fremder sind. A propos von „Canaillen: Wie geht's dann mit Khevenhüller? Wird „er nach Siebenbürgen gehen“? Princeps. „Ach „nein“. Diemar. „Was wird dann mit ihm werden? „Man sagt, es sey ihm der Hof verboten“. Princeps. „Nein. Er ist erst vorgestern in Laxenburg gewesen. „Aber er ist so souple, daß nichts drüber, und demü-

„wärts, welches nicht zu viel. Weil aber Diemar nicht „mit geritten, sind deren drey ledig geblieben. Die „Equipage ist recht magnifique und von gutem Guste, „Tygerdecken; und ist gar wohl gebräuchlich, türkische „Zeuge und dem ungeachtet deutsche Decken auf stärkige Pferde zu legen: dann Husarendecken vor einen Ge„neral wäre absurd. Das verstehen aber die dummen „Oesterreicher nicht. Ad 3tium. Die zwey Husaren thun „Function von Reitknechten und führen Pferde; der Türk „aber ist sein Kaffeekocher. Ad 4tum et 5tum. Der Kay„ser hat den Prinzen gegrüßet wie alle andere, durch „Hutrucken; und da der Prinz weiß, wie er mit dem „Kayser allein daran, hat er sich um die öffentlichen „entretiens nicht zu empressiren. Ad 6tum. Das ist „allezeit des Kayserś Gebrauch, daß er sich gleich in die „Höhe macht zum Spiel. Ad 7mum. Das hat der Prinz „gethan, um den Kayser zu amusiren. Ad 8vum. Nicht „nach Laxenburg, sondern nach Gundermannsdorf, um „mit dem Wartenstein Billard zu spielen. Ad 9num. „Die Oestreicher betrügen sich dießfalls gräßlich und dürf„ten sich in der Zukunft noch mehr betrügen“.

„thiget sich auf alle Weis vor mir.“ Diemar. „Wann „ich an des Kayserś Stell wäre, so schickte ich E. D. „nach Siebenbürgen [22]) und machte Sie zum Feld„marschall“. Princeps. „Nein. Das möchte ich „nicht; das wäre nichts vor mich [23]). Ich werde „die Compagne alles gehen lassen wie es will. Je „schlechter daß es geht, desto besser vor mich. Hernach laßt nur den Winter kommen; da will ich meine Sachen schon machen“. Diemar. „E. D. gehen „doch nun vermuthlich bald fort“. Princeps. „Ich „vermuthe zu Ende dieser Woche.“ Diemar. „O; „E. D. müßen noch vorher vor unsern guten Freund „beym Kayser sprechen, wenigstens beym Abschied“. Princeps. „Von Herzen gerne. Ich erwarte nur, „daß mir der Kayser Gelegenheit darzu giebt. Dann „da er mir kein Wort davon spricht, so glaube ich, „daß es dem Feldmarschall mehr schaden als nützen „würde, wann ich von freyen Stücken davon anfienge“. Diemar. „Ja, E. D. müßen wissen, daß Sie „ein rechter Fürst von Sachsen sind; und ich höre auch „von andern, daß Partenstein nicht so gegen Feldmarschall Seckendorff ist“. Princeps. „Ich versichere „Dich, daß wir alles thun, um die Sach zu endigen“. Diemar. „Das ist löblich: Dann wann der Kayser „nur aufs End dringet, so bin ich versichert, daß er „hernach auch keine Injustice thun wird: dann das „würde ihm unendlich torto im Reich und aller Orten „thun“. Princeps. „Ich bin's versuadirt, und auch „davon, daß Harrach und die übrigen Generale alles „thun werden, um dem Feldmarschall Seckendorff mit „Ehren heraus zu helfen; um des Präjudices willen,

22) Dieß wollte dem guten Prinzen nicht rathen. 23) Ist gescheit.

„das ihnen und andern Generals aus dergleichen Ex-
„empel zuwachſet".

Diemar a aussi un entretien avec Harrach, dont voici le contenu principal: Harrach. „Mir thut das „Herz weh, wann ich daran gedenke, wie lang die „Sache mit unſerm guten Freund währt". Diemar. „Warum, E. E.? Ich habe geglaubt, ſie gieng nun „zu Ende". Harrach. „Keineswegs; es kann noch „lang währen, und daran iſt der Kerl der Pelſer Schuld: „der grübelt und will absolute was finden. Ich aber „kann [en haussant les épaules] bey Gott betheuern, „daß ich nichts finden kann, was ein Kriegsrecht me-„ritirt". Diemar. „Aber man hat mir doch geſagt, „die Commiſſion wäre vergangenen Mittwoch zuſam-„men geweſen und hätte die Relation nebſt ihrem Gut-„achten geſchloſſen." Harrach. „Keineswegs: dann „erſtlich habe ich noch keinen Befehl, meine Gedanken „zu ſchreiben, und dann weiß ich nicht, wie ich es an-„angreifen ſoll. Ich kann ja unmöglich die Relation „an Khevenhüller, der als Vicepräſident mit im Hof-„kriegsrath ſitzt, mit adreſſiren, indem er bey der Sach „implicirt. Ueberdas hat man erſt Ordres an die Ge-„nerals geſchickt, die unter Khevenhüller geſtanden, um „Auskunft über die Sach zu geben. Die haben ſie zum „Theil, wie Kinder gethan, ertheilet. Bathiani wird „theſter Tage erwartet und Gramlich iſt auch verſchrie-„ben. Mithin das kann noch lang währen". Diemar. „Aber was können die Subalternen Generals von ihres „Chefs Conduite judiciren. Sie wiſſen ja nicht, was „er vor Ordre gehabt". Harrach. „Sie ſollen z. E. „ „egen, ob es möglich geweſen, mit ſo wen'g Volk „ n zu berennen: da ſagen ſie von Nein ꝛc." Die-„Aber hierauf kommt's gar nicht an. Da Khe-

„Khevenhüller positive Ordre gehabt, zu berennen, so hätte „er es thun sollen, ohne zu raisonniren und es hernach „den sollen verantworten lassen, der ihm die Ordre ge„geben. [Diemar n'en a pas voulu dire d'avantage contre Khevenhüller, parceque Harrach a toujours une grande prédilection pour lui] Aber um Gottes Wil„len, E. E.! soll denn der arme Feldmarschall Seckens„dorff noch immerfort in dem harten Arrest bleiben, da „er unschuldig ist, wie E. E. selbst gefunden? Ich „höre, er soll etwas unpaß seyn, wie die Domestiken „gesagt". Harrach. „Mir thut das Herz weh, „wann ich daran gedenke, und es ist eine rechte Gna„de Gottes, daß der arme Mann nicht schon längst „vergangen —. Mit mir ist's nun aus: ich habe nun „alle Gnad verscherzet und mir das ganze Minister„ium zum Feind gemacht über der Sach. Allein ich „kann nicht helfen. Gegen mein Gewissen kann und „werde ich nicht sprechen: dann ich finde nichts ver„dammliches am Feldmarschall Seckendorff ꝛc.".

12mo. J'apprens, que la comtesse Fridag a fait sonder l'Augustissimo par Königsegg, si ma cousine a) ne pouvoit point avoir la permission de voir la maréchalle de Seckendorff, et que S. M. a répondu que non, „daß er das Aus- und Einlaufen nicht „haben möchte".

13mo. Diemar me fait part de l'entretien qu'il a eû aujourd'hui à Laxenburg avec Harrach. D. „Ich habe immer gehofft, daß der heutige Gallatag „(c'est la fête de l'archiduchesse) uns was glückli„ches vor unsern guten Freund bringen sollte 24)". H.

a) Madame de Seckendorff, femme de l'envoyé de Gotha.

24) Ich kann mich bey meinen betrübten Umständen nicht

„Kein Mensch in der Welt kann es mehr wünschen, als „ich, indem mir das Herz blutet, wann ich an das „Sort des armen Mannes gedenke [25]), und ist eine „Gnad Gottes, daß er bisher vor Chagrin nicht ver„gangen". D. „Aber um Gotteswillen, J. E., wo„ran ligts dann, daß man kein End machet"? H. „Der sacramentische Kerl der Pelser grübelt noch". D. „Aber was grübelt er dann"? H. „Er mag aber grü„beln so lang wie er will, so wird er nichts finden [26]): „dann ich bleib' ein vor allemal dabey, was ich dem „Kayser und seinem Konferenz-Ministerio gesaget, daß „ich nichts finden kann, und werde ich mir mein „Gewissen um Menschengunst willen nicht beschweren". D. „Ich bin gleich charmirt gewesen von E. E. gewissen„haften Vortrag im Kapitel zu Mergenthal und bin „versichert, daß E. E. in dieser Sache nicht minder thun „und weisen werden, daß sie unsern Orden würdig tra„gen". H. „Ich habe declarirt und sage es noch, „daß der Kayser, so ein großer Herr wie er ist, mich „doch nicht genug bezahlen kann, in dieser Sach wi„der mein Gewissen zu reden oder zu schreiben; dabey „bleib' ich" [27]). D. „Das ist recht noble. E. E. „werden und müßen diese Sentimens unvergängliches „Lob bringen. Sie brauchen ja Gottlob keiner Gnaden: „Sie sind ein geistlicher Herr, haben eine honorable „Retraite; und wann E. E. nach Ihrem Gewissen Ihre „Relation erstattet, und man wollte alsdann wider „Vermuthen Injustiçen thun, so ist noch das Publi-

genug freuen, wann ich finde, daß Gott noch so treue und redliche Freunde mir giebt. 25) Es kann nichts noblers geredet werden. 26) Er soll aber jussu Bartensteinii was finden in politico. 27) Gott stärke ihn!

„cum, das ist ein unpartheyischer Richter, der schont „weder Kayser noch niemand ꝛc.“ 28).

15me. Je vais trouver Diemar, qui est tout consterné d'un entretien, qu'il a eû hier avec le prince de Hilperhausen et que voici: &c. P. „Ja, wann „nur der Feldmarschall Seckendorff nicht Satisfaction „verlangt hätte, so stünde noch alles gut und wäre ihm „noch zu helfen“. D. „Ich glaub' nicht, daß er Sa„tisfaction verlangt hat, als von denen Canaillen, wel„che ihn der infamen Pancten beschuldigt“. P. „Ja, „das sind eben diejenige Große, welche verhindern wer„den, daß er sein Lebtag nicht wieder auf freyen Fuß „kommt, sondern als ein prisonnier d'état betrachtet „wird“. D. „Das wären saubere Rathschläge und „wäre himmelschreyend!“ P. „Ja, ich bin froh, „daß mich der Kayser nicht darum fraget; sonst könnte „ich ihm nach meinem Gewissen nicht anders rathen, „als daß er den Seckendorff als einen prisonnier d'é„tat tractiren müße, damit er nicht einen zweyten Bon„neval an ihm haben möge“. D. „Um Gottes Willen, „gnädiger Herr! Was sind das vor Principia? Das „sind unmöglich die Ihrige. Das Gewissen bringt's „ganz anders mit sich, als dem Kayser zu dergleichen „Ungerechtigkeiten zu rathen; und dann kennen Sie den „Graf Seckendorff und sein Christenthum und Probité „allzu wohl, als daß er jemals capabel wäre, etwas „gegen den Kayser zu thun“. P. „Ja, ich bin wohl „davon persuadirt. Aber der Graf Seckendorff weiß „allzuviel Secreta und mehr als ein Fremder, und da „er unschuldig, so muß man sich seiner Person versi„chern“. D. Ich bitte J. D. um Gottes willen, dero „gleichen Sentimens nicht zu hegen. Man muß ja be-

28) Da fragen große Herren nicht viel nach.

„denken, daß noch ein Gott im Himmel und noch eine „unpartheyiſche Welt. Was würde die zu dergleichen „Cruautäten ſagen“? Ici ils furent interrompus par Picalquese o).

23ten. Je fais avec Diemar une visite à la comtesse de Castell, qui nous fait un récit très curieux de son voyage à St. Pölten, où elle vient de voir la reine de Naples à son passage. Voici mot pour mot le potrait, qu'elle nous a fait à sa façon autant de celle ci, que de son frere le prince électoral de Saxe. „Die Königin iſt ungemein klein von Statur, „aber nicht allein ſehr wohl gemacht und die beſte Taille „von der Welt, ſondern auch was die Phyſiognomie an„langet, ſehr angenehm: ein klein rundliches Geſicht; „wohlgebildete Naſe von der Form wie die Kayſerin „Amalia; große blaue Augen: und ob ſie zwar nicht „allzu weit geſchlitzt, ſo ſind ſie doch voller Agrément „und Feuer; der Schnitt vom Mund iſt gut, allein die „Oberlippe etwas dicklicht und hervorſtehend, dabey „die Zähne nicht allzu ſchön, indem die obern etwas „breit und die untern klein ſind, welches ihr auch eini„ge wenige Hinderniß in der Volubilität der Sprach „giebt. Im übrigen iſt die Königin noch ſo zart und „unvollkommen, daß einem angſt und bang dabey wird. „Ihre Manieren aber ſind gar nicht kindiſch, noch ge„nirt, ſondern frey, höflich und noble. Ihr Aufputz „war königlich, und hat ſie wenigſtens vor hundert und „funfzig tauſend Thaler Brillanten auf dem Kopf, am „Hals und in den Ohren gehabt. Der Prinz iſt unge„mein viel kleiner als die Königin ſeine Frau Schweſter „und der Taille nach ein rechtes Kind, hat auch wohl „nlammer Hoffnung zu wachſen. Das Geſicht iſt das

o) Aide de camp du prince.

„schönste und angenehmste, so man sehen kann, ja „mehr ein Frauenzimmer« als Mannesgesicht; allein „sein Fußwerk ist so schlecht als möglich beschaffen, „indem der eine Fuß ganz krumm hinaus stehet, beyde „aber so schwach in den Knieen sind, daß er sich gar „nicht darauf halten kann, sondern aus und in den „Wagen muß gehoben, und auf freyer Erden beständig von Graf Wackerbarth unter dem einen und von „einem Kammerdiener unter dem andern Arm geleitet „und geführet werden. Es ist auch wohl nicht zu glauben, daß er in seinem Leben, welches er vermuthlich „nicht hoch bringen möchte, besser werden dürfte, indem er auf diese Weis auf die Welt gekommen, welches um so mehr zu beklagen, als dieser Prinz einen „ungemeinen Verstand, Beredtsamkeit in vielen Sprachen, Wissenschaften, polies Manieren, Application, „Gout, Gerechtigkeitsliebe und alle einen rechten grossen Herrn ausmachende Qualitäten besitzen soll".

25ᵐᵉ. Diemar me raconte un long entretien confident, qu'il vient d'avoir avec Harrach. Voici le principal de ce qu'ils se sont dit: D. „Ich hoffe, „J. E., daß doch nun einmal die Relation wegen unsers guten Freundes geschlossen seyn und die Sach zu „End gehen wird". H. „Die Schuld, daß es noch „nicht fertig, liegt an dem Teufelskerl dem Pelser. „Der hat mich vertröstet, daß er wollte als gestern „fertig seyn; nun läßt er mir aufs neue sagen, daß „es nicht eher, als Ende dieses Monats seyn könnte, indem man ihm eine andre Arbeit dazwischen gegeben [29]). Ich habe ihm darauf sagen lassen, daß,

29) Hoc est mendacium: er hat alle Doctores consultiret, um einen dolum zu finden.

„wie es auch in der That ist, der Kayser mich aufs
„neue pressiren lassen, mithin zu seiner großen Verant-
„wortung gereichen würde, wann er nicht alle andere
„Arbeit liegen ließe und die Relation erst fertigte ꝛc.;
„und muß ich also warten, bis dem verfluchten Kerl
„gelegen. Sobald die Relation fertig bring' ich sie sel-
„ber zum Kayser und stehet hernach zu gewarten, ob
„der Kayser selbst decidiren, oder aber es conferen-
„tialiter vortragen lassen will. Verlangt er hernach
„unser Gutachten, so will ich das meinige schriftlich
„geben und ein jeder derer beyden andern Generals
„soll das seinige auch geben. Ich habe aber nur Eine
„Stimm; die werde ich nach Pflicht und Gewissen ge-
„ben". D. „E. E. machen sich dadurch einen un-
„sterblichen Nachruhm bey allen ehrlichen Leuten, zu-
„malen ich weiß, daß E. E. nicht an mich allein, son-
„dern auch an andere und absonderlich an unsern Or-
„densbruder, den Graf Sazenhofen, so gesprochen".
H. „Wie ich einmal rede, dabey werde ich bleiben.
„Ich muß ja bedenken, daß ich einen Gott und Ge-
„wissen habe. Man will absolute in der Konferenz ha-
„ben, daß ein Dolus vorhanden seyn soll [30]) und den
„vornehmlich daraus erzwingen, daß Seckendorff so
„lang bey Nissa stehen blieben; allein ich will meine
„Hand in's Feuer stecken, wenn dergleichen etwas
„wahr ist". D. „Dolus! Was ist das vor ein Thier"?
H. „Das soll eine Art von Malversation und bösen
„Vorsatz seyn; allein dergleichen finde ich beym Graf
„Seckendorff nicht. Wann er was versehen, so ist es
„in Kleinigkeiten wegen der Kriegsräthe und daß er

30) Dieses ist Stahrenberg und Wartenstein nach seinem schönen Decret.

„die Formalitäten nicht observirt, zuvorderst daß er in „Belgrad, als der Generalquartiermeisterlieutenant zu„rückgekommen und die veränderten Umstände wegen der „Inundation rapportirt, nicht gleich Kriegsrath ge„halten". D. „Mit wem sollte er da Kriegsrath hal„ten? Da war ja noch kein General". H. „Er hätte „sie können zusammen berufen". D. „Das war Zeit „genug zu Jagodin". [Ici Diemar a fait à Harrach un ample détail de ses observations touchant les conseils de guerre à Jagodin et à Nissa et tout ce qu'il a vû de ses yeux.] H. „Ja, alles das, sagen sie, „wären bloße Unterredungen gewesen". D. „Das „kommt auf ein's hinaus; wann die Generalität nur „sich beredet. Ich habe Kriegsräthe in den wichtig„sten Vorfallenheiten halten sehen, unter andern vor „der Bataille von Malplaquet; das macht zum Haupt„werk nichts". H. „Sie sagen, daß sie die Landkarte „dabey gehabt". D. „Um so mehr ist es vor einen „Kriegsrath und förmliche Deliberation zu halten." H. „Hernach sagt man, warum er auf den Khevenhüller gewartet und nicht sogleich den Philippi mit „seinem Detachement nach seinem Anerbieten fortge„schickt? a) D. „Das konnte nicht seyn. Das Deta„chement war nicht mehr beysammen und die Armee „schon eingerückt: mithin mußte nach Kriegsgebrauch „ein neues Detachement ausgemacht werden. Hier„nächst hatte ja Khevenhüller damals noch nichts ver„sehen, warum man ihm dieses Commando vor der „Nasen hätte wegnehmen sollen. Der ganze Unter„schied ist von zwey Tagen, die man nöthig gehabt, „um die Weg' auszuforschen und vor Brod zu sorgen".

a) Il s'agit du blocus de Widdin.

H. „Man sagt auch, warum er dem Khevenhüllerischen „Detachement nicht gleich mit der Armee gefolget?“ D. „Das konnte wegen des Diebs unmöglich geschehen“. H. „Man sentenzirt Ja.“ D. „Wann Harrucker „das sagt, so lügt er es. Ich bin dabey gestanden, wie er dem Feldmarschall Seckendorff die „Difficultäten wegen des Diebs gemacht, und daß er „nicht einmal damit vor ein oder zwey Regimenter „aufkommen können. Ich wünschte nur, daß man „mich über alle die Dinge gefraget; ich wollte die „Wahrheit unpartheyisch ausgesagt haben: dann was „meine Augen einmal gesehen haben, das bringt mir „in Ewigkeit kein Mensch aus meinem Gemüth“. H. „Ja, Philippi sagt, daß er vorgeschlagen, man soll „gegen Sophia zu marchiren und von dort den Weg „nach Widdin einschlagen“ [31]). D. „Wann das wahr „ist, so bin ich des Teufels und will meine Seel brennen lassen. Ich wollte, daß Philippi hier wäre und „ich es ihm in E. E. Gegenwart sagen könnte. Was „will Philippi von Sophia und der ganzen Gegend „sprechen? Er ist ja nicht mit einem Fuß aus dem „Lager gekommen, als wo ihn Seckendorff mit Mühe „hingezogen; ich aber habe alles mit Seckendorff wohl „in Augenschein genommen. Von Nissa bis Pirot sind „viele Defileen und Berge, ehe man nach Hassan Passa „Palanka kommt. Manche Defileen dauern zwey bis „drey Stunden, wo man höchstens zwey Mann hoch „marchiren kann. Hernach kommt man ohnweit Pirot, welches zwölf bis vierzehn Stunden von Nissa,

a) Conseiller de la cour employé dans le commissariat.

31) Er hat sein Tage nicht gewußt wo es liegt und der liebe Diemar die Wahrheit gesagt.

„in die schönste und wohlangebauteste Plaine, die man „mit Augen sehen kann. Von da vor Pirot vorbey ge„het der Weg durch die Plaine von Sophia nach Wid„din, wo hierauf wieder die Berge angehen, da sich „dann die Passagen und Palanken befinden, die Khe„venhüller hat besetzen sollen. Wie hätte man mit der „Armee dahin marschiren und die Subsistenz und das „Brod dahin bringen können, da man mit gröster „Mühe es nur vor Brigaden bis Gurgoscheffze und „Passo Angusto bringen können? und wie will Phi„lippi dermalen davon raisonniren? Er, der das Land „gar nicht und so wenig kennet, daß, da die Armee „wieder von Nissa zurück an die Morawa gegangen „und der Feldmarschall Seckendorff erst mit ihm da„hin gefahren, weil der Mann nicht viel reiten kann, „und ihm alles gewiesen, wo das Lager sey und wo „man die Fourage holen sollte, er dem ungeachtet die „Fouragirer hat gegen Junis gehen lassen, wohin un„ser Marsch nach Chaczack gerichtet war, ja gar wie„der über die Morava zwischen Alexinize und Nissa, so „daß dadurch alle Fourage zum Transport vor die Gar„nison zu Nissa weggenommen und consumirt gewor„den. Den andern Tag nach unserer Zurücklunft von „Widdin bin ich mit Seckendorff ausgeritten und wir „haben eine bis zwey Stunden von dem Lager Heu in „Abondance gefunden. Das will nun ein Feldmar„schall seyn! Aber, meiner Seel, es ist nicht permit„tirt, so sich aufzuführen, wie er thut. E. E. glau„ben nicht, daß weil er abwesend ich so spreche. Er „ist noch hier: E. E. können ihm alles wieder sagen „und ich will es geständig seyn, und daß es impar„donnable, daß er behaupten will, daß ihn Secken„dorff um nichts zu Rath gezogen, da er doch keinen

„Schritt ohne ihn gethan ꝛc.“ II. „In der Relation „soll alles detaillirt werden, was vor Puncten wir den „Feldmarschall Seckendorff gefragt und wie er solche „belegt und documentirt und was endlich von Kleinig„keiten noch übrig bleibt. Was mich aber noch an„sicht das ist die Langsamkeit, wann hernach die Sach „hinauf: dann heunt sind's drey Wochen, daß das „Referat wegen Caraffa und Daun hinauf, und das „liegt noch ohne Resolution darobon; und dauert mich „der arme Seckendorff mehr als ich's exprimiren kann, „daß er so lang leiden muß ꝛc. ꝛc.“

29me. Erffa me fait part d'un entretien qu'il a eû hier avec Knorr et où celui ci lui dit entr'autres, „daß Varenstein über den schlechten Lauf der Sachen [32]), besonders im Reich, so chagrin und niedergeschlagen wäre, daß er fast nichts mehr äße.“ [33]) A quoi l'autre a repliqué: „Das ist seine Schuld. „Warum fragt er nicht ehrliche Leut' um Rath, die „die Sachen verstehen und es gut mit ihm und dem „Kayser meinen [34])? Dann wann er das nicht thut, „wird es von Tag zu Tag ärger werden.“ En quoi Knorr a donné raison à Erffa.

30me. Diemar va à Laxenbourg et me raconte à son retour l'entretien remarquable, qu'il y a eû avec le duc de Lorraine dans une audience particuliere. D. „De peur que V. A. R. puisse partir sans que „j'aïe l'honneur de Lui présenter encore mes très „humbles respects, j'ai voulu avoir celui de témoigner „à V. A. R. mon regret infini de ne me voir pas mis

32) Ille est autor belli. 33) Wann die Campagne, wie leider zu fürchten, schlecht abgehet, wird ihm noch banger werden. 34) Benissime.„

„en état de pouvoir sacrifier ma vie, le reste de ma „vie, et tout pour le service du très auguste mai„tre, et cela sous les yeux de V. A. R." L. „J'en „suis bien fâché." D. „J'avois pourtant espéré, que „V. A. R. eût fait quelque démarche en ma faveur, „pour avoir sous Ses ordres un homme, dont Elle „n'auroit pas eû lieu de se plaindre; mais comme „malheureusement je ne me vois pas consolé, j'at„tendrai encore un peu l'issue de certaine affaire, „puis je demanderai une résolution sur mes requê„tes données avant la campagne passée et m'en irai". L. „Avant que Vous fassiés cela je Vous prie d'en „parler encore une fois à l'empereur même". D. „Je „suivrai ce gracieux conseil de V. A. R., que je re„garde comme un effet d'un reste de grace pour moi; „mais je Lui jure sur ma damnation, que, si on ne „me console pas, je persiste dans ma résolution de „quitter et que partout où je viendrai je dirai net„tement les raisons, qui m'y ont déterminées." L. „Je n'en doute pas. Mais il vaudroit pourtant mieux, „que Vous restassiés dans ce service ci." D. „C'est „selon qu'on me consolera que je reglerai ma con„duite." Là dessus Diemar se congédia de S. A. R. et fit une profonde réverence pour se retirer, lorsque tout à coup le duc, qui jusqu'ici s'étoit entretenu avec lui en françois, renouvella la conversation en allemand de la maniere suivante. „A propos, wie gehet es mit dem armen Feldmarschall Seckendorff?" Diemar pensa tomber des nues à cette demande et sourit d'une façon à faire comprendre au duc sa surprise de ce qu'il s'informoit d'une affaire, qui naturellement devoit lui être mieux connu qu'à Die-

mar

mar [35]). Mais le duc continua: „Ich kann Sie auf „meine Seel versichern, daß ich nicht weiß wie es da„mit stehet und hab' ich mich mit Fleiß bisher nicht „darnach informirt. Ich nehme aber wahrhaftig Part „daran, indem ich des Feldmarschall Seckendorff's Ve„hiculaire gewesen und mich von ihm nichts als aller „Höflichkeit [36]) und Attention während der Campagne „rühmen kann". D. „Das ist wahr. Ich habe es „bisher aller Welt gesaget und werde es noch ferner „wo ich hinkomme sagen, sowohl als alles übrige, „was ich von des Feldmarschall Seckendorffs Conduite „in verwichener Campagne observirt: denn ich bin kein „Kind und was ich einmal gesehen, das glaubt mein „Herz, und bin ich von des Feldmarschalls Secken„dorff's Unschuld so fest persuadirt als von meiner Se„ligkeit, und können E. K. H. fest glauben, daß was „ich davon weiß nicht nur das Reich, sondern ganz „Europa erfahren soll; wie dann auch während der

35) Ich kann mich nicht genug darüber verwundern, weil Harrach in der Session mehr als einmal gesagt, daß er dem Herzog verschiedene mal darüber gesprochen, der sonderlich wegen meines eigenmächtigen Verfahrens ohne die andern Generals zu consultiren, das eigenste, was Philippi gesagt. 36) Da hat Harrach justement das contrarium in der Session gesagt, daß der Herzog sich gegen ihn beschwehret, wie er bey Nissa wegen der Belagerung von Widdin einen guten Rath mir geben wollen, ich ihm aber geantwortet, „daß so viel Belagerung getan, daß ich schon nichts vergessen wurde"; und daß dergleichen Discours damals vorgefallen est verum: denn es hatte der Dorat dem Herzog einen Haufen Dispositionen vorgeplaudert, die ich nicht leiden wollte und den Dorat auch erinnert, hinfüro seine Projecte nicht ohne mich zu geben.

„Commission die Sachen, weil so viele darinnen gese-
„sen, nicht so heimlich tractiret worden, daß man nicht
„hier und da erfahren sollen was da passiret. Da sind
„nun zum Theil Dinge vorgegangen, davor man sich
„ewig schämen müßte, wann es die Welt erführe.
„Man hat einen gewißen Pelser darzu genommen; der
„mag ein ehrlicher Mann seyn; allein der hat die Sa-
„chen nicht auf militärisch, sondern auf advocatisch
„tractiret und absolute gemeinet, er müßte was fin-
„den. Allein der Feldmarschall Harrach hat mir selbst
„mehr als einmal gesaget, daß er nichts an dem Feld-
„marschall Seckendorff findet, was criminell oder ein
„Kriegsrecht meritirte. In Kleinigkeiten möchte viel-
„leicht hier und dar was versehen seyn; allein dafür
„sind wir Menschen, und der Graf von Seckendorff ist
„mehr als zu viel durch den langen Arrest gestrafet;
„dann es ist unerhört, einen commandirenden kayser-
„lichen Feldmarschall auf die Weis zu tractiren. Dem
„ungeachtet und ohngehindert dieses Tractaments und
„des schärfsten Examinis hat doch der Feldmarschall
„Seckendorff eine solche Retenue in denen Stücken,
„wo Ihro Kayserlichen Majestät Decoro nur im min-
„desten zu nahe getreten werden könnte, dergestalt be-
„wiesen, daß er eines Theils sich derer geheimen Or-
„dres, die ihn auf einmal legitimiren können, obwoh-
„len die Commission solche zu sehen begehret, nicht be-
„dienet, mithin seiner eigenen Waffen nicht ge-
„brauchet, sondern sich sonsten mühsam zu justificiren
„getrachtet, und andern Theils wegen der bosnischen
„Expedition, ungeachtet man ihn scharf darüber quä-
„stioniret, die Schuld des Anfangs zu dem Unglück
„nicht auf den Prinzen von Hildburghausen geschoben,
„sondern sich auch hierbey mit solcher Moderation be-

„tragen, die J. K. M., wegen der dem Prinzen zu„tragenden großen Gnad, nicht anders als charmiren „kann, mithin Allerhöchstdieselben haben wahrnehmen „können, daß Graf Seckendorff nicht nur im Glück, „sondern auch im größten Unglück incapable ist, seine „unverbrüchliche Devotion gegen J. K. M. zu ändern." L. „Aber wie stehet es dann nun mit der Sach? Wor„auf beruhet sie?" D. „Das Examen ist schon über „sechs Wochen zu End; aber der Mann der Pelser „schreibt noch an dem Rapport, der an Kayserliche „Majestät geschehen soll. Allerhöchstdieselbe sind all„zu gerecht, als die Sach' nicht nach der Justice zu „entscheiden. Nun will man unter andern sagen, als „wäre der Feldmarschall Seckendorff des Feldmarschall „Khevenhüllers Ankläger. Das ist er aber nicht; son„dern er hat nur simplement den Rapport von seiner „Conduite gemacht und nur darinnen sich selbst gescha„det, daß er nicht gleich anfangs und noch vorher, „ehe wir nach Widdin gegangen, wie ich ihm gera„then, den ganzen Khevenhüllerischen Betrag so vor„gestellet, wie er seither gethan. Inzwischen sind J. „K. M. Herr, hierinnen zu decidiren; ob Khevenhül„ler Unrecht oder nicht, das kann dem Feldmarschall „Seckendorff gleichgültig seyn ꝛc." Diemar étoit tenté de parler encore au duc sur la conduite impardonnable du maréchal Philippi [37]), qui contre sa conscience prétend nier a présent les conseils de guerre, auxquels il a assisté; mais comme il vit, que S. A. R. étoit pressée de donner audience encore avant le diner au comte de Saalaburg, il crut devoir finir la conversation. Pourtant il fit encore au duc le com-

37) Dieß hätte nichts geholfen: denn er hält ihn vor ein Orakel.

pliment suivant: „Je souhaite du fond de mon cœur, „que V. A. R. réjouisse bientôt les païs heréditaires „par une bonne nouvelle.“ Le duc, qui croyoit qu'il vouloit parler d'une bonne action en Hongrie, répondit avec un ton plaintif: „On n'a pas à s'at„tendre à beaucoup d'une armée, qui manque de „tout. Chacun fera son devoir; mais là, où il y a „une disette de tout, on ne peut gueres s'attendre à „de grandes actions [38])“ D. „Celle, dont je parle, „V. A. R. l'a déjà toute faite ici: c'est la grossesse „de madame la duchesse [39]), dont je souhaite la „prompte et heureuse délivrance d'un héritier mâle.“ L. [en souriant]. „Je Vous remercie beaucoup de ce „bon souhait et je suis persuadé que Vous prenés part „à ce qui m'arrive.“ D. „V. A. R. peut compter, „que dans quelque endroit du monde que je me trou„verai je m'y interesserai veritablement.“

Juin.

„2me. Voici quelques passages d'un long entretien que j'ai avec Wöber: — Ego. „J'ai jugé d'au„tant plus nécessaire de Vous communiquer cet en„tretien“ [celui de Diemar avec le duc de Lorraine], „parceque les notions que nous avons eûes jusqu'ici „sur les sentimens du duc pour mon oncle, ont été „fort équivoques.“ W. „Pardonnés moi: je sai et „je puis Vous l'assurer très positivement, que le „duc a l'ame généreuse pour Votre oncle. Car j'ai „été présent dans la conférence lorsqu'on vouloit, „que le duc devoit rendre quelque témoignage dans

38) Da der Herzog das findet und gestehet, so sollte er als mein Generallieutenant vor mich sprechen. 39) Entre nous, das ändert die Oesterreichischen Gemüther nicht.

„cette affaire; mais il répondit, „qu'il ne vouloit „absolument rien savoir de toute cette affaire, ni „être un témoin contre le comte de Seckendorff, „ni contribuer en aucune façon à son malheur etc." — — E. „Harrach persiste toujours dans les mê- „mes sentimens équitables et dit, qu'aucun empe- „reur au monde les lui pourra faire changer." W. (sérieux) „Comment? L'empereur n'a jamais dit, „qu'il vouloit qu'on condamnat Votre oncle s'il étoit „innocent." E. „C'est une façon de parler de „Harrach et je suis sûr que l'empereur, un prince „aussi clément et juste, fera justice à mon oncle." W. (se radoucissant) „Mais dites moi, quelle justice „souhaités Vous?" E. Point d'autre que celle „qu'on le déclare innocent et le laisse mourir en „honneur et repos." — W. „Si on me consulte je „mettrai sûrement en effet ce que je Vous ai pro- „mis tant de fois." E. „Et moi je Vous réitere „l'assurance de la reconnoissance la plus réelle." W. (me pressant la main) „Vous Vous moqués de „moi; je ne demande rien." E. „Non, c'est un „devoir et Vous pouvés compter là dessus etc.".

6me. Je dine chès Erffa avec ma cousine, Die- mar, Fridag et sa femme, Brand et le prince de Gotha, der sich wie ein Vieh.... l aufführt.

8me. Extrait d'une conversation, que Diemar vient d'avoir avec Harrach. Als Diemar zu ihm kam war noch ein Leibmedicus des Kayſers und ein Officier von seinem Regiment bey ihm. Er fieng aber dem un- geachtet gleich an: „Nun, was macht unser guter Al- „ter"[40]). D. „Er ist einige Tage nicht recht wohl „gewesen". H. Ja, das hab' ich auch gehört. Das

40) Il m'appelle toujours comme cela.

„ist gleich nach der Aderlaß gewesen.“ D. „Nein, auch „nachher.“ H. „Das thut mir ja von Herzen leid. „Ich habe noch gestern zu dem Kerl geschickt und ihn „fragen lassen, ob er fertig. Darauf hat er mir ant„worten lassen Ja und daß er es jetzt nur abschreiben lie„se [41]). Sobald es abgeschrieben, werde ich es com„missionaliter vorlesen lassen und hernach zum Kay„ser bringen ꝛc.“ Lorsque les deux autres s'en furent allés, Diemar lui raconta tout son entretien avec le duc de Lorraine, hormis le passage où il l'avoit nommé lui même. Harrach fit de grands yeux, secoua la tête et sourit de maniere à faire comprendre à Diemar, combien il étonné que le duc vouloit faire l'ignorant dans l'affaire de mon oncle. Lorsque le récit fut fini, il dit: „Wie kann „der Herzog sagen, daß er nichts von der Eecken„dorffischen Sache wüßte, da er doch darüber befragt „worden und auch Red und Antwort gegeben [42]). „Dann da sich der Feldmarschall unter andern auf den „Herzog wegen der Kriegsräthe und auch auf andere „Generals in andern Stücken berufet, so stunde nicht „bey mir, diese zu examiniren, weswegen ich dieses an „Hofkriegsrath geschickt. Darauf ist der Königsegg zum „Herzog gegangen und hat ihn befraget und das, was „ihm der Herzog gesaget, zu Papier gebracht und ihm „wieder vorgelesen, der dann damit verstanden gewe„sen [43]). Also können wir ja so vergeßen nicht seyn, „daß wir dergleichen uns nicht mehr erinnern sollten. „Des Herzogs Declaration wegen der Kriegsräthe ist

41) Ich will ja hoffen, sie werden nicht neun Wochen daran abschreiben. 42) Je crois, que Harrach a raison et que le duc est faux b..... 43) Es wird ihm eine schöne Ehre seyn, wann man das andere dagegen publiciret.

„dahin gegangen, daß zwar zu Jagodin ein Kriegs-
„rath gehalten worden; allein wären gleich die kayser-
„lichen Befehl vorgelesen worden, mithin niemand nichts
„dabey erinnern dürfen 44). — — Bey Nissa, saget
„der Herzog, wären bloße Unterredungen, aber kein
„formel'er Kriegsrath gewesen; und auf diesen Punct
„kommt alles an, was dem Feldmarschall Seckendorff
„noch zur Last bleibt: dann weil er absolute was ge-
„than haben soll, ich aber vor Gott nichts finden kann,
„so sind diese Formalitäten das einzige, was noch übrig
„bleibt ꝛc." D. „Aber, um Gottes Willen, ist das
„eine Sache, worüber man einen kayserlichen Feldmar-
„schall so tractirt, und ist es möglich, daß der Herzog
„so falsch seyn kann und mir sagen, daß er nichts von
„der Sach wüßte." Harrach hat hierauf dem Diemar ein lateinisches Sprüchwort gesagt, welches so viel heißen mag, als Qui s'excuse s'accuse. D. „Man
„hat mich doch von guter Hand versichert, daß der Her-
„zog bey einer andern Gelegenheit in einer Conferenz
„soll declarit haben, daß er in der Seckendorffischen Sach
„kein Zeug weder pro, noch contra seyn, noch zu des
„Feldmarschalls Unglück beytragen wollte" 45). H.
„Davon ist mir nichts bekannt. Das muß vielleicht in
„der Conferenz mit Königsegg allein gewesen seyn".
D. „Das weiß ich so eigentlich nicht. Aber vielleicht
daß der Herzog, der vor den Khevenhüller portirt ist,
„um deswillen kein Zeugnis gerne ablegen will, weil er
„fürchtet, er müßte sonst auch gegen Khevenhüller re-
„den". H. „Ja, Khevenhüller hat auch seinen guten
„Theil Chagrin und macht jetzt auch den Politique,

44) Hoc non est verum. Es sind die Befehle vorgelesen worden und darin stehet, ob jemand was besseres zu erinnern wüßten Sie haben aber alle geschwiegen: ergo etc. 45) Wer weiß ob Wöber wahr geredet.

„um sich zu soutenirn [46]). D. „Wie da?“ H. „Da „ist der Wöber, der ist durch den Bartenstein portirt [47]); „und der Kayser hat solche Idee von Wöber, daß er „mehr als alle seine Feldmarschalle versteht [48]). Wes„wegen der Khevenhüller jetzt alle Abend zum Barten„stein gehet und gedenket, dadurch seine Sache gut zu „machen [49]). Der Herzog hat dem Khevenhüller ge„schaffet, seine Gedanken wegen der Operationen und „Dispositionen aufzusetzen [50]). Die hat der Herzog mir „communicirt, um meine Gedanken darüber aufzuse„tzen [51]), und ich sollte es ferner an Wallis schicken. „Vor einigen Tagen wird Conferenz beym Herzog an„gesagt. Ich denke nicht anders, als daß es darüber „seyn soll und nehme meine Nota mit; als ich aber „dahin komme, so finde ich den Khevenhüller mit ei„nem Haufen Papier und Landkarten. Da war ein „Plan von Neipperg ankommen; der wurde durch„gegangen und mit Applausu approbirt.“ D. „Aber „ich dachte, Neipperg stünde nicht so gut beym Her„zog“. H. „Besser als jemals. Sie haben hier zu „Nachts um zehen Uhr Conferenzen mit einander ge„habt, und was Neipperg und Grüne sagen werden, „das wird eine saubere Campagne werden und der „Teufel möchte so dem Kayser Armeen commandiren, „wann man so mit den Feldmarschallen verfährt, wie „mit dem armen Graf Seckendorff ꝛc.“ [52]).

La princesse de Hildburghausen, à laquelle je

46) Er hat gut lachen, hat gestern bey dem Kayser zu Pferd gehalten et fait le grand Seigneur. 47) autre fois point. 48) Zum Theil. 49) C'est indigne. 50) Ich gäbe an die Arme zehn tausend Ducaten, wann den Aufsatz hätte. 51) Möchte es auch sehen: denn sie kennen das Land nicht. 52) Gott hat mich wollen strafen.

fais visite avec Diemar, raconte à celui-ci, que ces jours passés ayant eû du monde chès soi et le discours étant tombé sur mon oncle, elle avoit dit: „Si j'étois à la place de l'empereur, je commencerois par faire pendre celui qui m'auroit induit à „cette demarche contre le comte de Seckendorff: „car pour procéder de telle façon contre un feldma„réchal commandant, il faudroit avoir en main des „preuves manifestes de trahison &c." Lorsque ce monde fut parti quelqu'un lui dit: „Mais, Madame, „Vous parlés fort vivement." A quoi elle répartit: „Je parlerai toujours de même: car c'est la vérité."

21me. Erffa va trouver Hartig a) à sa campagne pour le sonder et le rectifier. Aprés y être arrivé dans l'après dinée, ils se sont promenés au jardin, où Hartig, après avoir demandé après toutes sortes de nouvelles, particulièrement de l'Hongrie et des opérations dans le bannat, ajouta: „Es iſt doch „zu verwundern, was ein ein einziger Kopf, wie der „Bonneval, vor Unglück anſtiften kann"! Erffa, dans l'intention de le sonder, repliqua: „Ja, warum „hat man ihn hier gehen laſſen? Da ſteckt der erſte „Fehler" 53). Hartig a d'abord répondu avec véhémence: „Ja, der Meinung bin ich auch. Man hätte „dergleichen Mann feſt halten müſſen ꝛc. 54). Erffa en avoit assés pour le coup et fit tomber ce discours. Le lendemain matin se trouvant seul avec Madame de Hartig, elle le questionna: „Nun, wie geht's „mit der Seckendorffiſchen Sache? Was macht er?

a) Le comte de Hartig, vice-président du conseil aulique, étoit ennemi du maréchal de Seckendorff.

53) On ne peut pas mieux débuter. 54) Machiavellus!

Erſſa: Er ſitzt eben noch immer ſo weg. Es muß „aber doch einmal ein Ende nehmen, zumal ſeine Com„missarii durchgehends ſagen, daß er ganz unſchul„dig". Mad. de Hartig. „Ja, das höre ich auch, „daß nicht nur Harrach, ſondern auch Wurmbrand [55]), „welches mich am meiſten wundert, ſolches ungeſcheuet „ſagen, daß ſie gar nichts an ihm finden ꝛc.". Sur ces entrefaites le mari survint et se mêla de la conversation en disant: „Aber das wundert mich, „warum die beyden Generals ſo öffentlich ihre Senti„ments ſagen". Erſſa. „Das thun ſie vermuthlich mit „vielem Vorbedacht, damit das Publicum, weil es ſo „erſchrecklich gegen den Graf Seckendorff prävenirt ge„worden und abſonderlich die Religion in die Sach tief „mit einſchlägt, insensiblement vorläufig wieder von „ſeiner Unſchuld überzeugt werden und ſich hernachmal „nicht ſo ſehr wundern, oder ihnen als Commiſſairen „verargen möge, daß ſie als ehrliche Leut den Graf „Seckendorff in ihrem Referat vor unſchuldig erkläret. „Aber, Ew. Excellenz, da wir beyde vom Handwerk „ſind, ſo will ich Ihnen eine kurze Idee machen, was „in dem Seckendorffiſchen Proceß vor Schnitzer gegen „unſern Handwerksgebrauch vorgegangen [56]). Erſtlich „hat man die Sach auf einen Inquiſitions-Proceß ge„nommen. EE. wiſſen, was zu Formirung dergleichen „Proceßes vor Indicia gehören, und daß, je illuſtrer die „Perſonen, deſto ſtärker und handgreiflicher müßen die „Indicia ſeyn, um dergleichen zu verhängen. Was „kann nun wohl illuſtrer ſeyn (der Geburt zu geſchwei„gen), als ein kommandirender kaiſerlicher Feldmarſchall,

55) Das iſt mir lieb. Woher weiß ſie es? 56) Cela mérite d'être imprimé.

„der über hundert tausend Mann zu befehlen gehabt?
„Dem ungeachtet verfährt man, ohne dergleichen Anzei-
„gen zu haben, auf eine Weis, daß man dem ärgsten
„Criminellen nicht härter begegnen können. E. E.
„wißen ferner, daß wann der geringste Fähndrich was
„versehen und man will gegen ihn procediren, so kann er
„ein Kriegsrecht verlangen. Was nun einem Fähndrich
„nicht kann verweigert werden, warum wollte das einem
„Feldmarschall versagt werden? Dem ungeachtet ver-
„fährt man nicht militärisch, sondern formirt einen ver-
„meintlichen Inquisitions-Proceß. An des Feldmar-
„schalls Statt wüßte ich wohl, was ich zu thun ge-
„habt: ich hätte mich auf nichts eingelassen, sondern
„verlangt, auf militärisch tractirt zu werden. Allein
„der Feldmarschall hat als ein kluger Mann gehandelt.
„Er hat wohl vorhergesehen, daß alles dieses Procedi-
„ren nichts heißen und am End ihm doch allzeit frey
„stehen müßte und würde, ein Kriegsrecht zu verlangen,
„und ohne daßelbige gegen ihn nichts verhängt werden
„könne. Er hat deswegen sich mit aller Circumspection
„vernehmen lassen, seinen Beweis aber nicht durch Zeu-
„gen, sonst wäre ein Hexenproceß daraus worden, son-
„dern durch Documenta, und zwar durch solche Do-
„cumenta und Ordres geführt, die unwidersprechlich
„und alle vom Hofkriegsrath hergekommen, dabey sich
„auf keine Weis der geheimern Befehle zu seiner Legiti-
„mation bedienet. Nun wissen E. E., daß wann man
„auf diese Art den Beweis führet und führen kann, so
„ist nichts leichters, als die Unschuld zu erkennen, in-
„dem man nur die Documenta mit den Anschuldigun-
„gen zusammen halten und folglich sehen darf, ob und
„wie weit solche dadurch abgelehnet. Graf Secken-
„dorff hat auch so wohl darin reussirt, daß seine Com-

„missarien uno ore seine Unschuld erkennen und bekennen, und, was das meiste, zugleich behaupten, daß „die ganze Sach durchaus zu keinem Kriegsrecht qualifiziret. Nun wissen E. E., was das thut, wann eine „ganze Commission einen Mann auf die Weis vor unschuldig erklärt und ob von den Sentimens dergleichen „untern Richter der oberste Richter abgehen und härter „sentiren könne." Hartig a écouté ceci avec infiniment d'attention et de surprise et a dit ensuite: „Aber man hat ihm doch allerhand interessirte Sachen „Schuld gegeben!" Erffa. „In diesen Stücken ist er „so gar unschuldig gleich anfangs befunden worden, „daß die Commission mit keinem Wort davon Erwähnung gethan"[57]). Die Gräfin Hartig, so hinter der Thür dem Discours zugehört, hat bey dieser Passage dazwischen gere„det: Ja daran sind die Großen [58]) Schuld, die dem Kay„ser dergleichen weiß gemacht und hernach nicht gerne „genennet werden wollen." Erffa. „E. E. sehen also, „daß der Kaiser unmöglich anders kann, als dem Graf „Seckendorff Justice thun, um so mehr, als die Sach „um so gröster in die Augen leuchtet, da bey so offen„barer Unschuld man einen Mann von dem Karakter „acht Monath sitzen lassen." Hartig. „Aber man hat „doch dem Graf Seckendorff so viel Arcana anver„trauet [59])". Erffa. Davon kann hier gar keine Quä„stion seyn: dann seine Decharge wegen des Politici „hat Graf Seckendorff durch das aufgetragene hono-

57) Dieß werde ich zu seiner Zeit schon relevieren, weil meine Unschuld klärer als der Tag. 58) Vermuthlich der Lorrain. 59) Encore Machiavellus, dann ich die Arcana nicht entdecket von des Kaisers Brief, noch weniger die, so doch in der That auch keine sind, sondern mehr als funfzig Menschen bekannt.

„rable Commando bekommen, und hätte der Kaiser „bey seinem Ministerio was zu erinnern gehabt, hätte „er es bey Abnehmung desselbigen gethan und thun „müssen. Da nun in dem ganzen dermaligen Pro„cess gar davon die Rede nicht, so bleibt nichts übrig, „als dem Graf Seckendorff solche Justice zu thun, „wie seine Unschuld es mit sich bringet, zumalen des „Kaisers Ehr und Glori hi runter verstrict, da ich E. „E. versichern kann, daß mehr als ein Khur- und Fürst„licher Hof in Teutschland auf den Ausgang dieser Sach „spannet, mithin man dem Kaiser keinen grössern Un„dienst im Reich und aller Orten thun könnte, als ihm „von premier Justiz in der Seckendorffischen Sach ab„zurathen [60])." Hartig a reconnu de toutes les façons la nécessité indispensable de rendre justice à mon oncle, mais il étoit seulement en peine comment on pourroit sauver l'honneur de l'empereur par rapport au décret de Ratisbonne et donner à mon oncle une satisfaction, qui pût le tranquilliser. Là dessus Erffa lui a fait comprendre d'une maniere palpable, tout comme il avoit fait à Knorr, que rien au monde n'étoit plus aisé que de révoquer ce rescript de maniere à sauver l'autorité de l'empereur, et qu'il valoit mieux redresser à cette heure deux faux pas, que d'en faire un troisieme, qui coûteroit infiniment plus à reparer; que pour mon oncle, il auroit assés de satisfaction, si l'empereur reconnoissoit son innocence, la déclaroit au public et lui fit finir tranquillement ses jours, soit à Philippsbourg, soit à Meusel – Witz, supposé que l'empereur pût se passer d'un général aussi expéri-

60) Gott gebe man folget den guten Rath!

menté etc. [61]). Enfin Hartig convint de tout cela et on peut compter qu'il en fera usage.

Erffa va à cette heure faire la même démarche auprès du président Wurmbrand et du Landmarſchall Harrach. Pour le premier, Erffa sait d'avance, qu'il ne répondra pas mot, qu'il ridera son front et jouera avec les nœuds de sa perruque [62]), mais qu'il n'en rapportera pas moins tout l'entretien tout chaud à son beaupere. Pour le Landmarſchall Harrach, Erffa est tout à fait persuadé de sa droiture et que son frere le feldmaréchal lui aura inspiré les sentimens, qu'il a lui même [63]).

Juillet.

1er. Erffa dina chés Knorr. Aprés la table celui-ci demanda à Erffa: „Nun wie geht's mit unſerm „guten Freund dem Feldmarſchall Seckendorf?" Erffa: „Das will ich Ihnen weitläuftiger ſagen, wann wir al„lein ſind. Deswegen laſſen Sie uns in die andere „Kammer gehn ꝛc." Lorsqu'ils furent seuls, Knorr dit: „Ich habe heut früh noch mit der Kaiſerin deswe„gen geſprochen; die hat mich von freyen Stücken dar„nach gefraget, wie die Sach ſtände. (Sie hat nicht ge„wußt, daß das Referat hinauf) Ich habe ihr geant„wortet, daß ich nichts anders von der Sache wüßte, „als was ich von Zeit zu Zeit von Ihnen erführe: „dann Partenſtein iſt ſo affligirt und niedergeſchlagen „über alle die üble Nachrichten [64]), daß ich ihn nicht

61) Dafür wird mich Gott behüten. Aber der Kaiſer iſt zu beklagen. Gott gebe, daß meine Furcht vor dem Publicum umſonſt! 62) Verisimum. Doch hört man, wo er hinaus will. 63) Je l'espere de même. 64) Er hat den Krieg wider das Sentiment vom Miniſterio gerathen.

„darnach fragen mag.“ Erſſa. „Ich habe Ihnen ſchon „letzt en passant geſagt, daß das Referat hinauf. „Dieſes wiſſen wir nun ganz poſitiv ꝛc.“ Knorr. „Ich „glaube nicht, daß der Kaiſer der Kaiſerin wegen des „Referats es mit Fleiß verſchweigt [65]); ſondern die „andern übeln Nachrichten haben ihn vermuthlich bis„her verhindert, das Referat zu leſen. Und dann wiſ„ſen Sie, wie es hier gehet: wir fangen eine Sache „erſt hitzig an [66]), hernach wann es eine Zeitlang ge„währet, ſo vergehet die Hitze und verlichrt ſich end„lich gar.“ Erſſa. „Ja das iſt ganz gut. Aber un„terdeſſen ſitzet der arme Mann ſchon acht volle Mo„nath unſchuldig in einem ſo harten und ſchimpflichen „Arreſt, wordurch ſeine Geſundheit unendlich leidet [67]).“ Knorr. „Der Doctor Longobardi, der ein guter Freund „von Herrn Feldmarſchall Graf Seckendorf und vom „General Dirmar ſeyn muß, indem er letzthin viel Gu„tes an einem Ort von dem einen ſowohl, als dem andern „erzählet, hat anbey geſaget, daß der Arreſt des Feld„marſchalls doch ziemlich erleichtert wäre gegen das, „was er anfangs geweſen [68]).“ Erſſa. „Sie verzei„hen mir; es iſt noch immer daſſelbige. Anbei iſt der

65) Knorr muß die Kaiſerin animiren, daß ſie den Kaiſer ſpricht. Sie iſt mir gewiß obligirt: ihr zu gefallen habe mir viel Leut zum Feind gemacht. 66) Ich habe es leider erfahren. 67) Gott weiß was ich leide. „ 68) Ich kenne den Mann nicht; aber er hat Unrecht. Wie die Wacht am 3. November 1737. geſetzet worden, ſtehet ſie noch, und habe weder mehr, noch weniger Freyheit, verlange ſie auch nicht, wann ſie nicht alles wegnehmen. Doch freſſen mich die Läus, Flöh und Wanzen bald auf von den unflätigen Leuten, ſo in meiner Antichambre wie das unvernünftige Vieh liegen und einen unerträglichen Geſtank machen.

„Feldmarschall so ein verständiger und kluger Mann, „daß, da man ihm einmal den Arrest gegeben, wann „sich auch wie heut die Wacht mehrers zurückzieht, er „sich davon nicht prävaliren würde, bis man ihm die „ganze Wacht behörig abnähme [69]).“ Knorr. „Sie „glauben mir fest, daß, wenn nicht des guten Feld„marschalls Gesundheit darunter litte, an sich selbst je „länger die Sachen währen, desto besser ist es vor den „Feldmarschall [70]). Dann einmal justificirt die heu„rige Campagne die vergangene schon zur Genüge, und „andern Theils werden diejenige, so jetzt die großen „Böcke drunten schießen [71]), sicherlich hernach anders „sprechen, fürchtend, die Reihe möchte auch an sie „kommmen [72]).“ Erffa. „Das ist wohl und gut. „Aber der harte Arrest fället dem armen Feldmarschall „zu schwer. Mithin ich dermalen, da die Commission „ihr Referat so noble gegeben, nur um zweyerley be„kümmert bin, einmal, daß es zu lang droben liegen „bleiben und andertens, daß es hernach in unrechte „Hände kommen möchte [73]).“ Knorr. „Was die erste „Besorgniß anlangt, so muß man vigiliren, und wis„sen Sie auch die beste Mittel und Weg, wie man's „pressiren kann. Was hernach das zweyte anlanget, „so glaube ich fast vor sicher, daß der Bartenstein, „wann's ihm der Kaiser geben will, es depreciret [74]),

„so

69) Verum. 70) Ein schlechter Trost! 71) Es sind deren schon so viel geschossen, daß ich sattsam legitimiret. Sie sollen mich nur fragen. 72) Das haben sie nicht zu fürchten. 73) Ich fürchte leider, er hat Recht. 74) Wann er gleich depreciret, so wird doch sein Rath gelten, wann es, wie ich ohnfelbar glaube, in der Conferenz vorkommt.

„so wie er mit dem boratischen Proceß gethan, und sich „entschuldiget, daß es militariter müße entschieden „werden [75]). Nimmt er es gezwungen an, so wissen „Sie, daß Bartenstein ein ehrlicher Mann und nicht zu „Ersauteten geneigt. So ferne sich aber Bartenstein, „wie ich glaube, entschuldigt, so giebt der Kaiser die „Sach entweder in meine [76]), oder des Holler's [77]) „Hände. Bekommt sie Holler, so kennen Sie ihn, „daß er ein ehrlicher Mann und so gesetzt, daß er sei„nem eigenen Schwager, dem Bartenstein, contradi„ciret. Giebt aber der Kaiser mir die Sach [78]), so ver„spreche ich Ihnen, daß auf den alten vertrauten Fuß „ich Ihnen von allem Wissenschaft gebe und es mit „Ihnen überlege ꝛc.“. Erffa hat dem Knorr auch vorgeschlagen, den Wöbern ratione militaris darzu zu nehmen. Knorr hat geantwortet: „Wöbern ist ein gu„ter Mann zu Anfang einer Sach; wann es aber zum „Abdrucken geht, so ist's nicht so ꝛc. [79]).“

28me. Hier le colonel Tornaco, qui a transporté mon oncle au château de Graez, eût audience de l'empereur, dont voici le précis. Après que Tornaco eût fait en peu de mots son rapport, de quelle façon il avoit transporté mon oncle; l'empereur se mit à le questionner de la maniere suivante: „Hast du den Feldmarschall bei seiner Ab„holung prävenirt, daß ich es lediglich zur Sicherheit „seiner Person resolviret, damit er sich nicht alteriret?“ Tornaco. „Ja auf alle Weiß habe ich ihm die allere

75) Man sollte es so tractirt und keinen Pelzer dazu genommen haben. 76) Das gebe Gott! 77) Ist archicatholique. 78) Gott gebe das! Aber ich glaube, der Kaiser traut ihm nicht wegen der Kaiserin. 79) Il a raison: car il ne sait pas ce qu'il veut.

„gnädigste Vorsorge von E. M. angerühmt?" Augustissimo. „Aber wie hat er sich dabei bezeiget? Ist „er gelassen und bestreiden gewesen?" Tornaco. „Er „hat sich sogleich zur Abreise entschlossen und gesaget, „E. M. wären sein Herr und wäre er bereit, Derosel„den in allen Stüken zu gehorsamen." Augustissimo. „Wie ist denn der Abschied mit der Gräfin gewe„sen?" T. Sehr zärtlich, wie E. M. leicht glauben „können." A cela les larmes sont venues aux yeux de l'empereur. A. „Wie habt Ihr dann Eure Reise „fortgesetzet?" T. Sehr geschwind. Halben Wegs „haben wir ein wenig gegessen. Da habe ich vor der „Tafel auf Gutfinden des Feldmarschalls eine Staffete „vorausgeschickt, um den Stubenberg zu präveniren „und die Hofkriegsraths-Ordre voraus zu schicken. „Aber die Postmeister haben die Staffete so langsam „besorgt, daß sie nur eine Viertelstund vor uns ankom„men und Stubenberg noch würklich beschäftiget war, „die Ordre zu lesen, als wir kamen, within gar keine „Anstalten gemacht waren." A. „Das sind Canail„len die Postmeisters, daß sie den Herrendienst so schlecht „besorgen. Aber von was vor einem Humor ist der „Feldmarschall unterwegens gewesen?" T. „Von gu„tem Humor. Wir haben von allerhand gesprochen, „und er beherziget sicherlich alles dieses Wesen und E. „K. M. Interesse, so wie man soll." Tornaco a été tenté de dire à l'empereur, tout comme il l'a dit aux ministres, les sentimens de Germania sur cette campagne, c'est à dire, qu'il auroit souhaité d'avoir eû les occasions de cette campagne et qu'il en auroit mieux profité. A. „Ist dann wahr, daß „beym Absteigen vom Wagen zu Grätz man ihn mit „vier Mann mit Bayonetten escortirt?" T. „Ein

„unbesonnener Korporal hat dieses vor sich gethan.
„Der Feldmarschall hat ihn eher wahrgenommen, als
„ich. Sobald ich ihn aber gesehen, habe ich ihn zurück-
„gehen heißen." A. Daran hast Du recht gethan. Das
„ist eine Unbesonnenheit, die wir gar nicht approbiren:
„dann du wirst hoffentlich dem Feldmarschall unsere
„Absicht, und daß wir blos zu seiner Sicherheit diese
„Resolution genommen, eröffnet haben." T. „Das
„erkennet auch der Feldmarschall mit allerunterthänig-
„stem Dank und dolirt nur, daß man den Pöbel auf eine
„solche Weiß angestiftet, daß dergleichen unerhörte
„Uebel erfolget." A. „Das meritirte eine rechte Ahn-
„dung, wann man die Anstifter entdecken könnte. Aber
„wie ist der Feldmarschall dort logirt?" T. „Sehr
„eng: dann er logirt noch beym Schloßhauptmann."
A. „Aber warum nicht im Commandantenhaus?"
T. „Das ist, seit die Recruten darinnen gewesen, nicht
„logirable. Der Commandant hat es zwar zu räumen be-
„fohlen; aber das ist sobald nicht geschehen." A. „War
„der Feldmarschall betrübt, wie du von ihm gereist?"
T. „Ja, weil er ganz allein mit einem Domestiken. Er
„bate mich, ich möchte noch einige Tag bey ihm blei-
„ben, und beim Abschied befahl er mir, ich sollte ihn
„E. M. zu Füßen legen, und daß er zu E. M. wohl-
„bekannten Justiz-Clemenz und Gnad das festeste Ver-
„trauen hätte, Sie würden seiner Betrübniß ein baldi-
„ges Ende machen." A cela l'Agustissimo a été ve-
ritablement attendri, a levé les yeux au ciel, et
les larmes lui sont encore venues, disant: „Nun,
„es wird sich geben. Aber wie ist er mit seiner jetzigen
„Situation zufrieden?" T. „Er hat mich gebeten,
„die wahre Umstände vorzustellen, und wünschte, bis
„zu Austrag der Sache wenigstens in der Stadt zu lo-

„giren.“ A. „Wir würden das gerne thun; allein da „in der Stadt eine Universität und nicht einmal eine „complete Compagnie, sondern nur neunzig Mann in „der Garnison sind, so könnte leicht, nach dem hiesi„gen Beyspiel, ein Auflauf geschehen, und wenn dem „guten Mann dabey ein Unfall begegnet, würden wir „es nimmermehr verantworten können. Was hat er Dir „dann an die Gräfin aufgetragen? Will er sie nicht zu „sich kommen lassen?“ T. „So lang er so eng logirt, „wie er dermalen ist, kann er sie unmöglich bey sich „haben. Er hat mir aufgetragen, ihr seine Situation „zu sagen und sie zu trösten.“ A. „Bist du dann „nicht bey ihr gewesen?“ T. „Ich habe erst E. M. „mich zu Füßen legen wollen.“ A. Gehe du zur Grä„fin und tröste sie, und sag' ihr, daß ihr frey stehet, „hin zu gehen, wo sie will. Gehe aber erst zum Hof„kanzler und sprich ihm über alles, und dann gehe zur „Gräfin. Führe dich ferner wohl auf und ich bleib Dir „in Gnaden beygethan.“

Aujourd'hui je me rendis chés le chancelier de la cour, comte de Sinzendorff. Il fût encore poli à l'excès, tout comme les quatre fois pue j'y avois été depuis avant hier et me dit ces paroles: „Ich „komme von J. M., denen ich das Memorial von dem „Herrn Feldmarschall übergeben und das Schreiben an „mich vorgelesen. Ich soll Ihnen versichern, daß die „Absicht von J. M. den Transportirung desselben nach „Gratz keine andere gewesen, als die Sicherheit seiner „Person. Daß des Commandanten Quartier nicht in „Ordnung gewesen, ist ein Verschen, so nunmehro durch „die an Hofkriegsrath schon gestellte Ordres wird schleu„nig redressiret werden, denn da der Kommandant un„ter dem Hofkriegsrath stehet, können die Expeditiones

„unmöglich anderst als durch die Instanz gehen. Hin„gegen ist dem Hofkriegsrath von Conservez wegen „schon alles geschafft worden. In völlige Freyheit „kann man ihn nicht wohl bis zum Austrag der Sach „setzen; hingegen sollen die Schildwachten abgehen und „auch aller Egard genommen werden. J. M. hätte „auch keinen Anstand, daß er in der Stadt logirte; al„lein da dort Studenten, wie hier, und die Garnison „so klein, so möchte der Pöbel von neuem Unfug an„fangen, welchen wir zu verantworten." Ego. „Das „Beste wäre, wenn J. M. auf einmal in der Haupt„sach decidirten, so fiele alle dergleichen Besorgniß weg. „Indessen wann nur vor meines Onkels Gesundheit und „Reputation gesorget wird, so haben wir einsweils Ur„sach mit unterthänigstem Dank es zu erkennen." Ille. „Auf alle Weiß ist das J. K. M. Intention, und „was dem zuwider beschehen, ist unwissend J. K. M. „geschehen, und werde ich nun darüber halten." Ego. „Dessen ist auch mein Onkel vollkommen persuadirt." Ille. „Aber was wird die Frau Gräfin machen? Wird „sie zu ihm gehen?" Ego. „Das dependirt von „meinem Onkel. Wann er erst anders logirt seyn, „und die kaiserliche Resolution, so mir E. E. gesa„get, wissen wird, so wird er sich wohl deshalb de„clariren und sie sich darnach richten. Ich schicke ihm „zu dem End heut Nachmittag einen Expressen mit ei„ner Provision mit Wein (dann die Landwein würden „ihm schlecht bekommen), und durch diesen Expressen „wird er mir seine Resolution wegen meiner Tante „schreiben." Ille. Diese Vorsorge ist gut: nichts schäd„licheres ist als schlechte Wein. Was trinkt ihr Herr „Onkel vor Wein?" Ego. „Rhein- und Moselwein." Ille. „Wie alt ist er?" Ego. „Sechs und sechzig

„jahr; und ermessen demnach E. E., wie schmerzlich „es ist, in diesen Jahren dergleichen Revers und Cala„mitäten zu erdulden.“ Là dessus il témoigna sa compassion et me congédia pour cette fois-cy.

30me Koch m'ayant renvoyé à Khevenhüller j'y fus ce matin et le trouvai fort poli. Je lui dis: „Die Ursach, warum E. E. sich liege, ist diese: E. E. „ist das Unglück meines Vetels des Feldmarschalls „Grafen von Seckendorf bekannt, und daß in letzverwichenen Tagen er zu seiner Sicherheit, indem man „der Wuth des Pöbels nicht steuern zu können geglaubt, „auf das Schloß nacher Grätz gebracht worden. Bey „seiner Ankunft daselbst wird er ratione des Quartiers „und sonsten durch Bewach- und Einschränkung dergestalt tractirt, daß er sich genöthigt gefunden, an J. „K. M. unmittelbar wegen dieses harten Tractaments „zu recurriren, zumal er versichert, daß dieses allerhöchstderselben Willen in keine Weiß gemäß seyn kann. „Ich bin deswegen verschiedentlich bey des Hofkanzlers „Excellenz gewesen, und habe letzlich von ihm die allergnädigste kaiserliche Resolution vernommen, daß alles, „was geschehen, unwissend Kaiserlicher Majestät geschehen und schleunig solle abgeändert und zu solchem „End von der Conferenz das Nöthige an einen hochlöblichen Hofkriegsrath erlassen werden. Ich habe geglaubt, die Sache müsse schon in der Expedition seyn, „und bin deswegen gestern beym Koch, als der das „Steyrische Departement hat, gewesen, der mir aber „gesagt, daß ihm von nichts bekannt und mich bey E. „E. anzufragen hätte. Ich will demnach von E. E. „vernehmen, ob Sie schon was von der Conferenz empfangen, um hiernach meine Mesures zu nehmen und „meine weitere Passus beym Hofkanzler, oder gar bey

„J. M. zu nehmen.“ Khevenhüller. „Ich will Ihn„en naïvement ſprechen. Sie wiſſen, daß Ihr Herr „Onkel gewiße Puncte wegen der verwichenen Campagne „gegen mich eingegeben, darauf ich antworten müſſen. „Weil man nun glauben könnte, daß ich deßhalb Paſ„ſion gegen ihn hätte, die ich doch nicht habe, ſo habe „mich aus dem Spiel gehalten, und, da der Tornaco „zurückkommen und geſagt, daß Ihr Herr Onkel ſich „beklagte, daß er ſo ſchlecht und neben einem närriſchen „Menſchen logirt, ihn Tornaco an Hofkanzler verwie„ſen. Hingegen da zu gleicher Zeit der Commandant „über etliche Puncten, mich deucht vier, anfraget, „wie er ihn halten ſoll, exempli gratia, ob er ihm „den Degen laſſen, Briefwechſel geſtatten, Schild„wachten abnehmen, ſpazieren gehen laſſen ſoll ꝛc., ſo „habe alles dieſes dem Wöbern committirt, daß er den „Hofkanzler darüber ſprechen und hiernach die Verab„ſchiedung an Commandanten machen ſoll, indem ich „mich mit Fleiß darein nicht verlieren will, weil man „ſonſt glauben möchte, ich würde ihm zu hart fallen.“ Ego. „Das iſt groſsmüthig von E. E.: dann was in „voriger Campagne geſchehen, hat mit dem gegewärti„gen Vorfall nichts zu thun, und da mein Onkel einer „der älteſten kaiſerlichen Generals, ſo muß Jedermann „eine Indignation über dergleichen Tractament haben.“ K. „Ich habe ſicherlich keine Paßion, wiewohl, wann „Ihr Herr Onkel meinem Rath folgen wollen, die Sa„chen vielleicht beſſer gegangen wären. Indeſſen will ich „den Augenblick wieder zum Wöbern ſchicken und ihn ur„giren laſſen, und wann vom Hofkanzler mir wes zu„kommet, ſoll es den Moment expedirt werden. Dar„auf können Sie Staat machen und Ihres Theils wieder „zum Hofkanzler gehen und ſagen, daß ich noch nichts

„empfangen ꝛc.“ Ego. „Das will ich thun ꝛc.“ Avec cela je me congédiai pour aller chés le chancelier, qui étoit sorti un moment auparavant. Cependant j'y trouvai non ami Scheuerer *), qui est sincerement porté pour mon oncle et qui dit, „daß des „Herrn Feldmarschalls Exc. sein alter gnädiger Herr „wäre und wie sehr ihn sein Umstand schmerzte.“ Ich erzählte ihm alles, wie man mich gestern und heute von Pontio zu Pilato geschikt. Er sagte mir, daß er sich gar wohl erinnerte, daß vor drey Tagen ein Intimatum vom Hofkriegsrath mit der Anfrag des Commandanten über die etliche Puncten, die mir Khevenhüller erzählet, herüber gekommen, unter andern auch darüber, ob der Commandant die Noblesse zu meinem Onkel lassen dürfte. Dieses Intimatum liege nicht mehr beym Hofkanzler und erinnere er sich eigentlich, daß er es mit seinen Händen zugesiegelt und hinausgegeben, wisse aber nicht an wen. Ich möchte aber Achtung geben lassen, wann der Hofkanzler wieder aus der Favorite gekommen, um ihn zu sprechen, indessen er ihn präveniren wolle. Um zehn Uhr war der Hofkanzler wieder da. Er hatte befohlen, alle Leute abzuweisen, mich aber ließ er den Moment in sein Kabinet kommen, und war außerordentlich freundlich. Ich erzählte ihm den ganzen Casum von gestern und heut und bat, „daß da ich Se. Exc. nicht gerne so oft behelligen möchte, Sie mir nur sagen möchten, wo mich wegen der Expedition zu melden, indem vor unverantwortlich hielte, meinen Onkel in der Situation länger zu lassen. Sinzendorff antwortete: „daß er schon über alle die Puncte des Kaisers Meinung mündlich gesaget, mithin blos vom Hofkriegsrath abhangete, die Expedition zu machen, hätte

*) Secrétaire de Sinzendorff.

man aber in etwas einen Anſtand, ſo möchte man ihn nur fragen, ſo wollte er den Augenblick ihn erörtern: dann an ihm liege es ſicherlich nicht, und ſolle auch ferner nicht liegen, meinen Onkel zu conſoliren." Ego. „E. E. ſagen mir aber nur, wo mich wegen der Expe„dition zu melden: denn die leidet keinen Aufſchub. „Soll ich mich etwa bey Partenſtein melden, oder wo „ſonſt?" S. „Partenſtein hat damit gar nichts zu „thun. Ich hab ſchon alles geſagt. Mithin müſſen „Sie wieder zum Wöbern, oder vielmehr zum Koch ge„hen: dann der wird die Expedition haben, weil er „das Steyriſche Departement hat." E. „E. E. müſ„ſen aber darüber halten, was Sie mir geſagt: ſonſt „komme ich mit allen denen Leuten nicht zurecht." S. „Auf alle Weiß; und wegen der Frau Feldmarſchallin „bleibts ebenfalls dabey, daß ſie Freyheit hat, hinzu„gehen wo ſie will, zu ihrem Gemahl oder ſonſten."

Août.

8me. Je me rendis le soir au jardin de Koch. Il étoit allé chercher la bénediction bey den Weiß-Spaniern. Lorsque je le vis entrer dans le jardin j'allai à sa rencontre et lui dis. „Der Herr Hofkanz„ler hat Sie heut früh bei ſich gehabt, um Ihnen die „anderweitige Einrichtung der Depêche nach Grätz zu „committiren. Ich will alſo vernehmen, ob ſie morgen „mit der Poſt und in was Terminis ſie abgehen wird." Ille. „Ich habe alles geleſen, was Sie übergeben, und „werde morgen früh zu Ihro Exc. meinem Herrn Vice„Präſidenten gehen und hören, was er mir ſchaffen „wird. Das ſoll gleich expedirt werden: dann noch „weiß ich nicht, zu was End eine andere Expedition er„gehen ſoll." Ego. „Zu dem End, weil die erſte der

„kaiſerlichen allerhöchſten Intention nicht conform, ſo „wie der Herr Graf Sinzendorf ſie mir eröffnet.“ Ille (s'emporte). „Ich habe gethan, was mir iſt geſchaf„fet worden. Meynen Sie etwann, daß ich was anders „expedire, als mir es befohlen wird? Ich hätte ge„wünſcht, der Herr Graf Sinzendorff hätte mir es „ſchriftlich gegeben: dann ſonſt möchte man glauben, „daß etwann ab Seiten meines Herrn Vice-Präſiden„ten eine Paſſion ſeye, welche aber doch nicht iſt.“ Ego. „Ich hätte auch gewünſcht, daß es ſchriftlich geſchehen „wäre, ſo hätte man alles Impegno mit einem hoch„löblichen Hofkriegsrath vermieden.“ Ille. „Hier iſt kein „Impegno; ſondern ich habe expedirt, was mir iſt ge„ſchaffet worden.“ Ego. „Des Impegno mag ſtecken, „wo es will, ſo iſt indeſſen das ſicher, daß die Expedition „nicht conform an der kaiſerlichen Resolution iſt. Daran „halte ich mich.“ Ille. „Was wollen Sie dann? Ich „habe ja mit meinen Augen geleſen, was Ihr Herr On„kl an Kaiſer und Grafen von Sinzendorff kürzlich ge„ſchrieben, da er ſich bedankt vor die Expedition und „ganz zufrieden iſt. Das hat größeren Fidem, als die „Copey des Schreibens an Sie.“ Ego „Sie erlauben „mir: eines und das andere muß gleichen Fidem haben, „der Brief an mich, den ich mit dem Original alle Au„genblicke bestärken kann, und das Memorial. Dieſes „aber hat er den 4. in dem Praesupposito geſchrieben, „daß die Expedition ſo erfolgen würde, wie ich ſie ihm „gemeldet. Das Schreiben hingegen iſt vom 5. Abends „um zehn Uhr, nachdem das Reſcript ganz anders ein„gelaufen.“ Ille. „Was haben Sie ihm dann melden „können?“ Ego. „Das, was der Herr Hofkanzler „zu zweyen verſchiedenen malen mir in kaiſerlicher Ma„jeſtät Nahmen declarirt und in meiner Gegenwart an

„Herrn Grafen von Khevenhüller und Herrn von Wö-
„bern bey Hof geschaffet und dieser mir augenblicklich
„wieder erzählet. Alles das war positiv.“ Ille.
„Worüber hat dann Ihr Herr Onkel Ursach, sich zu
„beschwehren.“ Ego. „Darüber daß er in allen Stü-
„cken härter, als hier gehalten wird und ihm dasjenige
„nicht angedeihen will, was der Kaiser haben will.“
Ille: „Das verzeihen Sie mir. Er darf droben frei her-
„um gehen: das durfte er hier nicht thun.“ Ego.
„Das ist ein sauberes Herumgehen, wann ihn allezeit
„ein Officier begleitet, und er selbst keinen Degen tra-
„gen soll.“ Ille. „Den hat er hier auch nicht gehabt.“
Ego. „Hier war er in seinem Haus und brauchte ihn
„also nicht. Nach Grätz hat er ihn mitgebracht, und
„der Kaiser will, daß er ihn dort tragen soll: folglich
„es gar nicht mehr darauf ankommt, wie er hier gehal-
„ten werden, sondern auf das, was der Kaiser aufs
„neue durch Graf Sinzendorff befohlen; daran halte
„ich mich. Wann Sie aber meinen, daß mein Onkel
„so wohl zu Grätz, was sagen Sie zu die zwey Löcher,
„worin er sich behelfen muß? Sind die vor einen Feld-
„marschall?“ Ille. „Das hat man mit dem Quartier
„nicht ab'ehen können. Es werden ihm aber andere
„Zimmer im Commandantenhaus zurecht gemacht.“
Ego. „Dafür bedankt er sich: dann wann er hinein
„zöge, wäre er in acht Tagen todt.“ Ille. „So kann
„man ihm dann nicht helfen. So mag er warten,
„bis man ihm ein anderes baut.“ Ego. „Das wird
„Gott und der Kaiser nicht zugeben. Ich wenigstens
„werde nicht ruhen. Dann es wäre unchristlich und
„unverantwortlich, wann ich den Mann so crepiren
„ließe.“ Ille. „Da haben Sie recht. Aber ich thue,
„was mir befohlen wird, und wann der Kaiser heut

„schafft, daß Se. Exc. der Feldmarschall von Grätz auf „freyen Fuß wieder gestellt werden, so mache die Expe„dition sogleich mit Freuden.“ Ego. „Das wird schon „auch zu seiner Zeit kommen; aber jetzt verlange ich „nur die Expedition, wie sie schon ist befohlen worden.“ Ille. „Was meinen Sie, daß ich nicht expedire, was „mir befohlen?“ Ego. „Das sage ich nicht, aber daß „das, was der Kaiser befohlen, nicht geschehen. Wo „der Fehler steckt, weiß ich nicht; ich aber werde an„bringen, wie mir's ergangen.“ Ille. Ich bin nicht „gewohnt, das Sie mir auf diesen Fuß sprechen, und „wann Sie mir so sprechen wollen, so werden Sie mir „eine Ehre thun, mir gar nicht mehr davon zu reden: „dann so kann ich Ihnen keine Auskunft geben.“ Ego. „Es thut mir leid, daß ich Ihnen so sprechen muß. „Ich weiß nun schon, was ich zu thun habe. Adieu ꝛc.“ De cette façon nous nous sommes séparés fort échauffés.

9me. Je fus chés Khevenhüller, qui étoit fort poli. Cependant il m'avoua dans le fort de l'entretien, que les pieces, que mon oncle a données contre lui, lui ont causé beaucoup de chagrin. Je lui dis, que le traitement, qu'on faisoit endurer à mon oncle, étoit une chose, à laquelle tous les gens du métier devoient s'interesser, et lui surtout, parceque mon oncle étoit un des plus anciens officiers de l'armée et son camarade &c. Qu'ainsi il devoit tenir ses subalternes en ordre, afin qu'ils ne contrevinsent point à la volonté du maitre &c.

10me. Je me rendis chés le Landmarschall Harrach, qui fut d'autant plus scandalisé de la conduite de Koch, que celui cy connoit mon oncle depuis si longtems et a toujours prétendu être de ses amis.

Il dit: „Da die Herren Referendarien ſowohl die Gna„de haben können, als wir Ministri, den Kayſer zu „ſprechen, ſo hätte er können anfragen, wann ihm „was in des Hofkanzlers Ordres dubios geſchienen, „welches doch nicht war. Enfin es iſt hierunter ein „Micmac, der unbegreiflich und impardonnable &c."

19me. Ma tante part pour Grætz.

20me. Je me rens chès Sinzendorff, que je trouve fort poli, mais indolent sur l'affaire de mon oncle. „ſoll'e ſo geben laſſen" Das Hinauffahren von meiner Tante auf's Schloß zu Grätz ſtehet ihm nicht an ꝛc. Cependant il promet à la fin, „den Kayſer „zu erinnern."

Septembre.

1er. Visite de Lenthe, qui me raconte, que le roi d'Angleterre a repondu sur le rapport que Robinson a fait sur son entretien à Prague avec le roi de Prusse: „Je Vous le pardonne, parceque Vous „ne m'avés pas nommé."

4me. A la cour, pour voir l'audience publique du nonce. Je dis à Könitz, qui m'avoit raconté que mon oncle avoit eû un coup d'apoplexie, en présence de Khevenhüller: „Mein Onkel wird noch lang leben, „wann der Teufel ſeine Feinde wird gehelet haben."

Visite à Robinson, avec lequel j'ai un entretien des plus confidens sur les cours de Berlin, Vienne Baviere et Saxe et sur les conjonctures actuelles. Il me dit: 1°. que le roi de Prusse pourroit jouer le plus grand role, s'il étoit capable de suivre un plan; 2°. qu'il a mandé à sa cour, que celle d'ici n'est plus à considerer comme une puissance, étant à la disposition de la France; 3°. qu'il a mandé à sa cour,

que Germania n'a point conseillé la guerre contre les Turcs; 4°. que le duc de Lorraine est à plaindre, n'ayant pas un seul homme de tête &c.

5me. Je dine chés Metsch °). Après la table j'ai avec lui un entretien sur l'affaire de mon oncle. J'emploie argumenta suasoria &c.

8me. A la cour. J'y reste jusqu'à la fin du service. Leurs Majestés me regardent avec attention.

9me. Je vais chés Metsch, lui expose tout: offre de mille ducats.

13me. Je pars pour Græz.

14me. J'y arrive après midi, descens chés ma tante, de là chés le commandant, ensuite chés mon oncle, auquel je parle en présence du Schloßhauptmann Schreibel. Il est fort attendri.

19me. De retour à Vienne.

Octobre.

6me. Visite à Scheuerer, qui me fait des confidences. 1°. La naissance d'une princesse détruit toutes nos esperances. 2°. La France nous amuse avec le reglement des confins près de Lille en attendant le cardinal crevera. 3°. Les ministres, qui ont servi sous trois empereurs, n'ont aucun crédit et sont obligés de craindre de petites gens. 4°. Sinzendorff n'a point conseillé cette guerre; cependant on ne lui en sait aucun gré. 5°. Sans le duc Königsegg seroit rappellé il y a longtems.

Visite au feldmaréchal Harrach, avec lequel j'ai un entretien d'une bonne demi-heure. Ego. „Mein „Onkel freut sich von Herzen über das E. E. übertra„gene Interims-Präsidium und hoffet dabey um so

°) Vice-chancelier de l'empire.

„leichter zu der so sehnlich wünschenden Endschaft zu ge-
„langen.“ Ille. „Meines Theils freue mich nicht sehr
„über diese Charge, bey welcher nichts als Verdruß;
„und wann mir Ihro K. M. wollten das rechte Prä-
„sidium geben, würde ich mich allerunterthänigst davor
„bedanken. Was Ihren Herrn Onkel anlangt, so habe
„ich jetzt mit seiner Sach gar nichts mehr zu thun, in-
„dem ich schon längst an Ihro K. M. alles übergeben,
„nemlich meine Fragspuncten und seine Verantwortun-
„gen. Dabey ist mir von Hofkriegsrath aus expresse
„verboten worden, weder meine, noch der übrigen Com-
„missarien gutächtlichen Meinung anzuhängen, weß-
„wegen nur simplement die Fragspuncten und des
„Herrn Feldmarschalls Auskünfte an J. M. übergeben.
„Allerhöchstdieselbe haben solches zu sich genommen,
„und als nach der Hand der Herr Feldmarschall an mich
„mit einem Schreiben ein Memorial an J. M. geschickt,
„ich aber damals krank war, so habe solches durch den
„Herrn General Cordua übergeben. J. M. hingegen
„mir darauf in Antwort befehlen lassen, ich sollte dem
„Herrn Feldmarschall wissend machen, wie Allerhöchst-
„dieselbe ehestens in der ganzen Sach Ihre Entschließ-
„sung zu fassen gedächten, wobey Sie mich sowohl qua
„Praesidem, als die ganze Commission auseinander
„gehen lassen, anbey befohlen, daß, wann in Zukunft
„der Herr Feldmarschall was anzubringen hätte, sol-
„ches nicht durch den Hofkriegsrath, weilen Herr Graf
„Khevenhüller darinnen das Interims-Präsidium führte,
„sondern immediate bey J. M. zu geschehen hätte.
„Ich habe dem Herrn Feldmarschall sofort durch den
„Hofkriegsraths-Secretarium Seppenburg die Eröff-
„nung thun lassen. Bald hiernach ist die Teufeley mit
„dem Tumult dazwischen gekommen, da man den Herrn

„Feldmarschall zu seiner Sicherheit auf das Schloß nach „Grätz bringen lassen. Seitdem habe ich nichts von „ihm gehört, als daß mir letzt der Hofkriegsrath Koch „auf mein Befragen gesaget, daß dem Herrn Feldmar„schall auf sein Verlangen und auf sein Risico erlaubt „worden, herunten in der Stadt zu wohnen.“ Ego. „Diese Resolution habe ich ihm selbst nach Grätz über„bracht, und sie ist auch in meiner Gegenwart voll„strecket worden, bey welcher Gelegenheit mir mein Onkel gerühmet die viele Gütigkeit und Geduld, so E. E. „während der Commission mit ihm gehabt, da er bey „seinem Unglück vor die größte Glückseeligkeit achtet, in „die Hände eines solchen gerechten Praesidis, als E. E. „sind, verfallen zu seyn, und nur beklaget, daß er „E. E. so viel Mühe und Verdruß verursachen müssen.“ Ille. „An Verdruß hat es mir freylich nicht gefehlet: „dann einmal war mir sensible, daß die Untersuchung „den Herrn Feldmarschall betroffen, und andern Theils „war ich gehemmet, in der Sach so zu verfahren, wie „ich gewünschet. Dann da man geglaubet, das Poli„ticum schlüge mit hinein, so hat man mir einen ge„wißen Hofrath Pelzer zugegeben: der hat die Frage„puncten nicht auf militärisch, sondern auf juristisch „eingerichtet. Da ist der Herr Feldmarschall sensible „gewesen, und hat die Sachen seiner Seits auch weit„läuftig gemacht: dann wann er z. E. heut auf einige „Puncte geantwortet und man hat ihm morgen seine „Antwort wieder vorgeleien, so hat er gemeinet, er „hätte sich nicht gut genug exprimiret und hat eben noch „einmal so viel dazu dictiret, dabey ich den Herrn ad„miriret, wie er ganze halbe Stunden wegdictiret, ohne „daß ein Wort unrecht, oder zweymal gesetzet wäre; „so daß ich den habilesten Schreiber defixire, es besser

„zu

„zu machen; und den andern Tag hat er uns noch et-
„liche Bogen nachgeschickt. Wann ich ihn nun gebeten,
„daß er durch dergleichen Weitläuftigkeiten sich selbst
„und uns aufhielte, so ist er einmal aufgefahren und
„hat mir gesaget: „E. E. müssen mir das nicht übel
„„nehmen: wann man mich um Ehr und Reputation
„„bringen will, so muß ich mich wehren.“ Folglich
„er immer sur le qui vive gewesen. Darauf habe ich
„ihn versichert, daß ich die Gedult nicht verlieren wür-
„de; er möchte es mir aber nicht imputiren, wann es
„länger währete. In der That kann ich ihm es nicht übel
„nehmen: dann wann man einen ehrlichen Mann trac-
„tirt wie ihn, so ist natürlich, daß man sich defen-
„dirt. Wann ich die Sachen bloß militärisch hätte trac-
„tiren und die Fragen machen dürfen, so hätte ich es
„anderst und kürzer wollen einrichten. Jedoch habe ich
„nicht gestattet, daß man ihn über die schändlichen
„Beschuldigungen de re pecuniaria und andere der-
„gleichen Dinge quästionirt, worüber man einen Ca-
„valier von seinem Rang nimmer befragen muß. Er
„wollte einmal sich deshalben verantworten; allein ich
„begegnete ihm, daß er warten möchte, bis ich ihm
„dergleichen zur Last legen ließe, welches er von mir
„nimmer erleben sollte. Ich bin ein ehrlicher Mann
„und ein Christ, und bedenke folglich meine Ehre und
„Seele und gedenke, wie mir's gefiele, wann mich in
„dergleichen Cas befände. Ich habe schon eine dergle-
„chen verdrießliche Commission am Rhein gegen den
„General Schmettau gehabt: der wird hoffentlich auch
„nicht Ursach haben, sich über mich zu beschweren.“
Ego. „Die Art und Weiß, wie E. E. mit meinem On-
„kel umgangen, wird Ihnen unendlichen Ruhm bey
„allen unpartheyischen Leuten und den Sagen ver-

1. de Seckendorff.

„zuziehen.“ Ille. „Wie ich Ihnen schon gesagt, so „habe ich mein und der Commission gutächtliches Vo„tum nicht geben dürfen; so viel aber habe ich gefun„den, daß Ihr Herr Onkel sicherlich aus Malice nicht „gefehlet. Das ist zwar wahr, daß er seiner Instru„ction in dem Stück nicht nachgelebt, daß er nicht ei„gentlich Kriegsrath gehalten, sondern die Diskurse vor „einen Kriegsrath hat wollen passiren machen; allein „das ist keine so coupable Sach. Es ist eine schwere „Sach, commandirender Feldmarschall zu seyn: der „Herr fordert öfters viel, welches in der Execution hart „fället. Der Herr Feldmarschall hat viel versprochen „und versichert, die Aspecten seyen so gut, als sie seyn „könnten.“ Der Ausgang ist nicht so gewesen, als „man vermuthet: das hätte eine Ahndung verdienet. „Ihro K. M. hätten ihn rappelliren können, so wie „Sie im Begriff gewesen, dieses Jahr den Graf Kö„nigsegg zu rappelliren. Herr Graf Seckendorf hätte „sich dieses müssen gefallen lassen, so wie wir würkliche „Feldmarschälle, Palffy, Willzegg und ich, uns ha„ben müssen gefallen lassen, daß J. M. vor unserer „ihm das Commando übertragen und dadurch der Welt „gleichsam zu erkennen gegeben, daß wir entweder Esels „oder schlechte Kerls seyn müssen. Allein mit solchem „harten Arrest gegen einen Feldmarschall zu verfahren, „ehe man ihm Verrätherey ꝛc. überzeugt, ist ein Spro„posito, welches ehrenrührig. Ich habe es gleich ge„sagt, wie ich hergekommen; aber da hat man das Po„liticum vorgeschützt und niemand wollen dazu gera„then haben, so wenig als zu dem saubern Rescript, „davon das ganze Ministerium nichts wissen will.“ Ego. „Und doch ist es re vera ergangen, und in der„selbigen Piece mein Onkel gelobt und gescholten wor-

„den.“ Ille. Wer es gemacht, weiß ich nicht; allein „loben mußte man ihn wohl, um dadurch sich zu recht„fertigen, daß man ihm zum Commando verholfen, „wiewohl der Herr Feldmarschall alle diese Elogen gar „wohl meritiret. Aber sagen Sie mir: wann man Ih„ren Herrn Onkel heut auf freyen Fuß setzet, wird er „damit zufrieden seyn und keine Satisfaction ratione „praeteriti verlangen?“ Ego. „Von seinem Herrn „verlangt er keine Satisfaction, als daß er seine Un„schuld erkennet und declarirt, und ihm seine Tage in „Ruhe und Ehre beschliessen lässet.“ Ille. „Wie soll „diese Declaration geschehen?“ Ego. „Durch ein „gleichmäßiges Rescript, wie das erste gewesen: so ist „er zufrieden, und wird gerne J. M. ratione futuri „wegen der Ihnen beygebrachten Besorgniß sicher stel„len, gleich ich J. M. jüngst geschrieben. E. E. hel„fen nur, daß die Sach bald zum End kommet.“ Ille. „An mich wird sie nicht mehr kommen: dann einmal „will man sie nicht pure militariter tractirt wissen und „zum Kriegsrecht ist sie ohnehin nicht qualificirt, und „andern Theils will das Politicum die Hände um so „mehr noch immer darein schlagen, als Ihnen bekannt, „wie man schon vor einigen Jahren Ihrem Herrn On„kel Schuld gegeben, als hätte er am Preußischen Hof „seine Instruction überschritten; da der Prinz Eugen „bey seinem Leben allezeit seine Partey genommen, und „da man seither die geheime Correspondenz abgefordert, „so hat der Herr Feldmarschall sich excusirt, daß selbi„ge auf weiß nicht welcher Herrschaft in Sachsen be„findlich, folglich ich glaube, daß die Sach allzeit durch „ein judicium delegatum und mixtum wird geendiget „werden.“ Ego. „An Extradition dieser Briefschaften „wird es sich nicht accrochiren, wann es J. M. befeh-

„len, und es wird ſich daraus ergeben, daß mein On„kel in keinem Stück Dero allerhöchſte Befehle über„ſchritten.“ Ille. „Enfin ich wünſche, daß es bald zu „einem guten End kommen möge, und ich dem Herrn „Feldmarſchall in vergnügteren Umſtänden dienen kön„nen; allein wiſſen Sie, wie unſer allergnädigſter Herr „iſt. In der Daun- und Caraffiſchen Sach habe ich „auch die Unterſuchung unter Praesidio des Landmar„ſchalls mit einigen Schriftgelehrten, dem Monte Sant„o, Alvarez und Puel, gehabt. Da mußten wir un„ſer Votum geben; da wir nun die beyden Feldmar„ſchalle vor ganz unſchuldig declarirten, ſo war es „nicht allerdings recht, maßen auf die Weiß der bisher„rige Arreſt und Ungnad nicht konnte gerechtfertigt wer„den.“ Ego. „E. E. helfen nur, daß mein Onkel in „ſeiner jetzigen Situation nicht beeinträchtiget wird!“ Ille. „Ich überlaſſe dieſes dem Hofkanzler, da er ſich „es einmal (da es der Khevenhüller nicht haben kön„nen) angemaßet, und mag nicht gerne in das Politi„cum, weil es dahin gehören ſoll, Eingriff thun ꝛc.

9me. A la favorite. L'empereur est de bonne humeur; dit des sottises.

13me. Je dine chés Knorr avec Bartenstein, qui est extrèmement amiable.

14me A l'assemblée chés Hartig. Bartenſtein und Knorr erſchrecklich freundlich.

17me. Chés Stahrenberg, pour lui présenter la lettre de mon oncle. Il me dit, „daß er ſehr wenig bey der Sach thun könne, weil ihm der Kaiſer nicht davon ſpricht.“

20me Visite à Tornaco, auquel je dis de grandes vérités, qu'il doit insinuer á Bartenstein. L'a-

prés midi chés Metsch: Sag ihm den Kauf wegen der tauſend Ducaten auf.

26.me. Je vois diner l'empereur en public avec les ambassadeurs. Metsch m'accable de caresses.

Novembre.

1er. Je parle avec Bartenstein de la décharge de mes papiers secrets et de l'oncle. Il me dit: „Ach, wir haben jetzt ſo viel andere Sachen ꝛc.“

6me. J'ai mon audience de congé de l'empereur, qui est très gracieux à mon sujet (er läßt mich bey ſich auf die Stufen ſteigen), mais inintelligible au sujet de l'oncle.

7me. Audience de l'Archiduchesse Marianne. „Wenn ich Euch was dienen kann, ſoll'ſ mich freuen.“

9me Audience de congé de l'Imperatrice. „E. „K. M. lege mich allerunterthänigſt zu Füßen, und „danke vor die allergnädigſte Audienz. E. K. M. iſt „allergnädigſt bekannt, daß mit J. M. des Kaiſers „allergnädigſter Erlaubniß in die Markgräflich. Anſba„chiſche Dienſte einſtweils übertrete. Da nun der Mark„graf mein Herr mir befohlen, die Würklichkeit der mir „verliehenen Geheimenrathsſtelle zu übernehmen, folg„lich die hieſige Reſidenz, an welcher mich Jahr und „Tag meinem unglücklichen Oehm zu lieb, anwiederum „zu verlaſſen, ſo erachte meiner allerunterthänigſten „Schuldigkeit zu ſeyn, E. K. M. fußfälligſten Dank „vor alle von Derſelben mir erzeigte allerhöchſte Gna„den während der vier Jahren, daß in J. M. des Kai„ſers allerhöchſten Dienſt geſtanden, abzuſtatten zu„gleich die Verſicherung meiner unverbrüchlichen, E. „K. M. aus dem Durchlauchtigſten Erzhauſe einmal „gewidmeten Devotion zu erneuern und an den Tag zu

„legen. Hinwieder erbitte und getröste mir zu allen „Zeiten E. K. M. unschätzbare Guad und Protection, „und würden E. K. M. mir und meiner betrübten Fa„milie davon kein überzeugenderes Merkmal geben kön„nen, als wann Dieselbe geruhen wollten, in einer ohnedem so lang gedaueren Sach, die zugleich J. M. „eigenes allerhöchstes Interesse, Justizruhm und aller„zarteste Gewissen betrifft, allerhöchstg. dächt Sr. M. „zu einer baldigsten und endlichen Resolution zu bewe„gen. Nächst Gott ist Niemand, als E. M. fähig, „des Kaisers Herz dahin zu lenken, weswegen mich „auch unterfange, E. K. M. das Duplikat des an des „Kaisers M. eingereichten Memorials fußfällig zu be„händigen." Réponse. „Ich wünsche Euch millien „Glück zu Euerer neuen Station, und kann es Euch „daselbst nicht anderst als wohl gehen, indem ihr sicher„lich daselbst mit nicht minder Eifer, Treu und Ge„schicklichkeit, als hier dienen werdet. Was zu Beloh„nung Euerer treuen Dienste thun kann, werde mit „Freuden thun. Es werden sich daselbst mehr als eine „Gelegenheit ergeben, um Euere Treue und Devotion „darzulegen, indem man vielleicht in Anspach nicht al„lezeit recht von der hiesigen Intention informiert. So„bald Ihr aber hinkommet, bin ich sicher, daß alles „wohl gehen wird; und was ich Euch in allen Fällen „dienen kann, das werde gewiß allezeit recht gerne thun „rc." Nb. De la requête elle ne touche pas le mot.

13me. Je pars de Vienne.

14me. J'arrive à Graez. Agréable surprise pour le maréchal et elle, qui ne m'attendoient pas si tôt.

25me. Arrivée à Münich à une heure du matin. — Le chambellan baron de Schurff mena premiere-

ment à l'audience des deux ainées des princesses électorales, également aimables, l'ainée par son esprit, son affabilité et ses manieres aisées, et la seconde par sa bonté plus qu'extraordinaire, combinée avec toutes les belles qualités de l'ainée. A midi sonné l'électeur parût. Son air vraiment majestuex, le feu et la vivacité de ses yeux, son maintien, ses manieres, le tout vous annonce d'abord un grand prince. Il me reçut avec dignité et grace. Je lui dis ce que je pensois véritablement à son sujet, savoir que j'étois dans la joie de mon cœur, de pouvoir assurer de mes très humbles devoirs un souverain également respectable par le haut rang, qu'il tient dans le monde, que par ses qualités personnelles, qui le faisoient regarder à juste titre par la plus saine partie de l'Europe comme le modele d'un prince parfait. Que dans mon particulier j'étois d'autant plus charmé de lui faire ma cour et que j'avois même fait expres ce voyage, parceque je savois, combien de cas S. A. Mgr. le Margrave, mon nouveau maître, faisoit de l'étroite rélation et amitié, qui subsistent entre S. A. E. et lui, desorte que je prendrois à tâche de cimenter de plus en plus cette heureuse union, afin de mériter parlà les bonnes graces de S. A. E. &c." L'électeur m'écouta avec attention et bonté et me témoigna, „qu'il étoit ravi de me voir à sa cour et très porté de convaincre le margrave mon maitre en toutes les occasions de sa véritable amitié."

27me. J'ai un entretien de plus d'une heure avec le barou d'Unertel, factotum de cette cour cy, dont je suis extrêmement charmé. C'est un original que ce ministre. Il se pique des manieres les plus simples et les plus unies, et avec cela c'est le plus fin merle

que la terre ait porté. C'est un homme de soixante et quelques années, consommé dans les affaires et qui a servi la maison de Baviere au delà de quarante ans, étant déjà sécrétaire du tems de l'administration imperiale. C'est dans cette époque qu'il a appris à connoître le fort et le foible du païs. Au retour de l'électeur défunt tout le monde crut qu'il feroit au-moins pendre Mr. d'Unertel. Mais ce prince, connoissant mieux son monde, n'en fit rien; bien au contraire il s'en servit utilement et l'éleva sucessivement aux charges de ministre de conférence et de chancelier, jusqu'à ce que l'électeur d'aprésent lui ait confié, depuis que le comte de Thörring est à Paris et que le comte de Preysing s'est démis du maniement des finances, la direction supreme de tous les départemens. Comme il n'est point de famille, il n'est gueres aimé de la noblesse de ce païs cy; mais il s'en soucie fort peu. Il va son chemin, suit le plan qu'il s'est une fois formé, et, maître absolù du secret, de la confiance et des archives de l'électeur, il dispose en même tems des états du païs par son frère, qu'il a sû faire élever à la dignité de Landschaftskanzler. Le baron d'Unertel, tel que je viens de le dépeindre, est rarement visible, toujours appliqué à son travail et à ses livres, il n'admet que ceux qu'il veut bien voir et les autres trouvent toujours visage de bois. Cependant il me reçut avec une affabilité infinie et avec toute la politesse, dont son caractère uni et ses manieres plates sont susceptibles. Il tâcha de me convaincre par toutes sortes de démonstrations, combien il étoit charmé de me connoître, combien de cas l'électeur faisoit de l'amitié et de l'union avec le margrave, [„daß

„der Anſpachiſche Hof ein vor Bayern recht geneigter „und lieber Hof wäre"] et que, si actuellement j'étois trop pressé de partir, lui Unertel feroit naitre le prétexte, pour que je puisse revenir bientôt, afin de me faire connoître le cas qu'il faisoit de moi &c. Je ne manquai pas de répondre à ces complimens; mais pour le faire parler sur les affaires, je lui fis des éloges au sujet de la promtitude, avec laquelle l'électeur avoit envoyé à l'empereur le corps auxiliare. Ceci flatta sa vanité, il entra là dessus dans un long détail et prit le ton d'un véritable premier ministre, pour me faire connoître, que c'étoit lui, qui étoit le premier mobile et l'unique auteur de cet évenement. Il est extrêmement drôle dans ses expressions et comme tous les aprèsmidis il s'y mêle un peu de vin et que cette fois ci il en avoit pris une plus forte dose qu'à l'ordinaire, il me dit entr'autres: „Was? Wann ich heunt J. M. den Kaiſer ſprächt, ſo „wollte ich ihn fragen, ob er ein Bayer oder mein Herr „ein Oeſterreicher wäre: dann ſeit vierhundert Jahren, „daß das Haus Habsburg in das Erzherzogthum ein„gedrungen, hat es ſich eilfmal mit Bayern verſchwä„gert. Was will man vor nähere Freundſchaft haben? „Nun, wenn mein Freund, wie es dort im Evangelio „heißt, um Mitternacht kommt und mich aufweckt und „um ein Laib Brod bittet, ſoll ich ihm dafür eine „Schlange bieten? Nein! da behüt mich Gott für! „Der Kaiſer verlangt unſere Truppen: Sobald er ſie „verlangt, geben wir ſie ihm, und ich habe das, was „unmöglich geſchienen, möglich gemacht, damit er in „der wenigen Zeit, die zur Campagne noch übrig war, „davon Dienſt haben könnte. Des Kaiſers Schuld iſt's „und nicht unſere, daß er ſie nicht früher verlangt.

„Hätte er auch, anſtatt der ſiebentauſend vierhundert „Mann, zwölftauſend, ja fünfzehntauſend Mann ver„langt, er hätte ſie auch haben ſollen, und eben ſo „geſchwind haben ſollen, als die ſiebentauſend: es wäre „in Einem hingegangen. Aber mir kommt vor: es „haben es in Wien einige gerne geſehen und andere „nicht. Aber daran kehren wir uns nicht; ſobald un„ſer Freund den Laib Brod verlangt, ſo geben wir ihn „und machen's nicht wie die Sachſen, die den ganzen „Sommer in Quartieren liegen und jetzt würklich auf „dem Rückmarſch begriffen ſind. Pfui! das heißt „Schlangen bieten. Wir machen's auch nicht wie die „Preußen, die am Rhein umgekehrt ſind. Das iſt „nicht großer Fürſten Werk. Es ſeind einige geweſen, „die gewollt haben, der Kurfürſt ſollte ſich politiſche „Conditiones ſtipuliren wegen der Succeſſion und „ſonſt. Das haben die Sachſen gethan: ich habe ih„ren ganzen Tractat und ihre geheime Conditiones. „Allein ich hab geſagt: „Nein, wie gehöret das hie„her?" Der Churfürſt hat alſo ſeine Truppen hin„gegeben ohne Condition, blos für den Sold, und „ich hab' in die Inſtruction vor den Minucci und die „andern Generals geſetzet, daß ſie ſich ohne Widerred „überall ſollen brauchen laſſen. So muß es ſeyn: „der Kaiſer zahlt die Truppen redlich, er iſt uns kei„nen Kreuzer ſchuldig; dafür ſoll und mag er ſie auch „gebrauchen. Sie haben jetzt gute Quartier bekom„men: darinnen werden ſich die hundert und etliche „ſechzig Kranken, die wir beym ganzen Corps haben, „leicht wieder erholen. Einige ſind mit den Kaiſerli„chen auf der Poſtirung geblieben, das iſt auch recht; „wann man ſie aber allein hätte da laſſen wollen, „das wäre nicht recht ꝛc." Je sondois ensuite

ce ministre, si l'électeur accepteroit le commandement en chef, si on le lui offroit. Il me répondit: „Erstlich wird es der kaiserliche Hof in Ewig„keit nicht thun, und wann es geschehete, so würde „ich als ein ehrlicher Mann meinem Churfürsten ra„then, solches nicht anders, als mit der Condition „anzunehmen, daß ihm der Kaiser zugleich das Com„missariat und Hofkammer untergebe: dann so lang „das nicht geschicht, welches wir beyde nicht erleben „werden, wird kein ehrlicher Mann mit Succeß kom„mandiren können. Dann die Victorien, so mein sel„liger Churfürst in Ungarn erfochten, kosten uns unser „gutes bayrisches Geld: dann wann es an etwas feh„lete, so schaffte es der Churfürst vor sein Geld an. Auf „die Art hatte der Kayser gut Krieg führen ꝛc. ꝛc." Ce discours seul peut suffire, pour faire connoître à peu près le caractere du baron d'Unertel.

29me. Je pars de Munich pour Auguste. Voici les découvertes que j'ai faites de Munich. Les personnes, qui composent le ministere de conférence de l'électeur sont selon leur ancienneté: le grand-chambellan comte de Thierheim, mort pendant on séjour à Munich, le grand-écuyer comte de Preysing; le général de l'artillerie et président du conseil de guerre comte de Törring et le chancelier baron d'Unertel. Cependant il s'en faut de beaucoup, que le crédit de ces messieurs soit égal, ou proportionné au rang qu'ils tiennent dans le conseil. Car il est à noter, que le comte de Törring, personnellement aimé de l'électeur par ce qu'ils ont les mêmes inclinations, a sû il y a quelques années trouver le moyen, en entrant aveuglement dans ses vues par rapport à la France, à damer le pion aux comtes de Thier-

heim et Preysing et à s'emparer de toute la confiance de S. A. E. C'est par le canal du comte de Törring que les liaisons entre le roi très-chrétien et la cour de Baviere ont été contraitées et entretenues. Son grand crédit a duré autant que l'étroite union de ce prince avec la France subsistoit. Le comte de Preysing, qui a élevé l'electeur et qui l'a accompagné dans tous ses voyages, en a été si piqué, qu'il s'est voulû démettre à différentes réprises de toutes ses charges. L'électeur ne l'en a détourné qu'avec bien de la peine en se servant du crédit que Madame l'électrice a sur son esprit, [le comte de Preysing ayant pour cette princesse des égards tout à fait particuliers] et en flattant sa vanité par le soin qu'il lui donna depuis peu d'élever le prince électoral en qualité de son premier gouverneur. Cependant l'électeur ne l'a pû retenir de résigner le maniement des finances. Pour revenir au comte de Törring il faut dire que l'époque de l'union entre la maison d'Autriche et celle de Bourbon a été celle du déclin de sa faveur. Car la France étant accusée d'avoir négligé et sacrifié dans les préliminaires avec l'empereur les intérêts de la Baviere par rapport aux prétendus droits de cette cour à la succession éventuelle d'Autriche, les ennemis et envieux du comte de Tœrring ont sû profiter habilement de cet évenement pour l éloigner de la personne de l'électeur, en le faisant envoyer à Versailles sous le prétexte plausible, qu'il devoit y redresser par son crédit et savoir faire le tort considérable fait aux intérêts les plus essentiels de la maison de Baviere. Le comte de Törring auroit eu mauvaise grace de s'excuser de cette mission. Il s'agissoit de soutenir l'ouvrage de ses mains et de prévenir un refroi-

dissement entier avec une cour, qui étoit son héroine. Il se fit donc charger de cette négociation, bien résolu de la finir aussi vite que possible. A peine fût il parti, que ses ennemis se lierent entr'eux pour ne le pas faire révenir de sitôt. Ces ennemis étoient de différentes especes. Ceux dans le ministere, jaloux de l'aveugle confiance que le maitre lui avoit donnée, souffroient volontiers, que le baron d'Unertel, quoique le derniet en rang, se prévaloit de sa grande expérience pour se mettre au timon des affaires. D'un autre coté la comtesse de Fugger, qui depuis le mariage de la Morawizka avec le prince Portia se trouve en possession des faveurs de l'électeur, ne souffroit qu'avec peine la présence de son oncle le comte de Törring, qui s'opposoit de vive force à son commerce avec ce prince. Voilà pourquoi il est aisé à croire, qu'aussitôt qu'elle vit éloigné ce turbateur de ses plaisirs et de son répos, elle fit tout au monde pour faire durer son absence autant que possible. Cependant le comte de Törring, bien informé de ce qui se passoit à Munich, employé de son côté à Paris le verd et le sec pour mener sa négociation à une prompte fin. Aussi fut il assés heureux, d'obtenir, il y a environ trois mois, une déclaration du cardinal de Fleury: „Comme quoi la France avoit crû plus avantageux pour les véritables intérêts de la maison de Baviere, de ne faire aucune mention dans les préliminaires et dans le traité avec l'empereur des droits éventuels de cette cour sur la succession d'Autriche, parceque cela n'auroit fait qu'allarmer avant le tems ce prince et les autres prétendans et puissances; mais que, le cas existant, l'électeur pouvoit et devoit compter, que la France rempliroit au pied

de la lettre ses engagemens contractés avec lui.“ Le comte de Törring, en faisant son rapport immédiatement à l'électeur, ajouta, „qu'il esperoit que S. A. E. seroit entierement contente de la réussite de sa négociation et le feroit revenir au plus vite à Munich, pour vaquer au maniement des autres affaires qui lui étoient confiées. En effet ce prince fut très satisfait du contenu de cette depêche et bien résolu, de rappeller son favori sans perdre du tems. Cependant il trouva à propos d'en délibérer encore auparavant avec le baron d'Unertel. Il se fit venir dans son cabinet et lui fit lui même lecture de la relation de Törring, en marquant sa joie et son applaudissement sur l'habileté de son ministre et la bonne issue de sa commission. Unertel, frappé intérieurement du succès inattendu de son antagoniste, cacha pourtant soigneusement sa surprise et demanda en grace à l'électeur, „de vouloir bien lui confier la dépêche du comte de Törring, afin de pouvoir la relire au logis avec attention et peser chaque parole de la rélation du cardinal, parceque, n'étant pas assés fort dans la langue françoise, il n'osoit pas dire sur le champ sa pensée sur une affaire d'aussi grande importance.“ L'électeur n'eût aucune peine d'accorder à son ministre une demande aussi juste. Unertel qui eût le tems de réflechir au parti qu'il lui convenoit de prendre, revint le lendemain chès l'électeur et lui dit avec sa franchise et hardiesse accoûtumée, en lui rendant la dépêche de Törring: „Comment, Monseigneur, Vous marqués tant de joie „de la déclaration du cardinal et tant de contentement de la conduite du comte de Törring, que „V. A. E. songe à le faire revenir sur ses pas? Ce-

pen-

„pendant il me paroit, Monseigneur, que Vous n'y „avés pas bien pensé. La déclaration en question „n'est rien moins que consolante ou satisfaisante. „L'emplâtre, que le cardinal prétend mettre sur la „playe qu'il nous a fait par son traité avec l'empe„reur, ne fait que l'ulcerer d'avantage. C'étoit là „la premiere occasion, où la France pouvoit satis„faire aux engagemens qu'elle a avec nous. L'empe„reur étoit dans la nécessité et il auroit du passer „par tout ce que la France auroit voulu. Cependant „elle nous oublie et nous sacrifie tout à fait et pré„tend nous consoler àprésent par de vaines espé„rances pour l'avenir. Non, Monseigneur, Vous se„riés fort mal conseillé si Vous vouliés Vous y te„nir; desorte que, si V. A. E. ne veut pas sacrifier „à jamais les intérêts les plus sacrés de sa maison, „Elle doit ordonner au comte de Törring de ne point „se contenter de cette déclaration, mais d'insister que „le cardinal fasse connoître dès à cette heure à l'empe„reur les engagemens que la France a avec V. A. E. et „qui ne sont aucunément combinables avec la garantie „de la sanction pragmatique. afin de porter S. M. I. à „trouver des expédiens pour satisfaire aux justes pré„tensions de la maison de Baviere. C'est là le point „principal de la négociation de Monsieur le comte „de Törring, et avant qu'il n'ait effectué ce que „je viens de dire, il n'a fait que l'eau claire, et si „j'étois à la place de V. A. E. je le ferois rester en„core dix ans à Paris, jusqu'à ce qu'il eût conduit „les affaires à ce point là. Car il n'y a que lui qui „le puisse effectuer par son habileté et par la con„noissance parfaite, qu'il a de la cour de Versail„les." L'électeur écoute avec attention la repré-

sentation de son ministre, elle fit de l'impression sur lui et il ordonna à Unertel d'expédier dans l'instant même de nouvelles instructions au comte de Törring, conformes à l'insinuation que je viens de rapporter.

Il est aisé à concevoir, combien ce coup imprévû doit avoir frappé Törring. Cependant on lui en a porté depuis encore deux autres, qui lui auront été dumoins aussi sensibles que le premier. L'un est la convention touchant le corps auxiliaire envoyé en Hongrie, par laquelle Unertel, empietant absolument sur le département militaire réservé à Törring, a disposé en véritable premier ministre, à l'exclusion entiere de Törring et de tout le conseil de guerre, des troupes bavaroises, pour lesquelles Törring devoit solliciter en France les arrérages des subsides, qui leur sont dues. L'électeur ayant appris par ses ministres à Vienne et par l'impératrice Amélie, comme quoi on le soupçonnoit d'avoir des émissaires à l'armée ottomane, Unertel a crû pouvoir profiter de cette occasion pour chagriner d'un côté Törring, anti-impérialiste juré, et pour faire suivre d'un autre côté son propre plan, qui consiste à mettre de jour en jour la maison d'Autriche dans de nouvelles obligations envers celle de Baviere, afin de les faire valoir en tems et lieu. Il a donc porté son maître à écrire de sa propre main une lettre à l'empereur, pour marquer à S. M., „combien lui étoient sensibles ces soupçons, si injurieux pour un prince catholique si étroitement allié par le sang à S. M. I., et que pour pouvoir s'en purger à la fois il ne tiendroit qu'à Elle, de mettre son attachement inviolable à l'épreuve en disposant de sa propre personne et de toutes ses troupes contre les infideles." Ce coup a réussi en partie et le discours qu'Unertel m'a tenû, confirme tout ce que je viens de dire.

Mais voici encore un autre évenement, qui mettra sans doute le comble aux chagrins du comte de Törring. Il est connû, que de tout tems la cour de Baviere a dirigé arbitrairement celle de Cologne. Il est avéré de plus, que c'est Törring qui a été le premier auteur et mobile de la disgrace de feu le

comte de Plettenberg, après que celui-ci avoit entrepris de faire conclure à son maitre une convention diametralement opposée à celle que Törring avoit négocié avec la France. Or voyant que par là il avoit aliené pour jamais de la maison de Baviere les chapitres en Westphalie, composés la plûpart des amis et parens de Plettenberg, il a crû pouvoir redresser cette faute en donnant à l'électeur de Cologne un autre premier-ministre, dont le parentage n'est pas moins puissant dans les chapitres. Pour cette fin il a choisi le comte de Fürstenberg, actuellement grand-maitre de l'électeur de Cologne esperant de pouvoir réconcilier parlà les esprits aliénés par le malheur de Plettenberg. L'affaire n'étoit pas mal imaginée; mais malheureusement il se trouva, après qu'on s'étoit déja engagé avec Fürstenberg; que ce n'est qu'un esprit très borné et rien moins que propre pour être premier-ministre. D'ailleurs on a fait après coup la réflexion, que le même comte, étant ecclésiastique lui même, pourroit fort bien après la mort de son maitre travailler dans les élections plûtôt pour soi même, que pour un prince de Baviere. C'est pourquoi qu'Unertel, profitant encore de l'absence de Törring, vient d'imaginer et de mettre en œuvre une autre idée, pour rédresser à la fois la double bévue qu'on a faites en faisant disgracier Plettenberg et en choisissant Fürsenberg pour son successeur. Voici cette idée. Il va encore déplacer Fürstenberg, ou plûtôt lui associer un autre ministre plus capable, en donnant à l'électeur de Cologne, avec l'agrément de la cour impériale, un nouveau grand-maitre et premier-ministre, savoir le baron de Plettenberg, jusqu'ici un des ministres plénipotentiaires à la diete. L'affaire est autant que reglée. Après la disgrace de feu son cousin Plettenberg étoit entré au service impérial et l'électeur de Cologne ne l'avoit plus voulû voir depuis. Cependant il vient d'être à Bonn auprès de S. A. E., dont il a été infiniment gracieusé et honoré d'un tête à tête de plusieurs heures dans son cabinet. Le baron de Bibra, commandeur de l'ordre teutonique, a été à Bonn en même tems que lui et c'est pour terminer entierement cette affaire, que

Bibra va entreprendre dans peu un voyage à Vienne. Ceci achevera selon toutes les apparences de faire enrager Törring, lequel cependant a encore beaucoup d'amis à Munich, qui profiteront apparemment de la mort de Thierheim, pour porter l'électeur à le faire revenir pour occuper sa charge de grand-chambellan, que Törring est en droit de briguer et de demander même. Il faut voir ce qui en arrivera.

Je pourrois amplifier considérablement les observations que j'ai faites à la cour de Munich; mais ce sera pour un autres tems lorsque j'aurai plus de loisir.

Decembre.

1er. J'arrive de grand matin à ma terre d'Oberzenn.

9me. Je vais à Anspach, où je soupe chés mon oncle *), qui m'effraye par le portrait qu'il me fait de la cour.

10me. Je me rens à Closter Hellsbronn chés le margrave. J'arrive en même tems avec les faucons de Suede. Gracieuse reception.

12me. Je dine à Reichenbach chés mon frere **). Le grand-marechal de Seckendorff y vient l'après midi. J'ai un entretien confident avec lui: il me rassure.

15me. Je reviens de Reichenbach à Anspach. Gracieuse réception de la margrave, in superlativo gradu.

22me. Je suis introduit dans le conseil privé. Meine Introduction und Verpflichtung geschiehet in præsentia Serenissimi, avunculi, der Herren von Zocha und Baumgärtner und des Geheimen Secretärs Schnell. Ich corrigire den Zocha im Lesen. Le soir je soupe à la cour. Admonition du grand-marechal, „mich auf Eine Seite nach meinem Rang zu setzen."

*) Président du conseil privé.

**) Gentilhomme de la chambre, depuis grand-veneur.